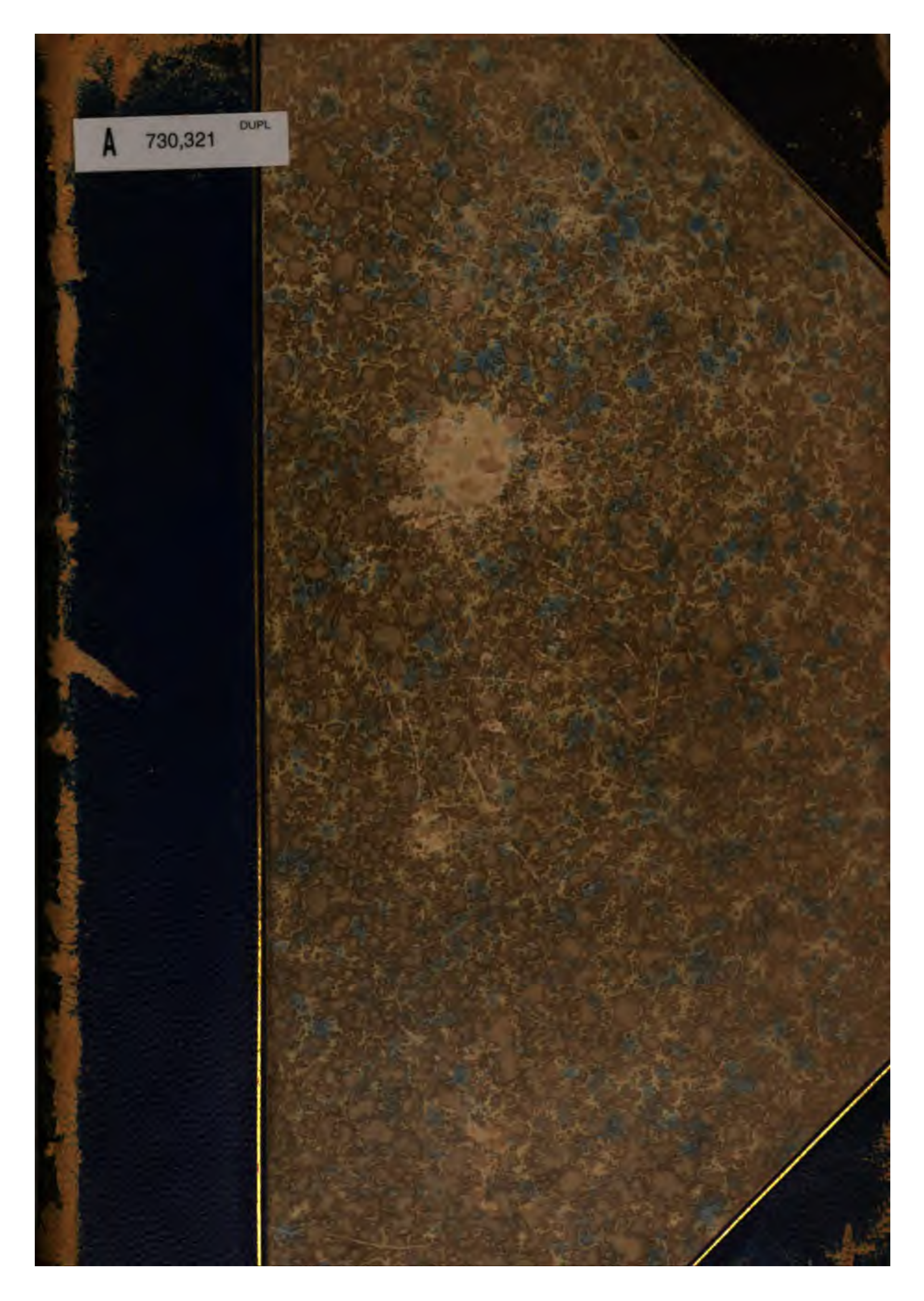
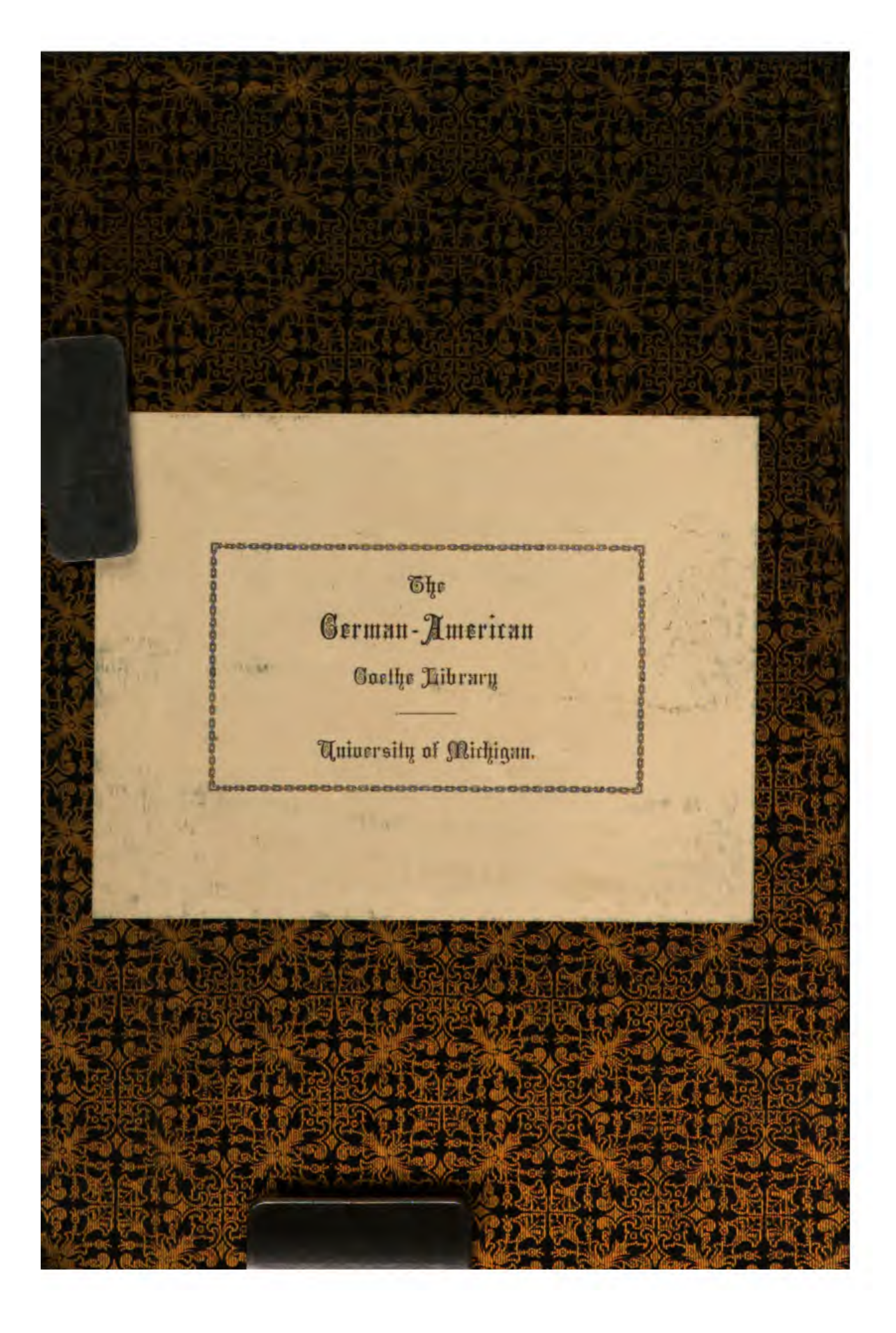


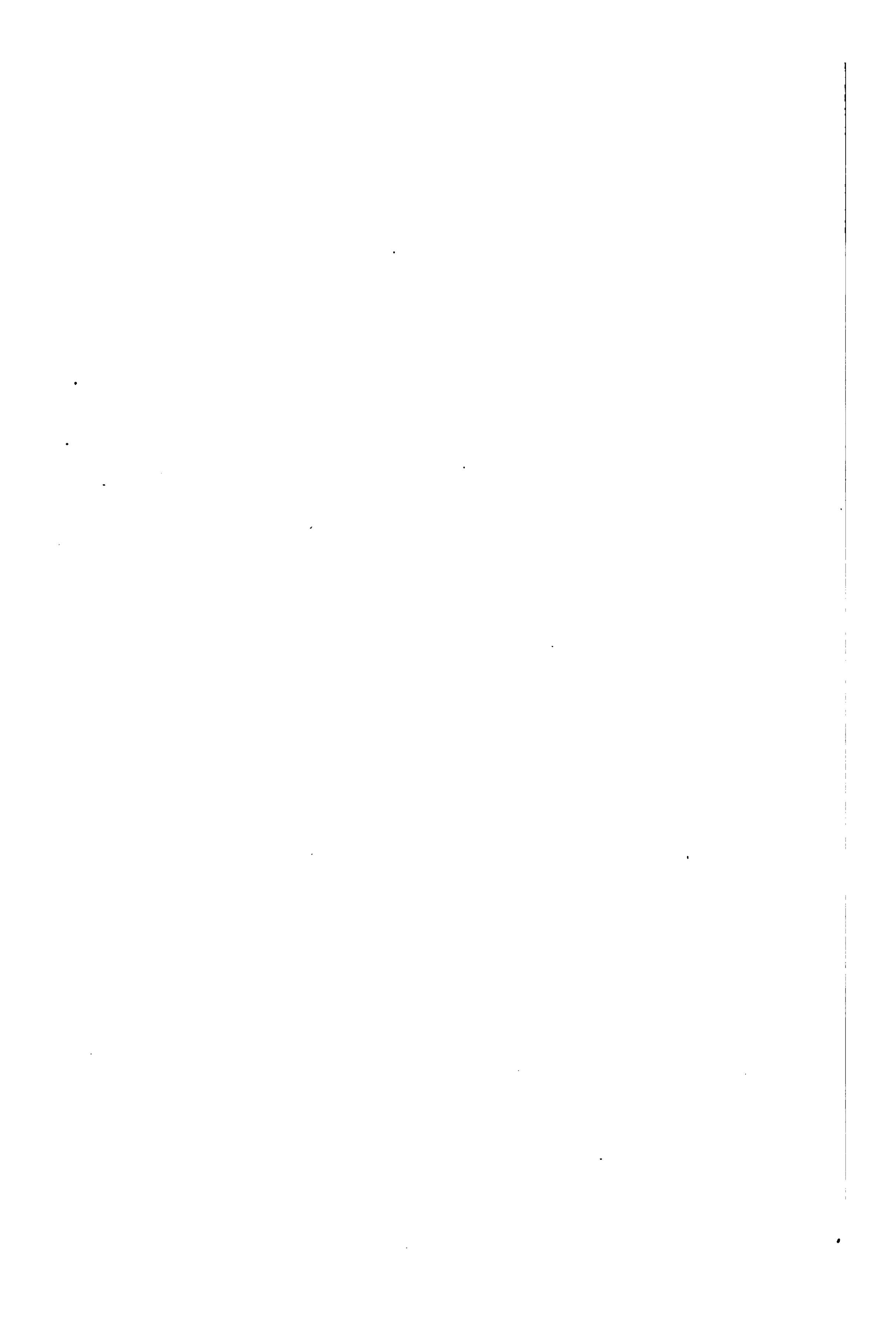

The
German-American
Goethe Library
University of Michigan.



Goethe

in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens.





Goethe

in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens.

Gesammelte Abhandlungen

von

Adolf Schöll.



Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung)
1882.

Weimar. - Hof-Buchdruckerei.

Jakob Henle

zum vierten April

1882.



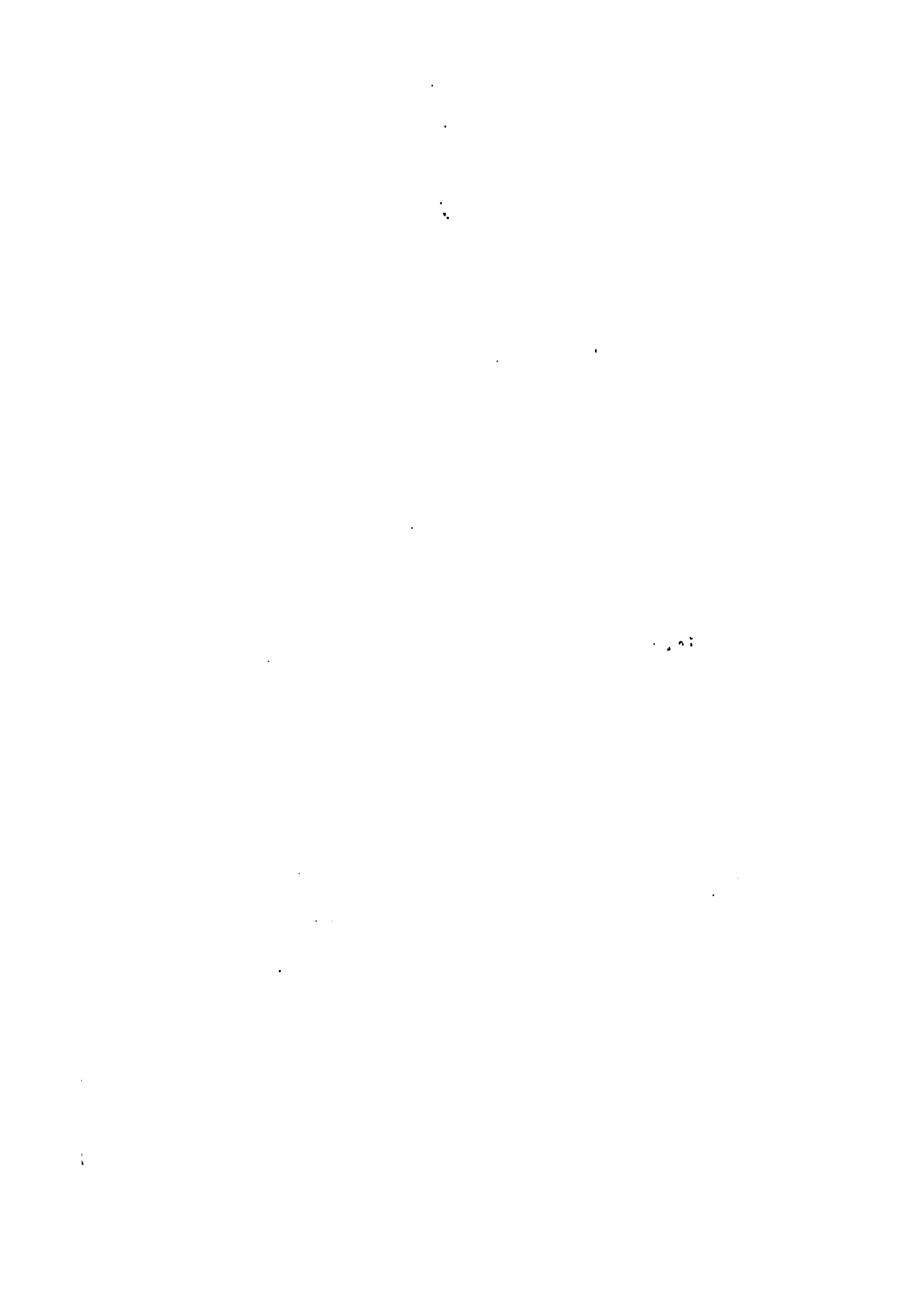


Inhalt.

(Die mit * bezeichneten Aufsätze waren bisher ungedruckt.
III erscheint in erweiterter Gestalt.)

		Seite
	Die Aufgabe	1
	Ueber Goethes Leben und Schriften von G. H. Lewes	4
*I.	Der junge Goethe. 1749 — 1778	25
II.	Ueber Goethes Geschwister	68
III.	Goethe als Staats- und Geschäftsmann	98
IV.	Goethes Verhältniß zum Theater	280
*V.	Goethes Tasso und Schillers Don Carlos	304
*VI.	Goethe und die Wendung der modernen Kultur	341
*VII.	Goethe in seinen Zeiten	368
VIII.	Ueber Goethes Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung	418
*IX.	Goethe und die französische Revolution	462
X.	Dichter und Eroberer	467
*XI.	Zu Goethes Stella	485
XII.	Ein verlornes Zauberspiel von Goethe	491
XIII.	Ueber Goethes: Das Neueste von Plundersweilern	517
*XIV.	Sendbrief an Doktor Hirzel in Leipzig	533
*XV.	Ueber Goethe-Autographen	543
	Register	567







Die Aufgabe.

Sich zum voraus über die Vermehrung des Büchergedränges zu entschuldigen, scheint bei einer Anzahl Aufsätze über Goethe doppelt nöthig wegen der Menge und Ausdehnung vorhandener, und doppelt schwierig wegen der ungleichen Denkart derjenigen, vor welchen man sich entschuldigen soll.

Goethe hat ein kleines, und er hat ein sehr großes Publikum. Das kleine hat von seinen Werken und von seinem Leben umfassende Kenntniß, liebt und studirt seine Gedichte und schätzt jede Betrachtung, die ihr Entstehen und ihre Bedeutung zu entwickeln dient. Befreundete aus diesem Kreis haben seit Jahren mich oft aufgefordert, Goethes Leben zu schreiben, und meiner Antwort, für die hohe Aufgabe seien meine Vorbereitungen und für die Hingebung, die sie fordert, meine Freistunden zu beschränkt, ehrende Vorwürfe entgegengesetzt. Vor diesem kleinen Publikum hab' ich zu entschuldigen, daß ich nicht leiste, was sie mir zutrauen. Sie finden im Folgenden einen Theil der besondern Abhandlungen zu Goethes Leben und Dichtung, die früher von mir an verschiedenen Orten erschienen sind und sie zu jener Aufforderung an mich veranlaßten. Sie finden sie aber theilweise erweitert und mit neuen Aufsätzen vermehrt. Ich hoffe, daß sie in dieser Zusammenstellung und Ergänzung nach verschiedenen Bezügen mich auf dem Wege sehen ihrem Wunsch entgegenzukommen, und für das, was an der Erfüllung fehlt, die bestimmte

Erkenntniß der Zielpunkte und Mittelglieder, die ich dafür bezeichne, als einigen Ersatz annehmen. Gelingt mir zu zeigen, was noch zu thun sei, und wie, um Goethes Leben und Kunst allseitig zu entfalten, so wird die Ausführung einem Nachfolger leichter werden.

Eine andere muß meine Entschuldigung vor dem großen Publikum sein. Diesem ist Goethe der berühmte Dichter, den man nicht umgehen kann, zu dem jeder Gebildete ein Verhältnis haben muß, ohne daß jeder gleichsehr geneigt wäre sich dies Verhältnis viel Zeit und Anstrengung kosten zu lassen. Lieber möchte Mancher glauben ihm schon Ehre genug erwiesen zu haben, und nun seine Leselust geschont sehen für andere und neuere Gaben, die ihm (sollte er's nicht sagen dürfen?) angenehmer und interessanter und selbst, wenn er sie nicht loben will, doch insofern bequemer sind, als er mit ihrer Abfertigung, wie der Annahme, im geläufigen Vorstellungs- und Umgangskreise bleibt. Ohne Ende auf Goethe hingewiesen, wieder und wieder über ihn belehrt zu werden, fällt beschwerlich. Ist denn der Dichter nicht oft genug gezeichnet in Handbüchern der Literaturgeschichte, in großen und kleinen, populären und gelehrten? Haben wir nicht reichlich Kommentare zu seinen großen Gedichten, Ausgaben mit Erklärungen von allen? Liegt nicht in Monographien und Uebersichten das biographische Material und die ästhetische Kritik ausgeführt vor?

Mit diesem größern Publikum möcht' ich's auch nicht verderben. Ich möchte aufrichtig mit ihm anknüpfen für seinen großen Dichter, und diese Absicht erstreckt sich auch durch die folgenden Darstellungen. Ich versuche ihm fühlbar zu machen, daß es durch einen Lesemarkt, der sich für praktischer, volksthümlicher, in frischerem Werden begriffen ausgibt und sich der ephemeren Kritik nach Länge und Breite bemächtigt hat, im Ganzen und im Verhältniß zu seinen echt nationalen Geistesgrößen demoralisirt ist. Ich möchte ihm sichtbar machen, daß es wirklich noch nicht genug von Goethe und von dem Werthe weiß, den Goethes Dichtergeist für unsre Bildung und Veredlung gehabt hat und für alle Zeit behaupten kann. Von dieser Senkung

unsrer Kultur und Entfremdung von ihrem besten Theil erfährt man längst und täglich auffallende Beweise, wenn man zusieht, was alles jetzt in der lebendigen Sittenwelt eine Zeit lang für bedeutend, poetisch, genial gelten kann. Ein Beweis davon, der sich unmittelbar auf Goethe bezieht, war mir seinerzeit der glänzende Erfolg, den das „Leben Goethes von Lewes" in Deutschland hatte.

Herr Lewes hatte ein paar Monate in meiner Nähe verweilt, und hatte mir durch sein angenehm gewandtes Wesen herzliche Freundlichkeit abgewonnen. Ich hatte ihm aus Goethes Leben manches minder Bekannte erzählt und ihn auf Verschiedenes aufmerksam gemacht. Als mir sein Buch zur Hand kam, erstaunte ich über die leichtfertige Art der Behandlung, die darin herrscht. Daß ihm etwas von Goethes Poesie und Charakter verständlich und erquicklich gewesen ist, konnte ich nicht hoch anschlagen. Das Große übt nothwendig irgend eine Wirkung auf jeden, der nicht eine verkümmerte Natur ist, und Herr Lewes war geübter Schriftsteller genug, um, was ihn bewegt, unterhaltend sagen zu können. Daß er jedoch für das Tiefste in Goethe und für die große Folgerichtigkeit und Harmonie seiner Schöpfung kein Organ, von der Geschichte des deutschen Geistes keine Kenntniß, für eine durchdringende Kritik keinerlei dialektische Schule hat, das fand ich zwar bei einem jetzigen Engländer und einem, der seine Studien als frühzeitiger Belletrist nur desultorisch und immer flugs vom Lesekabinet und Club in die Feder gemacht, gar nicht verwunderlich. Nun aber einen so Leichtgerüsteten über die sinnvollsten Dichtungen mit der entschiedensten Kennermiene die gröbsten Laienurtheile vortragen zu sehen, das mußte mich beleidigen. Und wie ward er in Deutschland aufgenommen? Nicht etwa mit dem Wohlgefallen, daß ein Ausländer ein solches Interesse an unserm Klassiker gewonnen und lebhaft bethätigt, nicht etwa mit Schonung der am Fremden entschuldbaren Unwissenheiten und Mißverständnisse des Unsrigen und mit Behagen an Dem, was er aus natürlicher Empfindung und heiterem Temperament gut sagt neben Dem, was er mit gleicher Herzhaftigkeit Unwahres und Unbegriffenes herausplaudert; wie man einem

Studenten mit Vergnügen zuhört, der sich um etwas Wahres radotirend herumbewegt. O nein! Es ward nach dieser Darstellung von Goethes Leben und Schriften gegriffen, als hätten wir noch gar keine, wenigstens keine so treffende. Es ward in zahlreichen Anzeigen Nichts erinnert von den Unrichtigkeiten der Schilderung, der kecken Oberflächlichkeit der Kritik, vielmehr nachdrücklich versichert, Herrn Lewes zuerst hätten wir eine ebenso gründliche als lebendige Belehrung über unsern Dichter zu danken. Das mußte mich als Deutschen mit Scham erfüllen. Ungern genug, weil ich's endlich nöthig fand, gab ich im Weimarer Sonntagsblatt vom 13. und 27. Dezember 1857 (S. 473 ff. 493 ff.) Nachweisungen der falschen, seichten, sich widersprechenden Bestandtheile dieses gepriesenen Werks.

Ist dies Urtheil über Lewes' Buch haltbar, so folgt, daß die vielen deutschen Leser, die sich ihm so unbedingt hingaben, in der That noch zu wenig von Goethe wissen und einer bessern Belehrung über ihn noch heute bedürfen, um so gewisser, als weder meine Belege seines Leichtsinns, noch die zahlreicheren, welche Düntzer zusammengestellt hat, das Ansehen des falschen Propheten erschüttern konnten. Fortgehend ist seitdem sein Buch bei uns verbreitet und empfohlen und wiederholt aufgelegt worden.

So mag denn auch hier zunächst die frühere auf den ersten Band seines Werkes bezügliche Kritik, von der ich nichts zurücknehmen kann, eine Stelle finden.

Ueber Goethes Leben und Schriften von G. H. Lewes.

473 Wir erlauben uns ein spätes Wort über ein Buch, dessen Aufnahme in Deutschland bereits entschieden ist. Wir sind aber auch weit entfernt, die Bekanntschaft mit dem Buche eröffnen zu wollen; es ist gerade die Thatsache der Aufnahme, die es uns merkwürdig macht. In den gelesensten ästhetischen Zeitschriften, die wir haben, ist es gleich Anfangs als etwas ganz Ausgezeichnetes begrüßt worden, zum Beweise, wie wenig Goethe wirklich gekannt ist von den Wortführern unsrer Literatur, deren gewissenhafte Beschäftigung mit den Erzeugnissen der Gegenwart ihnen in der That keine Zeit übrig läßt, unsere Klassiker kennen

zu lernen. Der Uebersetzer des Herrn Lewes, Herr Dr. Frese, berief sich auf diese so bedeutende Anerkennung und den Vorzug dieser Biographie, da jene von Viehoff nur Materialiensammlung, das Werk von Rosenkranz zu philosophisch construirend sei, das Buch des feinsinnigen Schäfer doch der lebensvollen, kräftigen Erfassung einer Persönlichkeit, wie die Goethes ist, und der Frische der Darstellung, die ein solcher Gegenstand verdient und erfordert, ermangele. Im Widerspruche mit diesem behaupteten Unterschied der Auffassung haben Schäfers Freunde mehrfache Uebertragungen aus Schäfer bei Lewes dem Rückübersetzer als Nachdruck zum Vorwurf machen wollen. Durch eine Reihe Blätter ging die Neuigkeit von Entdeckungen, die erst dieser Engländer im Leben des deutschen Dichters gemacht habe, bis die Nachweisung folgte, daß die englischen Entdeckungen seit 5 Jahren in deutschen Büchern zu lesen sind.

Es ist indessen, um beim Material anzufangen, nicht zu leugnen, daß diese Schrift Einzelnes von Anekdoten oder Schilderungen enthält, was in vorhandenen Schriften über Goethe nicht zu finden war. Doch hat Herr Lewes auch dies nicht etwa durch eine eigenthümliche clairvoyance aus dem Londoner Nebel heraus entdeckt, sondern, wie sehr begreiflich, sich von Deutschen erzählen lassen. Er war wiederholt längere Zeit [474] in Deutschland, er hat, unmittelbar vor der neuen Ausgabe seiner Biographie, in unsern Städten, in den Kreisen von Literaturkennern und bei solchen Personen verweilt, die in engerer Verbindung mit Goethe und mit der Tradition aus seinem Leben gestanden; er hat uns in Weimar und anderswo Andern Quellen-Nachweise und Erzählungen abgefragt. Dies wäre nur als ein verdienstlicher Sammelfleiß zu rühmen, hätte er das neue Material richtig aufgefaßt und das Gesammelte im historischen Sinne verknüpft. Er hat es flüchtig aufgegriffen und mißverstanden, unordentlich ausgeschüttet, mit übertreibender und entstellender Anwendung verbraucht. Ins Einzelne seine Leichtsinnsfehler zu zeigen, würde unerquicklich weitläufig werden. Ein Paar Beispiele.

Herr Lewes war in einem Gespräche über Goethes Verhältniß zu Lavater aufmerksam gemacht worden auf den persön-

lichen Zauber, den Lavater auf ganz verschiedene Menschen übte, und unter den Zeichen hiervon waren die bekannten schwärmerischen Zeilen beigebracht worden, mit welchen die Marquise Branconi ihre Strumpfbänder an Lavater schickte. Zur Charakteristik Lavaters erzählt Lewes die Sache gerade umgekehrt: (G. L. und S. übersetzt von Frese I. S. 229): „So schrieb er (Lavater) an die reizende Gräfin Branconi: „„O Du Geliebte fürs Leben, Seele meiner Seele! Dein Taschentuch, Deine Haare sind mir, was meine Strumpfbänder Dir sind““ und in dem Ton weiter. Von einem Geistlichen an eine verheirathete Frau [was, beiläufig bemerkt, die Marquise nicht war, sondern gewesene Freundin eines Herzogs] ist das, wird man zugeben, ein wenig stark!“ u. s. w. Von einem Historiker, der so oft die Genauigkeit des Besondern zur Schau trägt und, kann ich versichern, niemals, wo sie ihm nicht durch Forschungen Anderer auf die Hand gelegt war, ist das auch ein wenig stark. Ein Anderes. In der Zeichnung des Kammerherrn von Einsiedel heißt es S. 279: „Charakteristisch unter seinen Tollheiten ist das Abenteuer mit der Frau von Werther, die sich für todt ausgeben und eine Puppe an ihrer Statt begraben ließ, während sie selbst mit Einsiedel nach Afrika ging.“ Aber das war nicht der Kammerherr von Einsiedel, sondern sein Bruder, der Bergrath und Naturforscher, und das hätte Herr Lewes in mehreren der Bücher, von welchen er öfteren Gebrauch gemacht hat, finden müssen, wenn er anders als flüchtig, und nicht mehr nur mittelbar als unmittelbar aus ihnen geschöpft hätte. Kurz vorher steht, der Kammerherr sei „verrufen gewesen wegen seiner tollen Streiche“, ein Ruf, den er nur bei Herrn Lewes hat; allein das gehört einmal zur Manier des Feuilletonisten, daß er linde Schattenstriche, die er in den Quellen erblickt, gleich in tüchtige Freskokleckse übersetzt; an solchen dicken Ausdrücken weiß doch die große Totalhälfte des Lesepublikums, längst entwöhnt einem feinen Zusammenhang zu folgen, gleich was sie hat, und wegen solcher Beefsteaks rühmt sie dann die Tiefe der Auffassung. Auf demselben Blatt wird Bode „der Uebersetzer des Cervantes“ genannt, den nicht Bode übersetzt hat, sondern Bertuch, dessen Lewes unmittelbar daneben erwähnt; ein deutliches

Zeichen, wie die „Auffassung" bei Lewes mit dem Bleistift, nicht mit den Gedanken gemacht ist, und die nachher gemachte „lebensvolle Darstellung" unbesorgt die Bleistiftnotizen durcheinander warf. Wieder ein Blatt weiter wird Karl August charakterisirt, natürlich in derselben Manier, ohne irgend einen konkreten Begriff des Geschilderten, die zusammengewühlten Notizen mit saftigen Prädikaten und derben, einander widersprechenden Kategorieen zu würzen. Flugs aneinandergehängt bilden diese Charakteristik ein einseitig dargestellter Zug aus dem Jahre 1801, dann eine halbscherzhafte Aeußerung Goethes über die Stimmung des Herzogs 17 Jahre früher, dann eine eigene, 26 Jahre frühere Aeußerung des Herzogs (aus seinem ersten Regierungsjahr, kurz nach Goethes Ankunft in Weimar). Nachdem Eingangs das Militärleben des Herzogs erwähnt war, das erst Ende der 475 achtziger Jahre eintrat, und sein zehn Jahr späteres Verhältniß zu Frau von Heygendorf, reiht sich jetzt an die Berührung der Ilmenauer Bergfahrten und Lustbarkeiten (15 Jahre vor dem Militärleben) die Berufung Fichtes (20 Jahre nach jenen Jugendabenteuern); worauf eine Stelle aus Eckermann abgeschrieben, und konkludirt wird: „So war Karl August nach den Briefen jener Zeit und nach den Berichten derer, die ihn kannten." Daß in 20, 30 Jahren, vom Jünglingsalter angefangen, die Neigungen eines Menschen wechseln, daß eine Entwickelung des Charakters stattfindet, zumal bei einem Karl August, von dem Goethe sagte, er entwickle sich unglaublich schnell, daß man sein Seelenbild nicht aus einem halb Dutzend Momenten zusammensetzen kann, die man hin- und herfahrend zwischen seinem 55sten und 22sten Jahr durcheinander laufen läßt, davon weiß die lebensvolle Darstellung des Herrn Lewes nichts.

Wie sollten wir sie besser finden, wo historische Verhältnisse und allgemeinere Zustände in Betracht kommen? Um das Aufsehen zu erklären, das Goethes Einführung in den geheimen Rath 1776 erregte, wird (S. 290) eine Aeußerung des Königs von Baiern und das besondere Verhalten Friedrich Augusts von Sachsen in Vergleichung gebracht, Vorkommnisse aus dem folgenden Menschenalter. Das Aufsehen selbst, das Goethes

Ernennung machte, ist mit großer Willkürlichkeit gemalt (S. 289): „Weimar war wie vom Donner gerührt. Schon die Gunstbezeugungen gegen Wieland hatten zu reden gegeben; aber diese Erhebung eines Frankfurter Bürgerlichen erregte die ernstlichsten Besorgnisse. Ein Dichter ohne Von vor seinem Namen, der mit den Geschäften nicht bekännt, dessen Leben nichts weniger als über allen Tadel erhaben war, sollte plötzlich über alle wahlberechtigten Bewerber emporsteigen! . . So murrte der entrüstete Hof. Das Murren ward endlich vernehmlich und fand seinen Ausdruck in der Form eines Protestes". . Sehr lebensvoll dargestellt; aber nicht wahr. Den Protest hat Herr Lewes ohne Schwierigkeit selbst gemacht. Das Murren war nicht das des Hofes, sondern einiger Beamten, welche die Bedingungen und Stufenfolge der Beförderung im Staatsdienste aus begreiflichen Gründen festgehalten wünschten. Daß der Mangel des Von vor Goethes Namen den Anstoß gegeben, weiß nur Herr Lewes, weil er nicht weiß, daß es vor Amalia, unter Amalia und unter Karl August bürgerliche Geheimräthe in Weimar gab. Der Hof war insofern unbeeinträchtigt als Goethe keine Hofcharge erhielt, und er war so wenig befremdet, geschweige entrüstet über des Günstlings längst vorausgesehene äußere Befestigung, daß er vielmehr, da nicht das Anerbieten, sondern des Dichters Annahme zweifelhaft war, gern sich jeder Liebenswürdigkeit, die ihn festhalten konnte, befleißigte, theils gemäß der Sitte jedes Hofes, nach den Neigungen des Fürsten sich blind zu richten, theils aus eigener aufrichtiger Anerkennung des Genius und williger Betheiligung an dem gemüthlich aufgeregten Ton des neuen Lebens. Herr Lewes hat ja selbst (S. 285 f.) Knebels Worte angeführt: „Goethe ging wie ein Stern in Weimar auf; jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen." Dieser „Jedermann" war der Hof; diese Damen die des Hofes; denn das war die Gesellschaft, in der die Schriften des jungen Doktors bereits Bewunderung gefunden hatten, bei der er angekündigt, mit neugieriger und schwärmerischer Spannung erwartet war, die ihn nach dem unverhehlten Willen des Fürsten gewinnen sollte, den Ankommenden mit Triumph empfing und den bald Einheimischen

mit Fäden augelegentlicher Freundlichkeit und persönlicher Zuneigung umspann. Vom komplimentenreichen Hofmarschall Klinkowström bis zu den Kammerjunkern hatte niemand in diesem Kreise Grund oder Lust, gegen den neuen Legationsrath zu murren oder gar zu protestiren.

Aber die ganze Vorstellung von den Adligen Weimars und ihrem exklusiven Wesen hat Herr Lewes aus eben dem Bunde von Oberflächlichkeit und zuversichtlichem Dreinfahren, der ein Grundzug seines Werkes ist, sich selbst erzeugt. Worauf er sich stützt, sind ein Paar an sich gewichtlose Aeußerungen Schillers in einem Brief an Körner, die erklären sollten, daß für Schiller der Adelsbrief, den er ungesucht erhalten, doch nicht ganz ohne Werth sei. „Es ist immer ein Vortheil, sagt Schiller, daß man von Nichts ausgeschlossen ist. Denn das fühlt sich in einer kleinen Stadt doch zuweilen unangenehm, während man in einer größern gar nichts davon gewahr wird.“ Man kann sicher glauben, daß dasjenige Ausgeschlossensein, welches allein hier verstanden werden kann, von allen unangenehmen Empfindungen, die in Schillers damaligen Verhältnissen ihn berühren konnten, die geringste war. Denn es kann sich dasselbe nicht auf die Hochachtung, die Rücksicht des Betragens, die Umgangsoffenheit der Vornehmsten für Schiller beziehen. Alles das hatte er im vollsten Maße. Es kann sich nur auf die eigentlichen Cour-Tage beziehen, wo alle Adligen und nur sie empfangen wurden; und so mag man sich etwa den Fall imaginiren, daß ein hoher Durchreisender, den zu sehen für Schiller von Interesse gewesen wäre, nur bei einer Cour in Weimar flüchtig verweilt hätte; da es denn Schiller etwa unangenehm empfinden konnte, ohne besondere Einladung nicht in diesen Kreis treten zu können. Uebrigens sah und sprach er den Herzog häufig in traulichen Gesellschaften, in wahrhaft freundschaftlichem Umgang und kam nicht selten zur Herzogin, die ihm große Hochachtung zollte und seine Gedichte, die er ihr vorlas, wie sein Gespräch ungemein schätzte. Zum Personale der regelmäßigen Cour, die nicht eben im Ruhm der Kurzweiligkeit steht, nicht zu gehören, empfand Schiller mit nichten unangenehm; vielmehr, als er geadelt und

476

nun von der Herzogin zu den Couren geladen war, verbat er in einem Briefe, den wir gedruckt haben,*) seine Theilnahme an denselben, da es seinen Wünschen hinreichend und in höherem Grade entspreche, wenn ihn die Herzogin wie bisher von Zeit zu Zeit bei sich sehe. So wenig man also hieran ein Zeichen für die schroffe Bevorrechtung des Adels in Weimar erblicken kann, so wenig wird ein billiger Verstand befremdlich finden, daß in dem Hoftheater einer kleinen Hauptstadt die zur Hofgesellschaft gehörigen und eben darum unter sich näher bekannten Personen auf der einen Seite beisammensitzen, auf der andern die ebenso unter sich bekannten Bürgerlichen. Die Erhebung Herders in den Adelstand vor jener Schillers war ganz frei von der Absicht, seiner Stellung zur Gesellschaft in Weimar eine Steigerung zu geben, die sie nicht nöthig hatte. Für einen seiner Söhne war es wünschenswerth, ein Gut im Bairischen zu erwerben, welches nach Landesgesetz nur in die Hand von Adligen kommen konnte. Um dies Hinderniß zu heben, machte sich der Kurfürst ein Vergnügen daraus, dem Vater Herder ohne sein Gesuch das Adelsdiplom zu ertheilen. Diejenigen in Weimar, die mit Herders Familie nicht gut standen, schoben den Hintergedanken unter, es sei darauf abgesehen gewesen, die Familie courfähig zu machen, und weil dem kurfürstlichen Adelsbrief Herders diese Kraft für den Weimarischen Hof nicht eingeräumt wurde, wohl aber dem kaiserlichen Schillers, den der Herzog selbst veranlaßt hatte, stellten sie diesen Erfolg als eine Demonstration gegen Herder dar. Schiller selbst, der damals einigermaßen Herders Antagonist und persönlich ihm entfremdet war, erhielt bei seiner geringen Theilnahme an der größern Gesellschaft durch Andere dieselbe falsche Vorstellung von der Absicht der Standeserhöhung Herders und spricht sie in jenem Briefe an Körner aus. Man untersucht nicht alles auf der Goldwage, was man im Lauf der Stunden einem vertrauten Freunde hinschreibt. Aber wo in einem flüchtigen Blatt eines

*) Briefe von Goethe u. s. w. an Friedr. v. Stein (Leipzig, Weidmann 1846): Beilagen S. 174 f.

großen Mannes auch einmal ein Klatsch mit unterläuft, kann man sicher sein, daß gerade dieser potenzirt wird von den „tiefen Auffassern“ des herrschenden Literaturgeschmacks. Also lesen wir bei Lewes: „Um die Herrschaft des Hofes über die Stadt in ihrer ganzen Bedeutsamkeit zu würdigen, muß man sich erinnern, daß selbst ein so entschiedener Demokrat wie Herder seinen mehr als zweifelhaften (!) pfalzgräflichen Adel geltend zu machen suchte, um Zutritt bei Hofe zu erlangen.“ Der wahre Anlaß von Herders Adelung steht längst in seinen Biographieen. Daß er und seine Frau von seinem ersten Eintritt in Weimar an, 25 Jahre vor seinem Adel, Zutritt bei Hofe hatten, er immerfort und fleißig mit dem Herzog und beiden Herzoginnen war, nicht nur in Einzelaudienzen oder in Gesellschaften zu Tiefurt, Ettersburg, Belvedere, sondern an der Hoftafel in Weimar Mittags und Abends, bald im engern Zirkel, bald in Assembleen und wenn Nachbarfürsten zu Gast waren, ist aufs reichlichste zu belegen aus der Menge von Briefen, Mittheilungen, Schilderungen jener Jahrzehnte, die uns langeher gedruckt vorliegen. Wer dessen ungeachtet jene Aeußerungen Schillers dergestalt mißverstehen und so völlig unwahr generalisiren kann, wie will uns der glauben machen, er habe sich das Leben jener Zeit vergegenwärtigt und die Urkunden davon studirt? — Ohnehin sagt Schiller selbst in jener ganz gelegentlichen Aeußerung: Was ich davon in Erfahrung brachte (denn an der Quelle selbst konnte ich freilich nicht nachfragen) ist dieses;“ und giebt dann noch andere Gesichtspunkte, mit der Zwischenbemerkung, für seine Frau habe sein Adel einigen Vortheil, für seine Kinder könne er ihn mit der Zukunft bekommen, für ihn selbst freilich sei nicht viel dadurch gewonnen. In der lebensvollen Darstellung des Herrn Lewes heißt dies (S. 271): „daß sich Schiller, um nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein, in der seine Frau zu erscheinen berechtigt war, nicht ohne Bitterkeit und Klagen über die Unkosten der zweideutigen Ehre unterwarf.“ Auch noch Bitterkeit und Unkosten! Das Wappen kostete ja dem Dichter keinen Heller. Es war das Diplom seiner Anstellung in Jena, als Professor, 13 Jahre

477

früher, wofür Schiller mit begreiflichem Verdruß, da es ihm keine Besoldung zuwies, Gebühren über Gebühren an die Kanzleien der Herren Nutritoren zahlte. Auf solcher Verwechslung und solchen Mißverständnissen beruht die Sicherheit, mit der Lewes (S. 270) ausruft: „Der Hof! das war der Mittel- und Gipfelpunkt des Weimarischen Ehrgeizes. Adlig oder nichtadlig? das war die Frage. Hoffähig oder nicht? darin lag Seligkeit oder Verdammniß. Wer ein Von vor seinem Namen schrieb, der war Etwas; ohne das magische Von, wenn man auch Goethe, Schiller oder Herder hieß, war man Nichts."

Dies ist grobe Unwahrheit. Der ganze Punkt hat die Wichtigkeit nicht, die Herr Lewes ihm giebt. Denn man kann hochgehalten sein von seinem Fürsten und angesehen in Amt oder Geisteswirksamkeit, ohne hoffähig zu sein. Aber es war nicht so in Weimar; alle die Genannten waren mit Auszeichnung behandelt von der ersten Classe, aufgenommen in die Hofgesellschaft nicht nur, sondern auch geehrt durch die Freundschaftsbezeigung des Herzogs und der Herzogin lange bevor sie geadelt waren; wie nicht minder Wieland schon vor ihnen und bis zu seinem Tode, ohne daß er geadelt wurde. Der großen Dichter zu geschweigen, ist es ja notorisch, daß Kraus, Bertuch, Musäus, Bode, H. Meyer, verschiedene Gelehrte aus Jena und überallher, alle unbeschadet ihrer Bürgerlichkeit an der Hofgesellschaft Weimars theilhatten und meist durch viele Jahre in den freundlichsten Beziehungen fortwährend mit ihr verkehrten. Die Beweise davon begegnen einem bei jedem Schritt, wenn man an der Hand der Erinnerung jene Tage durchläuft. Statt dessen wird von Herrn Lewes, um sich in banalen Tiraden zu ergehen, eine krasse Exclusivität des Weimarischen Hofs erdichtet und „ein armer, stolzer, unwissender Adel, eifersüchtig auf seine kleinen Vorrechte, für den der Hof dasselbe ist, was für den Calvinisten die Gnade." Dergleichen Schimpfen auf den Adel mag in eine Kneipe passen, in eine Lebensbeschreibung Goethes nicht, zuerst und zuletzt darum nicht, weil es keinen Grund hat. Arm zwar
478 können Karl Augusts Kavaliere im Vergleich mit Albions Tories füglich alle genannt werden, ein solcher Stolz aber nebst Un-

wissenheit und kleinlicher Eifersucht ist nicht an ihnen zu bemerken. Wir dürfen glauben, daß der Kammerherr v. Einsiedel oder H. v. Knebel in keine Verlegenheit würden gekommen sein, wenn sie von Herrn Lewes in der Geschichte oder in Sprachen und Literaturkenntnissen hätten examinirt werden können. Wir dürfen zweifeln, daß von ihm der Kammerherr von Seckendorf oder der Oberforstmeister von Wedel der Unwissenheit wirklich würden überführt worden sein, die er ihnen und ihresgleichen zutheilt. Wir können versichern, daß sie mehr im Tone gebildeter und gesitteter Menschen zu sprechen und zu schreiben verstanden, als der geistreiche Schriftsteller, der das Volk Weimars mit dem Prädikat des „dümmsten und vielleicht des häßlichsten, unter dem er je gelebt," und den Adel des Orts mit jenen gleich liberalen Beiwörtern beschenkt. Wir fürchten in der That, die Anmaßung und die Unwissenheit seien auf der Seite dieses Schriftstellers, wenn er (S. 271) behauptet: „Selbst Karl August, so entschlossen und herrisch er auch in der Vertheidigung seines Freundes auftrat, fühlte die Unmöglichkeit, den Kampf mit den Vorurtheilen seines Adels durchzuführen, und die Nothwendigkeit, den Dichter durch einen Titel zum Zutritt bei Hofe zu berechtigen." Darum also ward „Goethe wider seinen eigenen Willen genöthigt, sich adeln zu lassen." Ist es denn irgend möglich, bei nur einiger Aufmerksamkeit auf Goethes Leben in Weimar sich eine solche Vorstellung von des Dichters Verhältniß zum Hof und des Herzogs Verhältniß zu seinem Adel zu phantasiren? Was ist denn aus jenen sechs Jahren, die Goethe in Weimar lebte, ehe er geadelt ward, häufiger und deutlicher bezeugt, als sein intimer Umgang mit dem Fürsten und dessen Angehörigen, seine völlige Rezeption im Hofkreise, die Besuche, die er von Herzog und Herzogin in seinem Haus und Garten erhielt, der vertrauliche Fuß, auf dem er mit Hofchargen und Excellenzen, Grafen und Gräfinnen stand, und daß er, was die Erholungen sowohl als die Geschäfte betraf, mehr das Vertrauen des Herzogs besaß und mehr den Ton angab als irgend jemand sonst! Um des Respekts in Weimar willen war das Von für Goethe nicht nöthig. Merklich genug aber hatte der Herzog damals im Sinn,

Goethen allmählich immer sichtlicher und wirklicher zu seinem ersten Staatsmann in äußern wie innern Angelegenheiten zu machen; wie er ihm denn bereits auch kleine diplomatische Missionen gegeben hatte und nicht lange nach Goethes Erhebung zum Kammerpräsidenten und in den Adelstand ihn auf eine diplomatische Reise mitnahm. Zu einer solchen ersten Stelle im Staat, wie sie damals für den Dichter im Plane war (welchem Plane dann Goethe selbst mit der italienischen Reise absichtlich die Spitze abgebrochen hat) gehörte gemeinhin der Adelscharakter, zumal rücksichtlich auswärtiger Angelegenheiten. Aber diesen Zusammenhang fand Herr Lewes in keiner der vorhandenen Schriften über Goethe ausführlich dargelegt, und da es durchaus seine Methode ist nicht zu suchen und sorgfältig zu verknüpfen, sondern das Gegebene und leicht Gefundene hier derb und breit, dort anzüglich und pikant zu machen, so genügt ihm der oberflächliche Schein jener Aeußerungen Schillers über ein beziehungsweises Ausgeschlossensein und über die Unzulänglichkeit von Herders Adel, um daraus ein plumpes Effektstück über Weimars Hof und Adel zu malen, das die Wirkung auf die große Zahl von Bürgerlichen nicht verfehlt, die ihre eigene innere Gleichheit mit dem dummstolzesten Junker durch das Behagen an blinden Auslassungen gegen den ganzen Adelstand beurkunden. Ueber mehrere Blätter hin verfolgt Herr Lewes diesen seichten Triumph und spricht nach allem Angeführten noch einmal und noch einmal: „Die Adligen waren beschränkt in ihren Vorurtheilen; ihre Fähigkeiten waren eben nicht glänzend; wenn man sagt, die Meisten waren dumm, so sagt man nur, es waren gewöhnliche Menschen.“ Solche gedankenarme Animosität ist sein historischer Stil.

479 Ein Vertheidiger der Verdienste des Herrn Lewes kann die Falschheit seiner bisher berührten Angaben und Darstellungen zugeben und doch einwenden, daß daneben das Buch über den innern Lebensgang Goethes und seine Dichtungen Wahres und Tiefes enthalten könne. Hierauf hab' ich zu erwidern. Irrthümer in Personalien und Unwahrheiten über faktische Verhältnisse, wie die beispielweise von mir aufgezeigten, lassen sich durch Entgegenhalten von Thatsachen und Zeugnissen kurz und

doch für jeden Leser unwidersprechlich darthun. Hingegen die mangelhafte und falsche Entfaltung des inneren Lebensprozesses und der Bedeutung der Gedichte läßt sich nicht so einfach zeigen und hier kann der sicherste und gerechteste Tadel der einleuchtenden Stärke für einen Leser entbehren, der subtileren Entfaltungen mit energischer Zusammenfassung nachzugehen nicht geübt oder nicht gelaunt ist. Ich habe gezeigt, daß faktische Verhältnisse, in welchen Goethe gestanden, von Herrn Lewes übersehen und verkehrt vorgestellt sind, obgleich dieselben in der Ueberlieferung aus Goethes Leben sich hundertfach bezeugt finden. Damit ist bewiesen, daß er das Urkundliche des Lebens, welches er beschreibt, nicht gewissenhaft, nicht leidlich aufmerksam in sich aufgenommen. Ich kann versichern, daß seine Behandlung von Goethes Poesie und eigenstem Leben für Den, der wie ich über der Beschäftigung damit alt geworden ist, und für jeden, der von ästhetischer Bildung Rechenschaft geben kann, des Unrichtigen, Verständnißlosen, Desultorischen noch viel mehr enthält, und daß in diesen Sachen für den damit Vertrauten die knabenhafte Zungenkeckheit des englischen Zeitungsschreibers noch viel ärgerlicher ist als in jenen Irrthümern über Nebenpersonen und äußere Verhältnisse. Sein Buch ist nicht für Solche geschrieben, die sich an den zarten Umrissen der Wahrheit und an den Tiefen folgerichtiger Gedanken erfreuen, sondern die unterhalten sein wollen durch buntes Material, leichte Exaltationen rhetorischen Lobes und Tadels, gemeinplätzliche Diatriben gegen weltläufige Meinungen und Ansichten, zwischengestreute Sentenzen und Witze aus guten Büchern, Abwechselung von Moralität und Empfindsamkeit mit Philister-bonsens und frivolem Humor. An die Kritik der Zickzackwege eines solchen Buchs ernsthafte historische Deduktionen und wissenschaftlich ästhetische Begriffsentwicklungen zu verschwenden, kann Niemandem zugemuthet werden. Doch will ich seine Haltungslosigkeit auch in diesem Betracht ebenfalls an ein Paar Proben zeigen.

Goethes Trennung von Friederiken ist ein Punkt, wo sich die unterhaltende Schwatzhaftigkeit des Verfassers recht breit machen kann. Von S. 119—130 wird daran herum sympathisirt, 493

ironisirt, polemisirt, moralisirt. Etwas für die gefühlvollen Seelen, etwas für die Philister, etwas von eigener Ansicht, die sich, rhetorisch aufgestutzt, für die höhere giebt und diesen Schein durch derben Widerspruch gegen Anderer Meinung, und zwar eben die gewinnt, von welcher sie wesentlich sich nicht unterscheidet.

Goethe hat diese Idylle und ihren elegischen Ausgang so lieblich erzählt, daß die Sentimentalen es niemals verwinden konnten, an dem süßen Roman den Schluß mit Hochzeit zu entbehren. Es ist versucht worden, durch Fabelei und Klatsch diese Unbefriedigung zu stillen. Dann haben diese falschen Nachreden ihre gründliche Widerlegung gefunden. Es ist, da sie notorisch widerlegt sind, ganz unnöthig, die Verleumdungen Friederikens in einer Lebensbeschreibung Goethes nochmals anzugeben, um sie nochmals abzuweisen. Aber die bequeme Parade, Das, was Andere schon todt gemacht haben, mit einem heroischen Gest siegreich zu erstechen (S. 126), kann sich Herr Lewes niemals erlassen. Hernach entfernt er mit weniger treffender Bemerkung, als die Rücksicht auf die Zeitfolge der Verhältnisse gestattet hätte, den Irrthum Pfeiffers, als habe Merck den Freund von Friederiken abgezogen, weil auch dieser Irrthum längst durch Andere beseitigt ist. Mit vollem Athem aber macht er sich her über die Zweifeläußerung Pfeiffers, ob es nicht ein größeres Verbrechen für Goethe gewesen wäre, seinem Genius untreu zu werden, als seiner Geliebten. „Eine sehr bequeme Moral — ruft Lewes — für lockere Genies, aber logisch, wie moralisch betrachtet, gleich unhaltbar. Versuchen wir ohne Sophisterei die wahre Sachlage unparteiisch aufzufassen." Und nun folgt dieser Versuch, wortreich und hin- und herläufig, der anhebt: „Nicht mit dem Gerede von Untreue gegen den Genius will ich den Leser täuschen," und mit allem, was logisch 494 und moralisch übrig bleibt, auf nichts Anderes hinauskommt, als auf eben diese so lebhaft getadelte Meinung. — „Nur in allem Ernst (lautet die Ausführung) will ich fragen, ob Goethe nicht recht that, ein Verhältniß zu lösen, das seine Liebe, wie er fühlte, ganz auszufüllen nicht stark genug war. Wie mir scheint, war es moralischer von ihm, sie zu verlassen, als wenn er

diesen kleineren zu einem größeren Fehler erweitert und das Unrecht eines Treubruchs durch den schlimmeren Treubruch einer Ehe voll Abneigung ohne Liebe vermieden hätte. Die Unbesonnenheit der Jugend und der ungestüme Drang der Leidenschaft führen häufig in übereilte Verbindungen und in solchen Fällen liebt die formelle Moralität der Welt, welche den Schein mehr berücksichtigt als die Wahrheit, es für edler zu erklären, daß solche unüberlegte Verpflichtungen, selbst wenn die Betreffenden ihre Thorheit einsehen, gehalten werden, als daß eines Mannes Ehre mit der Zurücknahme eines Wortes sich beflecke. So geht der Buchstabe dem Geiste vor; ein Vorurtheil zu befriedigen wird ein Menschenleben geopfert; eine unglückliche Ehe rettet die Ehre, und Niemand denkt daran, für all das Elend jenes Vorurtheil verantwortlich zu machen" u. s. w.

Dieses zunächst sieht freilich obenhin wie eine andere Erklärung aus. Daß sie in der Anwendung auf Goethe und Friederike nur dann haltbar sei, wenn sie mit Pfeiffers Urtheil übereinkomme, folgt erst aus einer Untersuchung der Voraussetzungen, wie eine solche der Manier des Herrn Lewes nicht zuzumuthen ist. War Goethes Liebe zu Friederiken eine bloße Selbsttäuschung, dann war freilich der Bruch des leichtsinnigen Versprechens räthlicher als eine lügenhafte Verbindung. War aber die Liebe herzlich und natürlich (und daß sie dies war, fühlt jeder aus den Schilderungen Goethes): warum mußte denn die Ehe „voll Abneigung ohne Liebe" sein? So ungeheuchelt, wie Goethes Neigung zu dem anmuthigen Mädchen, so liebenswürdig wie Friederike in der That war, hätte die Abneigung in der Ehe nur Folge seiner Herzensmattigkeit und sittlichen Trägheit sein können, und diese bildet keineswegs, wie Lewes will, eine Instanz höherer Moralität, die der geringeren des Worthaltens entgegentreten dürfte. Soll bei aller Wahrhaftigkeit der Neigung doch anerkannt werden, daß der Ehe nicht bloßer Wankelmuth, sondern etwas Moralisches entgegenstand, so mußte sie bedingen, daß Goethe das nicht werden und nicht sein konnte, was er werden sollte und sein mußte. Nun konnte sie ihn aber gewiß nicht hindern, ein brauchbarer Mann in irgend einem

Fach zu werden, ein bürgerlich respektables Leben zu führen. Sie konnte eben so wenig ein Hinderniß bilden, daß er dieses oder jenes besondere Talent ausbilde, ein erfinderischer Mechaniker oder gewandter Sprachmeister oder virtuoser Klavierspieler werde. Allen gemeinbürgerlichen Pflichten und allen Einzelfertigkeiten gerecht zu werden verträgt sich ganz wohl mit der Beschränkung des Herzens auf ein gutes, treues Weib und des Lebens auf das Geleise eines Familienvaters. Ohne Schlechtigkeit ist hier gar keine Nöthigung, eine unglückliche Ehe so sicher zu erwarten, daß, wie Lewes will, ihre Schließung unmoralischer als der Wortbruch wäre. Nur mit dem genial-poetischen Berufe, dessen Entwicklung Jugendoffenheit und freie Reizbarkeit des Gemüths, uneingepferchte Erfahrungsbewegung, unbelastete Verfügung über sich selbst und unverbauten Begeisterungsmuth erfordert, läßt sich allerdings die frühe Verpflichtung zu einer Liebe, einem Hausstande, einem engen, immer in sich selbst zurückkehrenden Erfahrungskreise nicht vereinigen. Dieser Beruf, der sich nicht auf mäßige Obliegenheiten und einseitige Uebungen, sondern auf hohe und weite Steigerung des ganzen Menschen bezieht, wird nothwendig beeinträchtigt und wahrscheinlich erstickt, wenn der Jüngling schon sein Ideal fixirt, seine freie Neigung bindet, auf alle Wißbegier und Selbsterprobung, die über den festen Herd hinausgeht, verzichten und den Schwung seines Geistes auf das Tretrad der Familienvatersorgen flechten muß. Daß Goethe diesen genialen Beruf hatte, ist durch das reichste Resultat bewiesen. Er war sein eigenstes Selbst, somit auch, eh er gereift und entfaltet war, schon sein wahrstes Selbstgefühl. Dieses, als ein heiliger Trieb und Drang unbefangener, ganzer, offensinniger Entwicklung konnte sich nicht mit Wahrheit hingeben an den Lebensbund mit der Geliebten. So aufrichtig die Liebe war, die er dem Mädchen nicht hatte verbergen können, so wäre doch, sich ganz und ausschließlich und auf immer für den Ihrigen zu erklären, nicht mit der Zustimmung seines ganzen Menschen geschehen, sondern mit dem unwillkürlichen Widerspruch seines angeborenen Bestrebens und des unveräußerlichen Wesens, das 495 seine Richtung, seinen Gehalt und Werth ausmachte. Also wäre

sein Jawort unwahr und allerdings unmoralischer gewesen, als die schmerzlich kränkende Entfernung. Und so ist die einzige Art, wie die Erklärung von Lewes bestehen kann, diejenige, wo sie schlechthin zusammenfällt mit jener von Pfeiffer, die Lewes in demselben Athem Sophisterei und täuschendes Gerede nennt. Er hätte außerdem, wie gezeigt, nur den einen Ausweg, die Neigung selbst für ganz oberflächlich zu erklären. Davon versichert er aber das Gegentheil.

(S. 128): „Ich glaube nicht, daß Goethes Liebe für Friederike nur eine vorübergehende Neigung war, wie sie die Empfindungen der Jugend so oft bewegt, ohne je zu dem ernsten Gedanken einer Ehe sich zu vertiefen. Eine Leidenschaft war es, und Friederike war derselben werth; aber für eine Ehe war dieselbe nicht tief genug, und das aus mancherlei Gründen. . . Der idyllische Reiz dieses Mädchens hatte ihn bezaubert; nähere Bekanntschaft bestärkte seine gute Meinung von ihren Vorzügen, aber nähere Bekanntschaft half auch seine poetische Leidenschaft kühlen und erweckte in ihm das dunkle Gefühl, daß es unmöglich sei, sein vielseitiges Dasein mit dem ihrigen zu vereinigen. Zwischen einem ruhigen häuslichen Leben und der glänzenden Laufbahn des Ehrgeizes hatte er zu wählen, seine Entscheidung konnte nicht lange zweifelhaft sein."

Herr Lewes wollte zeigen, daß es moralischer von Goethe gewesen, Friederike zu verlassen, als den schlimmeren Treubruch einer Ehe voll Abneigung zu begehen. Hier leitet er nun das Verlassen vom Ehrgeiz ab und vom dunkeln Gefühl der Unmöglichkeit, sein vielseitiges Dasein mit dem ihrigen zu vereinigen. War dieser Ehrgeiz äußerliche Ambition, nicht unwillkürlicher Beruf, dies vielseitige Dasein Lüsternheit, nicht gehaltvolles Streben, dann war es nicht moralisch, ihnen den Ausschlag zu geben, sondern unmoralisch. Soll es, wie Lewes will, moralisch gewesen sein, so muß dieser Ehrgeiz Vorgefühl wahrer Bestimmung, dies vielseitige Dasein ein unwillkürlich größerer Umfang und höherer Anspruch seines Geistes gewesen sein. Was ist dies anderes als das Genie und seine Mission? So wenig denkt Herr Lewes bei seinen eigenen Worten, daß er unmittelbar

fortfährt: „Ohne auf das wüste Geschwätz von dem Genie und seiner Mission etwas zu geben, das in den Schriften von Herren und Damen, die mit dem Genie doch höchstens auf einem höflichen Grußfuße stehen, immer wiederkehrt, braucht man nur die Lebensbeschreibungen großer Männer zu lesen, um sich zu überzeugen, daß häusliche Pflichten auf die Laufbahn des Genies selten einen bestimmenden Einfluß üben. Ein geheimer Zwiespalt waltet zwischen dem Familienleben und dem Genius und steigert sich oft zu furchtbarem Hader. Die Neigungen, selbst des Gefühlvollen, sind machtlos gegen die Tyrannei der Ideen. Was man die Selbstsucht des Genies nennt, ist nur ein anderer Name für die Tyrannei der Ideen.“ Entweder ist hiermit gar Nichts bezeichnet oder die Macht weitgreifender Bestimmung in großen Naturen, also wieder das Genie und seine Mission, dieselbe Bezeichnung, die Lewes im Eingang eben dieser Tirade ein wüstes Geschwätz genannt hat. Diese Inkonsequenz, die unaufhörlich den eigenen Gedanken zu nichte schwatzt, wälzt sich noch über eine Seite fort und Herr Lewes nennt es eine Anmaßung, das zu sagen, was er selbst mehrmals, nur ohne es zu wissen, gesagt hat, und was so gedankenlos zu sagen allerdings Anmaßung ist. Genug davon. Gehen wir zu einem andern Beispiel.

Gegen den abstrakten Patriotismus, der bei den Barden in Goethes Jugendperiode aus der Schullektüre in Oden und Deklamationen überfloß, sprach sich der junge Goethe in einer Stelle der Frankfurter Gelehrten Anzeigen aus, die Herr Lewes S. 164 anführt: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpunkten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist? Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt. Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, drin zu liegen.“

In Wahrheit ist diese Aeußerung sehr bezeichnend für Goethe. Sie zeigt einen Ernst und eine Weisheit in dem Jüngling, die bei Männern oft vermißt werden. Es haben daher auch Viele sich über diesen warmen Verstand Goethes als über eine kalte Gesinnungslosigkeit mit ihrer höheren Gesinnung 496 erhoben, die sie mit leichtem Kiel aufs Papier werfen, die aber schwerlich zu finden gewesen wäre, wenn ihnen, wie einem römischen Bürger, einmal übers andremal in der heißen Jahreszeit der Befehl zugegangen wäre, sich schwer bewaffnet, mit Lebensmitteln auf vier Tage und einem tüchtigen Schanzpfahl, zum Ausmarsch ins Gebirge gegen den Feind, fürs Vaterland einzustellen. Das verschiedene Bekenntniß Goethes hing damit zusammen, daß er die Riesengestalt des Römerpatriotismus und die wahre Beschaffenheit seines Volkes besser kannte als jene Barden, die fürs Vaterland tranken und sangen. Vom Römerpatriotismus wußte er, daß er nur so lange groß und glücklich war, als jeder Bürger den schweren Existenzialdienst auf dem Acker, in der Wahlversammlung und im Kriege mit seiner Person leistete, ausgeschlossen von freimenschlicher Bildung und Geistesentwicklung, und daß in dem Maße, als ihm dies nachgelassen wurde, das stolze Römervolk sich in einen Haufen vom Staat gefütterter Bettler und Tagdiebe, beherrscht von Soldaten aller andern Nationen, verwandelte. Ueber den Staat seines Volks, den Schematismus des deutschen Reichs und die Wahlkapitulationen war der Zögling der Reichs- und Krönungsstadt, der Sohn des kaiserlichen Raths genau unterrichtet, er wußte, welch ein Gestrüpp von Rechten und Klauseln Haupt und Glieder auseinander hielt. Die Bedeutung der Reichsarmee hatte er in ihrer Verbindung mit der französischen gegen Preußen, als kleiner Knabe, eindringlich kennen gelernt. Vom preußischen Heer, welches damals allein einem Theile der Deutschen Bewegungen von Nationalgefühl erweckte, wußte er, daß es nicht aus Bürgerschaaren, sondern aus durch Werbung, Raub und Zwang zusammengetriebenen Dienstknechten deutscher und undeutscher Herkunft bestand, und er hatte ein bitteres Stück von der nationalen Arbeit desselben als Studiosus in Sachsen mit Augen gesehen. In Straßburg hatte

er ein schön Stück Deutschland lieb gewonnen, das der große Körper schmählich preisgegeben. Den Puls des Reichsgerichts hatte er in Wetzlar gefühlt. Er kannte die Stände und Beamten der deutschen Völker und Völklein, die Formen ihrer Rechte und Zwecke, die Gewöhnungen ihrer Verhaltung und Gesinnung, die Oekonomie ihrer Bedürfnisse, die Reize und Ziele ihres Lebens — ein Konvolut von Zuständen, ein Aggregat von Kultur, das für Unnützes und Nützliches, Barbarisches und Humanes, Frommes und Abergläubisches, Abgeschmacktes und Schönes, Lüderliches und Tüchtiges die verschiedenartigsten Anknüpfungen bot, aber keinen Fuß breit für einen politischen Nationalstolz und allgemein praktischen Nationalpatriotismus. Und er hätte mit den papierenen Barden seine Vaterlandsliebe auf ein unmögliches, in die Luft geträumtes Vaterland werfen sollen, und nicht auf das wirkliche, in dem er geboren und aufgewachsen war, auf das Gute, Verbindliche, Fruchtbare, das in ihm noch gegeben und möglich war?

Die Resignation und Entschlossenheit, mit welcher hier der junge Goethe diejenige Vaterlandsliebe wählt und empfiehlt, die sich auf den beschränkten Lebensberuf konzentrirt und im Anschluß an die lebendige Heimat befriedigt, ist wesentlich Eins mit der unterscheidenden Gesinnung, durch die er dieser große Dichter und unschätzbare Wohlthäter seiner Nation geworden ist. Das war sein Unterschied, daß die andern Poeten das Liebliche zu treffen glaubten durch Ueberfliegen der Wirklichkeit und Verkleidung in fremde Ideale und ausländischen Zierat, das Große durch Steigerung abstrakter Forderungen und bloßer Ansprüche; e r nur im Konkreten. Daß er an Das die Seele hingab, was in der Gegenwart ihn bewegte, das wirklich Wirkende mit Sinn und Geist umfaßte, daß er im Individuellen den Werth ergriff, mit heiligem Glauben an die ewige Harmonie der Natur und Seele, das weihte ihn zu dieser Fülle und Tiefe der Poesie, die nicht gekannt war, und machte ihre Ausflüsse zum Evangelium einer neuen Bildung der Menschheit. Es liegt rein und völlig in der Konsequenz dieses hohen Dichterberufs, den sein langes Leben so einzig bewährt hat, daß er auch als Patriot, anstatt in leerer Einbildung auf Römerstelzen zu steigen, im gegebenen

Boden und Wachsthum der Heimat die Fülle wahren Lebens und Liebens finden wollte.

Es ist ein Maßstab für das Verständniß, welches Herr Lewes von dem Gegenstande seines Buches hat, daß er zu dieser Aeußerung, die eben so sehr für die politische Besonnenheit des jungen Goethe wie für die Gesundheit seines Genius zeugt, die artige Bemerkung macht: „Sein Leben lang, scheint es, führte ihn diese Sophisterei irre." Eine Ueberführung, eine Erörterung dieses lebenslangen Irrthums seines Helden 497 findet der lebensvolle Darsteller nicht nöthig; für solche Urtheile dient bei ihm die deutliche Grobheit statt des Beweises. Er fügt nur hinzu: „Hier erwähnen wir sie (die Sophisterei) als einen Charakterzug für die Zeit seiner jugendlichen Entwickelung, eine Zeit, vergesse man nicht, in der sein Patriotismus, wenn je, glühend gewesen sein muß; denn damals arbeitete er ja seinen Götz von Berlichingen um." Das heißt also: Selbst damals, als sein Patriotismus am glühendsten war, sagte er sich durch Sophisterei vom Patriotismus los. Herr Lewes findet diesen Widerspruch, weil er im Götz eben nur wahrgenommen hat (S. 167) „den kühnen Ausdruck des Geistes der Freiheit, die Opposition gegen das französische Wesen (?), Originalität und Kraft der Sprache." Deutlich genug ist aber im Götz der unvermeidliche Untergang ausgedrückt, dem Ritterthum und Kaisermacht, germanisches Recht und Feudalwesen unter dem Hereindrängen einer neuen Kultur und Politik verfallen, eben jener, die für den Römerpatriotismus keinen Stuhl und kein Bett hat. Goethe ist einig mit sich selbst; weniger Herr Lewes, der an dieser Stelle den Dichter sein Leben lang von politischer und patriotischer Gesinnung abirren, S. 328 aber denselben „von allen Deutschen am aufrichtigsten demokratisch gesinnt" sein läßt, und zwischen diesen beiden gleich schiefen Bezeichnungen, S. 297 zur Abwechselung das richtige Verhältniß des Dichters zur Politik und zu seiner Nation auch einmal ausspricht.

So viel zum Beweise, wie seicht und sich selbst widersprechend das Urtheil dieses beredten Schriftstellers über den Dichter ist, dessen Leben er beschreibt. Allerdings kommt auch

gar manches Richtige, Treffende, Verstandene bei ihm vor, da, wo er gerade guten Quellen folgte, oder Mittheilungen und Auseinandersetzungen Unterrichteter niederschrieb, oder eingestanden die Urtheile tieferer Geister wiederholte, wie des charaktervollen Denkers Carlyle. Da er aber immer wieder vor und nach solchen wahren Auffassungen grobe Mißverständnisse derselben Punkte, ganz gegentheilige Versicherungen und buntscheckige Plaudereien vorbringt, verzettelt er auch das Wahre, und kann in seiner Erzählung von einem inneren Zusammenhang, von einem folgerichtigen Entwickeln gar nicht die Rede sein.

Auch von den bedeutenden Dichtungen auf dem Wege seiner Erzählung hat Lewes wohl für ihre äußere Geschichte Vieles aus Goethes und der Kommentatoren Aufzeichnungen zusammengeschrieben, aber eine fein unterscheidende, in Geist und Stil eingehende Charakteristik nirgends zu geben vermocht.





I.

Der junge Goethe.

1749—1778.

Werth der Dichtung für den Volksgeist.

So wie die natürliche Heimat für jedes Volk der Nährboden gemeinsamer Gefühle und Erziehungsgrund seiner nationalen Denkart ist: so schaffen ihm große Dichter eine zweite, eine geistige Heimat. Andere öffentliche Leistungen und die Erzeugnisse kleinerer Geister verschwinden, auch wenn sie Anfangs lebhaft wirkten, so gegen die Dauer und Macht ihrer Werke, wie auf dem Antlitz der Erde das, was einzelne Menschen und Geschlechter sich bauen, gegen die großen Werke der Natur, Gebirge und Meer, Thäler und Ströme verschwinden. Behaupten die letztern, während unzählige jener schwächern Gebilde der Veränderung und Vernichtung heimfallen, ihren ursprünglichen Charakter und ihre gebieterischen Wirkungen, so stehen gleichfalls im Leben edler Völker die Phantasieschöpfungen großer Geister mit mächtiger Klarheit und Wirkung unveräußerlich da, und die Sinnesart des Volkes, in andern Dingen getheilt, erhebt sich gemeinsam an ihnen, wie an den Bergen der Heimat, wohnt von Geschlecht zu Geschlecht in ihren Vorstellungsgründen, wie in gesegneten Thälern, und wird in aller wechselnden Bildung mit eben so bleibender Gewalt getragen und geführt von diesen großen Pulsadern der Poesie, wie von den Strömen des Landes oder dem angrenzenden Meer das Treiben und Streben wechselnder

Menschenalter immer wieder gewiegt und geleitet wird. Durch solche unverkennbare Größe, der auch der Ausländer ebenso wenig als dem Naturgroßen der Landschaft seine Bewunderung versagen kann, sind vollendete Dichterschöpfungen nicht bloß der Stolz des Volkes, dem sie angehören, sondern in der Tiefe und Dauer der Wirkung die herrlichsten Zeugnisse und Ursachen seiner Eigenthümlichkeit und Einheit.

Wohl haben auf die letzteren, auf die Entstehung eines Volkscharakters und seinen einstimmigen Bestand, siegreiche Helden, Gesetzgeber, Volkslehrer einen starken und, wie es scheint, weit mehr geradezu bestimmenden Einfluß. Ebendarum aber, weil, was sie dem Volke geben, Thaten, Einrichtungen, Lehren, aus dessen wirklichem Leben hervorzugehen und in dasselbe eingreifend sich zu verkörpern pflegen, fallen sie um so mehr unter das allgemeine Gesetz des Wirklichen, die Veränderung und Vergänglichkeit. Die That endigt, und ihre Folgen und Nachwirkungen nehmen abweichende, auch wohl entgegengesetzte Gestalt und Bedeutung an. Das Gesetz und die Anstalt, je zweckdienlicher sie einem gegenwärtigen Bedarf entsprachen, müssen mit den Abwandlungen und Umschlägen, die alles Zeitliche erfährt, veralten oder sich wesentlich umbilden. Die Lehre verliert im Fortschritt von Erfahrung und Wissenschaft ihr erstes Gepräge, im Wechsel der Sitten und Aufgaben des Volks ihre herrschende Geltung. Je nachdrücklicher solche praktische Mittel in Leben und Bildung einer Zeit einschlagen, um so nothwendiger bedingen sie Folgen, die über sie hinausgehen und ihre ursprüngliche Form auflösen. Aber die Werke der Phantasie behaupten sich in ihrer eigenen Gestalt, und ihre ursprüngliche Form lebt mit und in dem Zauber fort, den sie auf die Gemüther übt, und durch den sie den Sinn der Volksgenossen untereinander, Gefühl und Geist der Enkel mit dem der Väter verknüpft.

Diese unsterbliche Macht hat Poesie, weil sie, aus den Tiefen des Lebens geschöpft, das Wirkliche mit ewiger Wahrheit beseelt. Sie gibt den vollen Ausdruck des Wirklichen: darum ist sie faßlich, reizend, naturgleich. Sie gibt ihn aber nicht im vergänglichen Stoff des Wirklichen, sondern als Wort und

Gedanken, als schöpferischthätige Einbildung, als Bewegung des Geistes selbst; darum ist ihr Wirkliches unalternd und von Freiheit durchdrungen. Und es ist nicht für irgend einen Zweck der Zeitlichkeit, daß sie es entfaltet; sondern es gilt um die Vorstellung als solche, in ihrer Gefühlslebendigkeit, in ihrer Betrachtungswahrheit. Dies ist ein ewiges, ein höchstes Interesse des Menschengeistes: die Wahrheit des Wirklichen, das Wesen der Welt selbstthätig aus sich zu entwickeln und so zugleich als Wahrheit seines eigenen Wesens zu ergreifen. Darum hat Poesie jene Harmonie, jene göttliche Jugend, die zu allen Zeiten gefällt und begeistert.

Der echte Dichter, indem er aus der Tiefe seines Lebens schöpft, welches ja in Wirklichkeit auch seines Volkes Leben ist, hält diesem das ihm Gegebene und Gemäße, das Volksthümliche selbst, in geistiger Klarheit vor. Er macht es ihm umfassender zu eigen; ja er fördert ungehobne Schätze. Denn was die Verwicklungen des Lebens vermengen, verdecken, auseinandertreiben, sammelt sich in der starken, vorurteilslosen Besinnung des Dichters zur ganzen Wahrheit; und worauf in der wirklichen Erfahrung der Zwang der Bedürfnisse und Interessen drückt, das erhebt er völlig zum Gegenstand einer Betrachtung, die das Gemüth reinigt, befriedigt, befreit. Nicht allein das Bekannte vertieft und steigert seine zarte und mächtige Fassungskraft, sie erreicht und erneut auch das Halbvergessene, Alte, Verdrängte, sie rechtfertigt das Verkannte und führt das dunkel Gesuchte in lichte Gegenwart. So erhöht und veredelt der große Dichter nicht etwa bloß seine Zeit, die sogar im Anfang ihn befremdlich finden und mißverstehen kann, sondern in dem Siege seiner uneigennützigen und erschöpfenden Anschauung faßt er Sinn und Bildung seines Volks auch mit dessen Vergangenheit und geschichtlicher Begründung erhellend und erweiternd zusammen, und schafft nicht minder für die Zukunft den Regungen der Sittlichkeit und Fortschritten der Erkenntniß, die in seinem Geschlechte nur erst dämmern, Bahnen und Lichter. Ungesucht bringt er Werth und Bestimmung seiner Nation zum schönen Ausdruck und begeisternden Bewußtsein, erhebt die Zeugnisse ihrer geschichtlichen Einheit, und stärkt die Folgerichtigkeit und Uebereinstimmung ihres Fortstrebens.

Durch den Gehalt also ebenso wohl wie durch die Form, durch die entwickelnde und aufklärende ebenso sehr als durch die dauernd behagende Wirkung gereicht, was der Dichter erzeugt, zur Einheit des Volks und geht durchhin im Volke wie der Hauch der göttlichen Liebe, weckend und weihend, beseligend und verbindend. Indem seine Schöpfung sich ausbreitet wie der Tag, macht sie selber sich deutlich und birgt doch tiefe Geheimnisse. Sie wird erlebt und bietet wie das Leben tausendfachem Sinnen sich dar. Keine Rechenschaft mag sie erschöpfen; aber wohl muß, je vertrauter ein Dichter uns wird, um so lebendiger und bedeutender auch der Geist seines Volkes uns aufgehen. Untergegangene Völker werden aus ihren hinterlassenen Dichtungen uns blühend gegenwärtig, fremde am besten verständlich in den Werken ihrer Dichter; und mit jedem tieferen Verständniß der unsrigen dringen wir auch tiefer in das Herz unsres Volks, einen uns bewußter seinem Berufe, und beleben die Liebe, die es sichtbar unsichtbar verbindet.

In unserem Volke nun ist es vor allen Goethe, der in der bedeutendsten Periode deutscher Poesie am Anfang des Aufschwungs und wieder auf dem Gipfel desselben glänzt. Er hat Werke des ersten Ranges in jeder Gattung und jedem Zweige der Dichtkunst hervorgebracht und in seinem 83 jährigen Leben an dessen Lauf und Führung den Kampf, den Sieg, und die behauptete Würde eines Dichters in musterhafter Klarheit und Vollständigkeit dargestellt. Der Versuch, seine Entfaltung und die bedeutendsten seiner Werke in Hauptzügen aufzufassen, wenn immer beschränkt durch das äußere Maß und die Kräfte des Betrachters, muß uns auf die edelsten Bestandtheile deutscher Bildung leiten.

Entwicklung. Knabenzeit.

Goethes Jugend fiel in eine Zeit, wo Sinn und Sitte der Deutschen von vielen trägen Formen und Förmlichkeiten auseinandergezogen waren. Schon regten sich, aber getrennt und einseitig, Bestrebungen, die auf einen zusammengefaßtern Begriff des Menschlichen und reineres Eingreifen der Lebenszwecke hin-

arbeiteten. Hierzu durch Bildung und Selbstthätigkeit heraufzu-kommen und als Dichter zur Aufhellung und Kräftigung der Geister mächtig zu wirken, war Goethes Bestimmung. Er konnte ihr bei den schönsten Naturgaben nur allmählich unter Kämpfen entgegenreifen. Sein bildsamer Geist regte sich frühzeitig; auch fehlte es ihm nicht an Nahrung der Einbildungskraft und Gelegenheit, sich in naiven Formspielen zu üben. Dann aber machte sich bald sein Zug nach Selbsterfahrung geltend, und eine frühe Liebe durchbrach die erste Unbefangenheit.

Bunt genug bis ins Barocke war die Szene, in der seine jungen Sinne aufwuchsen: diese alte Reichs- und Krönungsstadt mit Gebäuden und städtischen Einrichtungen, die ans Mittelalter gemahnten, und manchen Erscheinungen des schwerfälligen diplomatischen Wesens, welches die folgenden Jahrhunderte an den Brüchen und Ecken des gesunkenen Reichs aufgestaut hatten, dann mit ihrem gewerbsamen Bürgerstand und der belebten Messe. All das ward dem Knaben äußerlich geläufig und genüßlich durch die Verwandtschaft der Eltern mit den höchsten Würdenträgern der Stadt, den Wohlstand des Vaters und dessen Interesse für den Schematismus des Rechts und Staats, wie auch für Dinge, die der häuslichen Einrichtung und dem Betragen einen Anstrich von Bildung und Stattlichkeit geben mochten. Zwischen diesem etwas wunderlichen, steifsinnigen Vater und einer jugendlich gemüthskräftigen Mutter wiederholte sich in der Familie gewissermaßen der allgemeine Zeitcharakter, der bei mancher auferlegten Förmlichkeit und Umständlichkeit dem Innern und Eignen viel Schlupfwinkel und Spielräume ließ. Der Unterricht, in einigen Rücksichten an die pedantische Ordnungsliebe des Vaters gebunden, war mannigfaltig und mit Hilfsmitteln nicht karg umgeben; dabei war weder freie Wahl im Gegenstand oder Wechsel, noch Muße zu unbewachtem Treiben ausgeschlossen. Als im neunten Jahr des Knaben ein Absenker des siebenjährigen Krieges in Frankfurts Nähe und französische Einquartierung ins Vaterhaus kam, gab es um so viel mehr zu sehen, zu hören, zu lernen, besonders im französischen Schauspiel. So trieb er sich nun in einem Mancherlei von geforderten und freiwilligen Uebungen und Kenntnißnahmen

mit Geschmeidigkeit und Laune lebhaft um. Reihum und nebeneinander beschäftigten ihn Gottfrieds Chronik und französische Komödie, Ovid und die Bibel, Puppenspiel und Predigtrezitiren, der Staatskalender und Volksmärchenbücher. Er besorgte Aufträge in Läden und Werkstätten, spielte mit Jungen, sprach Malern bei ihrer Arbeit drein, besuchte sonderbare alte Herrn und ihre Liebhabersammlungen. Wie er früh in des Vaters Bibliothek die Gedichte von Canitz, Hagedorn, Gellert u. a. gelesen und gelernt, so machte er auch selbst Gedichte in ähnlicher Manier, bald tändelnde Anakreontika, bald geistliche Oden in Schlegels Weise. Daß er diesen Odenton, der aus lateinischer Schule und Rhetorik herübergekommen war und sich mit Figurenpomp herausstaffirte, gewandt in Vers und Sprache zu handhaben wußte, beweist die Höllenfahrt Christi (aus seinem fünf- oder sechszehnten Jahr), das einzig übrige dieser ersten Gedichtsammlung. Er suchte sich gegebene Formen selbstthätig und erfindend anzueignen, wenn er ein französisches Dramolet in Pirons allegorisch-parodischem Geschmack abfaßte, wenn er die Geschichte des Patriarchen Joseph romanhaft nach Art von Mosers Daniel ausführte, wenn er Uebungen im Latein und in neueren Sprachen dadurch miteinander und mit allerlei Realien verknüpfte, daß er sich eine Anzahl Geschwister dachte, die gemäß verschiedenen Berufsarten und Aufenthaltsorten ihre Mittheilungen jedes in einer andern Sprache schrieben. Schon zeigte sich auch die Neigung, sein Ideenspiel mit der unmittelbaren Gegenwart zu verflechten. So verwob er ja Züge der alten Mythologie und der volksmäßigen Wunderbücher mit seinem Knabenputz, seinem Spielzeug, den Plätzen der Erholung und den Wünschen seiner jungen Brust zu jenem Märchen, womit er, „der neue Paris“, sich selber und die Kameraden, welchen er's als Traum erzählte, so naiv neckte.

Das Vorgefühl aber seines Berufs äußerte sich besonders als Lust, auf eigne Hand etwas zu erfahren und jenseit der vorgezeichneten Umgangslinien den Boden der Wirklichkeit zu berühren. Dies näherte ihn den Schichten, die unter dem geselligen Bereich seines Hauses liegend der Einmischung seiner Hüter entnommen und wegen ihres einfachern und unver-

deckten Zirkels von Bedarf und Mühe zu Erholung und Genuß gerade seinem Trieb nach Leben desto anziehender waren. So folgte er schon im fünfzehnten Jahr dem später oft bewährten Zuge zu den sogenannten geringern Leuten. Ein früherer Spielgenoß brachte ihn mit einer Anzahl junger Gesellen zusammen, die durch untergeordnete Lehrer=, Schreiber=, Mäkler=Dienste sich ihr täglich Brot und sonntäglich Vergnügen erwarben. Sie gaben Goethen zur Probe seiner Dichterfertigkeit Liebesepisteln auf, die zu einer Mystifikation benützt, Anlaß zu kleinen Freudengelagen wurden. Damit für solche die Mittel nicht ausgingen, genügte er ihrem weitern Vorschlag, Hochzeits= und Leichengedichte zu machen, deren Bestellung gegen Honorar sie annahmen. Die Verwerthung seines Talents, die Gleichstellung mit diesen muntern Schmieden ihres bescheidnen Glücks, das Anhören der Hoffnungen, die sie auf ihre Betriebsamkeit bauten, und das Spiel seiner Phantasie mit ähnlichen Planen eigener Selbständigkeit hatten beim heimlichen Genusse geringer Vergnügungen Reize genug für ihn. Freilich war ihm auch in eben diesem Kreis ein allerliebstes Mädchen erschienen, jenes Gretchen, dessen wohlgeschaffenes Wesen und ruhigreine Haltung er lebhaft in sich faßte. Ihr guter Einfluß auf die jungen Gesellen, ihr Bedacht für seine Haltung flößte ihm Ehrfurcht und Neigung, die anmuthige Besonnenheit, mit der sie seine Huldigung annehmend mäßigte, ihm Entzücken ein. Er war in der vollen Leidenschaft der ersten Liebe, als diese Zusammenkünfte und das Wiedersehen der Geliebten plötzlich auf erschütternde Weise abgeschnitten wurden. Der äußerliche Zusammenhang einiger jener Gesellen mit Andern, von welchen schlimmere Heimlichkeiten entdeckt wurden, hatte dem ganzen Kreis obrigkeitliche Untersuchung zugezogen. Der junge Goethe war von der letztern nur kurz bedroht, seine Familie nach Anfangs übertriebenem Verdacht bald über seine Schuld beruhigt, später ward auch seiner Genossen Lösung und nachträglich Gretchens Ehrenrettung ihm bekannt. Aber der jähe Sturz aus seinem Himmel in schnöde Bezichtigung, der Verlust der Geliebten, die Angst um sie, die Qualen der Ungewißheit und des Unmuths warfen den feurigen Jungen aus einem Sturm der Ver=

zweiflung in den andern bis zur Erschöpfung in körperlicher Krankheit.

Nach der Erholung blieb ihm, wie es den ersten Lebenstäuschungen folgt, Mißtrauen gegen die Welt zurück; er flüchtete in stoische Philosophie, in Wäldereinsamkeit, wo ihm der Naturfrieden wohlthat, stummes Zeichnen behagte. Hernach führten Wanderungen mit gelegentlichen Gefährten nach Städten und Landschaften der Umgegend, und der Antheil an seiner treuen Schwester, ihn allmählich zu geselligen Stimmungen zurück. Indeß gereichten ihm die Lustpartieen mit gutgelaunten Freunden, die er mitunter in parodischen Gedichten beschrieb, mehr zur Zerstreuung als Befriedigung des Gemüths. Auch in seinen Studien verhielt er sich suchend. Nächst formalen Vorübungen zum Jus, mit welchen er dem Vater genug that, durchlief er viele Sammelwerke encyklopädischer Gelehrsamkeit. Freiheit hoffend ging er im Anfang seines siebzehnten Jahrs nach der Universität Leipzig.

Drei Universitätsjahre in Leipzig.

(Herbst 1765—1768.)

Zwischen seines Vaters Willen, daß er sich der Rechtswissenschaft befleiße, und seinem eignen, der klassischen Literatur Meister zu werden, kam es hier nur zu einem Mittleren. Er benützte in beiderlei Rücksichten die Hochschule, ohne hier oder dort zu gründlichem Eingehen gefesselt zu werden, so daß er mehr noch der neuern Literatur, der Kunst, wie sie durch Oeser und in Sammlungen ihn anregte, dem Theater, der Geschmacksbewegung überhaupt seine Aufmerksamkeit zuwandte. Unleugbar gewann in den nicht ganz drei Jahren, die er hier zubrachte, sein Sinn an Klarheit, Lauterkeit und Schärfe; wenn schon zunächst auch diese Periode, wie die erste seiner Erfahrung, mit Herabstimmung und Krankheit endigte.

Kahler und ungemischter als Frankfurt, stellte Leipzig auf seinem von Natur und Geschichte entblößteren Boden die gleichförmige Wohlanständigkeit seiner kaufmännischen und literarischen Welt, verbreitete mittlere Bildung, und aus dem Französischen

ins Deutsche durchgeseihte Manieren zu Tage. Was dem Sohne der Reichsstadt von der schwerfälligern Stattlichkeit, in der dort die ältere spanisch-deutsche Gesittung und lateinische Pragmatik nachdämmerte, noch etwa an Kleidung und Formen anhing, mußte gegen die leichtere und galantere Art Leipzigs in Nachtheil kommen und als Auffälliges ihrer Zuversicht weichen. Manches durch Aufwand von Gelehrtheit und Witz jener älteren Sitte verwandte, ihm liebe Dichtungsvorbild, manches von ihm selbst angenommene Darstellungsmittel dieses Stils ward ihm zerstört oder beschränkt. Und seine jugendliche Neigung zum überschwänglichen und leidenschaftlichen Ton begegnete in Gellerts Praktikum den Zurechtweisungen und Abmahnungen einer nüchternen Kritik und Moral. Aber auch die schwunglosen Breiten der Modedichtung, von welchen Gellert keineswegs frei war, und die Gottschedsche Regelschule, die ohne Ende fortwässerte, hatten hier am Orte selbst schon ihre Tadler und auswärts lebhafte literarische Gegner. Auch fand Goethe höhere Forderungen bei einzelnen freier gebildeten Männern, welchen er sich anzuschließen Gefühl und Geschick hatte. Es machte sich die Gehaltarmuth der Zeitpoesie gegenüber den Eindrücken tüchtiger Erfahrung, wie die naturwissenschaftlichen Gespräche seiner Tischgenossen sie gaben, und gegenüber solchen neueren Schriften ihm fühlbar, welche bestimmte Fachkenntnisse und ethische Forschungen in der Form des gesunden Verstandes und offner Weltbildung ausprägten. Dazu kamen dichterische und kritische Anregungen, wie sie von Wielands heiterer Ironie, von Lessings hell und herzhaft aufräumendem Geist ausgingen.

Aber bei diesen Entwöhnungen, wo ihm Aufklärung das bisher für Gewinn Geachtete wegnahm und eigne Erzeugnisse so verleidete, daß er sie dem Feuer übergab, bei diesem Umlernen, da auch am Neuangenommenen sich wieder schwache Seiten zeigten, ward ihm oft unbehaglich. Statt zusammen, rückten seine Studien auseinander; er hatte Unbefriedigung, Unsicherheit zu fühlen. Da selbst die Einflüsse, die sein Urtheil schärften, ihm vielmehr Maßstäbe als Stoff und Samen reichten und indem sie die Forderungen erhöhten, ihm die Bereitschaft schmälerten,

warf ihn Verdruß hin und her, den zudem körperliche Verstimmung verschlimmerte. Die Erholung im Freien beschränkte ihn auf das Kleinleben einer flachen Natur. Als sein bedürftiges Herz ein liebliches und gutes Kind, sein Aennchen im Speisehaus, zu seiner innigen Beschäftigung gefunden hatte, verstand er sich gern zum schäferlichen Ton der Leipziger Bühne, sang mit dem Liebchen Zachariäs Lieder, spielte mit ihr Krügers Herzog Michel, und widmete ihr eigne Gedichte, die, obwohl schon voller gegriffen, mit jener moralisirenden Art sich berührten. Allein der Verdruß, an dem er litt, und ein trotziges Begehren, die kleinen Gefühle mächtiger zu schwellen, äußerten sich dahin, daß er die Geliebte mit unbegründeten Eifersüchteleien quälte, bis ihre liebreiche Geduld erschöpft und nun auch zarte Dienste seiner Reue vergeblich waren. Auf diesem Grunde ruht das älteste von Goethes erhaltnen Dramen, das Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“, welches zwar eine Richtung auf billigen Sinn hat, weil es aber in der glatten Ausführung sein geringfügiges Moment und die weichlich-lüsterne Stimmung nur desto deutlicher macht, nicht weiter als für die Geschichte seiner Entwicklung von Belang ist. Die Reue, die es ihm eingab, der Schmerz über den Verlust des Mädchens, wiewohl er ihm Augenblicke einer reinen lyrischen Stimmung lieh, nagte weiter und vermählte sich mit allen Gefühlen des Mangelhaften in seinem Befinden zu heftiger Ungeduld. Der Jüngling stürmte auf mancherlei unsinnige Weise in seine physische Natur, um der sittlichen etwas zu Leide zu thun. Hierdurch wuchs auf trüben Wegen seine Erfahrung. In unsteter Bewegung, in ernster und in lockerer Gesellschaft wurde er des Kleinlichen, Klatschhaften, Gemeinen, das der altklugen und tugendsamen Modebildung sehr nahe verschwistert war, mit humoristischen Freunden und bei leichtfertigen Liebeshändeln wurde er der Frivolität erst recht gewahr, die unter der Tünche von Anstand und Artigkeit weit um sich griff. Seine Lieder aus dieser Zeit verrathen den Blick in solche Schwächen und ihre Verkleidung. Die Oden an Behrisch in ihrem absichtlich gedrungenen Stil deuten die Schattenseite Leipzigs in herben Metaphern an. Auch hatte er

angefangen, Erfahrungen von der Unlauterkeit und Verderbniß, wie sie unter der reinlichen und ansehnlichen Oberfläche der Städte glostet und wühlt, in verschiedene dramatische Entwürfe zu fassen. Einer davon, der ausgeführt und nach der Rückkehr von Leipzig überarbeitet wurde, ist das Lustspiel „Die Mitschuldigen". Hier ist die Technik so sicher, die Fassung natürlicher als in den besten gleichzeitigen Komödien. Muthwillig genug wäre die Handlung. Daß die heimlichen unerlaubten Vorhaben der Personen jedes durch das andere gestört werden, sie dann unwillkürlich einander reihum in falschem Verdacht haben, Geständnisse zu Mißverständnissen, Mißverständnisse zu Geständnissen werden, das könnte sehr ergötzlich wirken, wäre nicht die Grundstimmung trocken und hart. Sollte das Interesse heiter bei den Durchkreuzungen von Schuldbewußtsein und Verkennung weilen, so müßten alle Betroffnen leicht und locker genug vorgestellt sein, um kein Mitleid zu verdienen. Hier ist der frühere Liebhaber und die junge Frau zu gut und fühlend, als daß die Kettung der Letztern an einen sittenlosen Taugenichts, der Ruin des Hauses, und alles für sie sittlich Peinliche der engern Situation uns nicht ängstigen und verletzen sollte. Darin, das Lächerliche auf so traurigem Grund auszuhalten, liegt eine zähe Nüchternheit, eine schonungslose Klarsicht der Prosa des Lebens, die an einem achtzehnjährigen Dichterjüngling in Verwunderung setzt.

Um so leichter mußte vor diesem Blick die Phrasenvollkommenheit der Universitätspoeten zu Spott werden. Bei seiner Formgewandtheit begreift sich, wie ihm neben Freunden von dem standhaften Humor eines Behrisch die papiernen Wolken und Kaskaden des Leipziger Parnasses Stoff zu den treffendsten Parodien und Burlesken geben konnten. Musterhaft ist in dieser Art Goethes Anwendung des Ramler-Clodius'schen Oden-Pomps auf den Kuchenbäcker Händel, und ganz jovial war der Einfall, zu dem bewunderten Heldenstück Medon von Clodius als Prolog den Harlekin mit großen Umständen zwei Säcke im Proscenium aufpflanzen zu lassen, gefüllt (wie er vertraulich auskramt) mit moralisch-ästhetischem Sand, den die Spieler dem

Publikum häufig in die Augen werfen würden, der eine nämlich mit Wohlthaten, die nichts kosteten, der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten.

Das Durchschauen dieser wohlfeilen Herrlichkeiten und des eitlen Spiels mit hohlen Idealen trieb den Geist des Jünglings auf das Gegentheil, auf die gemeine Wahrheit. Diese Forderung, die Welt so gemischt, wie sie ist, und nicht besser, nicht glänzender vorzustellen, beherrscht seine „Mitschuldigen“. So wollen auch seine lyrischen Bekenntnisse das Zweideutige der Lebensreize, der Liebe nicht beschönigen, und betonen es aufrichtig. In einzelnen tritt ganz schlicht die Beobachtung gemeiner Wahrheit hervor. Es widersprach dieser Richtung nicht, wie er gleichzeitig von griechischer Schönheit und Kunst berührt wurde. Denn er hatte den Unterschied der Poesie gegen die bildende Kunst im Lichte von Lessings Laokoon lebhaft ergriffen und hielt daraus fest, daß dem redenden Künstler über die Grenzen des Schönen, die der bildende einhalten muß, hinauszuschweifen vergönnt sei, weil er die Bedeutung jeder Art nicht entbehren könne, auch nicht, wie jener, für den äußern Sinn, sondern für die Einbildungskraft arbeite, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden möge. Ferner, was ihm Oeser als Prinzip der Kunst empfahl, die Einfalt, lag dem geschlossenen plastischen Ideal nicht gerade näher als der unverzierten Lebenswahrheit. Als ihn daher das erhöhte Kunstinteresse nach Dresden zog, lehnte er dort ab, die Antiken zu sehen, und ging in der Bildergalerie nicht auf die italienischen Meister ein, außer auf Domenico Feti, bei dem er mit Vergnügen neutestamentliche Parabeln ganz ans gemeine Leben herangeführt sah. Ueberhaupt waren es die getreuen Darsteller des Heimatlichen und spezifisch Wirklichen, bei welchen er weilte. Ja, er bereitete gleichzeitig sich selbst solche Naturstudien. Zum zweitenmal macht sich seine Vorliebe für die gemeinen Leute geltend. Nahm er doch seine Wohnung in Dresden nicht im Gasthof, sondern bei dem armen Schuster, dessen lustige Frömmigkeit und unverwüstliche Lebensfreude ihm zufällig bekannt geworden war. Ansehnlichere Thüren vermeidend, machte er diesem gute Stunden, und vorsichtig gegen feinere

Gesellschaft, unterhielt er mit ihm sich munter im Stil des Volksbuchs und der Bibel, und sah die schwärzliche Herberge Mittags als ein Bild von Ostade, Nachts als ein Stück von Schalken an.

Wenn gleich diese Richtung auf das Gemeinwirkliche, die einen Theil des Reizes vom Gegensatz gegen das vornehm Langweilige hernahm, ihm ihrerseits auch nicht das Platte und Eintönige ersparen konnte, so wirkte sie doch entschieden günstig da, wo das Natürliche selbst schon schwunghaft war, in seiner Lyrik. Dieser erhielt sie den Lebenspunkt, das Individuelle. Sie ließ die Ergüsse seines jugendlichen Verlangens, seiner Liebe und Laune nicht aus den Gleisen der wirklichen Empfindung weichen, und an diesem Klang der Lebendigkeit, diesem Hauch der ganzen Persönlichkeit hatten sie eine größere und reinere Tiefe, als ihnen die sonst beliebten unwahren Veredlungen, moralischen Verallgemeinerungen und frostigen Anwendungen irgend hätten leihen können. Mit diesem Vertrauen auf Natur kündigte der Jüngling, ohne es zu wissen, zuerst einen neuen Frühling an. Er war es, der das einfache klingende, aus der Brust gehobene Lied, das der deutschen Bildung, seit sie den Volksgesang verließ, mehr und mehr abhanden gekommen war, wieder weckte, der die Jugendgefühle in ihrer Thaufrische der Poesie zurückgab. Wirklich also waren es Neue Lieder, die er in Leipzig seinem Freunde Breitkopf gab und dieser mit seinen Melodien nach Goethes Abgang von dort herausgab (1770). „Die Liebe wider Willen", „Das Glück der Liebe" („Glück der Entfernung"), den „Schmetterling" („Schadenfreude"), das „Hochzeitslied" („Brautnacht") u. a. wußte selbst der reife Dichter nicht zu verbessern; einige, deren Form er zu läutern vermochte, wie „Die Nacht", „An den Mond" („An Luna") haben doch in der ersten Gestalt schon den Ton der Empfindung, der unfehlbar anschlägt. Und alle zusammen umschreiben in Leichtsinn oder Wehmuth, Feuer oder Weichheit die Bewegungen einer lebensvollen Jünglingsseele.

So hätte er in Reizen, die zwar seinen Drang nicht ererschöpfen konnten, sich gemüthlich erholen mögen, wäre nicht alles Störende ihm doppelt lästig durch das körperliche Miß-

befinden geworden, das endlich in einem Blutsturz ausbrach. Während der Nachwehen bei viel freundlicher Pflege nahm der Seelenzustand eine neue Mischung an. Im unmittelbaren Gefühl der Mängel des Wirklichen blickte er nach überschwänglichem Heil. Die Glaubensmittheilungen eines durch Verstand und Theilnehmung ihm lieben Freundes wirkten mit, so daß der Kranke mit Hoffnung die Eindrücke seiner frühen Vertrautheit mit der Bibel erneute. Und so war es einestheils mit Ernüchterung über die Welt und sich, anderntheils mit einer Hinneigung zum Evangelium, daß er kurz nach Vollendung seines neunzehnten Jahrs ins Vaterhaus zurückkam.

Frankfurt.

(Herbst 1768 bis Frühjahr 1769.)

In diesem Herbst und Winter unter lästigen Krankheitszuständen gewann die Wendung ins Mystische noch bestimmtere Gestalt. Fräulein von Klettenberg, von der die „Bekenntnisse einer schönen Seele" ausgingen, die Goethe späterhin dem Wilhelm Meister einfügte, vermittelte damals durch ihr verehrungswürdiges und originelles Wesen sein Interesse für Zinzendorfischen Pietismus. Nebenbei hatte sie für eine geheime, kabbalistische Heilkunde Neugier, die ein seltsamer Doktor, ihr und Goethes Arzt, mit viel Zurückhaltung nährte. Goethe, dem er aus der schlimmsten Noth seiner Krankheit durch ein Arkanum half, ließ nun auch auf die Spuren dieser abstrusen Weisheit sich ein, las allerlei theosophische und magisch-alchymische Tröster und operirte sogar mittelst eines kleinen Apparats auf Mittelsalze und wunderkräftige jungfräuliche Erde. Der Uebergang aus nüchterner Lebensanschauung in diese Mystik darf kein Sprung scheinen. Denn wie den Leidenden der Glaube an den persönlich einwirkenden Erlöser anzog, enthielt er im Gegensatz mit gelehrter Theologie und dogmatischer Disziplin die Forderung der Selbsterfahrung eines unmittelbaren Verhältnisses und wollte also von dem natürlichen Gefühl des Bedürfnisses zur lebendigen Berührung mit einem natürlichen, wenn schon ewigen Wesen fortschreiten. Der Werth ward auf Empfindung, Gegenwart, Offen-

barung gelegt. Die Zuversicht in die eigne Natur war so wenig vertilgt, daß das Gefühl der Mängel selbst sich zu der Meinung umwandte, bisher von göttlicher Hilfe weniger erfahren als verdient zu haben. Das Zutrauen zur Natur überhaupt war so festgehalten, daß ja diese besondere Frommgläubigkeit gleich an der Hand kabbalistischer Vorstellungen eine zwar geheime, aber wirkliche Verbreitung des ewigen Heils durch alle Naturkreise und Wesenverkettungen voraussetzte, ja herzhaft daranging, es durch Hantirung mit gemeinen Naturstoffen in seine Gewalt zu bringen. Und so hatte in Wahrheit die physische Hypochondrie den energischen Lebenshumor bloß etwas mehr ins Innere, aus den Jugendtrieben ins Ideenspiel gedrängt, wo er aber nur in den Glauben ausschlug, daß auch das Uebernatürliche eigentlich doch natürlich sein müsse. In diesem naiv anspruchsvollen Begehren, diesem titanischen Pietismus haben wir schon den Keimtrieb zu Goethes Faust; so wie der Phantasievorrath für den magischen Bedarf dieser Dichtung, die traditionellen Mittel und natürlichen Anknüpfungen des Aberglaubens bereits in diesem Studium kabbalistischer Bücher und diesem alchymischen Laboriren sich begründete, dessen Reize und Neckereien er selbst erfuhr.

Drei Universitätsjahre in Straßburg.

(Frühling 1769 bis Herbst 1771.)

Mit der allmählichen Besserung, mit der Versetzung nach Straßburg im Frühling vor Ablauf seines zwanzigsten Jahrs, und dem Leben dort bis zu Ende seines zweiundzwanzigsten, trat eine neue Epoche ein, die seine Anschauung mehr ins Freie und Große führte. Es sind dies die Jahre, wo sich die Grundlagen des Faust und die des Götz ansetzten, dieser Dichtungen, die das Frei-Menschliche, die eine in seinen innersten Ansprüchen und Widersprüchen, die andre in seinem Kampf mit Sitten-Wandlung und Entartung erfaßten. Von einem ungeduldigen Hervorringen aus der Enge gingen beide aus und gewannen allmählich Gestalt, wie Goethes Geist hinüberdrängte vom Gemeinwahren zum Gesetz der Natur und Geschichte, von den Einbildungen der Kleingeselligkeit zu Ideen des Volkslebens und der Menschheit. Dahin begann sich

jetzt sein Gesichtskreis zu erweitern. Die Vorliebe für die Frommen, die Herrnhuter, von der aus dieser Periode in seinem „Brief des Pastors" (gedruckt 1773) ein Zeugniß vorliegt, war von wenig ausschließender Art. Neben dem Glauben der Versöhnung, die der eignen Erfahrung eines jeden zu belassen sei, war es der Widerstand gegen Voltairesche Religionsverspottung, was ihn der Seite dieser Trostfreudigen zuneigte; und mit Einzelnen von ihnen, wie damals mit Jung-Stilling, verknüpfte ihn das Wohlgefallen seiner Beobachtungslust an Menschen, die fest nach einem, wenn auch beschränkten Sinne lebten. Er selbst war in Straßburg nichts weniger als ein Stiller im Lande, hielt sich zu dortigen, an die er empfohlen war, nicht lange, sondern zu braven Weltmännern, ließ von solchen sich in heitre Gesellschaften führen, spielte, tanzte, focht, ritt. Planmäßig überwand er durch allerhand Uebungen jede kränkliche Reizbarkeit oder Aengstlichkeit gegen äußere Eindrücke, nahm auch, da sein Jus für den Bedarf abzuschließen eine leichte Methode gefunden war, Anatomie und andere medizinische Kollegien mit, und genoß des Schönen der Stadt und auf Ausflügen der umgebenden Landschaft. Dies ist von dem Vielen, was in Straßburg ihn förderte, das Eine: diese frische Aufregung in gutem Sinne durch mannigfaltige Beschäftigung und Umschau, durch fröhliche Kameraden, Freunde, besonders durch das anmuthige Verhältniß zu Friederiken in Sesenheim. War auch diese Sesenheimer Idylle in der Wirklichkeit wohl unruhiger beleuchtet als des Dichters Beschreibung davon nach vierzig Jahren: schon die Lieder daraus, das innige „Kleine Blumen, kleine Blätter", „Ein grauer, trüber Morgen", der bewußt-feuervolle „Willkommen und Abschied", würden die Wahrheit eines glücklichen Jugendgefühls für immer verkünden, wären uns auch die lebendigen Anknüpfungen, der anmuthige Gegenstand, der ganze ländlichliebliche Hintergrund nicht in so hinnehmender Ausmalung offengelegt. Da sehen wir statt des Leipziger Schäfers einen abenteuerlustigen Reiter, statt schleichender und abspringender Leidenschaft einen herzlichen Genuß von Natur und Liebe. Wenn dann aber diese wirkliche Poesie wirkliche Ansprüche zur nothwendigen Folge hatte, welchen ihn

das Gefühl eines weiteren Berufs entzog, der ihm jetzt schon zum idyllischen Abschluß des Lebensplans zu eilen nicht gestattete: so erhielt freilich jene Herzlichkeit die Rückansicht eines frevelhaften Spiels mit vertrauender Unschuld. Die Reue, die den Schmerz beschlossener Trennung noch peinlicher machte, hat nachher mitgearbeitet im Götz am Bilde vom untreuen Weislingen. Gewiß hatte schon auf der Höhe des Glücks die Vorahnung seiner Untreue zur süßen Leidenschaft Beklommenheit und bei heftiger erneutem Hingeben stechenden Vorwurf gesellt. Ueber solchen innern Kämpfen, die das Gute und Böse mischten und dichtaneinander entgegensetzten, über der Flucht in Thätigkeit, welche die Rückfälle in Leidenschaft steigerte, mag aus verallgemeinernder Betrachtung, in deren Schatten Selbstbeobachtung quälend aufstieg, bereits manche Stimmung sich vertieft haben, die der Bewegung des Faust in seiner Seele noch von anderer Seite als aus den Tiegeln der Magie und Blättern der Ketzerhistorie Nahrung zuführte.

Nicht allein aber eigne Lust und Schuld bewegten in seiner Einbildung die unerschöpfliche Wechselseitigkeit des Vollkommnen und der Beschränktheit; auch von Seiten der theoretischen Welt legte sich dies Labyrinth, wenn es in Leipzig ihn dunkel gestört hatte, nun seinem freieren Urtheil dar. Dies war die zweite Förderniß in Straßburg: diese Skeptik und Kritik, worin Zuflüsse der französischen Kultur ihn theils ungesucht üben, theils kühner machen mußten. Die gealterte Literatur der Franzosen hatte sich dem raffinirenden und dem zersetzenden Verstande zugewandt. War nun weder ihrer Dialektik sich zu bemeistern noch ihrer Sophistik zu erliegen dem Lebensgefühl des jungen Mannes gemäß, so hob doch bald überraschende Anregung, bald Widerspruch der eignen Sinnesart seine Fertigkeit im Freidenken. Blickte er dann schärfer in die verschiedenen Universitätsfakultäten, bei welchen er zu Gast ging, so konnten sich schon zwischen seinem Verlangen nach Gehalt und den Abseiten wissenschaftlicher Praxis Kontroversen bilden, welche die Gespräche zwischen Faust und Wagner, Mephisto und dem Schüler vorbereiteten.

Zu dieser Wirkung kam, was er vom staatlichen Zustande

Frankreichs vernahm und sah. Auf der einen Seite unmäßige Ansprüche der Regierungswirthschaft, der geistlichen, der weltlichen Stände, auf der andern Zerrüttung der wirklichen Staatskräfte, Auflösung der Gewissensbande, Freigeist. Dies erklärt mit die Ungunst gegen den ganzen modernen Staat im Götz. Nicht mehr blos an Privatverhältnissen, wie zu Leipzig, sondern an den Grundbegriffen menschlicher Gesellschaft nahm Goethe die Klüftungen wahr, die ihre unselige Zweideutigkeit offen legten — ein Gradunterschied, der jenem zwischen dem lockern Boden der „Mitschuldigen" und der Welt-Ironie des Faust entspricht. Ueberhaupt aber mußte Goethes überall dem Wirklichen nachgehenden Sinn dieser Aufenthalt an der Scheide zweier Völker und Gesittungen mehr ins Große nöthigen. Er stand ja hier in der Fremde auf deutschem Boden unter einer noch in der ganzen Sinnesart getheilten Bevölkerung. Während ihn täglich das Riesenwerk des Münsters an die alte Tüchtigkeit des eignen Volks gemahnte, zeugte gleich unleugbar für die Gesunkenheit des Reichs eben die Preisgabe dieser Stadt und dieser blühenden Landschaft. Der Spott von Franzosen über die deutsche Verfassung konnte jene Eindrücke ihrer eignen Staatsgebrechen nur lebhafter, ihr Herabsehen auf deutschen Ungeschmack den Kontrast ihrer unsteten Gesinnung mit Gebundenheit an willkürliche Aeußerlichkeiten nur auffallender machen. Der Widerstand der Elsaßer Sprache, Tracht, Sitte gegen das französische Wesen, hier abnehmend, dort noch lebhaft bewußt, rückte den ganzen Gegensatz noch mehr ins Gefühl. Und so wurde sein Urtheil nach beiden Seiten hin stärker, die Einsicht in die Mängel des Heimischen empfindlicher, größer aber auch die Liebe seines verkannten oder entstellten Guten. In dem Aufsatz über den Münster „Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach. 1773.", den Goethe Ende 1772 herausgab (und Herder bald darauf wieder abdrucken ließ), sprach er diese Bauart für deutsch von Ursprung, für vaterländisch an nach Bedingungen, Zweck und Geist, und rechtfertigte mit Ueberlegung, Witz und Wärme ihre Einstimmigkeit und Größe. Dies ein Zeichen der Steigerung seiner Betrachtung in diesem dritten Bezug, in der

Richtung auf den Volksbegriff und Geschichtsgeist und im erhöhten Vaterlandsgefühl.

Worauf ihn von klein an die dichterische Anlage zugeführt hatte, das Ausbündige in volksmäßigen Ausdrücken und Sprichwörtern, der drastische Humor in Volksbüchern und Puppenspielen, das Naturgeistige und Körnige, wie es derjenige Theil der Volksbildung hat, der nicht von Buch zu Buch, sondern in der Witterung der Wirklichkeit gewachsen ist, wurde jetzt vom jungen Manne mit steigendem Bewußtsein ergriffen. Stoffe, diesen Trieb zu nähren, boten Ausflüge im Elsaß und der Pfalz an Alterthümern und Erinnerungen, und in der Stadt im Schatten des Münsters Dokumente, zu welchen Oberlins Freundlichkeit ihn hinwies, der auch Minnesänger und Heldendichter empfahl. Auf manches Altheimische führte ihn die eigne Vorliebe für Bücher, die nicht von der Heerstraße des Wissens, sondern den Querwegen der Selbsterfahrung, Sympathie, Mystik sich herschrieben. Und so senkte sich allmählich in Goethes Phantasie die nationale Vergangenheit mit der Bestimmtheit, wie sein Götz sie vergegenwärtigt, mit der vielsinnigen Tiefe, wie sie den Grund im Faust macht. Auf dem Wege zu dieser ganzen Sinnerweiterung war ein besonderer Vortheil die Begegnung mit Herder in Straßburg.

Bei Herder fand Goethe Umsicht in alter und neuer Literatur, verbunden mit der verhältnißmäßigen Größe des Maßstabs für das Bedeutende. Vertraut mit Lessings energischem Witz, begeistert von Klopstocks zusammengefaßter Empfindung, drang auch Herder in seiner Weise auf gesammelten Geist und volles Gefühl des Dichters. Dem Feuerblick Herders erglänzten die ältesten Urkunden als Poesie und gaben Zeugniß, daß die Dichtkunst eine Welt- und Völkergabe sei, nicht das Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer. Für den jungen Dichter, der schon immer durch Lust und Verdruß hindurch nach dem Lebenswahren gegriffen, war diese erweiternde Bestätigung seines Glaubens an die Wirklichkeit wie Evangelium; und er schöpfte aus Herders Begeisterung für die Naturdichtung der Morgenländer, die altnordischen Heldensänge, die Balladen der Briten

und Schotten, und für das Volkslied überhaupt eine eigene praktische Begeisterung. Er nahm Theil am Studium jener Quellen. Es war eine Arbeit im Lieblingsfeld seiner Jugend, doch beziehungsweise verwandt mit Herders Behandlung der Genesis, wenn Goethe vom Zug der Israeliten durch die Wüste und Moses Geboten die ursprüngliche Begrenzung zu ergründen suchte, was er nachher (1773) in „Zwei biblische Fragen, beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben" drucken ließ. Ernstlich befaßte er sich auch mit Ossian; er schickte an Herder nach Bückeburg übersetzte Stücke mit dem Galischen Text und eignen Bemerkungen, und schon das Sesenheimer Liederbuch hat die Gesänge von Selma, die er nachher dem Werther einfügte. Er sammelte deutsche Balladen im Elsaß aus dem Munde des Volks. Zwölf solche, meist alt, und alle echt volksmäßig, samt ihren Melodien sandte er an Herder. Jene urzeitliche Poesie trug Goethe nicht über in sein eigenes Dichten, machte keine Bardite, wie Klopstock und Denis; jenen Volkston aber, wie er noch lebte, wie er durch Sangbarkeit und Handlungsausdruck immer wahr bleibt, traf von unsern Dichtern Goethe zuerst wieder in der echten Einfachheit, Gedrungenheit und in Empfindung aufgelösten Erzählung. Die Lieder im Götz, die ziemlich gleichzeitigen Balladen: „Der freche Bube", „Der König in Thule" haben schon diese Eigenschaften in einer Vollkommenheit wie irgendwelche der spätern, die er, wie Edelsteine, bald aus der Tiefe des eignen Lebens, bald aus dem verschütteten Schacht des Volksgesangs emporreichte.

Wie diesen Zug, stärkte die Berührung mit Herder auch das Entzücken an Shakespeare und dem unendlichen Lebensreichthum seiner Dramen. Der Genuß dieser mächtigen Dichtungen, die Feier des großen Briten, die Nachahmung seines Humors war Hauptschwungfeder eines Kreises von jungen Dichtern und Dichtergesellen um Goethen her. Herders Zustimmung schürte dies Feuer, und ihm gab Goethe noch in die Ferne Nachricht von Festen dieses Kultus, die er veranstaltete. Daher kam unserm Dichter nicht nur der Muth zu der offenen Szenenweite und raschen Handlungsfolge seines Götz, sondern die Hoffnung

vollkommner Poesie aus dem Schwunge des Lebens. Dahin wirkte vieles zusammen. Das Widerstreben gegen den wählerischen französischen Geschmack, neben dem Einfluß von Rousseaus Forderung menschlicher Wahrheit, selbst im juristischen Studium der beginnende Streit für das natürliche, volksmäßige, billige Recht gegen das gelehrte und verbriefte, und diese Begeisterung für naturreiche Poesie — alles drängte diesen Jugendchor zu der Maxime, munter zu leben und herzhaft das Leben auszusprechen. Lag hier die Gefahr der Verwilderung nahe, so schützte dagegen, wie Goethe sagt, Shakespeares Geistesmacht, überhaupt aber die bei ihm schon ausgebildete Gewohnheit, auf keinerlei Erkenntniß gründlicher zu achten als auf seine eignen Affekte. Für diese Besinnung und Sammlung hatte er gleichfalls Vortheil von Herders hohen Ansprüchen. Herders Zug zum Edeln und Würdigen, seine Verehrung für Klopstocks aufgerichtete Empfindung, für Hamanns symbolisches Denken theilte sich dem jungen Freunde mit. Auch den Griechen, den Meistern der Fassung, kam Goethe durch Herders Mahnung erst näher. Insbesondere aber die kaustische Art, womit Herder den Jüngling, was er an ihm vermißte oder geringschätzte, fühlen ließ, wirkte, ohne seine Liebe zu erkälten, eine heimlichtiefe Zusammenziehung seines Selbstgefühls und edeln Ehrgeiz. Ueber einen Theil seiner Beschäftigung mit Herder verkehrend, hielt er die Arbeit seiner Phantasie an der Geschichte des Götz und der Fabel des Faust im Verborgnen und strengte sich doppelt an, ihm Stärken, die er in sich fühlte, erst im vollendeten Werk zu zeigen.

Drei Jahre in und um Frankfurt. Höhe der Jugenddichtung.
(Herbst 1771 — 1774.)

Diese Steigerung seines Wesens in einer Gährung, deren Unruhe durch die zerrissene Liebe zu Friederiken und Reue vermehrt war, brachte Goethe im Herbst 1771 nach Frankfurt zurück. Wohlthätig wirkte Wiedersehen und geistiger Verkehr mit alten und nun nähertretenden Freunden in der Vaterstadt (die Schlosser), die neue Bekanntschaft mit dem Darmstädter Kreise um Herders Braut und um den originellen kritisch, praktisch und gesellig reg-

samen Merck. Mit ihm, dem bedeutendsten jener Freunde, und mit Gießener Gelehrten verband Goethen bald seine Mitbetheiligung an ihrer Unternehmung der Frankfurter Gelehrten Anzeigen (eröffnet 1772). In diesem Umgang und Betrieb, in Bewegungen des durch Klopstock idealisirten Eislaufens und eines häufigen Wanderns zu Fuß und zu Pferd wiegte er die aufgeregte Seele. In Darmstadt hörte man ihn sehr gern seine Gedichte und Entwürfe vortragen. „Faust war schon vorgerückt (lautet seine Erinnerung), Götz baute sich allmählich in meinem Geiste zusammen.“ Die genossenschaftliche Thätigkeit und das Umherschweifen, Reiten, Straßenleben waren wohl Ursach, daß er zuerst das Ritterstück, und zwar nach der langen innern Vorarbeit binnen wenigen Wochen ausführte. Schon um Ende 1771 sandte er die Handschrift an Freunde. In Folge von Herders Tadel und eigenen Erwägungen schrieb er's im nächsten Jahr mit Abkürzungen und Aenderungen runder zusammen, und da von fernerem Ueberarbeiten Merck abmahnte, erschien das Schauspiel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ 1773 gedruckt.

Wohl ist in diesem Drama der Keckmuth fühlbar, dem sich Goethe mit den Straßburger Gesellen ergab, und der ihn fortan zum Mittelpunkt einer strebsamen Kameradschaft machte. Unter der Schilderung einer heroischen Vergangenheit und der Veränderungen, die über sie die Neuzeit heranführen, geht durchhin der Vorwurf gegen die letztere. Man sieht an die Stelle der Männerkraft schleichende Ränke, der Lehnstreue Stände-Ueppigkeit, einer bürgerlichen Rechtsübung fremdgelehrtes Beamtenthum, einer thatfrohen Sittlichkeit weichliches Lernen treten. Die Leidenschaft als solche, Franzens Liebesfeuer, die Vermessenheit der schönen Adelheid, überhaupt das Wilde (Stegreifritter, Zigeuner) ist gegen die Gesittung mit einer gewissen Vorliebe behandelt. Aber die Wahrheit der Ausführung geht auf das düstre Ende der maßlosen Leidenschaft eben so wohl als der wankelmüthigen Gewandtheit ein und stellt am biedern Helden selbst die Unzulänglichkeit der Eigenhilfe vor Augen. Diese poetische Unparteilichkeit gab dem Gedicht die Berechtigung, einem

von müßigen Formen niedergehaltenen Zeitalter und seiner matten Sittlichkeit die rohen Tugenden der Väter vorzuhalten. Und wie leuchtet in dem bewegten Gemälde, in dieser Zeit von Kampf und Noth so fühlbar sich erprobend Männerfreundschaft, Zusammenhalten von Herr und Knecht, von Weib und Mann bis in den Tod, wie gegenüber von Verrath und Heuchelei ritterliche Ehrenhaftigkeit, und gegenüber von wälscher Staatskunst die Liebe zum Oberhaupt bei freiem Selbstgefühl! So dem Mitgeschlecht nicht an leeren Idealen, sondern den wirklichen Gründen und Vorkämpfen seiner Geschichte deutsche Tapferkeit, deutsche Treue, deutsche Freiheit zu vergegenwärtigen, war tiefer gegriffen als Klopstocks Hermannschlacht, umfassender als des wackern Lessing Minna von Barnhelm.

Der Dichter war während der Ausgestaltung dieses Dramas in einer neuen Leidenschaft. In den Frühling 1772 fiel sein Aufenthalt in Wetzlar und die Liebe zu Lotte, Kestners Braut. Gegen Sommers Ausgang floh er aus dem unmittelbaren Umgang in den schriftlichen, und nach dem Besuch im gastlichbewegten Hause la Roche in Ehrenbreitstein, und der Rheinfahrt mit Merck, pflegte er und bekämpfte in fortwährendem Briefwechsel mit den Verlobten seine Gluthen. Dabei blieb er über den Winter und ins folgende Jahr ein fleißiger, verständigwirksamer Mitarbeiter der Frankfurter Gelehrten Anzeigen, ein rüstiger Tummler unter den Jungen, welchen sein Götz nun gleichsam zur Fahne ward, ein launiger Gesellschafter in neuen freundschaftlichen Anknüpfungen zu Frankfurt mit Frauen und Mädchen. Diese Beschäftigung, da ihn die Literatur, wie sie war, und die Gesellschaft, wie er dazu stand, nur bedingt anziehen konnte, drängte das innere Begehren und Ringen noch mächtiger zusammen; zumal Merck verreist war und die Schwester als Anvermälte Schlossers aus der Nähe schied. Im Herzen die Spitzen abgebrochener Verhältnisse, vor sich den Mißverstand seines Strebens nach Ganzheit im Leben und Dichten, da gegen den Götz die alte Schule sich eben so laut erhob als die neue ihm blind zufiel, hatte er das Gefühl alleinstehender Anstrengung wider die eigne Weichheit und wider die flaue Zeit und trieb

sich ins Heroische und Titanische. Homer, Sokrates, Pindar regten in dieser Zeit ihn besonders mit Idealen der Selbständigkeit, der Gymnastik und meisterlichen Thatkraft an. Seine lyrischen Ausbrüche aus derselben Zeit („Wanderers Sturmlied", „Pilgers Morgenlied", „Elysium") haben, verschieden von dem Liederton der früheren, das Zusammengepackte, wohl auch sich Uebersteigernde eines Klopstockschen Odenstils. Andererseits entledigte er sich des Weichen und bekämpfte das Abstrakt-Ideale in dramatischen Humorstücken. So stellte er in ein paar kurzen Szenen den wirklichen Kontrast des Künstlerloses aufs bündigste in „Künstlers Erdewallen" dar, gab im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" einen lustigen Mikrokosmus des menschlichen Durcheinandertreibens und der einfachen Drähte, die alle Puppen, geputzte wie ungeputzte, bewegen, und ließ im „Pater Brey" einem jener frommen Schöngeister, die gern mit weiblichen Seelen tugendsamlüstern schwärmen, einen derben Possen spielen. Diese Stücke reihte Goethe den letzten Monaten 1773 zusammen und gab sie in Druck als „Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel", das erste „Drama" benannt, das zweite „Schönbartspiel", das dritte „Fastnachtspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern u. s. w.". Und merkwürdig in der That ist in der kecken Form und Sprache dieser Gedichte der Anklang an die volksmäßigen Narrengedichte und Fastnachtspiele des 15. und 16. Jahrhunderts, so daß Goethe auch in diesen scherzhaften Kämpfen gegen den Zeitgeist, wie im ernsteren seines Götz, auf die ältere, derbere Gesittung unseres Volks erwecklich zurückging. Gleichzeitig und ähnlich drastisch in Meistersänger-Zuschnitt ist sein „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes verdeutscht durch Dr. C. F. Bahrdt" gegen das Modernisiren der ursprünglichen Evangeliengestalt gerichtet. Auch das, wiewohl damals noch nicht gedruckte Fastnachtspiel „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" gehört nach Entstehungszeit und Ausdrucksform in diese Reihe. Es mag darin, wie im „Pater Brey", ein wirklicher Prophet jener Tage travestirt sein, doch nicht so einfach, daß nicht Goethe dem Naturübermuth des Satyrs etwas von seiner eignen Verachtung entnervender Kultur,

auch dem Stolze desselben auf herzenbewegende Sangesgewalt vom eignen Selbstgefühl beigemischt, somit im schnöden Ausgang seiner Göttlichkeit die eigne Partei mitgetroffen hätte.

Meisterhaft ist in diesen lehrhaften Schwänken der Knüttelvers gehandhabt, die Sprache markig malend und volksmäßig unverschämt. Diese Gewandtheit im altdeutsch-bürgerlichen Tone hängt zusammen mit der Geistesarbeit am Faust, dessen Fabel vornehmlich Goethen auf diesen Stil des 16. Jahrhunderts hingeführt. Von Goethes Ausführung der letzteren haben wesentliche Bestandtheile gerade diese volksmäßige Sprache, dies alte Korn in Wort und Reim auffallender als andere. Sie rühren noch aus dem Jahr 1773 her und bestätigen mit jenen Fastnachtspielen, wie wunderbar im Geiste des Dichters, gerade als er am kräftigsten aufbrach, der ältere deutsche, der bürgerlichtüchtige Volksgeist mit erwachte. Dieser Ton war aber auch ganz geeignet, Goethes Dringen auf das Eingeständniß der ganzen Natur bis in die Oberfläche des Ausdrucks zu verbreiten. Das Gezierte sollte abgethan, das Lebenskräftige nicht beschnitten werden. Ein Behagen, wie es der Prolog zum Neueröffneten Puppenspiel so jovial hervorsprudelt, warf sich beim vollen Bewußtsein der Schranken auf Kraftübung als solche, den Ersttrieb aller Bildung. Dies thatfrohe Selbstgenügen in den Naturschranken liebte Goethe in den griechischen Idealen der Titanen und Heroen, als den Ursprungsbildern gesunder Menschheit, und fing von dieser Idee aus das pathetischgedrungene Drama „Prometheus“ damals an, welches unvollendet und als Fragment lange ungedruckt blieb. In dieser Begeisterung für den Naturmuth griechischer Dichtung mußte wohl die Verflüchtigung einer Heroenfabel in moderne Empfindsamkeit, mußte Wielands Alceste samt dessen Erörterung, wie er die Fehler des griechischen Vorbilds verbessert, Goethes Laune aufs lebhafteste reizen. So entstand in dramatischer Prosa die Farce „Götter, Helden und Wieland“, die im selben Jahr mit jenen volksmäßigen Humorspielen in Druck kam. Sie bringt den zahmen Poeten in ergötzliche Verlegenheit Angesichts des Kerngeschlechts, das er so harmlos behandelt hatte. Von der Rücksicht und Anerkennung, wie sie

Goethe für Wieland auf manchem Blatt der Frankfurter Gelehrten Anzeigen in wohlgemessener Gesinnung bewiesen hatte, können freilich diese Halbgötter nichts zeigen. Ein gut Theil aber ihres Uebermuths geht dem jungen Dramatiker frisch vom Herzen, indem er meint, daß durch Schildereien voll Zartsinn und Edelsinn wohl der Gehalt aus der Dichtung, nicht aber die verleugnete gemeine Natur aus dem Leben verschwinde.

Durch den Götz und diese muthwilligen Ausfälle wurde der ungenannte, jedoch rasch umher bekannte Dichter zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Aufregung. Denn was er gestaltend und in treffenden Blitzen aufrückte, rührte sich auch in Andern. Unbehagen an den Engen der Gesellschaft und Schule, Lust nach kräftigen Sitten oder Freiwaltung des Gefühls bewegten die Gemüther in Ahnungen und Versuchen. Aber sie sprachen die Anforderung aus statt der Erfüllung, fielen zurück ins geistlos Wirkliche oder verloren sich in Wolkengeister. Die wahre Wirklichkeit zu vergeistigen, dem Schönen volle Natur zu geben, fehlte ihnen der kühne Einmuth von Sinnlichkeit und Besinnung, die Zähigkeit in der Gluth und tiefe Selbstaufrichtigkeit Goethes. Er allein gab, was er forderte, in den „Leiden des jungen Werthers".

Da ist eine einfache Geschichte, wenig Begebenheiten, wenig Gestalten, und doch welches Leben, welche Menge von Empfindungen! Kein Nimbus der Vergangenheit oder Fabel, ein Fall aus der gewöhnlichen Welt: und welche Gewalt der Wirkung! Der Stoff ist die Stimmung der Zeit selbst, diese Unbefriedigung, aber durch den ganzen Menschen, durch das ganze Dasein geführt und zum Grund erschöpft. Der Held hat, was man damals zumeist für Vorzug achtete, diesen durch Bildung gesteigerten Anspruch auf Bedeutung, auf schönes und freies Handeln, der ihn ins Gegentheil, in unfreien Müßiggang führt. Denn über die Arbeit fürs Leben, wie sie den gemeinen Mann gesund und frei macht, ist er hinausgehoben, und in dem Dienst für die höhern Bedürfnisse der Gesellschaft, der ihm offen stünde, mit dem er es auch im Verlauf seiner Geschichte vorübergehend versucht, würde man freilich, wie die Welt ist, oft von ihm Ver-

leugnung gerade des Selbstgefühls und reinen Handelns aus sich fordern, um das es ihm doch allein galt. Bücher dienen ihm auch nicht: denn er will Lebensgehalt; nur Homer wiegt ihn mit Vorstellungen kräftiger Menschheit, die aber keine Brücke mit seiner Wirklichkeit verbindet; und hernach sind es die öden Haiden, die verhallenden Klagen Ossians, in denen seine Schwermuth sich wiederfindet. Die Kunst wäre ihm gemäß; sie ist das reine Schaffen aus dem ganzen Menschen. Er zeichnet auch gern; aber weil er das tiefe Gefühl hat vom Vollbegriff der Kunst, welches die Regeln, als nur Vorbedingungen, nicht geben, sondern theilen, verachtet er den Schulzwang und kann in der Leistung sich nicht dauernd genügen. Durchhin ist es so nicht einfache Schwäche, es ist die wesentliche Ahnung des Vollkommnen, was sein feuriges Gefühl einsam nährt und die Fäden heilsamer Thätigkeit seinen Händen entgleiten läßt. Gar schön machen dies im linden Anfang der unheilbaren Krankheit die Züge seines Wohlwollens, des Behagens am Einfachen, Genügsamen, Kindlichen in den niedern Menschenkreisen, die warme Erfassung naturschöner Kleinbilder, vor allem die Seligkeit fühlbar, mit der sein ganzes Gemüth sich in die Frühlingslandschaft, ins Allleben der Schöpfung ausbreitet. Mit dieser erhöhten Empfindsamkeit, worin der Drang unbethätigter Gemüthskräfte sich nur steigern kann, trifft sein lebhaftes Ergreifen auf die Lieblichkeit eines lebensfrischen, verständigguten, thätigfrohen Mädchens, das an der Schwelle weiblicher Bestimmung, als Braut, von noch zarterem Reiz umkleidet ist. Seine ganze Fähigkeit zum Glück, zum Mittheilen, zum Guten entwickelt sich sichtlich in dieser heiterinnigen Anziehung; alle Stärken seiner Seele, je weniger männliche Uebung sie sonst gewannen, binden sich um so unaufhaltsamer an die glühend eingesogene Gestalt; und die Liebe, die Leidenschaft wird um so unlösbarer als ihre Stillung unmöglich ist. Wie nun die seelenvollste Macht ihm zur Pein wird und er aus der Unruhe doch nichts schöpfen kann als Unruhe — wie die Natur, kaum erst seiner offenen Empfindung ein Strom von Leben und Liebe, ihm nun die unablässige Verzehrung alles Daseins vor Augen stellt — wie Gesellschaft, Geschäftswelt, Bildung

da er ihnen nichts borgen kann, mit schalen und schiefen Formen ihn anekeln — Schritt vor Schritt sehen wir diese Krankheit wachsen, die seine eigne hingenommene Seele sieht, durchsucht, durchringt, und nicht wenden kann. Es bleibt ihm kein Magnet als diese unglückliche Liebe, die er fliehen sollte, zu der er zurückkehren, in der sein Mark sich verzehren muß: bis die Gewißheit, daß die Qual nur enden kann mit ihm selbst, seine Hand zerstörend gegen das eigne Leben kehrt.

Bekanntlich gaben zu dieser ergreifenden Schilderung zwei nahe Lebenserfahrungen die Grundlagen: Goethes Leidenschaft für Kestners Braut und, während er dagegen kämpfend lebhaft mit den Verlobten Briefe wechselte, Kestners ausführliche Mittheilung über den aus Gemüthsleiden, woran auch Liebe zu einer Frau theilgehabt, erfolgten Selbstmord des jungen Jerusalem (Oktober 1772). Selbst Nebenumstände halfen den Eindruck verstärken, welchen auf Goethe dies düstere Ende eines ihm bekannten Jünglings machen mußte, den eine Gluth, wie Goethe selbst sie noch litt, in eben der Stadt, wo ihn die seine ergriffen, hingerafft hatte. Im nächsten Jahr denn, wo er den Götz abschloß und in jenen Humorspielen seinen Muth aufrüttelte, während er für seine Lotte die Trauringe besorgte, ihren Hochzeitstag nachträglich erfuhr, an die Neuvermählten in die Ferne schrieb, senkte mit diesen Gefühlen sich das Bild des Unglücklichen immer tiefer in seine Seele. Endlich zu Anfang 1774 klang inniger Antheil an einer Neuvermählten in Frankfurt, die er glücklicher wünschte, mit einem Zuge neuer Schwermuth an all diese Eindrücke an; und nun schloß der Dichter sich ein und schrieb in vier Wochen den Werther.

In manchem Oertlichen und Zuständlichen des Gedichtes und seiner Personen gab Goethe treu Anschauungen und Momente seiner eignen Episode in Wetzlar wieder; Anderes ist von Jerusalems Erscheinung und Verhältnissen und den Umständen seines Todes hergenommen. Vieles aber ist in Gestalt und Bezug abgeändert und das Ganze von freier Erfindung durchbildet.

Die wirklichen, bald erkannten Einzelheiten in Werthers Briefen, die Verwirrung, daß Anderes wieder nicht paßte, mehrten

durch Neugier das Aufsehen. Die Hauptwirkung aber auf die Zeitgenossen beruhte darin, daß hier, was dunkler in ihnen strebte und schwärmte, feuerhell gesammelt und zur tiefsten Rührung, ja zum Schrecken gebracht war. Hinwieder kam alles verrostete Vorurtheil der Engherzigen in Aufruhr über diese (wie sie meinten) Vertheidigung der Zuchtlosigkeit, des Unglaubens, des Selbstmordes. Während rationalistische Rohheit spottete, Polizeigeist und Pfaffeneifer tobten, sahen Bewunderer in dem Buch eine Apotheose des Weltschmerzes und der Leidenschaft, nährten damit kranke Seelen ihre Schwermut, ahmten Dichter einseitig den Stoff oder Stil, Viele Werthers Kleidung, Andere die Verzweiflung und, wenn man es glauben will, den Selbstmord ihm nach. Die wahre That des Dichters und Macht des Buches, das durch das Menschenalter fort und um unsre Welt die Runde machte, sahen Wenige durch. In dem unwiderstehlichen Zusammenhang, wie Goethe die tragische Seelengeschichte durchführte, gab er den allfühlbaren Beweis, daß Charakter und Schicksal eins, die Einheit der Natur und Bedeutung der Wirklichkeit überall nur die der Seele, und die Seele in sich eine sei so in der tiefsten Schwäche, wie in der seligsten Stärke. Wie mag man von Werther fordern, er solle sich heilen durch moralische Kraft? Woher könnte er sie nehmen als aus seiner Seele, die ja nur eben dies Leiden selbst ist? Wie soll nun die leidende Kraft die heilende sein, wie die Flamme sich selbst löschen? Wie kann ihm Natur, Welt, Rath oder That helfen, da für die Seele alles und jedes anders nicht Macht haben kann als durch die Seele selbst und nach Maß ihrer Beschaffenheit? Dieses Offenbaren der Wirklichkeit als nur Verlauf der Seele, dieses Schauen der unverbrüchlichen Einheit der Seele durch alle Wandlungen der Existenz bis zur Aufhebung der Existenz — das ist die tiefe Schönheit der Dichtung.

Alle die Poeten der damals verlaufenden Periode kamen, wo es sich um mehr als lyrische Momente handelte, nicht über eine zwiespältige Welt hinaus; weshalb ihr Ideales leer, ihr Natürliches ohne Schwung blieb. Die Unerquicklichkeit der ganzen Zeitbildung rührte von eben diesem gedankenlosen Hin- und Her-

schlendern zwischen Einbildungen und Gemeinplätzen her, die in Wahrheit miteinander ganz unverträglich waren. Der entschiedene junge Dichter, wie er diese Prosa und moralische Vielgötterei nach einzelnen Seiten durch humoristisches Zusammenschlagen der Widersprüche störte, so entwickelte er schon auch seine Weltanschauung aus einem Prinzip, und, weil an einem Beispiel erschütternder Art, doppelt wirksam. Jedermann fühlte im Werther eine Neugeburt der Poesie und die Ankündigung eines Bildungsalters, wie ungleich auch die Einzelnen sie auslegten.

Zwei Jahre genialen Schwindels.
(1774—75.)

Merklich hatte nun der 25jährige Dichter eine öffentliche Bedeutung. Bei fortgehender Beziehung zu Herder und Umgang mit den Darmstädter und Gießener Literaturfreunden, war er mit andern Musenpflegern, mit Gotter, dem Göttinger Dichterbunde, dem Patron des letztern Klopstock bereits in Verkehr. Zu Möser, der für folgerichtige Entwicklung heimischer Staatsformen und Volkskräfte schrieb, gewann der Verfasser des Götz gleichfalls ein briefliches Verhältniß. Schon stand er auch mit Lavater in Korrespondenz über das religiöse Bekenntniß und über Lavaters Entwurf der Physiognomik, an welcher Goethe zeichnend und erklärend thätigen Antheil nahm. Im Frühling 1774 besuchte ihn dieser Sendbote christlicher Hoffnungen, und bald traf auch der Apostel einer freisinnigen Erziehung Basedow ein. Mit beiden reiste Goethe in diesem Sommer unter munterem Gedankenaustausch am Rhein; wo er dann zu Köln den Brüdern Jacobi, dem trefflichen Lyriker Georg (dessen „Iris" im nächsten Jahr oft Gedichte von Goethe brachte) und dem philosophirenden Friedrich, diesem besonders lebhaft, sich befreundete und hernach in dessen Hause dem Sinnlichkeitspoeten Heinse näher kam. Höchlich ward Jacobis Kreis bewegt durch die Erscheinung des Werther, den Goethe erst im Herbst 1774 herausgab, und hitzig betheiligten sich an ihr und den ihr folgenden kritischen und poetischen Fehden Goethes Genossen von Straßburg her, Lenz, Wagner u. a.

Während diese angehenden Sturm= und Drangdichter ihn als ihren Chorführer umdrängten, ehrte ihn durch Besuch in diesem Winter auch der ernste Klopstock. Im Dezember suchte von Knebel seine Bekanntschaft und stellte ihn den jungen Herzogen von Weimar vor, die ungemein angezogen, ihn sofort zu neuer Zusammenkunft in Mainz bewogen. Als er im folgenden Frühling mit den jungen Grafen Stolberg, die in seinem Hause geweilt, die Reise nach der Schweiz machte, näherte er sich abermals dem Herzog Karl August von Weimar. Er sah ihn und dessen Braut am bildungsfreundlichen Hofe zu Karlsruhe, wo auch Klopstock war. Diesem theilte er Szenen seines Faust mit und fand entschiedene Anerkennung. Auf manche neue Bekanntschaft in der Schweiz folgte in Straßburg die Begegnung mit dem weltgewandten Arzt und Schriftsteller Zimmermann, der, nach Goethes Rückkehr Gast des Vaterhauses, die Zahl seiner warmen Bewundrer vermehrte. Dann wiederholte ihm, durchreisend zur Vermählung, und Anfangs Oktober mit der jungen Fürstin zurückreisend, Herzog Karl August die Einladung nach Weimar. Die Verabredung ward getroffen, während der Dichter auch von andern Fürstlichkeiten, und sonst in glänzender Gesellschaft, wie in Grüßen aus der Ferne, sich viel beachtet sah.

Diese so gedrängte Bewegung in persönlichen Anziehungen und Auszeichnungen, gesteigert im Kontrast der Angriffe auf den Werther, konnte nur Erhöhung seines Genialitätsgefühls, zugleich aber, weil sie Muße und Sammlung, es zu bethätigen, raubte, Unruhe wirken. Nun kam noch gleichzeitig die wärmste aller Neigungen, so viel deren sein Jugendleben zählte, die zu Lili hinzu. Im Spätjahr 1774 zart angesponnen, entwickelte sich, umflochten von schöner, genußreicher, wiewohl durch kaufmännisch=vornehme Bezüge auch beengender Geselligkeit, diese Liebe steigend. Es kam zu einer trotz inniger Gegenseitigkeit übereilten Verlobung, die gewisse Ungleichheiten in Zuschnitt und Gewöhnungen beider Familien und das Unbestimmte der Hoffnung, sie schicklich zusammenzupassen, erst auffallen ließ. Jene Reise in die Schweiz, ohne Abschied angetreten, war schon Versuch, ob das Band sich lösen lasse. Es war gelockert nach

der Rückkehr, aber Wiedersehen, erneute starke Anziehung, doppeltes Gefühl des Störenden und doppelte Leidenschaft in der Unklarheit unterhielten einen Kampf und Schwindel, wie ihn Goethes Briefe an die Gräfin Gustchen Stolberg, die niegesehene geliebte Freundin, zeigen; bis er Ende Oktober Frankfurt verließ.

Diese Schwingungen und Zuckungen in all der andern Bewegung machen sehr erklärlich, daß Goethe die großartigsten Gedichtplane, die er gefaßt, jetzt nicht bilden konnte. Sein Faust rückte wenig; der Prometheus stockte; ohne Ausführung blieb das Drama Cäsar, zu dem er in sich die Vorstellung eines Heldenjünglings trug, der unter Gefahren vorsichtig und verkannt, plötzlich mit überraschender Größe hervortritt. Ein anderes Trauerspiel, das die ganze Gewalt entwickeln sollte, die ein Volksprophet und Held hinreißend übt und mit wachsenden Gefahren üben muß, sein Mahomet, ergriffen schon um Ende 1773 in dem herrlichen Wettgesang zwischen Ali und Fatema („Seht den Felsenquell"), kam im Uebrigen nicht über die Eröffnungsszene hinaus. Und Skizze blieb auch Ahasver, der auf Schilderung geistig mächtiger Persönlichkeiten und widersprechender Vertretung des Göttlichen in der Menschheit sinnvoll angelegt war. Alle diese Vorwürfe, wie auch der des Egmont, der noch in dasselbe Zweijahr gehört, hatten ihren Brennpunkt im eigenen Genialitätsgefühl und sollten nach den verschiedensten Radien den Begriff heroischer und dämonischer Thatkraft und Gemütherbeherrschung verfolgen. Der kurze lyrische Abschluß des Heldenbilds, wie im „Geistesgruß", die Parodie des Selbstideals, im „neuen Amadis", der Humor davon als Lebemuth, im „Schwager Kronos", als freier Sängersinn, im „Musensohn", gediehen augenblicklich zu trefflichem Ausdruck; zur Ausbildung aber in jene Charaktergestalten und Handlungen ließ das Gedränge des Lebens und Herzens nicht Raum. Daher sind Goethes Dramen aus dieser Zeit von geringerem Stoff und stehen an Dichtungsgehalt gegen Götz und Werther auffallend zurück.

Dem „Clavigo" liegt ein zum Theil wörtlich aufgenommenes Memoire zu Grunde, das kurz zuvor mit allgemeinem Eindruck

erschienen war. Der Dichter, von einer Gesellschaft angeregt, schrieb das Schauspiel nach verständigem Plane und mit geschickt gefundenem Schluß in acht Tagen. Die Schwäche des Helden, wie sie die tragische Mitte macht, wirkt in ihrer gemeinen Wahrheit verletzend und drückt die ganze Stimmung herab. Der Kontrast, den zum Weichrührenden das Feuergefühl des Bruders der Verlassenen macht, war sehr nach dem Zeitgeschmack. Dies Stück, nach dem Werther verfaßt, kam vor ihm heraus im Sommer 1774. Dann im Zusammenhang mit den Liebesfreuden und Leiden um Lili, so wie den häufigen musikalischen Unterhaltungen in ihrem Kreise entstanden im Anfang 1775 die kleinen Schauspiele mit Gesang „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella". Das erstere, wie es ein anmuthiges Verschen der Geliebten zueignet, enthält die „aus dem Herzen gepflückten" Lieder: „Das Veilchen", „Ihr verblühet, süße Rosen", und „Mit vollen Athemzügen", die sich in ausnehmender Schönheit früheren Blüthen desselben Verhältnisses („Neue Liebe", „An Belinden") und folgenden, wie das „Mailied", „Lilis Park", und die auf der Reise in der Schweiz entsprungenen, einreihen. Den Dialog aber des Stücks hat späterhin Goethe mit Recht äußerst platt genannt. Uebrigens sollte hier Olimpia, die im Sinn einer tüchtigen Bürgersfrau gegen modische Erziehung spricht, und im andern Stück der Wildfang Crugantino, der den Ursprung von Lied und Ballade aus Volks- und Straßenleben vertritt, ein Gegengewicht gegen die weichen Gefühlstöne bilden. In diesem Crugantino ging einstweilen das heroische Ideal unsres Dichters auf einen kleinen Don Juan zusammen. Ein ausgeführteres Kraftgenie, aber in der Virtuosität der Liebe von schlimmerer sittlicher Zweideutigkeit war sodann Fernando in der „Stella". Dies Schauspiel mit seinen Extasen, seinem Zauber eines Helden, dessen beträchtliche Pflichtvergessenheit dem Knoten zu Grund liegt, und mit der Lösung durch eine glückliche Doppel-Ehe läuft in der That auf das hinaus, was Goethes junge Anhänger einseitig in seinem Werther fanden: die Apotheose der Leidenschaft. Er gefiel sich hier bei bedachter Zeichnung der Figuren und Lage in heißglühenden Farben. Die

Ausführung fällt um die Zeit, da er die feurigen Liebestöne des Hohen Lieds übersetzte, im Gefühl jener warmen Schmerzen, die das Gedicht „Herbstgefühl" so rein durchquellen, die sich aber bei beständigem Schwanken um Lili, unter Zerstreuungen und trostsuchendem Hinneigen zu andern lieben Mädchen der Nähe und Ferne, in einen seltsamen Taumel mischten. Der beschlossene Besuch Weimars wirkte ein Zurückgehen in sich, zumal als nach den Abschiedsbesuchen der erwartete Begleiter ausblieb und Goethe, weil er schon für abwesend galt, sich auf sein Zimmer beschränkte. Während dies Zuwarten sich ein Paar Wochen hinauszog, wo sein Gefühl zwischen schon verlassenen und zweifelhaften neuen Verhältnissen auf sich und seinen Stern gewiesen war, wandte er diese günstige Stimmung energisch auf seinen Egmont. Er brachte ihn bis nahe zum Schluß, als endlich Ungeduld über die Haft und Ungewißheit, und ein gütiger Vorschlag seines Vaters ihn abbrechen und fortreisen ließen. Diese Erstgestalt des Egmont fand der Dichter nach einer Reihe von Jahren in einer „zu aufgeknöpften und studentenhaften Manier" geschrieben. Schon enthielt sie aber die lebendigen Volksszenen im ersten, zweiten, vierten Aufzug, und gewiß viele wesentlichen Züge des schönen Werks.

Erstes Dreijahr in Weimar. Uebergang aus leidenschaftlicher Genialität in harmonische Selbstbestimmung.

(Winter 1775 bis Winter 1778.)

Am 7. November 1775 kam Goethe nach Mißverständniß und Seitensprung doppelt angenehm überraschend am Hof zu Weimar an. Vom 19jährigen Herzog mit Freundeswärme und der Absicht, ihn zu halten, von der würdigen jungen Herzogin mit edlem Vertrauen, nicht minder verbindlich von der für Geistesmunterkeit stets offenen Herzogin Mutter empfangen, als Feuergenie und schöner junger Mann in Werthertracht den Damen reizend und gefährlich, den Herren als Günstling empfohlen oder durch Umgangsgaben lieb, war er sogleich Gegenstand allgemeiner Lebhaftigkeit. Wieland, schon freundlich vorbereitet, wurde durch seine Annäherung entzückt, Knebel war vorhinein Vermittler seiner

Heranziehung gewesen; poetisirende Hofmänner, wie v. Einsiedel, von Seckendorf schlossen sich an. Statthalter Dalberg in Erfurt, bereits Karl Augusts, wurde nun auch Goethes Freund. Eben so bald knüpften sich die wohlwollenden Bezüge zu den Höfen von Gotha, von Meiningen, von Dessau. Denn zwischen Festen, Ritten, Lustfahrten, Jagden mußten Gastbesuche nach allen Seiten ihn möglichst bald und günstig heimisch machen. Das Treiben war um so lebhafter und wechselnder, als der Herzog sich mit Goethe und durch ihn freien Genuß von Jugend und Natur und offenes Erfahren der Welt versprach, dabei aber den Dichter, der ja Doktor der Rechte war und gelegentlich in Frankfurt Advokatenpraxis geübt hatte, zur Theilnahme am Regierungsgeschäft einlud.

Von einer Seite war das alles nach Goethes Sinn und nicht bloß seiner jugendberechtigten Eitelkeit, auch dem übungslustigen Humor gemäß, den er überdies zur Zeit gegen Schmerz und Sehnsucht der Liebe zu Hilfe rufen mußte. Und sein Verstand, wohl bewußt, wie wenig Plätze der Mitwelt mit seinem eigenthümlichen Beruf und Unabhängigkeitsgefühl sich vertragen, mißkannte nicht den seltenen Vortheil dieses Anerbietens einer ernstlichen Wirksamkeit, welcher doch so viel Gunst und Rücksicht, ja Herausforderung für sein originelles Wesen und Treiben zur Seite stehen sollte. Ob aber ein so ungewöhnliches Verhältniß dauern, ob er solcher dreifachen Rolle, des Vertrauten, des Hofdichters und Lustchorführers, und des Rathes im Staat genügen und bei alledem seiner wahren Bestimmung entgegenreifen könne, darüber fühlte er von Anfang und wiederkehrend in den ersten Jahren Zweifel. Nun war außerdem sein Sinn durch Anlage und Ueberzeugung auf ein tüchtigbeschränktes, naturnahes, bürgerlichbehäbiges Leben gerichtet. Wie dies vereinigen mit dem Anschluß an einen Hof, der, obwohl in Ton und Geist freier als andre, ihm doch das Aneignen ungewohnter Gewandtheiten, das entnervende Schmiegen in manche Aeußerlichkeit und Zeitverschwendung nicht erlassen konnte? Ja, wenn auch die Herzogin Mutter eine entschiedene Freundin zwangloser Gemüthlichkeit, der junge Herzog auf kräftige Natürlichkeit bis zum Derben und Muthwilligen

gestellt, und daß Goethe seine Genialität walten lasse, in diesem Kreise eigentlich gefordert war: so stieg damit nur die Schwierigkeit seiner Stellung. Denn die junge Herzogin, die er innigst verehrte, hielt auf strengen Anstand. Lernte er nun schon seine Laune und Wärme in ihrer Nähe darnach einschränken, und war es meist nur abseits von ihr, daß er Ausgelassenheiten mitmachte oder beförderte, so empfand er es doch schmerzlich, so oft ihm ihr Anstoß an einer Richtung merklich wurde, die er in ihrem jungen Gemahl zu bestärken veranlaßt war. Rath, um zwischen solchen entgegengesetzten Ansprüchen durchzusteuern, und Begütigung des Unbehagens fand er zwar gleich Anfangs bei einer neuen Freundin, der Frau von Stein. Indem aber ihr klares Wohlwollen mit einer innern Schwermuth, sein Vertrauen mit Regungen ungestillten Herzens gemischt, in ihm bald Leidenschaft für sie, in ihr Beklommenheit und Irrung wirkte, kam auch in dieses Verhältniß ein Schwanken. Unter diesen Widersprüchen bei dauernder Anziehung der Gemüther, Zerstreuungen durch Lustbarkeiten und kleine Liebeshändel bei schönen und guten Planen begreift sich, daß der geniale Schwindel im Anfang fortdauerte und gar manchmal Brauselust mit Einziehen der Seele, Hingebung mit Verdruß wechselte.

Aber Goethe blieb, und gewann sich festen Boden. Ihn hielten nächst Banden wahrer Freundschaft günstige Bedingnisse für Urlaubswahl und Rücktritt, und der Besitz des Gartens mit Bauerhaus unterhalb dem Park. Mit diesem schenkte ihm der Herzog, was er sich wünschte, einen traulichbescheidenen Eigengrund, um Hof- und Geschäftsbewegung mit Sammlung in Einsamkeit aufzuwiegen und beständig in einfachländlichem Verkehr mit der Natur zu leben. Er zog in dies Bauerhaus im Mai 1776, machte im folgenden Jahr, ohne auszuziehn, einen kleinen Anbau, und hat es, den Garten umher bepflanzend und pflegend, sechs Jahre im Winter wie Sommer bewohnt. In jenem Frühjahr entschied sich auch schon, was ihm für seine innern Bedürfnisse einen andern Anhalt versprach, die Berufung Herders nach Weimar. Goethe hatte sie wenige Wochen nach seiner Ankunft zu betreiben angefangen, obwohl der Eintritt Herders erst im Oktober 1776 erfolgte.

Dann brachte er seinen Freund Merck in eine für Kunst- und für Verwaltungsinteressen nützliche Beziehung zum Hofe, die Besuche und Briefe durch eine Reihe Jahre lebendig erhielten. Mit Lavater ward gleichfalls einiger Verkehr eingeleitet. Kurz, es war nicht ohne Bürgschaften und Aussichten, sein Eigenwesen mit den neuen Pflichten in Einklang zu bringen, daß er im Juni 1776 den Geheimen-Legationsrathstitel und die förmliche Mitgliedschaft im geheimen Rath annahm, dessen Sitzungen er schon ein Vierteljahr nach der Ankunft besucht hatte. Einen großen Theil zwar seiner Beschäftigung in den ersten Jahren forderten poetische Vergnügungen, besonders das herzogliche Liebhabertheater. Mit für dieses näherte er dem Hofe von Leipzig her den Maler Oeser, der dann alljährlich zumal der Herzogin Mutter ein lieber Gast war, und führte diesen Spielen und der Gesellschaft die schöne Korona Schröter zu, die als Kammersängerin angestellt wurde. Auch half er, andere Kunstverständige, die vorhanden waren, in Thätigkeit setzen, und hatte, wie es dem Dichter zukam, der Verschönerung, sowohl der Anlagen bei der Stadt, als gelegentlich baulicher, sich anzunehmen. Ein anderer Theil seines Amtes war die Begleitung seines Herzogs auf Ausflügen nach Nachbar-Höfen und Städten, auf öftern Jagden und Partien im Lande. Die letztern aber hatten zugleich den Zweck, die Landeszustände mit Augen kennen zu lernen und mit zu berathen sei es für Löschanstalten, sei es für Erweckung des Ilmenauer Bergbaues, sei es für Hebung der Feldwirthschaft. So kam er zur Betheiligung an Geschäften der Kammer, und übernahm auch Ende 1778 die Militärkommission.

Wohl mußten die Anfangs ziemlich muthigen Hoffnungen des Regierens Herabstimmungen erfahren sowohl über seine praktische Fähigkeit als die Erfolge, wie sie gegebene Grenzen und gemischte Bedingungen überall zulassen. Aber diese Ernüchterung, die oft im Einzelnen seinen Frohmuth dämpfte, seine Menschenliebe schmerzte, den regen Geist mit engen Uebungen plagte, war (das wußte er) der tiefern Veränderung günstig, die in ihm bereits im Stillen vorschritt. Es deckten sich ihm an sich und Andern, an Hohen und Niedern viele Brechungen des

Menschlichen auf, die zu durchdringen ihn verlangte. Denn das Begehren nach Natur und Pochen auf Natur, das seine Jugendgenossen theils in ein leeres Schwärmen, theils ins Rohe und Wilde trieben, hatte bei ihm das Absehen auf bestimmten Gehalt und ständige Wahrheit. Uebermüthig gegenüber der äußerlichen Sittsamkeit und der nebelhaften Erhebung, war sein Naturbekenntniß demüthig in sich, da es bei dem Beschiedenen sich bescheiden, an das Gegebene sich so ganz hingeben, so völlig an ihm bethätigen wollte, wie seine Künstler-Lieder und Sendschreiben in den letztvergangenen Jahren es schilderten. Was er haßte, war das Vorwegurtheilen über das Leben ohne Erwahrung durch wirkliches Leben. Der hohlen Vortrefflichkeit müßiger Einbildung zog er die Leidenschaft vor, als nachdrückliche Offenbarung wahrer Triebe und ihrer wirklichen Schranken. Hingegen das jugendliche Behagen nur an ihrer Gewaltsamkeit trat schon in ihm zurück, um so entschiedener, als er sie wirklich erfahren hatte und in seiner tiefen Reizbarkeit ungesucht ihren Erschütterungen ausgesetzt blieb. Daß sie ein einseitiger, ein theurer Weg zur Wahrheit sei, hatte er empfunden. Und im folgerichtigen Fortschritt seines Strebens nach vollem Lebensbewußtsein war die Nothwendigkeit der Selbstverleugnung ihm schon innig beigegangen, als ihr hoher Sinn aus den Thesen Spinozas ihn ergriff. Es galt eine Selbstverleugnung nicht zur Flucht aus dem Leben in mönchische Enthaltsamkeit oder engherzige Nüchternheit, sondern zur willigen Erfassung des Vorliegenden und geduldigen Durchführung des Vorgesetzten in den Bedingungen, wie sie sind. Es galt dem freien Aufgeben des Versagten und seelenvollen Genießen des Gereiften. Denn in diesem Verzicht auf Willkür war immer noch sein Genialitätsgefühl in der Art lebendig, daß er sich selber Sinn und Kraft genug für seine Wirklichkeit, und der wahrhaft erfaßten Wirklichkeit das Vollkommene zutraute. Den Ansatz dieser Fassung hatte Goethe in die neuen Verhältnisse mitgebracht, und die Aufgabe nun, Gegensätze Andrer und solche seiner Natur und Lage zu vermitteln, brachte sie zur Ausbildung.

Es war kein leeres Wort, wenn Goethe im September 1776

in dem schönen Gedicht „Seefahrt" den Freunden sagte, daß er „gottgesandten Wechselwinden, die ihn von der vorgesteckten Fahrt abtreiben, sich hinzugeben scheine und leise sie zu überlisten strebe, treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege". Er diente der Bewegungslust des Herzogs und dem Unterhaltungsbedarf des Hofes, verwendete seine alten Lustspiele, förderte Neues, nährte Naturvergnügen und Kunstsinn, und steuerte zwischen dem Muthwill des Abenteuers und Engen der Etikette auf das menschlich Reine, zwischen Phantasien und Rechnungen auf schön-geordnetes Dasein. Zum einen Theil stimmte jene Bewegungslust zu seinen eignen Bedürfnissen. Zeitweise mußte er noch seine unruhigen Jugendgeister sich austummeln lassen, seiner thätigen Einbildung neue Stoffe bieten. Und dann erhielt ihn das Reiten und Jagen, sowie im Sommer das Baden im Fluß und Schlafen auf der Gartenaltane, im Winter der Eislauf, der nun allgemeine Hoflust wurde, in dem stetigen Mitgefühl der Jahresveränderungen des Erdkörpers, dem Anschluß ans Leben der allgemeinen Natur, der die physische Seite seiner Genialität war. Anderntheils gab Goethe gewünschten Humorspielen die Wendung, den leeren Idealismus, wie er sich gern ans vornehme Leben knüpft, scherzhaft zu bekämpfen und den Vorzug des tüchtig beschränkten gemeineren Lebens bemerklich zu machen. Wie ein Programm für diese Absicht schrieb er bereits im März 1776, als er mitten aus Hoffesten heraus nach Leipzig ging, unterwegs die „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung", die mit so wahrer Begeisterung den Denkfleiß und freien Lebensmuth des klarsinnigen Handwerksmanns feiert und Goethes frühern Rückweisungen auf den körnigen altdeutsch-bürgerlichen Geist sich rühmlich anreiht. Im Einklang mit solcher Vorliebe lenkte er den Kunstsinn des Herzogs beim Sammeln von Zeichnungen und Kupferstichen vornehmlich auf die älterdeutschen Meister, auf Dürer und Schön, und auf derbkräftige Niederländer wie Rembrandt; außerdem auf Meister der Charakterlandschaft. Verwandt der Freude an den letztern, konnte die allmähliche Gestaltung der Parkanlagen Goethen nur ein liebes Geschäft sein. Sie

reihten sich um den Garten her, in dem er pflanzte und schneitelte, und er legte manchmal auch bei ihnen unmittelbar Hand an. Durch die häufigen Wald- und Landpartien wurde noch ferner sein Ansaugen an den Naturzusammenhang in unablässigem Zeichnen begünstigt. Auch gab der Herzog Vorschlägen Gehör, welche die Stiftung einer freien Zeichenschule einleiteten. So gingen diese Anliegen zusammen mit Goethes noch fortwährender Thätigkeit für Lavaters Physiognomik, womit er von andrer Seite gleichfalls der Verbreitung der Seele auf die Oberfläche des Daseins nachging. Und so gaben noch geschäftliche Bezüge zur Stadt und Universität Jena und zum Bergwesen, das in Ilmenau erstehen sollte, Gelegenheit, allmählich in bestimmte Naturkunde des Pflanzen- und Steinreichs und in die Bildungsgesetze des Erdbodens einzuschauen.

Wohl hingen sich an diese untereinander einigen Richtungen die Gegengewichte kleinlicher Nebengeschäfte und abziehender Genüsse, lästiger Schwierigkeiten und unterbrechender Zerstreuung. Gerade an diesen fand aber die Maxime der Selbstverleugnung ihre Anwendung, und mit einem von ihr gereinigten Blick sah er in Schichten des Lebens, die auf Wegen seiner Neigung ihm fremd geblieben wären und jetzt Gesinnung und Einsicht erweiterten. Die mechanische Fertigkeit des Geschäftslebens wurde nie sein Element, aber er lernte sie schätzen und gebrauchen, nnd beachtete ihre Wirkungen auf Charakterbildung. Die leichte Sicherheit geborner Weltmänner war nicht für ihn, aber Einsicht in ihre Vortheile ergänzte seine Vorliebe für naturwüchsige Geradheit, und die Wahrnehmung ihrer Grenzen höhte seinen Blick über Menschen. Behilflich, für die Verhältnisse und die Charaktere in seiner Nähe den Schlüssel, und Haltung für sein Benehmen zu finden, war ihm jene Freundin, Frau von Stein, zu der sein Herz einen leidenschaftlichen Zug empfand. Daß er, um sich ihre Gunst zu erhalten, der Vorsicht bedurfte, brachte ihn noch mehr in die Gleise der Selbstbeobachtung. Ihrer Familie und Häuslichkeit sich anschließend, nahm er das Wohlgeordnete ihres Wesens mit Liebe in sich auf und stärkte daran das Streben nach Wirthschaftlichkeit, das wegen der Mannigfaltigkeit seiner Lebensbelange ihm

doppelt nöthig wurde. Er erwarb sich eine geistige Diät, eine bedachte Oekonomie seiner Neigungen und Obliegenheiten. Und wie Beifall des Himmels auf diesem Wege mußte ihm erscheinen, daß selbst aus der Entfernung Schützlinge an seine Führung gewiesen wurden, da im Sommer 1777 der Schweizerknabe Peter sein Mündel ward und der in sich zerfallene Plessing durch ihn Aufrichtung suchte, im Herbst 1778 der niedergebeugte Mann sich an ihn wandte, der von ihm unterstützt und beruhigt durch eine Reihe von Jahren unter dem Namen Kraft in Ilmenau lebte.

Unter solchen Entschließungen und Aufforderungen der Wachsamkeit und Umsicht ging in den ersten drei Jahren in Weimar der Dichter vom Feuergeist zur Selbstbeschränkung über, von durchschlagender Natürlichkeit zur Beruhigung in gesammelter Natur. Sein Freimuth reinigte sich zur freien Betrachtung, die Leidenschaft zur harmonisch erfüllten Seele. Diesen Fortschritt bezeichnen die Dichtungen aus dieser Zeit, obwohl sie an Umfang und Wirkung nicht von großer Bedeutung oder besser weil sie dies nicht sind, zum Beweise, daß er statt kühner und unerhörter Aufstellungen, wie sie von ihm seine jungen Anhänger erwarten mochten, seine Phantasie in anspruchslosen Bildungen schulte.

Das Bedürfniß und Vorgefühl des Seelenfriedens hauchen „Wanderers Nachtlied", „Einschränkung" und manche kleine Gedichtchen, Seufzer möchte man sagen, aus dem ersten Jahr, in den einfachsten Worten aus. Die beruhigende und hinnehmende Macht der Natur durchfließt das Lied „An den Mond" und die Ballade „Der Fischer" aus dem zweiten Jahr. In der letzten Oktoberwoche des ersten schrieb er das kleine Drama „Die Geschwister" und im Winter drauf „Lila." In beiden handelt sichs um Ueberwachung der Leidenschaft; in den Geschwistern um sorgsame Beherrschung des eigenen Gefühls und schonungsvolle Reinhaltung des entgegenkommenden; in Lila um bedachtsame Heilung einer irregewordenen liebenden Seele. Ist auch die Ausführung des letztern Stücks, da es, als ein Festspiel, zugleich auf balletartige Dekorationen, Masken, Chöre angelegt war, ohne Tiefe, so bleibt doch für die Gesinnung des Dichter bezeichnend, daß er

sich gefiel, einen verständigwohlthätigen Gebrauch der Poesie, eine ärztliche Anwendung der Phantasiemittel darzustellen und auf einen Heilweg kranker Einbildung zu deuten, der sie anerkennend nach ihrem Wahn beschäftigt und, indem er sie zur Selbstthätigkeit zeitigt, in Gesundheit zurückführt.

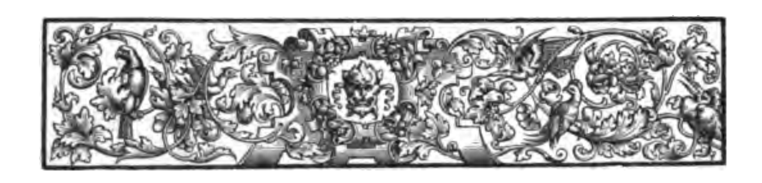
Noch mehr beruht das erste Drama auf der eignen sittlichen Wendung des Dichters. Der Liebende darin hat sich nach stürmischen, verschwenderischen Jugendtagen unter dem Einfluß einer edeln, ernsten Freundin zur Besonnenheit und Wirthschaftlichkeit gesammelt. Um die Waise dieser hingeschiedenen Freundin zu sich nehmen zu können, hat er sich für ihren Bruder gegeben und ist in der Fürsorge für das Kind fleißig, häuslich, sittenstreng und gütevoll geworden. Das an ihm heraufwachsende Mädchen weiß nicht, daß sie ihn wärmer als schwesterlich liebt, und er, je unwillkürlicher er dies wünscht, wagt es nicht zu glauben. Die Ansprüche eines minder zartfühlenden und minder uneigennützigen Dritten führen das beiderseitige Geständniß und die glückliche Lösung herbei. Diese kleine, in geschickter Zeichnung entwickelte Handlung steht mit der gefährlichen Voraussetzung einer für den vermeintlichen Bruder in unheimlicher Naivetät entzündeten Schwester noch halb auf dem wilden Boden, wo Stella; zur andern Hälfte drückt sie in Sinn und Ausführung Goethes neue Richtung ab. Wilhelms Verhältniß zur abgeschiedenen Charlotte spiegelt in der sittlichen Wirkung sein gegenwärtiges zu Charlotte von Stein; der Brief, den jener als heiliges Vermächtniß bewahrt, ist wahrscheinlich authentisch, gewiß die Besonnenheit und alle die Tugenden, die Wilhelm aus dieser Freundschaft entwickelt, für den Dichter persönlich bedeutend.*) Es ist noch die Leidenschaft, die Goethe in dieser Dichtung feiert; aber die in sich gegangene, wie sie Quelle des Guten wird.

In dem Melodram „Proserpina", das er bald nach diesen Stücken dichtete, war es ihm, wie es scheint, um den pathetischvollen Ausdruck der unerbittlichen Nothwendigkeit zu thun, mit der die naive Vollkommenheit der Seele von der

*) S. die Ausführung im folgenden Aufsatz.

Wirklichkeit durchbrochen wird. In der phantastischen Posse „Die Empfindsamen", angefangen im Herbst 1777 und im Anfang des nächsten Jahres unter dem Titel „Die geflickte Braut" zum Fest-Lustspiel für den Hof ausgeführt, richtete er den Muthwill gegen Naturschwärmerei und Sentimentalität. Unter der Ausstopfung der lächerlichen Brautpuppe nannte er seinen eigenen Werther und die Stella. Die Ode „Harzreise im Winter," die wie die Reise selbst mitten in die Entstehungszeit dieses Lustspiels hineinfällt, faßt schwunghaft die edle Gährung seines Innern zusammen, den ernsten Muth, zwischen Verweichlichung und Verbildung hindurch sich an den harten und saftreichen Kern der wirklichen Natur zu halten, die einsichtige Theilnahme für Anderer Gemüthsleiden, und den ausdauernden Glauben an seine Bestimmung, den göttlichen Gipfel des Lebens zu erreichen.





II.

Ueber Goethes Geschwister.

(Deutsches Museum 1851 I. S. 3—24.)

Dichtungen müssen sich aus sich selbst erklären. Doch ist die Neugier ganz gerechtfertigt, die uns bei den Erzeugnissen bedeutender Dichter nach Zeit und Ort der Entstehung fragen und jede ersichtliche Anknüpfung des Idealen an Momente ihres wirklichen Lebens gern beachten läßt. Es ist von wahrem Belang, daß man das Schöne und Bedeutende natürlich entstehen, das Auszeichnende, Widersprechende, Bewunderungswerthe aus dem hervorgehen sehe, was allen Menschen gemein ist. Denn Genie ist kein blindes Postulat, welches für eine Reihe von Besonderheiten anstatt der Erklärung aus wirklichem Zusammenhang immer wieder als Wundergrund einzusetzen wäre. Vielmehr stellt sich am Genie das Natürliche reiner dar als an den gewöhnlichen Menschen von kollektiver und verworrener Bestimmung. Und wegen dieser stärkern Zusammenfassung seines Wesens ist auch das Alltägliche und Weltläufige bei ihm schärfer und fruchtbarer. In diesem Sinne der Natur, nicht in dem Voltaires, ist es wahr, daß das Große überall im Kleinen seine Ursachen findet. Und in diesem, gestehe ich, schienen mir die übersichtlichen Schilderungen von Goethes Dichtergeschichte, die mir vorgekommen, insgemein durch die von Anfang mitgehende Voraussetzung seiner Genialität, im Ganzen mit einem zu heiterepischen Schimmer

überzogen, der die Lokaltöne verdeckt, den Wechsel und das Werthverhältniß der besondern Motive nicht genug bemerken läßt. Es ist ähnlich der Wirkung, nicht aber dem innern Verhalte nach mit dem Theil seiner Lebensgeschichte, den Goethe selbst beschrieben. Die epische Schönheit, die poetische Helle, die er damit erreicht hat, überwiegt ebenfalls im Eindruck über die Wahrnehmung von Abgrenzungen und Abständen im Besondern. Aber wenn Goethe, einzelner Gedächtnißirrungen zu geschweigen, um der schönen Harmonie willen etliche Töne gemischt oder verschmolzen und kleine Hilfsmotive erfunden hat: den Unterschied überall der Bodenstoffe und der Blüthen, und die sondernden Kennzüge der Epochen hat er für den Achtsamen bestimmter gezeichnet als die Nacherzähler. Dies weiter zu belegen ist hier nicht die Absicht, sondern Aehnlichdenkenden die aufgestellte Forderung zu verdeutlichen. Ich gehe gleich zu der Bemerkung fort, daß von den andern Selbstzeugnissen Goethes für seinen Bildungsgang, den Dichtungen, diejenigen, die an Gehaltfülle und Energie der Form zurückstehen, den Vorzug haben, daß sie deutlicher als die tiefern uns die verschiedenen Stoffe seiner Gährung und die Allmählichkeit der Abklärung erkennen lassen. Im Allgemeinen ist dies leicht nachzuweisen.

Hat man im Götz das Durchbrechen des engen Zeitgeschmacks und die Verwerfung des schwächlichen Zeitgeistes als entschiedene Richtung auf das Männliche und Große gefaßt, so muß man sich wundern, zwei Jahre darauf in Erwin und in Claudine so weich ausgebildete schäferliche Abenteuer, besonders aber im Dialog diese kleinbürgerliche Familiarität und stellenweise recht nach dem engen Zeitgeschmack das sächsische Wohlbehagen an einer platten, hausbackenen Verständigkeit anzutreffen. Noch mehr sollten alle Die, welche mit einseitiger Ausbeutung eigner Aeußerungen Goethes die Dichtung des Werther als eine absichtliche Selbstheilung, eine vorsätzliche Abfertigung der krankhaften Gefühlsschwärmerei darstellen, billig über die nachfolgende Stella in Verlegenheit kommen, die nicht nur dem Stil nach der Gefühlsschwärmerei offene Bahn giebt, sondern auch die zu Grund gelegte entschiedene Pflichtvergessenheit des Helden durch

das liebeseligste Ende rechtfertigt. Ferner kann man mit Recht vom „neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel“ und den gleichzeitigen Schwänken sagen, daß hier ein urkräftiger Humor den Zopf der Zeitgenossen aufdröselte, ohne daß man glauben dürfte, es habe sich von da ab an Goethe selbst keine Spur eines Zopfes mehr gefunden. Oder muß es nicht ein etwas gedrehter und gezwungener Sinn für das Natürliche sein, der in den Geschwistern die Naivetät anmuthig finden kann, in welcher Marianne zutraulich dem Hausfreund von der Umständlichkeit vorschwatzt, mit der sie am geliebten Bruder beim Strumpfanmessen sich so viel zu thun macht?

Also lehren uns die schwächeren Werke, daß die Entwicklung des Genius nicht ein einfach sich fortschwingender Siegeszug sei. Sie erinnern uns, daß aus Ansichten und Redeweisen, Gelüsten und Läßlichkeiten, womit Erziehung, Beispiel, Gewöhnung, hundertfach wiederholte Eindrücke unser Wesen verquickt haben, sich auch die herrlichste Natur nicht mit einmal, nicht leicht herausmacht, ja gerade sie darum wieder schwerer, weil ihre Anschmiegsamkeit ihr lebensmuntres Eingehen ins Gegebene, Gesellige, beziehungsweis Wahre sich die kleinen Reize und Gewichte der zeitgültigen Halbheiten verstärkt hat. Davon wird sie zu diesen, nach schon empfundenem Ueberdruß, schon gelungenem Abschwung um so leichter zurückgezogen, als der neue Boden, auf dem sie Stand sucht, erst von ihr geschaffen werden soll, während der alte sich von selbst gemüthlich und zudringlich immer wieder unter die Füße schiebt. Hierdurch werden wir ferner aufmerksam gemacht, daß auch die kräftigen Darstellungen, die wir als Freiheitsthaten des Genius fassen, die Anerkennung der entäußerten Bande mitenthalten. In Goethes Puppenspiel und den gleichartigen Humorstücken sind es die bunten und schillernden Figuren, die Konvenienzen und Idealismen der gegebenen Welt und Sitte, an welchen unmittelbar die Geltendmachung der Urnatur gezeigt wird, sodaß sie selber ins Behagen an dieser aufgenommen sind. Im Götz ist freilich die Polemik gegen die Neuzeit schärfer und ernstlicher; um so ernstlicher aber auch, im Mitfühlen des Dichters mit Weislingen und Franz, die Selbstbehaftung mit

der bekämpften Schwäche und Entartung. Und den Glauben des Dichters an die Berechtigung der Leidenschaft in sich, wenn er auch nicht in Stella, wegen des Fallenlassens der Sittlichkeit, nackt hervorträte, sollte im Werther an der durchhingehenden Wahrhaftigkeit ein Jeder deutlich genug empfinden, um ihm keine andere Beseitigung dieser Schwärmerei unterzuschieben, als die in ihrer Erschöpfung liegt. Endlich sollte man aber auch merken, wie das Uebersehen oder zu leicht Wägen der hemmenden und widersprechenden Momente (durch welche überall eine wirkliche Kraft allein gemessen wird) ebensowohl wie die Wahrheit der Biographie, auch die Schönheit der Poesie verkürzt. Denn hätte im Götz der Selbstantheil an der Neuzeit nicht so weit mitgedichtet, um ihr Ueberhandnehmen natürlich, unwiderstehlich, nothwendig erscheinen zu lassen: wie könnte die Wirkung tragisch sein? Und wäre nicht der Dichter mit ganzem Glauben und voller Lebendigkeit eingegangen auf die Stimmung und Verstimmung Werthers: er hätte nicht vermocht, ihr diese ausdauernde Wahrheit, diese höchst fühlbare, gewaltig ergreifende Seeleneinheit zu geben, die nur als solche Schönheit ist. — Nicht weil der Jüngling Motive, denen ähnlich, von welchen er selbst befangen war, auch in Erwin, Claudine, Stella aufnahm, wurden diese schwächer, sondern darum, weil er in dieser unruhigsten Zeit die Motive nicht aushielt, in den Singspielen Liebe und Schmerz vertändeln, in der Stella das Hin- und Hertheilen der Neigung, worin er taumelte, willkürlich als vereinbar mit wahrer Seelenfülle durchführen wollte. Deswegen wuchs ihm hier die Form nicht von selbst an der innern Wahrheit, wurde überfeurig in der gezwungenen Stella, und in den Singspielen atomischlyrisch mit nur trivialen Ausfüllungen. Diese letzteren, in welchen er am Leipziger Kleingeschmack sich noch behagt, zeigen uns, was auch in jenen großen Werken die Vorliebe für konversationsmäßige Phrasen und Lizenzen verrieth, daß der Jüngling noch nicht Meister seiner Kunst, daß er, nicht bloß im Sinne des Reichthums und der Macht, wie Götz und Werther darthun, sondern nebenbei auch in einem Sinn der Schwäche — Naturdichter war.

Nur **eine** Maxime leitete den jungen Goethe, die der Natürlichkeit. Brachte sie ihn mit der Konvenienz, wo er sie als unnatürlich empfand, in Konflikt, so hinderte das nicht, daß er sich ein andermal selbst des Konventionellen bediente, weil es ihm natürlich geworden war, ihm als das Gegebene und Geläufige am meisten den Schein ungesuchter Wirklichkeit hatte. Auch die sehr konventionellen Dichter umher meinten im Grund alle mit Natürlichkeit Natur zu singen. Was ist Natur? Was ist das natürlich Poetische? Das war die große Frage. Goethe beantwortete sie aus der Erfahrung, die ihm ungesucht zugleich mit seiner aufklingenden Lyrik geworden war: Was mich selbst ergreift, mir gegenwärtig sich aufdringt, das ist Natur; und so, wie mich's erfüllt, es aussprechen, das ist Poesie. — Seit ihm die so weit getriebene Anwendung dieser Maxime im **Werther** zu einer so gewaltigen und großen Wirkung ausgeschlagen war, fühlte er sich doppelt darin bestärkt. Weil aber im gewöhnlichen Leben wenig das Gemüth ergreift und mit Nachdruck ihm sich aufdringt, so mußte diese Dichtermaxime auf ein buntes, wechselvolles Treiben, Ausfliegen, Abenteuern, Anknüpfen mit allerlei Menschen und Zirkeln hindrängen; und dieser bekannte Sturm und Drang war wenig politisch, wenig sozial; er war eigentlich, abgesehen vom natürlichen Trieb und Schwung der Jugend, ganz formal; es galt Bewegung, Aufregung, Gemüthsergriffenheit als solche, weil nur so die Natur lebendig und Poesie werden mochte. Da nun ein Kind guter Eltern, wenn es auch mit einigem Neid auf Stegreifritter und Zigeuner, Wanderpropheten und Buschklepper blickt, sich nicht viele Abenteuer und Aufregungen machen kann, die sich nicht in Zerstreuung verzettelten und bald Leere statt Erfüllung zurückließen, so mußte der Mädchenreiz, der den Jüngling am leichtesten faßt, und die Leidenschaft der Liebe, die ihn am natürlichsten ganz erfüllt, immer wieder das punctum saliens dieses Naturerlebens und Poesieentfaltens werden; und die wahrlich nicht geringen Verwicklungen des 25jährigen Goethe in ganze und halbe, abklingende, neueinklingende, zwischenanklingende Neigungen waren in der That ebensowohl Berufsproben und Berufsleiden, denen

sich der Dichter nicht entziehen konnte, als sie natürliche Rührungen waren, welchen der Jüngling sich nicht entziehen wollte. Dem Jüngling konnte es wohl manchmal, dem Dichter nicht, ums Heirathen sein; ihm war es um die Leidenschaft. Diese Muse gab wirklich seiner Lyrik die schönsten Blüthen. Wenn er dann aber flüchtig dramatisirend wie im Erwin Züge des äußerlichen Kreises seiner Leidenschaft, eben so unmittelbar aufgegriffen, anfügte und anderweitig gegenwärtiges Interesse, wie etwa an Basedows Mahnungen zu gesunder Erziehung, hineinskizzirte, so schützte ihn jene Maxime der Natürlichkeit und Lebenswahrheit nicht vor dem Seichten und Unharmonischen. Als biographische Momente hingegen können solche der Handlung trocken verknüpfte Bestandtheile, wie auch die in Claudine aufgenommenen Gedanken Herders vom Volkslied, um so deutlicher in die Augen fallen. Und überhaupt wird diese biographische Bedeutung, wie hier des Crugantino-Wolf, der den Sternkreis Lili-Claudinens als Komet durchschneidet, wohl das Hauptinteresse dieser kleinen Spiele bleiben. Am meisten gilt dies, wie ich glaube, von den Geschwistern, und die bestimmte Darlegung hiervon ist es, worin die gegenwärtigen Bemerkungen zum Ende kommen wollten.

Daß die Geschwister mehr oder weniger aus Goethes Leben heraus geschrieben seien, erwarten wir zum voraus nach seiner erwähnten Maxime. Sie folgten ja bald auf jene Dramen, die aus seinem Frankfurter Leben geschöpft waren, und er hatte als junger Weimarischer Legationsrath noch dieselbe Methode. Denn auch von dem Drama der Falke, womit er im Sommer 1776, wenige Monate vor der Niederschrift der Geschwister, umging, sagt er der neuen Freundin: „Meine Giovanna wird viel von Lili haben, Du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen Deines Wesens drein gieße — —. Vielleicht macht mir's einige Augenblicke wohl, meine verklungenen Leiden wieder als Drama zu verkehren." Desgleichen ist von den Lehrjahren, deren erstes Buch im Sommer darauf sichtbar wurde, die vielfache Bezüglichkeit auf des Dichters eigne Erfahrungen, und daß Einzelnes getreu solche wiedergiebt, längst anerkannt. Da die Hauptpersonen in den Geschwistern eben

so wie jene des Romananfanges, Wilhelm und Marianne heißen, vermuthe ich, daß der Vorsatz zum Roman schon in Bewegung war, als das kleine Drama entstand. Wir werden auch für den Wilhelm des Schauspiels eine ähnliche beziehungsweise Identität mit dem Dichter voraussetzen dürfen, wie sie jener des Romans hat. Daß Goethen damals Wilhelm gewissermaßen zu seinem eigenen poetischen Namen wurde, hängt ohne Zweifel mit der gleichzeitig in ihm lebendigen Verehrung Shakespeares zusammen. Sein bekannter Ausruf: „Lida, Glück der nächsten Nähe! William, Stern der höchsten Höhe! Euch verdank ich, was ich bin!" verknüpft mit dem Bezug auf eben jene Freundin, von der die Giovanna einen Zug erhalten sollte, das Bekenntniß dieser Verehrung des großen Dichtervorbildes. Zwar ein Dichter, wenn er schon Lieder und Geheimnisse liebt, ist der Wilhelm des Schauspiels nicht; immerhin aber gehört er zur empfindsamen Familie Werthers, Erwins, und nach so manchem, was er durchgemacht hat, selbst Crugantinos und Fernandos, also dieser verschiedenen Luftspiegelungen des Dichters selber. Beiläufig erinnert er in einem kleinen Zuge auch an Goethes damaligen Standpunkt in der Kunstbetrachtung. In diesem herrschte ebenfalls zur Zeit noch jener Zug zum Natürlichen. Nicht das Ideale, Historische hatte seine Vorliebe, sondern das Heimische, Lebenswahre, Niederländische. Und so scheint es sich mit dem Vergnügen an Niederländischen Nachtstücken zu berühren, wenn Wilhelm sagt: „Mir ist's eine wunderbare Empfindung, Nachts durch die Stadt zu gehn. Wie von der Arbeit des Tages alles theils zur Ruh ist, theils darnach eilt, und man nur noch die Emsigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung sieht. Ich hatte meine Freude an einer alten Käsefrau, die, mit der Brille auf der Nase, beim Stümpfchen Licht, ein Stück nach dem andern ab- und zuschnitt, bis die Käuferin ihr Gewicht hatte." Dies Genrebild hat zwar für Wilhelm das sittliche Interesse, daß ihm „der Erwerb im Kleinen ehrwürdig ist." Gerade das aber, daß dem gemeinen Leben selbst Bedeutung abgesehen sei, war in der Kunstauffassung des jungen Goethe einbegriffen. Viel mehr jedoch, als bei dem Blick auf solche Einzelheiten, geht uns

der junge Kaufmann Wilhelm mit seinem Urheber zusammen, wenn wir auf den innern Sinn des Gedichtes uns einlassen.

Von der einen Seite liegen die Geschwister noch ganz in der Linie der Leidenschaftspoesie. Diese hatte, da es bei ihr auf das unterscheidende und gewaltige Herausstellen der Natur ankam, in sich eine Versuchung, gegen das Gewöhnliche und Gültige, das Schickliche und Sittliche anzugehen; daher sie nach verschiedenen Graden und Schichten sich titanischwild oder magisch-verwegen wider die Götterordnung, moralischstolz oder bürgerlich-ehrlich gegen Weltformen und Etikette, frivol oder cynisch gegen die Schranken und Schleier der Wohlanständigkeit richten mochte. Alle diese Motive sind in Goethes Jugendpoesie zu finden. Da er aber den ungesuchtesten und seelenvollsten Spielkreis des naturdurstigen Geistes in der Liebe gefunden hatte, so ward auch hier die spannungsbegierige Imagination auf den Konflikt mit Gesetz und Sitte, auf das Gefährliche und Verfängliche hingetrieben. In der Adelheid die dämonische Schönheit, gegen deren Zauber Gelöbniß, Treupflicht und Ehre nicht aushalten. Im Werther die unschuldigschuldige Leidenschaft, die von eines Andern Braut und Weib nur im Selbstmord lassen kann. In der Stella das mit argloser Feuerseele hingegebene Mädchen, das den Ehegatten einer Andern, die nicht minder liebt, nicht minder geliebt wird, doch unlöslich sich angeeignet hat. Und nun in den Geschwistern die verfängliche Situation eines Liebhabers, der die Geliebte als angeblicher Bruder bei sich hat, und dieses den vermeintlichen Bruder mehr als schwesterlich liebenden Mädchens. Wie sehr nun auch der Liebhaber sich gegen sie in den Schranken des Pflegers und Bruders halte: er wünscht und hofft doch, daß ihr Gefühl diese Schranken überwalle. Sie aber, die sich Schwester glaubt, müßte vor solchem Verlangen in dem Grade als sie es fühlt, erschrecken und jede bewußte Nachgiebigkeit als Sünde empfinden. Die Einsicht in diesen Zwiespalt, den er ihrem Innersten erregt, müßte auch seiner Liebeshoffnung die Unschuld nehmen. Ist aber der Zwiespalt nicht da, so hat sie sich ganz in die Schwesterlichkeit hineingelebt, wird nicht vor sich, wohl aber vor ihm, wenn er

Liebhaber sein will, erschrecken; und so ist für diesen Fall seine Liebe hoffnungslos. Ob es überall eine Möglichkeit gebe, daß eine treuherzige Schwesterliebe sich in einem reinen Gleise zur Brautliebe wandle, möchte schwer zu bejahen sein. Man helfe hier mit der Voraussetzung nach, Marianne fühle von Natur nicht eigentlich wie eine Schwester, eben weil sie's nicht ist: etwas Unheimliches behalten ihre, wie sehr auch vom Dichter in Gutmüthigkeit, Munterkeit und Naivetät versenkten Geständnisse, sowohl jene gegen den Dritten, wie sie immer am Bruder sich zu thun mache, als nachher, wo die Furcht, dieses Dritten Frau werden zu sollen, sie bewußter gemacht hat, die Geständnisse gegen den Bruder selbst, wie sie in allen Romanhelden ihn, in ihren Geliebten sich gesehen, und wie sie bei Erzählungen, die am Ende enthüllten, daß die Liebenden Geschwister seien, so viel geweint über das gar erbärmliche Schicksal. — Es ist ein Widerspruch zwischen diesen Thränen und der Unbefangenheit, jenen Imaginationen und der Schwesterunschuld. Die Konzeption selbst in dieser Kasuistik zeuge von der vorwitzigen Experimentirsucht dieser Natürlichkeitspoesie. Sie hatte sich in Stella zu einer unsittlichen, hier, glaube ich, zu einer unnatürlichen Voraussetzung verstiegen. Aber das ist nur die eine Seite.

In dieser Konzeption ist der Werth doch keineswegs, wie in frühern Gedichten oft so fühlbar, auf das Herauslassen der Natürlichkeit und Leidenschaft, sondern im Gegentheil auf ihre Behütung und sittliche Fassung gelegt. Als Mariannens Neigung im Ueberwallen ihr als leidenschaftlich erst bewußt wird, folgt auch alsbald die Eröffnung, die den Widerspruch gegen das Sittengefühl hebt. Und diese mit ihrem Eintreten ins Licht gerechtfertigte Liebe erscheint als der Lohn der lang geübten Selbstbeherrschung ihres Pflegers. Denn, was das Vorhergehende betrifft, Wilhelm hat nach stürmischen verschwenderischen Jugendtagen in der Liebe zu einer edeln, verlassenen Frau sein besseres Selbst wiedergefunden und, zur Besonnenheit und Thatkraft zurückgekehrt, um ihretwillen sich angestrengt, sein raschverschleudertes Vermögen allmählich aufzurichten. Im Anfang seiner Bemühungen starb sie, und scheidend vertraute sie ihm

ihre Tochter an, die er, um sie ganz in Obhut nehmen zu können, für seine Schwester ausgab. Nur im Andenken an die Hingeschiedene und in der Sorge für ihr Pfand lebend, stillglücklich, da sein Fleiß gesegnet ward, tief bewegt, als an ihm das Mädchen zur Aehnlichkeit der Mutter heraufwuchs, und durch Zurückhaltung seiner Liebe die ihrige steigernd, hat er aus Aufopferung und Hingebung über Hoffen sich sein eignes Glück gezeitigt. Eine Leidenschaft also ist die Grundlage, eine Leidenschaft die Spitze des Gedichts, aber diese erscheint bewacht im Entwickeln und gereinigt im Durchbrechen von Besinnung und Güte, und jene erste als Anfang und Quelle dieser Güte, Besonnenheit, Reinheit. Wie diese vorausgesetzte wohlthätige Leidenschaft nicht die entlassene, sondern eine in sich gehende und die Seele in sich führende ist, so erscheint mit diesem Vorwurf die Leidenschaftspoesie selbst in sich gehend und übergehend zur Versöhnung, zur Versöhnung sowohl mit der Welt, die den demüthigen kleinen Dienst um die Existenz, den Fleiß ums Geringe fordert, als mit der Sittlichkeit, welche die Natur beschränkt, 10 veredelt, sichert. Dies ist fürs Erste das allgemeine biographische Moment des Gedichts.

Wenn man bedenkt, daß die Sturm- und Dranggenossen den Schöpfer des Götz und Werther als eine Art welttrotzenden Titan, als den Prometheus einer neukräftigen Menschheit ansahen, und daß diese Erwartung sogar mitenthalten war unter den Beweggründen, die den jungen Herzog von Weimar bestimmt hatten, den genialen Dichter in seinen Dienst und seine Freundschaft zu ziehen, so wird es um so bedeutender, von ihm als erstes dramatisches Erzeugniß in Weimar ein so kleines Stück zu sehen, das auf Einen Act und drei Personen beschränkt, in engbürgerlicher Welt, mit wohlüberlegter Oekonomie der Entwicklung, in einfacher Sprache sich abspielt. In Sinn und Form dient es zur Bestätigung dafür, wofür auch andere Spuren vorhanden sind, daß Goethes Eintritt in Weimar unter so manchen Aufforderungen und Anreizen zu Zerstreuungen, kleinen Wildheiten und innern Wagnissen doch zugleich in ihm eine Richtung entwickelte, die auf Sammlung und Reinheit, auf

Schulen seiner selbst und Wirthschaften mit seinen Mitteln und Aufgaben mittendurch hinging und planmäßig stieg. Den Ansatz dazu hatte er allerdings nach Weimar mitgebracht.

Von Anfang war Goethes Naturbekennen so demüthig als stolz, indem es auf das Beschiedene sich beschränken, am Gegebenen sich ganz bethätigen und froh begnügen wollte. Aufs kräftigste sprachen ebendies in den letztvergangenen Jahren seine Künstler-Lieder und Sendschreiben aus. Von diesem gläubigen Zugreifen früh und wiederholt in Leidenschaft, aus Lust in Verdruß, aus Seligkeit in Reue, durch alles in gesteigerte Selbsterfahrung geworfen, hatte sich sein Naturbekennen zur Anerkennung der Leidenschaft gehöht, welche in ihrer Zweideutigkeit, Gefahr, Gewalt eben das Ganze des Lebens und der Seele sei. Sagte dies Bekenntniß von einer Seite dem leichtsinnigen Jugendmuthe zu, so enthielt es auf der andern eine reine Wahrheitsliebe, die Herz und Welt, wie sie sind, nicht wie sie der Wunsch träumt, verfolgen wollte, und eine entschlossene Entsagung, die, um mit wahrem Selbstgefühl zu leben, den Schmerz mit der Lust, die Gefahr mit dem Reiz, Arbeit und Selbstkampf mit dem Genuß auf sich nehmen wollte. Darum mußte es in dieser Epoche den Jüngling tief ergreifen, bei Spinoza eine Ethik, die sich durch Einsicht in die Nothwendigkeit der Leidenschaften ausführt, mit der Lehre zu finden, daß man zum Schauen Gottes durch das Schauen in die Nothwendigkeit der unvollkommenen Dinge, zur Seligkeit durch Entsagung aller Einzelansprüche gelange.*) Gleichzeitig sah der 11 Jüngling sich selbst gar oft als einen Landläufer, „Musensohn“, „Crugantino“ an, der überall und nirgends zu Haus, ungebunden theilnehmend, alle Herzen rührend und der Welt Schönheit singend, Nichts für sich behalte. Zwar sein junger Busen war voll Ansprüche; dennoch aber, wenn auch mit Gegenringen, mit heißen Schmerzen, sah er aus den innigsten Lebensverhältnissen, aus den weichsten, lebhaft hin und her gewandten Neigungen sich

*) Danzel (der für deutsche Literatur zu früh Geschiedene!) über Goethes Spinozismus.

überall ohne Festknüpfung immer wieder nur auf das allspiegelnde Meer seiner Gefühle zurückgetrieben. Und diese entsagende Aneignung des Lebens, diese seine Poesie, war doch so sehr sein Liebstes und Höchstes, daß er durch Landen in einem Hafen des Besitzes und der Befriedigung sie nicht engen, einwiegen und stillen wollte. Seine Selbstgeständnisse aus dieser Zeit wiederholen, daß er mit sich und dem Süßesten im Kampfe, im fröhlichsten glänzenden Getümmel einsam, in der Einsamkeit voll Leben, in lauter Glück gequält, und daß es so gut sei. Aber seine Erfahrung und Klugheit sagten ihm doch, daß er unter diesen Reizen der Liebe entweder durch Entscheidung und bürgerlichen Abschluß zur gefürchteten Ruhe kommen oder in diesem Wirbel ohne Ende sich aufreiben und stumpf enden müsse. Von dieser Seite war ihm die Einladung nach Weimar erwünscht, die ihn aus dem gegenwärtigen Zauberkreis plötzlich heraushob und durch Antheil an Hof und Regiment einen erweiterten Horizont, frische Erfahrungen, neue Leidenschaften, andere Entsagungen und eine freiere Kräftigung versprach.

Er stürzte sich in alles dies. Er hatte gleich wieder auf dem neuen Boden einen Kreis der beliebten Abenteuer, Geheimnisse, Plagen im Schwung, und sah zugleich sich zu wohlthätigem persönlichem Einfluß, zu nützlichem Wirken, zu schönen Planen aufgefordert. Er gewahrte aber auch bald, daß er zwischen den sehr vorzüglichen fürstlichen Personen und ihren Charakterverschiedenheiten ungleiche Rücksichten zu nehmen und zu vermitteln, für das Regiment noch gar mancherlei im Stillen zu lernen, für den Herzog neben dem Hofdichter und Jagdgenossen Vertrauter in praktischem Sinne, wieder auch Mentor zu sein, und auf seine eigene Haltung in so verschiedenen, ja widerstreitenden Anliegen mehr Bedacht als bisher zu nehmen habe. Oft war er mit sich oder den Zuständen wenig zufrieden, oft zweifelte er, ob er die nöthige Gewandtheit für Dies und Das erwerben, ob es der Mühe lohnen, und ob mit alledem es möglich sein werde, seinen angeborenen Beruf zu behaupten und zu verfolgen. Aber schon indem, von diesen Zweifeln ausgehend, während seiner äußerlich lebhaften Fortbewegung in den

angeknüpften Verhältnissen, in ihm Bedenken und Beobachten, Vorsehen und Nachwägen den eignen stillen Weg gingen, gewann er das Vorgefühl jener innern Freiheit bei nothwendigem Thun und gemüthlichem Theilnehmen und jener Auffammlung des Durchgemachten in ruhige Betrachtung, die als Fortsetzung seiner Spinozischen Stimmung sich zur Ausbreitung in reines Natur-
12 behagen, zur Poesie der harmonisch erfüllten Seele erhöhen sollte.

Goethe war in diesem Vorgefühl, bei allen äußern und innern Reizen zu zerstreuendem Umtummeln, von Anfang auf jene Selbstbeschränkung bedacht, von der aus allein für den Menschen Leben und Natur, Erkenntniß und Thätigkeit Gestalt und Folge gewinnen können. In diesem Sinne schrieb er schon im März 1776, als er mitten aus Hoffesten heraus nach Leipzig ausflog, die „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung", die so begeistert das freie Behagen des in tüchtiger Beschränkung heitersinnigen, gedankenfleißigen Handwerksmannes preist. Im Monat darauf nahm er den Garten mit Bauerhaus am untern Park in Besitz, den ihm der Herzog, seinen Wunsch erlauschend, geschenkt. Da richtete er sich in der engen, schlichten Wohnung für den Winter wie Sommer ein, bepflanzte und pflegte den bescheidenen Eigengrund, wog Hof- und Geschäftsbewegung mit Sammlung in Einsamkeit auf, und lebte beständig in einfachländlichem Verkehr mit der Natur. Mit gleichem Bedacht hatte er von Anfang die Heranziehung bedeutender Männer und anmuthiger Talente theils durch Berufung, theils durch geschäftliche und gastliche Verknüpfung veranlaßt, und verschiedenen Planen des Herzogs eine Richtung gegeben, die sie und seinen Antheil daran mit seinen eigenen Berufsneigungen und Bildungsvorsätzen zusammenführte.

Nächst diesen Einrichtungen und Aussichten, und dem schönen Vertrauen des Herzogs und der Herzogin, war, was ihn in Weimar hielt, das eigenthümliche Verhältniß zu jener Freundin, von der schon oben erwähnt ist, daß sie in seine werdenden Gedichte einstrahlte, daß er sie als nächsten Segen seines Lebens mit dem höchsten Vorbild seines Berufs, dem Stern William zusammen genannt hat. In diesem Verhältniß zu Frau von

Stein mischte sich für den 26jährigen Dichter und angehenden Welt- und Staatsmann auf eine ganz eigene Weise das gewohnte Leidenschaftsbedürfniß mit dem Streben nach Selbstbeschränkung, Wahrheit, Reinheit zu einer schwärmerischen Hebung des Gemüths.

Das Einnehmende ihrer Erscheinung und Haltung, ihr Sinn für Poesie und Verwandtes mochte wohl diese Frau in ihrem Kreise auszeichnen; was aber für Goethe die Anziehung am meisten verstärkte, war der ruhige Ueberblick ihrer gefaßten Seele. Da ihr Gemahl, als Oberstallmeister und Kammerherr, bei Hofe und fast gar nicht zu Hause lebte, so war die Ordnung des Hauses und Erziehung der Kinder ganz, die Ueberwachung der Gutswirthschaft und Erhaltung des Vermögens größtentheils ihre Sorge: eine Aufgabe, die manche äußern Umstände noch erschwerten. Die besonnene wohlgeregelte Weise, in der sie dieselbe löste, und die schon äußerlich aus der steten Nettigkeit ihrer Umgebung und ihres Anzugs wiederschien, dieser Geist der Ordnung, wie er sich im Hause ohne Beengung des geselligen Zutritts nur in den angenehmen Folgen sichtbar machte, fand um so mehr Anerkennung bei Goethe, als er in sich selbst und für sich das Bedürfniß einer praktischen und sittlichen Oekonomie mit ernstlichem Vorsatz empfand. Eine gleich wohlthätige Klarheit konnte ferner Frau von Stein gegenüber der Gesellschaft bewähren. Aufgewachsen am Hofe, und nun durch keinen dienstlichen, aber durch freundschaftlichen Umgang der ganzen fürstlichen Familie verbunden, war sie bei natürlich erworbener Welterfahrung und Richtigkeit des Benehmens durch ihren ruhigen Verstand zur einsichtigen und billigen Beurtheilung der Personen und Verhältnisse vorzüglich befähigt. Für den jungen, in diesen Verhältnissen neuen, in seiner Gehabung darin noch nicht sichern, ja wegen der Außerordentlichkeit, in der er aufgefaßt und aufgenommen wurde, um so leichter beirrten Dichter und Günstling erhielten diese Vorzüge der Dame sogleich einen besondern Werth. Denn da er, von außen und vom Fürsten selbst ihr empfohlen, sich ihr alsbald genähert und in einstimmigen Bemerkungen und Interessen einen Grund des Vertrauens gewonnen hatte, wurde

ihm über jene neuen persönlichen Bezüge und sein eigenes Verhalten und Fühlen in der Gesellschaft ihre Kenntniß, ihr Rath, ihr Zuspruch nützlich und lieb; zumal in bestimmten Rücksichten seine wohlwollendste und zarteste Theilnehmung der ihrigen begegnete. Goethes Briefe an Frau von Stein zeigen, daß gleich im Anfang öfter ein Wort von ihr ihm die Beziehung zu Andern ebnete oder ihn besänftigte, daß er seine Sorgen für Andere, wie die eigensten Freuden und Leiden, ihr am liebsten vertrauen mochte, und die gemessenen Augenblicke, die sie ihm schenkte, über alle Unterhaltungen schätzte und zu mehren suchte. Aber seine Empfindung für alles dies, für ihre schöne Oekonomie, ihren klaren Blick ins Wirkliche, und den ruhigen Antheil, den sie an dem unruhigen Leben um sie her nahm, wurde überaus dadurch gesteigert, daß diese Helle und Milde bei ihr auf dem dunkeln Grunde einer persönlichen Resignation und stillen Schwermuth ruhte. Von Trübniß in der Familie, auch von Gesundheitsleiden genährt, gab diese ernste, verzichtende Stimmung ihrem Theilnehmen an den Vergnügungen und Anliegen, den Hoffnungen und Leidenschaften des Kreises, dem sie angehörte, um so mehr den Sinn eines freien Zusehens und uneigennützigen Wohlwollens.

Diese Entfremdung ohne Erkältung, dies Gleichgewicht in der Offenheit trat dem Dichter als Seelenbild eines so reinen Lebensverstandes und so freien Mitgefühls entgegen, wie er selbst sie zur Bemeisterung seiner Aufgaben und Entfaltung seiner Poesie mehr und mehr sich zu erwerben in der Richtung war. Daß aber bei ihm diese innere Ablösung von dem, was er mitmachte, und Erhebung über das, was er mit betrieb, auf genialem Muth, auf der Hoffnung, sein Leben und seine Seele durch das Unvollkommene und mit demselben ins Vollkommne zu steigern, bei ihr im Gegentheil auf einer Schwermuth ruhte, die den Anspruch auf Lebenslust und die Hoffnung auf Glück aufgegeben, das mischte der tiefen Anziehung, die er zu ihr empfand, eine eben so tiefe Rührung und Zartheit bei.

Es war dieser Gegensatz in der Einstimmung, diese Brechung

seines Glückverlangens für die klarerkannte Seele an ihrer Hoffnungslosigkeit, was die inwendig sittliche Bewegung des jungen Mannes um die edle Frau noch leidenschaftlicher machte, als seine damalige Gewohnheit, Aufregung zu suchen und sein Gefühl entschieden auszusprechen, sie ohnehin gemacht hätte. Anfangs glaubte er durch seine Theilnahme, Munterkeit, Schwunghaftigkeit sie mit fortheben zu können. Sie war dafür nicht unempfindlich; als aber sein hierdurch verdoppelter Schwung ihren ernsten Widerstand erfuhr, nahm er's für Mangel an Vertrauen und Zuneigung. „Liebe Frau", schreibt er im Januar 1776, „leide, daß ich Dich so lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich Dir's sagen. Will Dich ungeplagt lassen. Adieu Gold. Du begreifst nicht, wie ich Dich lieb habe." Und während er durch Scherze, Mittheilungen, Zusendungen sie in heitere Bewegung zu locken sucht, wiederholt sich die Bitte um Geduld, um ein bischen Wärme, die Versicherung seines Vertrauens, seines Glaubens, seiner Liebe. Aber er nimmt wahr, daß auch das Gefühl, welches sie ihm widmet, ein anspruchsloses, verzichtendes sei. Als er sie Anfangs März von Erfurt aus bittet, inzwischen auf Ettersburg mit einem Ring ins Fenster oder Bleistift an die Wand irgend ein Zeichen, daß sie dagewesen, ihn auf seinem Rückweg finden zu lassen, nennt er sie „das einzige Weibliche, das er noch in der Gegend liebe, und das einzige, das ihm Glück wünschen würde, wenn er was lieber haben könnte als sie." Bald wird durch ihre Zurückhaltung seine eigne Stimmung gedämpft, und dann sagt er wieder: „Lassen Sie's gut sein, weil ich doch nun einmal die Schwachheit für die Weiber haben muß, will ich sie lieber für Sie haben als für eine Andere."

In der Erkenntniß von der Tiefe ihrer Resignation entscheidet sich Goethes Liebe und sein Vorsatz, mit ihrer Schwermuth um den Glauben an den hellen Grund des Lebens zu ringen. „Ich sehe wohl, liebe Frau" — schreibt er als Abschiedswort vor dem Ausflug nach Leipzig — „wenn man Sie liebt, ist's als wenn gesä't würde, es keimt ohnbemerkt, schlägt aus und steht da — und Gott gebe seinen Segen dazu — Amen." Dann

unterwegs: „Hinter Naumburg ging mir die Sonne entgegen auf! Liebe Frau! ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung — die Morgenluft so erquickend, der Duft zwischen den Felsen so schauerlich, die Sonne so golden blickend als je — Nicht diesen Augen nur, auch diesem Herzen — Nein! es ist 15 der Born, der nie versiegt. Das Feuer, das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht! Beste Frau, auch in Dir nicht, die Du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe Dich verlassen." — Von Leipzig schreibt er dann: „Liebe Frau, Ihr Brief hat mich doch ein wenig gedrückt. Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an sich selbst begreifen könnte, Ihrer Seele, an die Tausende glauben sollten, um selig zu werden — — Ihr Traum, Liebste! und Ihre Thränen! Es ist nun so! Das Wirkliche kann ich so ziemlich meist tragen; Träume können mich weich machen, wenn's ihnen beliebt —." Aus dem Gedicht, das er acht Tage nach der Rückkehr an die Freundin richtete, läßt sich vermuthen, daß dieser Traum, den sie ihm mittheilte, ihr Verhältniß zu ihm als ein nahes, aber unglückliches vorstellte. Dies Gedicht beklagt ihrer Beider Gabe, ahnungsvoll ihre Zukunft zu schauen, und nicht in seligem Wahne ihrer Liebe und ihrem Glück zu vertrauen. Ihnen sei das Traumglück so Vieler, die in Täuschungen hinleben, versagt, einander zu lieben ohne einander zu verstehen, in dem Andern zu sehen, was er nie war. „Glücklich, den ein leerer Traum beschäftigt; glücklich, dem die Ahndung eitel wär'! Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt Traum und Ahndung leider uns noch mehr." Es wird dies dahin ausgeführt, daß ihre Verbindung im innersten Wesen keine Täuschung und um so mehr der Mangel wirklicher Verbindung ihre Qual sei — wie er ein andermal sagte: „Wir können einander Nichts sein, und sind einander zu viel! —" Aber er konnte sich nicht, wie sie wollte, und er hier nachzugeben schien, losmachen von der Hoffnung eines heitern Vertrauens und dauernd innigen Umgangs, die er nachmals in der langjährigen Freundschaft zartester Art mit der innerlich Wiederauflebenden sich und ihr bewährt hat.

Goethes Verhalten zur Geliebten den ganzen Sommer 1776 hindurch war ein stets wieder erneutes zutrauendes Annähern, stets wieder durch ihr Zurückziehen, Einschränken, Verreisen scheinbar auf den Anfangspunkt zurückgeführt. Gleichwohl wuchs innerlich das Band, das sie zu einander zog; nur daß die Freundin immer den Glauben an innere Angehörigkeit bei äußerer Zurückhaltung ihm eben so vergeblich einzuflößen suchte, als er ihr seine Ueberzeugung, daß „die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses alles entscheide, alles lindere, alles kräftige" — „die Gegenwart allein es sei, die wirkt, tröstet und erbaut." — Er versuchte wohl, sich ihr zu fügen, „seinem Herzen nicht zu folgen und brav zu sein, seltener zu kommen, seltener zu schreiben," das „Gelübde" der Entfernung zu halten, weil „doch seine Liebe eine anhaltende Resignation sei." Allein stets faßte „sein Herz unter dem Druck neuen Muth, zu leben, und eine neue Art von Hoffnung." Auch sie neigte sich zu ihm herüber, „war so lieb als sie sein durfte ohne ihn zu plagen," überraschte ihn wohl 16 einmal durch eine unverhoffte sinnige Annäherung; aber dann „hatte sie alles was er gethan, von ihr loszukommen, zu Grund gerichtet"; und so kam sie wieder in die Lage, „ihn zum Heiligen zu machen, das heißt, von ihrem Herzen zu entfernen," und er, weil sie gegen seine Vorwürfe „sich immer gleich, immer die unendliche Lieb' und Güte" war, wieder in den Fall, sie „durch seine unhimmlische Gegenwart zu plagen."

Nach diesem Sommer ging im September die Freundin auf ihr Gut, nahm Lenz mit zur Pflege seiner kranken Seele, dem Freund aber gab sie durch Blick und Wort zu verstehen, daß er sie nicht dort besuchen möge. Er klagte heftig darüber, sie sollte nun nichts weiter von ihm hören, auch verbat er sich alle Nachricht von ihr; aber als sie am andern Tag ihm freundliche Zeilen sandte, bat er ab, dankte, versicherte: „Mein Herz ist doch bei Ihnen, Liebe, Einzige, die mich glücklich macht ohne mir weh zu thun. Doch — freilich auch nicht immer ohne Schmerz." Er lebte den Monat in Geduld hin, schrieb: „Ich sitze oft unter meinem Himmel in Gedanken an Sie, Sie helfen mir abwesend zeichnen, und einen Augenblick, wo ich Sie recht lieb habe, sehe

ich die Natur auch schöner, vermag sie besser auszusprechen." — Und hinwieder erfreute ihn die Entfernte mit Zeichnungen von ihrer Hand. Auf ihren Wunsch diente er mit Auskunft einer um ihres Sohns Erziehung besorgten Mutter. Er war „in einem unendlich reinen Mittelzustand ohne Freud' und Schmerz, zusammengepackt von tausenderlei Umständen ohne gedrängt zu sein." Sie bat er, „dem Unglauben nicht so nachzuhängen; sein Herz sei nicht so unzuverlässig als sie denke. — Noch viel habe er zu sagen. — Aber Adieu!" — Er besorgte ihr Bücher, und war „ganz still und stumm", gab Nachricht vom Vorgekommenen während stürmischer Nacht, in der er — „Rechnungen las" und „ganz still" war. Er möchte, sagt er, jetzt übers Evangelium des ersten Sonntags nach Trinitatis predigen, „das sollte ein trefflich Stück werden", und vergleicht damit Lenz dem armen Lazarus, der im Himmel erquickt wird, sich dem reichen Manne, der schmachtend durch eine große Kluft von den Seligen getrennt ist. Schon in jenem Klagebrief sagte er von Lenz: „Er soll Sie sehen, und die gestörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich Alles beneide!" In zwei spätern kurzen Briefen ist es in verhaltener Weise, daß er sein Gefühl über das Besuchsverbot und über ihr Schweigen andeutet.

Nach dieser Trennungszeit und einem kurzen Wiedersehen schreibt er am 7. Oktober: „Leben Sie wohl Beste! Sie gehen und weiß Gott was werden wird! Ich hätte dem Schicksal dankbar sein sollen, das mich in den ersten Augenblicken, da ich Sie wiedersah, so ganz rein fühlen ließ, wie lieb ich Sie habe. Ich hätte mich damit begnügen und Sie nicht weiter sehen sollen. Verzeihen Sie! ich seh nun, wie meine Gegenwart Sie plagt, wie lieb ist mir's, daß Sie gehen, in Einer Stadt hielt 17 ich's so nicht aus. Gestern brachte ich Ihnen Blumen mit und Pfirschen, konnt's Ihnen aber nicht geben, wie Sie waren, ich gab sie der Schwester. Leben Sie wohl."

„Bringen Sie das Lenzen. Sie kommen mir eine Zeit her vor wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens daß sein

scheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgibt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupt schwebt. Adieu, doch Liebe! G."

Während dem Wiederabsein der Freundin in diesem Monat erhielt Goethe keinen Brief von ihr. Auch findet sich keiner von ihm an sie. Gegen Ende aber dieses Monats schrieb er die Geschwister. Alle Elemente dieses Stücks liegen in der bisherigen Geschichte seiner Leidenschaft zur Freundin. Die Züge, die der Liebhaber im Drama mit dem Dichter gemein hat, werden wir uns jetzt verdeutlichen und das spezielle biographische Moment der Dichtung entwickeln können.

Insofern Wilhelm in der Lage ist, das Gefühl einer fingirten Schwester zur Liebe im engern Sinn gesteigert zu wünschen, so gleicht dies sehr dem Anliegen, das dem Dichter von Anfang des Jahres her die Seele bewegte. Schon im Januar schrieb er: „O hätte meine Schwester einen Bruder irgend wie ich an Dir eine Schwester habe"; und unmittelbar darauf (uns zum Maßstab seines dermaligen Brudergefühls): „Denk an mich und drücke Deine Hand an die Lippen, denn Du wirst Gusteln*) seine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen, die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grab enden."

Wieder heißt es in jenem Gedicht vom 14. April: „Sag', was will das Schicksal uns bereiten? Sag', wie band es uns so rein genau? Ach, Du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau." Zwei Tage darauf: „Adieu, liebe Schwester, weil's denn so sein soll." Dann, nach der mehrmaligen gezwungenen Entfernung und bald wieder wärmern Annäherung, am 24. Mai: „Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weib gehabt, auch das gestört! — — Wenn ich mit Ihnen

[*) Figur des zärtlich-treuen Liebhabers „in der bekannten aus dem Französischen übertragenen Operette „Das Rosenfest", die in den Goethes Eintritt nächstvorhergehenden Jahren auf der Hofbühne der Herzogin Amalie wiederholt mit Beifall gegeben und 1774 in zweiter Auflage gedruckt wurde." S. den Nachweis des Verfassers in der Jenaer Literaturzeitung 1876 Art. 528.]

nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin" — und hier folgt sein mit dem ihrigen streitendes Glaubensbekenntniß, daß Gegenwart Alles sei. Dasselbige, nach erneutem Zurückweichen in ihre Bedingungen, sprach er in dem Abschiedsbrief, ehe sie ins Bad ging, vom 22. Juni, mit dem Zusatz aus: „Ich habe Sie viel lieber seit neulich; viel theurer und viel werther ist mir Deine Gutheit zu mir. Aber freilich auch klarer und tiefer ein Verhältniß, über das man so gern wegschlüpft, über das man sich so gern verblendet." Er täuschte sich nicht; er wollte die Fiktion des Geschwisterverhältnisses in freie Neigung auflösen, sie festhalten. Es war nach den zarten Berührungen im August, daß 18 die Wiederkehr dieses Konflikts im Herbstanfang ihm die Monatsverbannung aus der Nähe der Geliebten und nach einem Augenblick der Wiedererscheinung ihr nochmaliges Entschwinden zuzog. Jetzt wochenlang ohne ein Zeichen von ihr, trat der Zwiespalt und die Lösung, an der er nie verzweifelte, in seine Dichtereinbildung. Er stellte sich, in der Gestalt des Wilhelm der „Geschwister" zwischen die geschiedene Freundin und ihr seinen Wünschen entgegenblühendes Ebenbild.

Die in Liebe Zurückhaltende, zu der der Dichter schon bei ihrem ersten ernstlichen Rücktritt gesagt: „Ich seh' Dich eben künftig wie man Sterne sieht"; beim zweiten, „sie habe recht, ihn zum Heiligen zu machen"; selbst nach der schönen Begegnung im August: „Es ist wie in der Geisterwelt, ist mir auch wie in der Geisterwelt. Ein Gefühl ohne Gefühl"; und vierzehn Tage drauf: „Wenn das so fortgeht, werden wir wahrlich noch zu lebendigen Schatten" — diese Freundin war endlich wie eine abgewendete „Madonna den Armen des Rückbleibenden und seinem thränenvollen Blick" entschwunden: Charlotte — so hieß Frau von Stein, und so heißt im Drama die Freundin Wilhelms — war gestorben. „Siehst du denn — ruft Wilhelm zu ihr empor — auf uns herunter, heilige Frau?" und antwortet sich: „Ja, sie wissen von uns droben! sie wissen von uns!" — „Höre, — wendet er sich dann zum hereingetretenen Hausfreund — Charlottens Andenken ist diesen Abend wieder

unendlich neu und lebendig vor mir geworden." — „„Das thut's wohl öfters."" — „Du hättest sie kennen sollen! Ich sage dir, es war eins der herrlichsten Geschöpfe." — „„Sie war Wittwe, wie du sie kennen lerntest?"" — „So rein und groß! — Die Erde war sie nicht werth. Fabrice, ich hab' dir schon oft gesagt, wie ich durch sie ein ganz anderer Mensch wurde. Beschreiben kann ich die Schmerzen nicht, wenn ich dann zurück und mein väterliches Vermögen von mir verschwendet sah! Ich durfte ihr meine Hand nicht anbieten, konnte ihren Zustand nicht erträglicher machen. Ich fühlte zum Erstenmal den Trieb, mir einen nöthigen schicklichen Unterhalt zu erwerben; aus der Verdrossenheit, in der ich einen Tag nach dem andern kümmerlich hingelebt hatte, mich herauszureissen. Ich arbeitete — aber was war das? — Ich hielt an, brachte so ein mühseliges Jahr durch; endlich kam mir ein Schein von Hoffnung, mein Weniges vermehrte sich zusehends — und sie starb. — Ich konnte nicht bleiben. Du ahnest nicht, was ich litt. Ich konnte die Gegend nicht mehr sehen, wo ich mit ihr gelebt hatte, und den Boden nicht verlassen, wo sie ruhte —."

Um an das Letzte (daß Wilhelm, wo Charlotte ihn verließ, nicht zu bleiben und nicht zu scheiden wußte) vorerst anzuknüpfen: so ging es auch Williams feurigem Jünger, als die liebe Frau sich ihm entzog, „verflucht durch Kopf und Herz, ob er bleibe oder gehe." Und während ihrer Ferne im Sommer, kurz ehe sie ihm „wie in der Geisterwelt" erschien, schrieb er: „Gestern als wir Nachts von Apolda zurückritten — da fiel mir's auf, wie mir die Gegend so lieb ist, das Land! der Ettersberg! die unbedeutenden Hügel!! und mir fuhr's durch die Seele: Wenn du nun auch das einmal verlassen mußt! das Land, wo du so viel gefunden hast, alle Glückseligkeit gefunden hast, die ein Sterblicher träumen darf, wo du zwischen Behagen und Mißbehagen in ewig klingender Existenz schwebst — wenn du auch das zu verlassen gedrungen würdest mit einem Stab in der Hand, wie du dein Vaterland verlassen hast, es kamen mir die Thränen in die Augen, und ich fühlte mich stark genug, auch das zu tragen, — stark! das heißt dumpf." Wir haben auch in 19

dem letzten Brief, der dem Dichten der Geschwister vorherging, gelesen: „Wie lieb ist mir's, daß Sie gehen, in Einer Stadt hielt ich's so nicht aus." Und nur drei Tage nach Vollendung des Stücks, am 3. November, sagt er: „Gestern Nacht haben mich Stadt und Gegend und Alles so wunderlich angesehn. Es war mir, als wenn ich nicht bleiben sollte. Da bin ich noch ins Wasser gestiegen und habe den alten Adam der Phantaseien ersäuft."

Sehen wir nun darauf, daß Wilhelm durch Charlotte ein anderer Mensch geworden und von Verschwendung zur Oekonomie übergegangen, so ist schon oben der tiefe Eindruck berührt, den gerade der geduldigordnende Geist der Frau von Stein auf den Dichter gemacht, welcher selbst auf Ordnung und Einschränkung bedacht, in Weimar seinem Garten, seinem Amt, seiner Dichtung einen fruchtbaren Grund zu bereiten begann. Die Oekonomie im engern Sinn ist von diesem Gesichtspunkt keineswegs ausgeschlossen, da wir einerseits von damaligen Schulden, die Goethe erst nach geraumer Zeit löschte, andererseits aus seinem Tagebuch wissen, wie er mit stiller Befriedigung wiederholt seinen Fortschritt in der Wirthschaftlichkeit anmerkte.*)

In den Tagen vor Abfassung der Geschwister, jenen Tagen der Enthaltung und Einsamkeit, wo er „in einem unendlich reinen Mittelzustand ohne Freud' und Schmerz, zusammengepackt von tausenderlei Umständen," Geschäfte für die Freundin besorgend, „ganz still und stumm" war, „Rechnungen las und ganz still war," mochte er sich dem geduldig und langsam erwerbenden jungen Kaufmann ähnlich genug vorkommen.

In tieferm Sinn aber hatte Goethes feste Richtung auf ein volles Einverstehen mit der Freundin wesentlich für ihn die Bedeutung, aus der Lebensverschwendung unstet wechselnder Leidenschaften sich in eine treuinnige Liebe zu sammeln. Wie er den vormaligen leichtsinnigen Wechsel und zerstörenden Unbestand fühlte, spricht der Wilhelm im Schauspiel bezeichnend genug in dem Monolog aus, wo er die schön und fromm erworbene

*) S. Briefw. zw. Goethe und Jacobi (Leipzig, Weidmann 1846) Nr. 9. 15.

Geliebte sich abwendig wähnt: „Du liegst schwer über mir und bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Warum stehst du da? Und du? Just in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es ist lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich schien euch zu lieben; ich glaubte, euch zu lieben; mit leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich euer Herz auf und machte euch elend. Verzeiht und laßt mich! — Soll ich so gestraft werden? Soll ich Mariannen verlieren, die letzte meiner Hoffnungen, den Inbegriff meiner Sorgen? — Es kann nicht!" — Man vergleiche die Geständnisse von Leipzig aus: „Alles ist wie's war, nur ich bin anders, nur das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu mir hatte damals — Mais ce n'est plus Julie — — Ich habe heut viel, viel gelitten, aber auch Einen Moment! — — Was das Schicksal mit mir vorhaben mag! Wie viel Dinge ließ es mich nicht auf dieser Reise in bestimmtester Klarheit sehen! Es ist als wenn diese Reise sollt mit meinem vergangenen Leben saldiren [Man beachte den kaufmännischen Ausdruck!] Und gleich knüpft's wieder neu an. Hab ich euch doch alle. Bald komm ich." — Wir erinnern uns daß er diese Reise mit dem vollen Ausdruck seiner Liebe für die Freundin und mit dem Vorsatze antrat, sie aus ihrer Abgestorbenheit für den Lebensgenuß herüberzuziehen in den Glauben an seine Sonne, den Feuerborn der nie versiegt, keine Ewigkeit nicht! — Hans Sachsens Sendung, ebendamals gedichtet, vollendet sich ja gleichfalls darin, daß der fleißige, von Ehrbarkeit, Historia, Musa umgebene Meister zur „Stärkung" in seinem Beruf, zum „Balsam seines innern Wesens" die Holde erschaut, die „mit abgesenktem Haupt und Aug'," „ahndevollem Wesen," „trüber Stirn" „seufzend" nun aufblicken müsse, um in dem „Einen, der manches Schicksal wirrevoll an ihrem Aug' sich lindern soll," selbst „neues Jugendglück," „wiederkehrende Schalkheit," eine „Liebe, die nicht alt wird" zu finden.

Es hat also, daß Wilhelm für seine Charlotte ein neues Leben beginnt, sich einschränkt, thätig ist, seine volle Anwendung auf den Dichter. Das Vermögen, das er aufbringen, das Glück, das er aus kleinen Anfängen erbauen wollte, war für sie; inso-

fern mehr für sie, denn für ihn selbst, als an dem Schatz der Lebenshoffnung und Freudentriebe sie verarmt, er, ihn zu heben, Herr der dehnbarsten, unerschöpflichen Mittel war. Aber es war ein neuer Anfang; es wurde noch kaum sichtbar, was er förderte mit der stillen Arbeit, zu der sein Werben um sie recht eigentlich gehörte, dies unabwendige, scheinbar wenig gelohnte, immer geduldigere, immer zartere Werben um ihre Erheiterung, ihr Vertrauen, ihr Aufleben, womit er in der That „ein mühseliges Jahr zubrachte," bis unter den ersten Schimmern der Hoffnung sie von ihm schied. Bis dahin ist die Dichtung die durchsichtige Verschleierung seines jüngst verwichnen Lebens, und wohl konnte er, wie Wilhelm, von vergangnen „selig elenden Augenblicken" dieses Lebens sagen. Die Haupthandlung aber des kleinen Stücks ist Entwicklung seiner Hoffnung für die Zukunft.

Der liebende Dichter wußte, daß die Abgewendete zurückkehren, die Schwester-Fiktion neu beginnen, sein „Erwerb im Kleinen" wieder anknüpfen und die „anhaltende Resignation" ihm noch lange auferlegt sein werde. Er wußte es und er glaubte standhaft, daß in der Befangenheit der Fiktion die unbefangene Neigung heraufblühen werde. Wer diese Zeit von Goethes Leben und die Briefe an Frau von Stein näher kennt, kann wissen, daß diese treue Uebung und der leise Aufbau des Glücks noch vier Jahre währte, dann aber wirklich seine Geduld schön belohnt, die kühne Hoffnung erfüllt wurde.

Diese Hoffnung, welche die scheidende Freundin seinem Glauben hatte hinterlassen müssen, führte er als Charlottens Vermächtniß an Wilhelm, in der Gestalt der Tochter Marianne, die sie ihm sterbend anvertraut, in die Dichtung ein, und machte zum Inhalt der letztern diesen langsam sich lohnenden Fleiß des Fürsorgenden, diese innerlich warme Zurückhaltung des einstweiligen Bruders, und die Ueberwindung der Fiktion in Mariannens Liebe.

Mariannens Gestalt ist poetische Hypostase des in Prosa diese Zeit her vom Dichter mehrmals geäußerten Wunsches. Am 16. August: „Deine Schwester [die heitere Frau von Imhoff] ist ein liebes Geschöpf, wie ich eins für mich haben möchte, und

dann nichts weiter geliebt. Ich bin des Herztheilens überdrüßig." — Und noch aufrichtiger schon im März aus Leipzig: „Die Schröter ist ein Engel — wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich euch könnt' in Frieden lassen — doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug." — Diesem Mangel half die Poesie. „Von Charlotten — sagt Wilhelm zu Fabrice — Von Charlotten erzählt' ich Dir, dem Engel, der meinen Händen entwich und mir sein Ebenbild, eine Tochter zurückließ." — Und nun ist die Entwicklung des Verhältnisses im Drama nur die Umkehrung der Vorstellung, die Goethe in jenem Gedicht, das an den Traum anknüpfte, ausgebreitet: „Du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau." Dies Verhältniß bezeichnet das Gedicht zu Ende als in der Wirklichkeit verloren. „Und von Allem dem schwebt ein Erinnern nur noch um das ungewisse Herz, fühlt die alte Wahrheit ewiggleich im Innern und der neue Zustand wird ihm Schmerz. Und wir scheinen uns nur halbbeseelet, dämmernd ist um uns der hellste Tag —." Das ist im Schauspiel der Anfang, diese Ungewißheit Wilhelms zwischen Hoffen und Zweifeln, diese Dämmerung Mariannens in halbbewußtem Verlangen. Als der Hausfreund sie fragt, ob die Vorstellung vom Glück einer Mutter, einer Frau sie traurig mache: „Nicht traurig, aber ich denke nur so" — — „Ich denke — ich denke auch nichts. Es ist mir nur manchmal so wunderbar." Wilhelm sucht unterdeß für sein „volles Herz unter dem Sternenhimmel einen freien Athemzug," wie sein Dichter so oft. Als aber Fabrice Mariannen dringender fragt, ob sie nie gewünscht: „Was thun Sie für Fragen? — — Gewünscht nie, Fabrice. Und wenn mir auch einmal so ein Gedanke durch den Kopf fuhr, war er gleich wieder weg. Meinen Bruder zu verlassen wäre mir unerträglich, unmöglich" — und alles, was folgt, ist nur die Ausführung davon, daß sie diese „Wahrheit ewiggleich im Innern fühlt." Ihre Ahnung, wie Wilhelms, geht in eine Zukunft, wie jenes Gedicht eine Vergangenheit ahnte. „Manchmal kann ich mir ein langes Mährchen erzählen, — wie alles gehen könnte und gehen möchte. Komm' ich aber hernach auf's Wahre zurück, so will's immer nicht werden." Aber

dies Hindernde für sie (daß sie nur Schwester ist), für Wilhelm (daß sie ihn, wie er einen Augenblick glaubt, nicht liebe) ist nur Schein, die Ahnung zum Glück wahr, also umgekehrt wie dort: „Glücklich, dem die Ahndung eitel wär'." — Als Marianne noch unter jenem Schein erst recht inne wird, was sie bei Romanen geträumt, was beweint, da ist es der bisher von ihr glücklich genannte Zustand (nicht, wie dort im Gedicht, der neue), der ihr „Schmerz wird"; und doch, wie das Gedicht sagte: „Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet, uns doch nicht verändern mag", so fleht auch sie: „Wir wollen wieder so leben und immer so fort!" was doch im Licht ihres Romantraums „ein gar erbärmlich Schicksal" war. Dieser „ihr Traum", „ihre Thränen", sie machen Wilhelm auch, wie damals jene der Freundin den Dichter weich; aber „das Wirkliche", da es hier nicht widersprechend, da es erfüllend ist, kann er nicht nur „so ziemlich", sondern vor Glück kaum tragen. Und so endet das Schauspiel für die „liebevollen Beiden" in das, was das Gedicht als das Verlorene, das Längstvergangene schildert: „Kanntest jeden Zug in meinem Wesen, spähtest wie die reinste Nerve klingt, konntest mich mit Einem Blicke lesen, den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt. Tropftest Mäßigung dem heißen Blute, richtetest den wilden irren Lauf, und in Deinen Engelsarmen ruhte die zerstörte Brust sich wieder auf. Hieltest zauberleicht ihn angebunden, und vergaukeltest ihm manchen Tag. Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden, da er dankbar Dir zu Füßen lag, fühlt' sein Herz an Deinem Herzen schwellen, fühlte sich in Deinem Auge gut, alle seine Sinnen sich erhellen und beruhigen sein brausend Blut!" —

Löste im Drama der Dichter die Schwester-Fiktion der Freundin auf, so bezeichnete er nicht minder deutlich, daß er jenseit des Drama auch *seine* Fiktion, diese poetische Marianne, ins Urbild auflöse und nicht etwa diesen vorgestellten Ersatz in irgend einer wirklichen Mädchengestalt, nicht etwa in Malchen Kotzebue, für die er die Rolle schrieb, zu finden gemeint sei. Sagte doch Wilhelm gleich im Anfang: „Charlotte — Du gabst mir (in diesem Kinde) alles, was ich bedurfte, knüpftest mich ans

Leben! — Noch ist mir's Täuschung. Ich glaube dich wiederzusehen, glaube, daß mir das Schicksal verjüngt dich wiedergegeben hat, daß ich nun mit dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ich's in jenem ersten Traum des Lebens nicht konnte, nicht sollte." An dies Urbild dachte der Dichter, als er in der ersten Szene in Wilhelms Rolle sprach: „Wenn das holde, liebe Geschöpf nicht wäre, säß' ich hier und verglich' Brüche? — O Marianne, wenn du wüßtest, daß der, den du für deinen Bruder hältst, daß der mit ganz anderm Herzen, ganz andern Hoffnungen für dich arbeitet! — Vielleicht! — Ach! — Es ist doch bitter — — Sie liebt mich — ja, als Bruder — Nein, pfui! das ist wieder Unglaube, und der hat nie 'was Gutes gestiftet. — Marianne, ich werde glücklich sein, Du wirst's sein, Marianne!" Er dachte an das Urbild, das er so wiederholt gebeten, „dem Unglauben nicht nachzuhängen."

Daß ihm Charlotte — die „doch Liebe!" — doch nicht gestorben war, drückte er im Schauspiel unmittelbar nach Erwähnung ihres Hinscheidens aus. Wilhelm: — „Sie schrieb mir kurz vor ihrem Ende —" (nimmt einen Brief aus der Schatulle). Fabrice: „Es ist ein herrlicher Brief, du hast mir ihn neulich gelesen —." Wilhelm: „Ich kann ihn auswendig und les' ihn immer. Wenn ich ihre Schrift sehe, das Blatt, wo ihre Hand geruht hat, mein' ich wieder, sie sei noch da — Sie ist auch noch da!" —

Dieser letzte Brief Charlottens, der nicht vorgelesen wird, bedeutete dem Dichter ohne Zweifel die letzten Zeilen, die er von Frau von Stein in Händen hatte; sei es nun ein im September von ihrem Gut aus geschriebener Brief, sei es ein späterer, etwa nach dem kurzen Wiedersehen unmittelbar vor der Rückkehr aufs Gut im Oktober, und dann vielleicht zur Begütigung der Klage an ihn gerichtet, die er der „Madonna" nachgerufen. Es könnte auch diese Stelle nachträglich, kurz vor der Aufführung der Geschwister im November erst eingeschoben sein, nachdem Goethe am 7. dieses Monats, dem Jahrestag seiner Ankunft in Weimar, von der Freundin eine Anzahl Briefe auf einmal empfangen, die sie in der Zwischenzeit für ihn geschrieben, aber aus Bedenklich-

keit zurückgehalten hatte. — Ich möchte nichts dagegen wetten, daß Goethe nicht bei der ersten Aufführung im Hofkreise an dieser Stelle des Stücks einen Originalbrief der Freundin aus der Schatulle, die ihn gleich wieder einschloß, hervorgehoben. Wenigstens bleibt mir, wenn ich überblicke, in welchem Umfang Goethe dies Schauspiel aus seinem wirklichen Verhältniß zu dieser Freundin und für dasselbe geschrieben hat, darüber kein Zweifel, daß der andere Brief, den Wilhelm kurz vorher wirklich vorliest, ein authentischer Brief der authentischen Charlotte sei. „Es war," sagt Wilhelm, „in den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft. Die Welt wird mir wieder lieb, schreibt sie, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen 24 und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr."

Der wunderbaren Maxime des jungen Dichters, der auch in den Werther Briefe, die er an seine erste Lotte geschrieben, wörtlich, wie auch Jerusalems Billet um Kestners Pistolen wörtlich aufgenommen hat, dieser Kühnheit, womit er sein Leben in seine Poesie und seine Poesie ins Leben bis ins Einzelne mischte, verdanken wir, daß von den nachmals insgesammt verbrannten Briefen der Frau von Stein an Goethe wenigstens einer erhalten ist: wenige Zeilen, die aber, dünkt mich, eine rührende Wahrheit hauchen.

Da Frau von Stein schon um Anfang des November 1776 wieder in Weimar war, hat sie wohl der ersten Aufführung der Geschwister angewohnt. Daß Goethe hier vor der Hofgesellschaft zu spielen schien, während er der Freundin, die ihn bei sich zu hören scheute, sein Gefühl ergoß, verdoppelte für ihn das persönliche Interesse der Dichtung. Es war dadurch der Ausdruck seiner Leidenschaft um so mehr zugleich eine Uebung der Selbstbeherrschung und schönen Fassung, in der gleichwohl die weichste Hoffnung seines Herzens fortpulste. Daß er sein eigenstes, liebstes Anliegen vortrug vor einem Kreise, dem es doch Geheimniß blieb, und dieses in seiner einfachen, klaren Gestalt mit einer leichten Rührung die Andern, mit innigster Beziehung die

eine Freundin ergreifen mußte, darin fand seine Gewöhnung, unter den Menschen so offen als verschlossen zu sein und seine innere Anschauung, symbolisch nach verschiedenen Seiten gespiegelt, reicher in sich zurückzunehmen, ihre eigenthümliche Befriedigung.

Als Goethe am 2. Dezember mit dem Herzog nach Leipzig fuhr, schrieb er unterwegs an Frau von Stein: — — „Mir ist in all meinen Verwirrungen immer ein freudiger Aufblick, wenn ich an Sie denke. Daß mir Herzogin Luise die Geschwister nicht weiter giebt oder sonst — Eh sie nach Gotha geht, lassen Sie Sich's wiedergeben. Es muß uns bleiben —“.





III.

Goethe als Staats- und Geschäftsmann.

(Preußische Jahrbücher Bd. X (1862) S. 423—470. 585—616. Bd. XI (1863) S. 135—161. 211—240.)

Die Ansicht ist sehr verbreitet, daß unser großer Dichter im Grunde einen Fehlschritt gethan, als er sich in seiner Blüthezeit an ein Staatsruder setzte. Man zweifelt, daß er in diesen Geschäften viel geleistet, man glaubt, daß er in der Beladung mit ihren Ansprüchen den Schwung seiner Dichterentfaltung beeinträchtigt hat. Als ich von dem Beweise des Gegentheils, den ich hier entwickeln will, die erste Hälfte in Berlin vorzutragen die Ehre hatte, ward in den dortigen Blättern doch ein Rückstand des alten Zweifels vernehmlich. Insbesondere wurde bemerkt, ich habe die entgegenstehenden Urtheile Mercks und Niebuhrs nicht beseitigt. Allein in Betreff Mercks war dies bereits von Anderen genügend geschehen. Sein Tadel der Weltmannsrolle Goethes ist nur eine unverbürgte Angabe von Falk, welcher das Urkundliche, was Merck gleichzeitig an vertraute Freunde über Goethe und den Herzog, und gegen ihnen ungünstige Gerüchte geschrieben hat, durchaus widerspricht. Eine Spur aber, daß späterhin, als Goethes Geschäfte stiegen, Merck einmal meinte, er muthe sich mehr zu, als ihm gut sei, kann an Bedeutung Goethes wohlgemessene Gegenerklärung (Riemer, Mittheil. II. S. 130) nicht aufwiegen, geschweige für ein Endurtheil über die

ganze amtliche Laufbahn und ihre Rückwirkung auf den Dichter gelten. Was Niebuhr anlangt, so ist er uns allerdings eine Autorität, so weit es in Geschichte und Wissenschaft Autoritäten geben kann. Wir halten uns an sie, da, wo wir voraussetzen müssen, daß sie die Sache gründlicher kennen als wir. Allein dem Leben Goethes stand Niebuhr weniger nah als viele Gleichzeitige, und ihm lagen die Zeugnisse von Goethes Charakterverhältnissen und seinem Dichtergang lange nicht in dem Umfang und Zusammenhang vor, wie uns. Wir haben die Akten, die Niebuhr nicht haben konnte. Und wo diese und ihre baaren Konsequenzen sprechen, da hört das Urtheil nach Autorität auf.

Leichter wären wir von solcher Auffassung zurückgekommen, läge nicht eine allgemeinere Ansicht zu Grunde von der nothwendigen Unverträglichkeit des dichterischen Berufs mit dem 424 streng praktischen. Es ist doch etwas Anderes, mit genauem Verständniß für Bedürfnisse der Existenz und Zwecke der gegebenen Sittlichkeit die Mittel dazu, wohleingeübt, handhaben, was den Geschäftsmann macht, als was den Dichter macht: dieses Entwickeln einer Anschauung und einer Ausdrucksfertigkeit, die im Ausbreiten des Eindrucks und der Gemüthsbewegung sich erfüllt und erhebt, im Vorstellen der Wirklichkeit, als Vorstellen, ohne verändernd in sie einzugreifen, sich befriedigt; es ist etwas Anderes, ja in wesentlichen Bezügen Entgegengesetztes. Den Geschäftsmann wollen wir nüchtern, den Dichter begeistert, jenen zugeschnitten für ein vorhandenes System, diesen originell, jenen mittelbar thätig für Ergebnisse, die von ihm sich ablösen, den Dichter bewegt in einer Thätigkeit, die überall als Selbstbestimmung und als deren Ergebniß ihre Vollendung in sich erscheint. Der große Dichter zumal, der eine ganze Welt in sich bildet und nur als reines Seelenleben, nur im krystallklaren Körper der Sprache zur Wirklichkeit bringt, bedarf zu dieser Sammlung einer Muße, zu dieser Ausbreitung einer ungetheilten Stimmung, zur folgerichtigen Gestaltung eines entsagenden, rücksichtslosen Sinnes, — wie es alles nahezu das Gegentheil ist von jener Hingabe der Zeit und des Aufmerkens an einen äußeren Kreis, jener Abhängigkeit der Ueberlegung und Ent-

schließung von gestellten Aufgaben und vorfallenden Bedingungen, worin die Brauchbarkeit des Geschäftsmannes beruht. Seiner Rüstigkeit gegenüber erscheint das Geistesleben des Dichters als ein glücklicher Traum, die Dichterthätigkeit im Vergleich mit seinem Arbeitsdienst als ein freies Schwärmen; und so wesentlich ist der Poesie diese Abgezogenheit von äußerer Bestimmbarkeit, daß schon die Alten ihrem Homer, dem ersten Schöpfer ihrer vollkommenen Anschauung, mit Witz Blindheit zuschrieben.

Durch diesen natürlichen Gegensatz werden wir aber bei Goethe nicht berechtigt, über die Frage nach der Geschäftsthätigkeit und staatsmännischen Leistung des Dichters von vorn herein abzusprechen. Goethe war thatsächlich Geschäftsmann und Staatsbeamter, seine Laufbahn auch in dieser Rücksicht früh ausgezeichnet und bis zu Ende ehrenvoll. Goethe hat von seinem dreiundzwanzigsten bis sechsundzwanzigsten Jahr in Frankfurt juristische Praxis getrieben, ist im siebenundzwanzigsten eingetreten in den geheimen Rath des Herzogs von Weimar, und war hier sechsundfunfzig Jahre lang seiner Geltung nach, wie in den letzten sechzehn Jahren mit förmlichem Titel, Staatsminister. Aber in dieser langen Dienstperiode ist eine Unterscheidung zu machen. Die vierundvierzig letzten Jahre derselben seit Goethes Rückkehr aus Italien sahen ihn nicht mehr im Geheimrathszimmer, obgleich es ihm offen stand und sein Stuhl darin blieb, ohne daß er ihn 425 einnahm. Das enge Vertrauen währte fort, in welchem Goethe von den fürstlichen Personen über alle möglichen praktischen Anliegen gehört und zu Rath gezogen wurde; sein eigentlicher Geschäftskreis jedoch bezog sich in diesem zweiten längeren Abschnitt nur auf Zwecke der Kunst und Wissenschaft, zumeist auf Leitung derjenigen Bildungsanstalten, die deswegen „unmittelbare" hießen, weil Goethe Niemandem darüber zu referiren hatte als der Herrschaft selbst. Viel eigentlicher bewegte sich in den zehn vorausliegenden Jahren vor der italienischen Reise der jugendliche Goethe in der Staatsmaschine und in solchen Geschäften, die nicht an sich schon den Zusammenhang mit seinen idealen Richtungen hatten, wie der nachmalige Amtskreis, vielmehr prosaische, trocken praktische waren. Er machte damals den Staats-

mann, nicht allein als erster Vertrauter des Herzogs für Alles, sondern im Amte fortschreitend zur Leitung der Gesammtverwaltung, indem er mitsitzend im Conseil von Anfang an, in seinem dreißigsten Lebensjahr förmlich Geheimrath, im dreiunddreißigsten Kammerpräsident wurde und drei Jahre lang die letztere Stelle bekleidete. Dies also ist der Zeitraum, auf den unsere Betrachtung angewiesen ist. Wie hat sich Goethe, müssen wir fragen, in dieser Periode des immer steigenden Geschäftslebens benommen? Hat er die Unverträglichkeit desselben mit dem Dichterberufe nicht empfunden? Oder diesem nur folgen können auf Kosten des Amtsgewissens?

Voraus die Frankfurter Praxis des jungen Doktors scheint allerdings keine große Ausdehnung gehabt zu haben. Anmuthige, sehr bewegte Lebensverhältnisse und die ihnen entblühende Lyrik, Korrespondenzen und kritische Aufsätze, Wanderungen und zahlreiche Humorspiele, besonders aber Götz und Werther zeigen das Uebergewicht auf Seiten der Poesie. Gleichwohl erinnerte sich Goethe, daß ihm die Advokatur, die er mit Beihilfe des Vaters und eines formgeschickten Kopisten trieb, ein leichtes Geschäft und eine angenehme Unterhaltung gewesen, die ihm nicht nur den Dank der Klienten und seines geschäftsbedenklichen Vaters Zufriedenheit, sondern gelegentlich auch das Belobungsschreiben eines Reichshofrathsagenten eingetragen.

Nun aber die zehnjährige Weimarische Periode. Hier scheint die Poesie nicht in so entschiedenem Uebergewicht. Zwar wenn man sich Alles zusammenstellt, was der junge Mann in diesen zehn Jahren von kleinen und größeren Gedichten in allen Gattungen vollendet oder theilweise ausgeführt und angelegt hat, so ist es nach jedem anderen Maßstab erstaunlich viel. Nur Goethe mit Goethe verglichen, dies Jahrzehnt verglichen mit den nächst vergangenen vier Jahren, kann die Produktion geringer erscheinen an Zahl und Stärke. Namentlich fällt auf, daß an bedeutenden dramatischen Werken, in diesem Jahrzehnt ausgeführt, 426 Iphigenie alleinsteht; da vom Faust gewiß, wahrscheinlich auch vom Egmont bereits in Frankfurt mehr aufgesetzt war, als in diesem Weimarischen Zeitraum hinzukam, und von den neuen

Elpenor nicht über die zwei ersten Akte hinausrückte, auch vom Tasso nur zwei geschrieben waren, die überdies bei der späteren Ausführung ganz in der Umgestaltung untergehen mußten. Sodann findet man die kleineren dramatischen Spiele dieser Zeit, die idyllischen und die humoristischen, durchschnittlich minder frisch und drastisch als die des brausenden Jünglings; endlich von den epischen Werken sind wieder die bedeutendsten bloß angefangen, die „Geheimnisse“ in Oktaven, um unvollendet zu bleiben, das Prosa-Epos Wilhelm zwar wachsend zu dem erheblichen Umfange von sechs Büchern, die indessen die nachmalige Ausführung auch noch umgebildet hat. Man schiebt dies auf die Geschäftsthätigkeit des Dichters, auf die Hofzerstreuungen dieser Weltrolle, und die Amtsobliegenheiten, welchen letzteren auch seine gleichzeitig angehenden Naturstudien zuzurechnen, die ihn ebenfalls von der Dichterbahn abgezogen hätten.

Nicht minder will man bemerken, daß, umgekehrt, die poetische Natur der Geschäftstüchtigkeit Eintrag gethan. Zum Beweise nimmt man gleichzeitige Aeußerungen Anderer, die das rasche Steigen Goethes in Aemtern für unverhältnißmäßige Gunst schätzen, dann den Druck, den auf ihn die Geschäfte üben, wahrnehmen wollen, auch Bemerkungen von Goethe über den Gegensatz der Aufgaben gegen das innere Leben oder das Ungenügende seines amtlichen Wirkens. Endlich die Thatsache, daß er selbst die Reise nach Italien eine Flucht und nöthige Rettung, ein Wiederfinden seiner selbst als Dichter genannt hat. —

So wäre, nach den meisten literaturgeschichtlichen Darstellungen, und nach den neuesten, über Goethe, der geniale Jüngling mit einem gewissen Uebermuth eingetreten in den Doppelberuf, der ihm zu Weimar geboten war, hätte sich aber im Lauf der ersten zehn Jahre nach beiden Rücksichten verirrt und erst in Italien zu seinem wahren Selbst, dem Dichter, wiederbekehrt.

Diese herrschende Meinung, an der ich leider in früheren Jahren selbst mitschuldig geworden bin, ist falsch. Weder als Dichter ist damals Goethe fehlgegangen, noch war er leichtsinnig oder unfleißig in den Geschäften.

Von den Dichtungen gehören die unvollendeten und un- 427 genügenden dieser Periode zu einer und derselben Entwicklung mit den gleichzeitigen Liedern und Balladen von reinster Vollendung, mit der seelenvollen Iphigenie, mit Oden großen Stils, mit Schilderungen, wie „Hans Sachs" und die noch gehaltreichere „Mieding,"* worin die Klarheit der männlichsten Geisteshöhe mit einer Dehnbarkeit der Poesie auf das besondere Wirkliche und Individuellste in dem Grade verbunden ist, in welchem Goethe unvergleichlich bleibt. Diese nach Gattung und Mitteln so verschiedenen, in Originalität und Trefflichkeit gleichen Früchte haben auch den Unterschied von den größeren der Jugendwerke miteinander gemein, daß sie ohne Einbuße des Lebendigen das Gebildete tief und rein fühlen lassen. Es liegt ihnen eine Schule zu Grunde, die dem Dichter nicht gegeben war in nahen Vorgängern und Mitstrebenden, eine Schule, die er sich selbst gab, zum Theil — diese Studien sind nachweislich — durch Nahrung seines Geistes und Gefühls an formvollen antiken Werken, an modernen vergangener Epochen und Volksliedern, noch mehr aber durch jene Nüchternheit der Selbstbeobachtung und Ruhe des Urtheils, deren uns Anderen versagte Vereinigung mit Sympathie und Begeisterung das Geheimniß von Goethes Natur und Selbstführung ist. Daß auf einem solchen Bildungswege zwischen den reinen Resultaten einseitige nebenabfallen, kann nicht anders sein; und wenn dies Geringere gerade dramatische Schwänke sind, ist begreiflich, daß diese Art, die am besten der leichtsinnigen Sympathie und kecken Subjektivität geräth, während des Fortschreitens in Objektivität und des Zusammennehmens auf Stilreinheit ihrerseits in Nachtheil kommen konnte. In ihre Stelle traten die Maskenzüge von 1781 bis 1784, ganz dem veredelten Stil gemäße Gelegenheitsgedichte von der feinsten Leichtigkeit des Gusses.

Goethe hat gleichzeitig und hat nachmals auf das Bestimmteste gesagt, er verdanke seine Dichtung der Wahrheit, ihren Gehalt und die ihm gleiche Form den Erfahrungen und Prüfungen, durch die sein Weimarisches Geschäftsleben ihn geführt. Statt dessen sollen wir glauben, diese praktischen Verhältnisse haben

ihn sich selbst entfremdet. Man vergleiche mit der ersten Auflage seines Werther die zweite, eine Umarbeitung, die er 1782 mitten in jener Geschäftsperiode gemacht, 1786 vollendet hat. Die kleinen Aenderungen des Ausdrucks, die das platt Natürliche, jugendlich Nachlässige entfernen, Weglassungen und Einschiebungen, welche die Motive schärfer und folgerichtiger machen, eine neue bedeutende Episode gegen den Schluß, nebst mehrfacher Umzeichnung desselben, welche die Macht der tragischen Stimmung steigert: das Alles läßt das Wachsthum des Dichters erkennen, den Uebergang des vollbegabten Jünglings zum Meister abmessen.

Gegen solche Thatsachen — was sollen uns momentane Aeußerungen Gleichzeitiger, die von Goethes Schweigsamkeit oder Zurückhaltung befremdet sind, von den natürlichen Symptomen einer inneren Bildungsarbeit, die er nicht mit ihnen theilen konnte, was sie mißnehmend als Druck der Geschäfte auf sein Gemüth ansahen. Solchen Klagen sind billig (wie Riemer bereits gethan) die raschfolgenden und wiederholten Bekenntnisse derselben Zeugen gegenüber zu stellen, die Goethes Güte, sein wohlthätiges Vermitteln, das immer wieder überraschend Erweckliche seiner Anstalten preisen. Endlich von ihm selbst die gelegentlichen Seufzer über lästige Seiten seiner Stellung oder seine eigene Unzulänglichkeit — Empfindungen und Geständnisse, wie sie keinem ernstlich Strebenden erspart sind —, sie können als Beweise seiner Aufrichtigkeit und Selbstkenntniß nur das Glaubwürdige und Bündige der ungleich zahlreicheren und wachsend stärkeren Zufriedenheitsäußerungen erhöhen, die in sein Tagebuch dieser Jahre und in vertraute Briefe niedergelegt sind.

Im Anfang seiner Amtsthätigkeit versichert er, daß ihm in Allem Alles erwünscht gehe und er nur um Andere leide, daß er, Gott sei Dank, in sich und in seinen wahren Endzwecken ganz glücklich sei und keine Wünsche habe, als die er wirklich mit schönem Wanderschritt sich entgegenkommen sehe. Er preist das heilige Schicksal, das ihm Dach und Beschränktheit vom Haupte genommen, und ihn der Reinheit genießen lasse. Er betet mit Thränen: „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest!“ Späterhin bemerkt er sich, der Druck der Geschäfte sei sehr schön der

Seele, entladen spiele sie dann freier und genieße des Lebens. Er weiß es, daß Niemand, als wer sich ganz verleugnet, werth sei zu herrschen und herrschen könne. Er lebe gegen die Welt in der tiefsten Stille und wachse, und gewinne, was sie ihm mit Feuer und Schwert nicht nehmen könne. Seine Lage, mit allen Beschwernissen, habe so viel Erwünschtes für ihn, daß er sich keine andere möglich denken könne, in die er gegenwärtig hinübergehen möchte. Wohl habe er Fehler gemacht, wohl sei er durch viele Prüfungen gegangen, deren er aber zu seiner Ausbildung äußerst bedürftig gewesen, und nun könnte er sich keinen glücklicheren Zustand wünschen. Denn wenn sich auch in ihm täglich neue Fähigkeiten entwickelten, seine Begriffe sich aushellten, seine Kraft sich vermehrte, so fände er doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden.

Ist das die Sprache der Selbsttäuschung, das der Abdruck eines Menschen, den Amtsgeschäfte und Hofzerstreuungen von seinem Berufe verschlagen? — „Ich schicke mich", sagt er dem Freunde, „nach und nach immer besser in meine Aemter, schnalle mir die Rüstung nach dem Leibe zurecht und schleife die Waffen auf meine Weise. Meine übrigen Liebhabereien gehen nebenher und ich erhalte sie immer durch eine oder die andere Zubuße, wie man gangbare Gruben nicht auflässig werden läßt, so lange noch einige Hoffnung von künftigen Vortheilen erscheinen will. — Ich richte mich ein in dieser Welt, ohne ein Haar breit von dem Wesen nachzugeben, was mich innerlich erhält und glücklich macht." Und im Jahr darauf: „Ich danke Gott, daß er mich bei meiner Natur in so eine engweite Situation gesetzt hat, wo die mannichfaltigen 429 Fasern meiner Existenz alle durchgebeizt werden können und müssen." Und wieder ein Jahr später: „Ich wüßte nicht mir einen besseren Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht." — Und so noch im letzten Jahr dieses Jahrzehnts: er sei fleißig; seine Geschäfte bilden ihn, indem er sie bilde.

Wenn nun, wie reich sein Talent sich bildete, die Dichtungen, auf die ich schon hinwies, offen legen, und eben so offen diese

Selbstbekenntnisse, daß ihn die Geschäfte, in welchen er sich umtrieb, in dieser Geistesbildung nicht hemmen, sondern fördern, so liegt nun die Wendung der Frage um so näher, ob er den Geschäften so nützlich gewesen als die Geschäfte ihm? Und da er doch nöthig gefunden, von den bisherigen durch die Reise nach Italien sich zu lösen, ob dies nicht nothwendig sein Innewerden voraussetze, daß er nicht in gleichem Grade, als sie günstig auf ihn zurückwirkten, ihren objektiven Zwecken zu genügen im Stande sei?

Hier ist sehr nöthig, zu unterscheiden.

Es fehlt nicht an Spuren, daß Goethe im Antritt seiner Weimarischen Laufbahn größere praktische Möglichkeiten in Aussicht genommen, der Herzog hierzu die höchste Stellung in seiner Verwaltung ihm zugedacht, von welcher Goethe nach Italien ausbeugte. Warum? Das fordert bestimmte Rückblicke.

In jener Freundschaft, die der Ausgang und Einschlagsfaden all dieser amtlichen Verhältnisse war, hatten Herr und Diener den gemeinsamen Versuch einander zugesagt, auf dem Boden, der dem jungen Herzog gehörte, ein schönes gutes Leben zu führen und zu pflanzen. Goethe sollte dem lebensmuthigen fürstlichen Jüngling helfen, sich und die Welt kennen zu lernen, tüchtige und edle Bildung mitverstehend zu würdigen, sein Land auf die Entwickelungen anzusehen, zu welchen es fähig sei, und rüstig sich und den Seinen das Ersprießliche anzueignen, das in seinen Grenzen zu erziehen und von außen herein zu gewinnen sein möchte.

Wie diesen Absichten nachgekommen, welch munteres Leben in den ersten Jahren geführt wurde, das ist oft geschildert. Es ist ziemlich bekannt, wie durch Gastfreundlichkeit für Talente und in Bildungsrichtungen Bewegte, durch Antheilsbeweise an entfernte Dichter, Maler, Homileten des Herzogs Liberalität entwickelt, durch poetische Spiele, Aneignung einiger musikalischer Kräfte, Sammlung von Kunstsachen, Umgebungsverschönerung, Umschau auf Reisen sein Kunstsinn und Weltverstand bethätigt, sein Witz mit freien geistigen Bestrebungen der Zeitgenossen, mit Literatur

und Kritik in Berührung gebracht, sein praktischer Trieb mit vorzüglichen Männern in Korrespondenz gesetzt wurde. In vielen 430 Bezügen gingen hierbei die Anregungen oder Einwirkungen von Goethe aus. Doch war der Fürst so gestellt auf Bewegung, Anstrengung, belebten Umgang, so wißbegierig und versuchslustig, daß er solche Verhältnisse nach eigner Eingebung verfolgte, andere mannigfach anknüpfte, bei welchen Goethe nur beigezogen oder passiv betheiligt war. Wenn man indessen zunächst diesen Antheil an des Herzogs persönlichen Interessen, der allerdings geschäftliche Zwecke, Dienstleistungen und Aufträge einschloß, zum Amte Goethes rechnet, so liegen starke Zeugnisse vor, daß Goethe hierin sich musterhaft benommen, und in anderen, die noch nicht öffentlich geworden, erscheint er in sehr edeln Zügen.

Unter diesen Bewegungen lebensfroher Genüsse und geistiger Anregungen war von Anfang das Andere nicht vergessen, vielmehr mit wiederholten Ausflügen und Umzügen betrieben: die Durchmusterung des Landes auf allgemeinpraktische Bedürfnisse und Verbesserungen. Gleich zu Anfang war das darniederliegende Ilmenauer Bergwerk ins Auge gefaßt und in die Kommission zur Lösung nachschleppender Verbindlichkeiten und Einleitung des Wiederangriffs auf neuen Grundlagen Goethe eingesetzt worden. Gleichzeitig hatte man landwirthschaftliche Verbesserungen überlegt, mit einem sachkundigen Freunde Goethes berathen und einen von diesem empfohlenen Landkommissar berufen, dessen Berichte über die Kammergüter an Goethe eingingen. Indeß blieb Goethes Einsehen in die Landesökonomie nicht hierauf beschränkt, sondern unter Kenntnißnahme von den herkömmlichen Bedingtheiten des Landbaus und den Steuerverhältnissen hatte er nach Erleichterungen der Bodenverwerthung, nach der Anwendbarkeit von Maßregeln, die in anderen Staaten ergriffen worden, Pachtordnung, Güterzerschlagung und ähnlichen Einrichtungen zu forschen, die ausführbar und versprechend sein könnten. Während er jene Geschäfte leitete und diese Fragen besorgte, hatte er bereits auch die Rekrutenaushebung und die Militär-Oekonomie, dabei Inspektion von Straßen- und Wegebau zu führen: Obliegenheiten, welche bei den begrenzten Bezirken und Ziffern

all dieser Dienstfächer wohl zu vereinigen möglich und insofern recht zweckmäßig war, als die Aufsichten, Hin- und Herreisen und Rechenschaften, die sie jedes in seiner Art erforderten, dahin zusammentrafen, ihm Land und Leute und ihre praktischen Zustände unmittelbar und stetig vor Augen und Urtheil zu bringen.

Zwischen poetischer Ausschmückung des Hoflebens, Unterhaltung fürstlicher Gäste, Jagden und Fahrten mit dem Herzog, Besuchen bei Nachbarfürsten war Goethe in diese prosaischen und ernsthaften 431 Dienste eingegangen, als er unmittelbar vor der so verständig vorgenommenen, so schön ausgeführten, so klassisch aufgezeichneten Reise in die Schweiz vom Herzog förmlich zum Geheimrath erhoben wurde.

Nach dieser Reise rückten die planmäßigen Vorbereitungen der Bergwerks-Aufnahme zusammen, kamen in einer Reihe von Ortschaften durch jenen Landkommissar Anlagen zweckmäßiger Wiesenbewässerung, vom Herzog selbst mit Goethe beaugenscheinigt, zu ihrer lebhaften Befriedigung in prompte Ausführung, und räumte Goethe in der Militär-Oekonomie so ernstlich auf, daß er einen hinderlichen Amtsgenossen austrieb und die Arbeit sich selber sauer werden ließ.

Die meisten seiner Kommissionen gaben Goethen Erfahrungen über die wirkliche Kammerverwaltung, d. i. die Oekonomie des landesfürstlichen Vermögens und Domänenwirthschaft, so wie das Rechnungswesen der Landes-Justiz und Administration, so weit die letzteren altherkömmlich aus jener zu bestreiten waren. Er sah diese Verwaltung nicht nur von obenherein im geheimen Rath, sondern auch bei seinen bestimmten Wirthschaftsgeschäften von untenauf. Es finden sich deutliche Spuren seiner Wahrnehmung von besonderen Uebelständen und, gleich nach der Rückkehr aus der Schweiz, seiner vorsichtigen Entgegennahme von Klagen und Vorschlägen unparteiischer vertrauter Personen. Sein Tagebuch deutet gleichzeitig an, daß er Fehler des Kammerpräsidenten v. Kalb und nach Erörterungen mit ihm die Unrechtfertigkeit seines Verhaltens durchschaute.*) Durch das nächste

*) Riemer, Mitth. II. S. 115. 117 f. Schöll, Briefe und Auff. v. G. S. 176. 179. 183. Riemer II. S. 119. Briefe und Auff. S. 185. 187. Riemer II. S. 153. G. Br. an Frau v. Stein II. S. 66 u. 71.

Jahr hindurch kehren vertraute Aeußerungen wieder, die mit der größten Nüchternheit ausdrücken, wie schwer es sei, leicht aufzustellende gute Grundsätze durchzuführen, völlig begriffene Nachtheile zu heben. Es bezeichnen sich Momente, wo er Total-Entschlüsse faßt, und Gespräche mit dem Herzog, ob gleichfalls von diesem Entschließungen ins Ganze zu erwarten seien.*) Wenn nun im Frühjahr darauf Kalb entlassen wird und diese plötzliche Pensionirung in Wahrheit eine sehr schonende Behandlung heißen muß, in seine Stelle aber sofort Goethe eintritt, so stimmt Alles dahin zusammen, daß Goethe nicht nur seine besonderen Aufträge gut besorgt, sondern auch in die Gesammtverwaltung so eingedrungen war, um den Herzog überzeugend von Kalbs nachtheiliger Führung unterrichten zu können und bei dessen Entfernung, weil er die Gründe dafür beigebracht, sich zur Uebernahme des erledigten Platzes und Abstellung der aufgedeckten Unordnung verpflichtet zu fühlen.

Des Herzogs Vertrauen, das dies von ihm heischte, war kein improvisirtes; er hatte Goethen schon vor einem halben Jahre durch die Herzogin Mutter vorgestellt, er müsse und wolle ihn adeln lassen. Goethe hatte aufrichtige Einwendungen gemacht. Jetzt kam gleichzeitig mit seiner Ernennung zum Kammerpräsidenten das kaiserliche Diplom an. 432

Dem vertrautesten Freunde schrieb Goethe nach kurzer Bezeichnung von der Nothwendigkeit der Annahme der Last, die der traurige Vorgänger nicht leicht gemacht: „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts, noch links — dabei bin ich vergnügter als jemals; denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen

*) G. Br. an Frau v. Stein II. S. 121. 148. 181. Riemer II. S. 139. Br. an Frau v. Stein II. S. 112. 245.

fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit niemanden spreche, und also bitt' ich Dich auch keinen Gebrauch hievon selbst zu meinem Vortheile zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen und man muß thun, was man muß."

Dies dünken mich Worte, die man nicht vernehmen kann, ohne ihre Wahrheit zu fühlen und in ihr an dem jungen dreiunddreißigjährigen Chef einen standfesten Mann. Er zeichnet den Weg sich vor, von dem er eben so sicher weiß, daß er auf Abdankung hinausführen kann, als daß er auch in diesem Falle nicht minder gerechtfertigt sein werde.

Immer mit diesem Dilemma führt er nun das Ordnungsgeschäft. Ehe ein Jahr um ist, sieht er „Gedeihen bei seiner Administration," hält aber auch „auf das festeste über seinen Grundsätzen." Wie auf ihn der Herzog zählte, drückt bei der Geburt des Erbprinzen in diesem Jahre die Aeußerung des Fürsten aus, daß bei dem Haltpunkte, der mit dem Erben seinen Bestrebungen gegeben sei, er sie schön auszuführen hoffe „mit Hilfe Goethens und des guten Glücks." Und gewiß ehrt es diesen Fürsten, daß im Herbst desselben Jahres ihm Goethe aus Ilmenau, wo nun die Eröffnung des neuen Schachtbaus nahe bevorstand, das bekannte Geburtstagsgedicht ganz als Kammerpräsident und ganz als Freund senden konnte, worin der wahrhafte Dichter aus heller Anschauung von Einst und Jetzt die Ermahnung an ihn richtet, daß er mehr und mehr sich einschränken lerne, um mit steter Hand Segen seinem Volke zu säen.

433 In dieser Zeit war es vornehmlich, wo einigen Wohlmeinenden der Ernst Goethes und seine Schweigsamkeit nebst vorübergehender körperlicher Angegriffenheit den Eindruck gab, er sei krank von der Ueberlast des Amtes. Dem war nicht so. Obschon er sich sorglich in der Uebersicht seiner Staatsbuchhaltung erhielt und auch bei einzelnen Vorkommnissen, wie im März 1784 der Ueberschwemmung Jenas, unmittelbar thätig eingriff, so

glich sich doch das Mehr an Geschäften durch Ermäßigung seiner Zeitopfer für die äußere Geselligkeit, und in der Arbeit selbst durch ein zweckmäßiges Einvernehmen mit tüchtigen Unterbeamten aus. Es blieben dem Dichter Stunden nicht bloß für anmuthige kleine Festspiele, für Epigramme, Oden, und für das komische Singspiel, daß er in der Zeit dieses Amtes ausführte, nicht bloß für die Exposition des Elpenor und des romantischen Epos „die Geheimnisse“, sondern es wuchsen auch während dieser drei Jahre der Kammeraufsicht drei Bücher dem Wilhelm Meister zu. An seine Amtsbewegung knüpften sich geisterfrischende Reisen, wie die zweite und dritte seiner Wanderungen im Harz und die Kur in Karlsbad zwischen dem Besuch des Fichtelgebirgs und der sächsischen Grubenorte; und wenn er dann wieder in Weimar gebunden war, blieb mancher Erholungsabend für lebhaften Geistesaustausch mit einem kleinen engvertrauten Freundeskreis. Mit diesen belebten Bildungsinteressen, wie mit Feldern seiner amtlichen Aufsicht, berührten sich die naturwissenschaftlichen Studien, für die er neben allem die Muße sie zu verfolgen und in gewissen Bezügen abzuschließen aussparen konnte. Denn es war gleichfalls in diesem Zeitraum, daß Goethe gewisse geologische Beobachtungen gruppirte, die seiner Auffassung Einheit gaben, daß er von seinen osteologischen Erkenntnissen in der Entdeckung des menschlichen Zwischenknochens eine Probe vollzog, und dem typischen Gesetze der organischen Bildung in mikroskopischen Untersuchungen von Infusionsthieren und Samen und in Pflanzenbetrachtung fleißig nachging. Vernimmt man in den Briefen die Hauche seiner Freude bei diesen stillen Betrachtungen, oder fühlt den Herzschlag jenes gleichzeitigen begeisterten Selbstbekenntnisses, das er unter der Ueberschrift „Zueignung“ an den Eingang seiner Gedichte gestellt hat: so hat man volle Sicherheit, wie wenig die Amtsbeschwernisse seine Kräfte erschöpften oder seiner Fortbildung im Wege standen. Leicht hingegen erklärt man sich, wie diese Studien seinen amtlichen Beziehungen dort zum Bergbau oder zu agrarischen Anstalten, hier zur Universität Jena und dem Anfang wissenschaftlicher Sammlungen Gehalt zu geben geeignet waren, wie sie, und die vom Herzog mit Geschenken

genährte Freude an künstlerischen Naturauffassungen seinem Verhältniß zur Weimarischen Zeichenschule trefflich entsprachen.

Die praktische Spitze seiner Kammerdirektion betreffend, kann 434 er auch vor Ablauf ihres zweiten Jahres versichern: „Obgleich unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das oeconomicum auf einem guten Grunde.“ Im Frühling darauf findet sich der Herzog veranlaßt, seine Besoldung zu erhöhen und ihm die Reisebörse für Karlsbad zu füllen. Daß Goethe die Fäden der Ordnung wirklich in den zwei Jahren, die er dafür nöthig erklärt, gesammelt hatte, muß man wohl glauben, wenn vor Ablauf des dritten der Beschluß zur italienischen Reise, der ohne des Fürsten Willen unmöglich, und von welchem in Wahrheit der Herzog der einzige Mitwissende war, bereits feststand. Aus welchem anderen Grund aber als diesem Reisevorsatz hätte Goethe schon im Frühjahr 1786 mit seinen Freunden und dem Lektor in Jena das Italienische geübt? In welcher anderen Aussicht als auf diese größere Muße, die erste gesammelte Herausgabe seiner poetischen Werke festgesetzt und gleich im Sommer 1786 angefangen sie zu ordnen, mit Freunden durchzugehen, umzuarbeiten? — Er begann dies Jahr mit Vorlesen seiner Dichtungen am Gotha'schen Hofe, er schloß mit solchen vor seinem Herzog und befreundeten Badegästen den zweiten Karlsbader Aufenthalt, von dem er unmittelbar sich nach der Sonne wandte, unter der die Ernte seiner Poesie vollends reifen sollte.

Dies ist der Ausgang der angeblichen Verirrung des Dichters zwischen Weltrolle und Poesie, und das Resultat der Kontrole kein anderes, als welches der unmittelbare Zeuge Herder aussprach: „Der Mensch geht auf dem wahren Naturwege. Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer an der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann.“

Und doch — ein starker Zweifel ist noch zurück.

Gegen so zusammenhängende, übereinstimmende Zeugnisse wendet man kopfschüttelnd ein: Warum hat denn Goethe zu Ende des ersten Jahres in Italien so angelegentlich darauf

hingearbeitet, daß seine amtliche Stellung in Weimar von der Gesammtregierung und Finanzverwaltung losgemacht werde, wenn er dieser doch so wohl zu genügen im Stande gewesen? Er deutet vielmehr selbst an, daß das letztere Täuschung war, wenn er von Rom schreibt, „manches Gute werde er für sein Glück und seine Freunde mitbringen,“ mit dem Zusatze: „nur muß ich nichts wieder unternehmen, was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte.“ Und noch stärker in dem Briefe an Herder, wo er ihn um Vorstellung seines Veränderungswunsches bei dem Herzog ersucht: „In den schweigenden zurücktretenden Zustand mag ich einen Feind nicht wünschen. Und, wie sonst, für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich und erhalte mir ein Leben, das sonst ohne jemanden zu nützen zu Grunde geht.“ 436

Sehr scheinbar sieht man hierin die Beichte, daß der Dichter seine praktischen Fähigkeiten verkannt und mit ihnen auf den Sand gefahren — sehr scheinbar und sehr irrig.

Allerdings hatte Goethe, und zwar noch ehe er nach Italien aufbrach, erfahren, daß er die Gesammtökonomie des Herzogthums mit seiner Zufriedenheit nicht leiten könne. Dies jedoch nicht aus dem Grunde, weil er in das Geschäft sich nicht zu finden gewußt oder die Natur der Fachzwecke seinem Beruf so fremd und nachtheilig erkannt hätte.

Zwei Hauptabsichten seines ursprünglichen Diensteintritts hatte er aufgegeben, die erste, noch ehe er die Leitung der Kammer übernahm, die zweite während derselben. Die erste, die sich aus manchen Schritten und Aeußerungen des Anfangs entnehmen läßt, war die Hoffnung, nach und nach ins Weimarische geistig bedeutende und produktive Männer deutscher Bildung zu ziehen, die an den Hof oder Staat geknüpft, zugleich ins Allgemeine wirksam werden und im Zusammenleben eine freie Akademie höherer Kultur bilden könnten. Daß er dies unausführbar gefunden, hat Goethe sehr entschieden in einem Brief an Knebel ausgedrückt. Er stand damals bereits seit einem halben Jahre der Kammer vor, und nach der Beschreibung, wie

er bei fester Eintheilung seiner Anliegen und Begrenzung des Umgangskreises ganz glücklich lebe, sagt er: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen.“

Ueber das Warum? ließe sich viel sagen.*) Es genügt indessen die eine Ursache, daß, wenn überhaupt einen solchen Verein zu schaffen, die Sache eines menschlichen Planes sein könnte, hierzu wenigstens die damalige Geistesperiode mit allen intellektuellen und sittlichen Phänomenen, die sie da und dort hervordrängte, in keiner Weise geeignet war. Goethe selbst hat hernach beim Rückblick auf den damaligen Durchbruch in den Sinnesarten darauf hingedeutet, wie die Bestrebsamen jener Tage einander erkannten, achteten, suchten, das Bedürfniß sich zu verbinden fühlten, und dennoch keine wahre Einigung entstehen konnte. „Im Ganzen“, sagt er, „war jener Zustand eine aristokratische Anarchie, ungefähr wie der Konflikt jener eine bedeutende Selbständigkeit entweder schon besitzenden oder zu erringen strebenden Gewalten im Mittelalter. Auch war es eine Art Mittelalter, das einer höheren Kultur voranging, wie wir jetzt wohl übersehen.“ Schon darum also waren Verbindungseinleitungen theils erfolglos geblieben, theils hatte sie Goethe sehr bald fallen lassen oder beschränkt.

436 Aber die andere Hauptabsicht, die Landesverwaltung des jungen Fürsten, dessen Vertrauen er in so hohem Maße besaß, für gedeihliche Entwickelungen wohl zu ordnen, hatte er fest im Auge behalten. Die großen Schwierigkeiten verhehlte er sich nicht. Die größte waren die rechtsherkömmlichen feudalen Zustände. In dem kleinen Landesbereich viererlei Regierung: des Fürstenthums Weimar, des Fürstenthums Eisenach, der Jenaschen Landesportion, der Hennebergschen dem fränkischen Reichskreise steuerpflichtigen Aemter. Drei Landschaften, die Weimarische mit vier, die Jenasche und die Eisenachsche mit drei Ständen,

*) S. G. an Frau v. Stein II. S. 251.

hatten ihre besonderen Plena, Ausschüsse, Direktoren, ihre besonderen Etats, Kassen, Steuerkollegien, gaben an gesonderten Landtagen ihre einzelnen Interzessionalschriften auf Beschwerden und Wünsche, ihre Stimmen zu neuen Gesetzen, Verträgen über Gerichtsbarkeit und Gerechtsame der Stände, und ihre Bewilligungen von Steuern, die sie zum Theil selbst erhoben und verwalteten. Mit dieser schwerfällig getheilten Maschine hatte der geheime Rath des Herzogs zu operiren. Und so trafen ebenfalls nach ungleichen feudalen Aggregaten auf die einzelne Gemeinde und einzelne Scholle die Steuern, Frohnen, Lehnszinsen und Schuldzinsen engerer und weiterer Besitzer zusammen. Hier sah der Dichter grundnüchtern, wie viel zwischen des Herzogs guten Absichten und ihrer Erreichung zwischeninne stand.

Kurz bevor Goethe die Kammerleitung übernahm, schrieb er von Eisenach an die vertrauteste Freundin: „Von Gotha, wo es mir so weich wie einem Schooßkinde ergangen, komm' ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätt' ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf einen so guten Fuß als meine eigenen, so könnten wir von Glück sagen. Liebste! daß doch der Mensch so viel für sich thun kann, und so wenig für Andere; daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nutzen. Das Meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht oder sehe vor mir, es wird werden. Für Andere arbeit' ich mich ab und erlange Nichts. — Man hört immer sagen, wie arm ein Land ist und immer ärmer wird, theils denkt man sich es nicht recht, theils schlägt man es sich aus dem Sinne, wenn man dann einmal die Sache mit offenen Augen sieht und sieht das Unheilbare und wie doch immer gepfuscht wird." — Der Fürst, von dem er gleichzeitig schreibt: „der Herzog ist gar gut und verständig," hatte wohl Mittel — das war ihm klar — da und dort etwas Gutes zu thun, aber noch keine durch all die Rechte von Mitverwaltern und Zwischenbesitzern hinlänglich durchgreifende zur umfassenden Förderung des Gemeinwohls. „Du erinnerst dich", sagt Goethe dem Freunde, „mit welcher Sorgfalt ich die Gebirge und Abwechslungen der Landesarten zu erkennen

437 mir angelegen sein ließ. Dies Fundament läßt mich nun gar sicher auftreten, ich gehe weiter und sehe zu, wie die Natur ferner diesen Boden benutzt und was der Mensch sich zu eigen macht. So steig' ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothwendige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und so gehts weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten organisirt (beigebracht) werden kann."*)

Im Winter vorher hatte er dem Herzog einen langen Plan vorgetragen, den in seiner Länge und Breite durchzusetzen, sagt er selbst, Verwegenheit forderte. So natürlich es war, daß diese der 24jährige Fürst sich erließ, war es Goethen doch leid gewesen.**)

Indem er es gleichwohl jetzt auf sich nahm, die unter Kalbs Händen verwahrloste Oekonomie wieder ins Geleise zu bringen, war Goethe, wie angeführt, zwar schon darauf gefaßt, nach hergestellter Klarheit und Planvorzeichnung vielleicht die Weiterführung dieses Amtes abzulehnen, hielt aber auch sein Ausharren darin für möglich. Dies hing für ihn davon ab, daß ein bestimmtes System beobachtet, Bedingungen, die er aufstellte, fest eingehalten würden. Hier war der Punkt, wo Goethes Grundsätze und das Naturell seines jugendlichen Fürsten auseinandergingen.

Karl August ehrte den geistvollen Freund und Diener. Bei einer Mentorsprache Goethes gegen ihn, von deren redlicher Nachdrücklichkeit und guter Aufnahme man ein zweites Beispiel in den Regentengeschichten suchen mag, liebte er ihn treu und vertrauensvoll. Aber wenn Goethe in Allem, was zu leisten war, Vorbedacht und Konsequenz auf einen hohen Grad erstreckte, war Karl August ein heroischer Charakter, der das Gute nicht

*) An Knebel den 17. April 1782 (Brfw. I. S. 29). Vgl. an Frau v. St. 3. April 1782 (Bd. II. S. 180) u. 2. April (S. 179. 181).

**) An Frau v. St. 12. Nov. 1781 (II. S. 112). Vgl. das. S. 124 f. 126 u. 127. Bd. III. S. 51 unten u. f. S. 72 unten. S. 179 f.

durch Einordnung in ein System, sondern aus persönlichem Trieb und erwärmtem Willen thut, jetzt einmal etwas, was ein wirthschaftlicher Sinn festhalten würde, über einem Anderen, das ihn reizt, fallen läßt, dann wieder, wenn seine Neigung in anderen Richtungen bewegt scheint, mit Rücksicht und Wohlthat überrascht, aber ein für allemal, an Projektionslinien sich zu binden, nicht geschaffen ist. Der Fürst versuchte es in der That, auf Goethes Bedingungen sich einzuschränken. Ich habe eigenhändige Zeilen Goethes gesehen, wo er im dritten Quartal seiner Kammer- 438 verwaltung dem Schatullier des Herzogs dessen Vorweghaben des begonnenen Quartals und die Ueberschußsumme bis auf den Pfennig mit dem Bemerken anführt: „Sie erheben also dieses Vierteljahr abgeredetermaßen Nichts. Mit Anfang Aprils können Sie den Monat April ganz erhalten, nachher wünscht' ich aber, daß es mit dem Monat Mai bis zu dessen Ende anstehen könnte. Haben Sie die Güte, lieber Rath, und machen Ihre Einrichtung darnach; denn ich muß entweder Johanni in der Ordnung sein oder abdanken."

Da nun Goethe im folgenden Quartal Knebeln mittheilt: „Meine Finanzsachen gehen besser, als ich es mir vorm Jahre dachte; ich halte aber auch auf das festeste über meinem Plane", da er noch im zweiten Monat des nächsten Jahres schreibt, das Oekonomikum stehe auf einem guten Grunde, so ist nicht zu zweifeln, daß Goethes gleichzeitige tiefe Zufriedenheit in dem abgegrenzten Kreise seiner Geschäfte sowohl als der anderen Lebensschwingungen, von dem Einverstehen getragen war, mit welchem der Herzog seine Konsequenz gewähren ließ. Eben so bemerkbar ist aber im Herbst dieses Jahres, daß eine Wendung eingetreten war.

Noch hatten für den Herzog weitere Verhältnisse, als die seine Hufen ihm boten, einen zu natürlichen Reiz. Er ließ sich auf Unternehmungen äußerer Politik und diplomatische Reisen ein, in welchen er nach Goethes Ansicht, anstatt Zwecke seines Sinnes zu erreichen, für Andere kompromittirt wurde.*) Und

*) Karl August-Büchlein S. 63 f. Vgl. an Frau v. St. Bd. III. S. 98 Anm. 1. S. 101 Z. 8 v. u. S. 106. Preuß. Jahrb. VI. 6. Decbr. 1860. An Fr. v. St. Bd. III. S. 119. 122. 145.

bereits war er dem Eintritt in preußischen Kriegsdienst entschieden zugeneigt, welchen er zwei Jahre darauf vollzog, — einem Nebenberufe außerhalb des Zentrums seines angestammten, den Goethe unverträglich fand mit der Einschränkung auf gemessene und planfeste Pflege des eigenen Herdes, die seine beständige Predigt war.*)

Als er nach rückhaltloser Abmahnung wohl einsah, daß Karl August dem Hinausdrang seiner Anlagen und Thatlust über enge Verhältnisse nicht zu widerstehen vermöge, und sich beschied, daß der Fürst sich selbst zu befehlen habe, da war es, daß bei Goethe der schweigende und zurücktretende Zustand eintrat, von dem er später sagte, er wolle ihn einem Feind nicht wünschen. Wer in dem Urkundlichen seiner Absichten diese Jahre her den rothen Faden gefaßt und seine lakonische Aeußerungsweise gegen Freunde verstehen gelernt hat, ersieht aus wenigen Stellen schon seiner Briefe an Knebel vom 2. und 30. April, dann 7. Mai 1785, 439 wozu der 1. September einen starken rückbeleuchtenden Nachtrag enthält, mit aller Bestimmtheit, daß im Frühling dieses Jahrs der Entschluß des Austritts aus dem Finanzfach bereits in ihm entschieden war. Noch arbeitete er fleißig darin, mit deutlichen Ausdrücken, daß er nicht nach seinem Plane arbeiten könne und nur vermittle, was der Augenblick fordere. Er hatte auf die zweite Hauptabsicht seines Staatsdienstes verzichtet, sobald er sah, daß dessen Zurichtng von neuen Bedürfnissen und Wechselfällen auseinandergerückt werden mußte, und daß die Funktionen, die ihm blieben, jetzt allerdings für ihn ein unfruchtbares Abarbeiten waren.

So lange er seine Verwaltung nach fester Eintheilung führen konnte, war sie, versteht sich, übersichtlich und ungleich weniger zeitraubend, als wenn der Vorbedacht vereitelt, die Disposition der Mittel verändert und im häufigen Wechsel Auskunft momentan zu ersinnen war. Und wenn solche Amtsgeschäfte von dem planmäßigen Hinblick auf bestimmte Kulturzwecke abgingen, worin sie

*) Br. an Frau v. St. Bd. III. S. 151 „Der Herzog war heute lang bei mir“ u. s. w. Vgl. Bd. II. S. 40. 67 unten. Bd. III. S. 238 Anm. 3. 258 Anm. 2. 306. 330 unten u. f.

mit seinen Studien und mit Entfaltungen seines Talents verwandt waren, konnten sie auch die Fortschritte der letzteren nicht mehr, wie bis dahin, fördern.

Es ist also dieser Umschlag der Aufgaben, ist die für ihn veränderte Amtsführung des letzten Jahrs, die jener Brief aus Rom ein Unternehmen jenseits dem Kreise seiner Fähigkeit nennt, ein Leben, in dem er zu Grunde gehen würde, ohne Jemandem zu nützen. Er macht ebendort eine feine Wendung auf seine Unduldsamkeit gegen alles Irren und Schlendern, und wie sie ihm die Guten danken, die sich in Rom an ihn angeschlossen. „Da", schließt er, „auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens fühl' ich die Gesundheit meiner Natur; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen und ich sehe Nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt."

Giebt man diesen Rückblicken aus Rom und Vorhalten den mißverständlichen Sinn von Bekenntnissen seiner Untauglichkeit zu jenen Aemtern und mißrathenen Führung, so kommt man in Widerspruch mit der Thatsache, daß der Herzog nach Eintritt der bezeichneten Wendung, während welcher er die standhaften Abmahnungen Goethes entgegengenommen, ihm die Anerkennung seiner Dienste durch Besoldungszulage und Geschenk ausgedrückt hat, als — „ein großer Freund von Gewissensreinigungen," wie Goethe bei dieser Gelegenheit bemerkte (an die Stein III. S. 161).

Noch unzweideutiger ist, daß der Fürst, der Begünstiger und einzige Mitwisser der Reise nach Italien, seinerseits die Rückkehr Goethes in die Kammerchefstelle voraussetzte.

Hätte der Dichter die Kammerführung hinter sich gelassen, weil seine Unfähigkeit dazu und mißlungene Arbeit am Tage lag, wie wäre es denn nöthig gewesen, erst von Rom aus 440 dem Herzog so bedachtsam und motivirt seinen Amtsveränderungswunsch aus den Eröffnungen an Herder entgegentreten zu lassen, welche dieser dem Fürsten mit den bekannten Zeilen übersandte, worin er ihn Goethes unverhohlene Mittheilungen in seine (Herders) Seele zu lesen bat. Die hohe Freude dann und Dankergießung Herders über das ihm hinwieder mitgetheilte Schreiben

des Fürsten an Goethe vollendet den Beweis, daß bis dahin des Herzogs Erwartung eine andere, Goethes Ausscheiden aus der Kammerverwaltung nicht sein Wunsch und also die vorausliegende Führung gut genug gewesen war, um nun im Erlassen der Fortsetzung ein Opfer des Fürsten zu erkennen. *)

Karl Augusts edles Wesen verleugnete sich darin nicht, daß er in eben der Zeit, wo er bereits mit Lust und Eifer preußischer Reitergeneral in Aschersleben war, Goethes Berichte aus Rom mit lebhaftem Antheil empfing und seine bestimmten Wünsche völlig würdigte. Derselbe heroische Sinn, der seine Bahn über die Linie, die Goethe einzuhalten rieth, weglenkte, ließ ihn die Gegenwendung, womit Goethe der ihm von langeher zugedachten ersten Ministerstelle nun sich entzog, ohne Herabstimmung seines Vertrauens ertragen und mit schöner Neigung das Band ihrer Lebensgemeinschaft so, wie der Dichter verlangte, neugeschlungen befestigen.

Wenn es nun dem Einsichtigen nicht mehr erlaubt ist, die pflichtliche und sachliche Tüchtigkeit herabzusetzen, die der Dichter in jener administrativen Laufbahn bewiesen, so wird sich das alte Mißurtheil sofort wieder auf die andere Seite mit der Folgerung werfen: um so gewisser habe er die dahin gewendete Kraft seinem Hauptberufe zur Dichtung abgebrochen. Habe diesen schon seine begabte Natur nicht verscherzen können, so würden doch ohne diesen Abweg seine Fortschritte größer, seine Früchte reicher gewesen sein. Wieder werden zum Beweise die lebhaften Ausdrücke seines tiefen Aufathmens im Aether des klassischen Bodens herangezogen werden, diese Worte des Entzückens in den italienischen Briefen, daß er „einen zweiten Geburtstag zähle, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage da er Rom betrat — wie er hier umlernen, weiter wieder zurücklernen müsse als er gedacht — wie mit dem Kunstsinn der sittliche eine große Erneuung leide — wie er sich hier wiedergefunden als Dichter."

*) Weimar. Herder-Album S. 22 f.

Hieraus folgt schlechterdings nichts Anderes, als daß Goethe in hohem Grade dem entgegengebildet war, was so lebensvoll zu seiner eigenen Ueberraschung aus ihm hervortreten konnte.

Es ist nur die einstimmige Gegenseite von diesem Bekenntniß der Wiedergeburt, wenn er ebendort sagt: „Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so mein' ich bis ins innerste Knochenmark 441 verändert zu sein. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, Nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhangend geworden, daß sie für neue gelten können" — dann wieder: „Ich fühle, daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt, und hoffe, noch Etwas zu thun." Weil er sich die Jahre her so gründlich und standhaft geübt hatte, in Natur und Wirklichkeit Seele zu schauen, seine Seele ganz in wirkliche Anschauung zu entfalten, darum stand er zu Rom in dieser prächtigen Landschaft voll naturgewordener Kultur, voll Sittengeist in Kunstgestalten erst recht in seiner Heimath, und konnte sein großes Auge mit den stummberedten Großen verlebter Jahrhunderte lebendige Gespräche führen. Was fremd, was neu, was hinnehmend und überwältigend schien, war doch für ihn in dieser Offenheit des Tages nur ein größerer und ungemeiner Maßstab der Einheit und Freiheit seiner eigenen Vorstellungskraft.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, an das Unterscheidende der Poesie Goethes von Grund aus zu erinnern. Es liegt mir aber ob, den ganzen Werth seiner Geschäftsthätigkeit, zumal jener, die am entferntesten von Poesie scheint, auszusprechen, und weil diese Poesie ein so unschätzbares Geschenk für uns alle ist, auch in Rücksicht ihres Hervorgangs aus diesem Geschäftsleben die Schuld unserer Dankbarkeit für des Dichters Berufstreue in seiner Weltrolle, die Schuld unserer Dankbarkeit für den Edelsinn des Herzogs nicht verkümmern zu lassen, der den Dichter in diese ihm fruchtbare Weltrolle gezogen hat.

Wir haben gefunden, daß die zwei Hauptpläne, in welchen Karl Augusts Jünglingsfreundschaft mit Goethe sich zusammenschlang, während dieser Lehrperiode bis ins achtundzwanzigste Lebensjahr des Herzogs nicht zur Hinausführung kamen. Der

eine dahin gehende ein Konzert von mannigfaltigen Talenten zusammenzuwerben, schritt nicht vor, weil ein solches weit mehr auf die Gunst der Vorsehung als auf bereitwillige Einladung ausgesetzt bleibt. Der andere, einer gründlichen Hebung der Landeskultur, trat zurück, weil der ritterliche Herzog dem Zuge zu weitergespannter Bewegung nicht gegen die patriarchalische Eingezogenheit, wie Goethe sie anrieth, entsagen mochte. Unerachtet dieses Zwiespalts war die Kongenialität der beiden seltenen Charaktere schicksalsicher, die Neigung echt, die dem Prinzen in dem Dichter den Genossen zeigte, dem er sich, der ihm sich anvertrauen müsse, und das Vorgefühl, das jenen Plänen zu Grunde lag, war kein Wahn, daß ihrem Bunde ein schöner Tag, eine genußreiche Thätigkeit von dauerndem Werth, ein veredeltes Leben ins Allgemeine entsteigen müsse. Die gemeinsam angegriffene rationelle Oekonomie, wenn sie noch nicht zum Ausbau gelangte, so gewann doch der Herzog die reelle Kenntniß von den Zuständen und Kräften seines Landes, gewann dieses in selbstthätiger Anschauung ihm anwachsende Verständniß der Naturgrundlagen des Menschenvermögens und seiner Verwerthung in der Gemeinschaft, wie er diese Einsichten wissenschaftlich gehoben, nach der Zwischenperiode seiner auswärts bewegten Thatkraft in patriarchalischer Kulturförderung auf seinem Boden 442 entwickelt hat, mit einer Unermüdlichkeit und einem gemüthlichen Großsinn, die sich außerdem in liberaler Theilnahme an Bildungsansaaten jeder Art und geistigen Fortschritten nah und fern so vielseitig anregend bewährten. So war es auch mit dem anderen Hauptplan. Die in Aussicht genommene Akademie von Genialitäten in Weimar erhielt allerdings, seitdem zu dem länger heimischen, immer noch erheblich thätigen Wieland die bedeutende Gestalt Herders hinzugewonnen war, für jetzt keinen Zuwachs, keine Rundung: aber Goethes Poesie nährte, bildete, weitete sich hier; und ich bin wohl sehr entfernt hyperbolisch zu sprechen, wenn ich sage: noch ist keine Akademie-Generation bekannt, die einen so tiefen Tag neuer Bildung so weit in die Nation gebreitet hätte, wie der Aufgang dieser Poesie. Und hier ist es nun eben zur Steuer der Wahrheit von Bedeutung, einzusehen,

wie mit dem gerade, wodurch Goethes Dichtung eine Lebenserhöhung und Beseligung uns gegeben hat, wie sie vor ihm nicht da war, wie sie nach ihm unübertrefflich bleibt, die Nahrung, Uebung, Prüfung unzertrennlich zusammenhängt, welche sein einziges Weimarisches Freundschafts- und Dienstverhältniß, welche Karl Augusts Anforderungen und Begünstigungen ihm zugewendet haben.

Es bedarf hierzu nur der Erinnerung an die Gesammtwirkung jener Sammlung von Goethes Werken, die schon gleichzeitig mit seinem Eintritt in Italien erschien, — während seines Dortseins die ersten fünf Bände, die anderen drei in den nächstfolgenden Jahren. Was zumeist nach Gehalt und Form sie auszeichnet, davon sind entweder Entstehung oder Ausführung, vor Allem aber die umfassenden Sinnbewegungen nach ihrer entscheidenden Bildung in den Arbeiten und sittlichen Prozessen seines Weimarischen Lebens im Hof- und Amtsverhältniß deutlich zu finden. Und was die fünf Bände „Neuer Schriften" betrifft, die, nur durch ein Zwischenjahr von der ersten Sammlung getrennt, in den weiteren drei Jahren herauskamen, so ist auch in diesen der sie vollendende Wilhelm Meister nicht allein, aber dieser vornehmlich hierherzuziehen, weil der größere Theil nicht bloß der Arbeit daran, sondern des Urtheilsgehaltes und Stils, der dem Buche die unverwüstliche Klarheit und unmerklich unwiderstehliche Wirkung giebt, in der Schule derselben praktischen Verhältnisse gediehen ist.

Ueber die Bedeutung dieser gesammelten Poesie-Erscheinung verfahren wir nur historisch und erheben die Thatsache, daß fortschreitend seit ihrem Herauftritt bei weitem das Meiste, was bis dahin, und was zunächst andauernd noch daneben für völlige Poesie galt, unaufhaltsam veraltete; was aber von nun an von poetischen Leistungen Anderer aufkam, unter dem Einflusse dieses neuen Weltmorgens der Schönheit so unleugbar stand, daß selbst der mächtigste und originellste der nächsthervortretenden deutschen Dichter, selbst Schiller nicht eher in seiner ganzen Größe und Eigenheit sich ausprägen konnte, als nachdem er aus Goethes Dichtung und Genius sich ein liebevolles Studium gemacht und

443 an diesem sich in seinem Unterschied von Goethe und in seinem tiefen Einverstand mit Goethe erkannt hatte. Noch viel sichtbarer war bei den gleichzeitig um sich greifenden Anstrebungen einer überschwenglichen Poesie-Erhebung aus den Blüthen aller Zeiten, Nationen, Ideen, bei diesen theoretischen und praktischen Versuchen der Romantiker die Abhängigkeit ihres Schwunges von den übermächtigen Eindrücken der Goetheschen Poesie. Sie huben offenermaßen mit der begeisterten Verkündigung an, daß erst durch Goethe die Autonomie des Schönen, erst mit seinen Schöpfungen der absolute Begriff der Dichtkunst ins Leben getreten sei; und wie es in der Blüthe ihrer Wirksamkeit war, daß sie von Goethes Entfaltung lehrten, sie sei die Poesie der Poesie, so vollendeten sie dies Zeugniß darin, daß ihre nachmaligen Exzeptionen gegen Goethe mit der Zersplitterung ihrer Sonderleistungen und Verdampfung ihrer Ansprüche in Eins zusammenfielen. Und so ist es geblieben. Neuere und noch neuere Reizungen, Richtungen der Einbildung und Kontroversen der Sittlichkeit haben die Bühne des Lebens eingenommen und geräumt: und indem sie wechselten, stand der Berg der Dichtung Goethes immergleich über ihnen, unverrückbar, unveräußerlich, immer derselbe in Himmelsklarheit und quellendem Reichthum des Lebens. Wir sind hier zum Zeugniß der beglückenden Macht dieses Dichters, heute, ein Menschenalter nach dem Hingang des Langlebenden, und wenn wir lange vergessen sind, werden die Deutschen sich immer noch fragen, ob sie unter ihren Dichtungsheroen Zwei oder Einen neben seiner Größe noch nennen können. Diese Stärke und Dauer der Wirkung weist von selbst auf die Genesis.

Was so allseitig in die Lebenskreise, und fortgiltig durch die Zeiten, die Seelen hinnehmen und ausfüllen kann, muß nothwendig einen Gehalt haben, der mitten in der Verschiedenheit menschlicher Interessen ursprünglich und gleichsehr bedeutend bleibt, muß eine Form haben, deren Sicherheit und Reiz in dem beruht, was im Empfinden und Verstehen der Menschen bei allem Wechsel der Meinungen und Sitten unveränderlich ist. An der außerordentlichen Leichtigkeit, mit welcher Goethes Vorstellungen in die Einbildung treten, und dem Nachdruck, womit

sie die Gefühle bestimmen, hat man von Anfang über den hohen Grad sich nicht täuschen können, in welchem seiner Dichtung das Natürliche, das Wahre, das Individuelle eigen ist. Und je mehr in der Nation mit der Liebe zu dieser Dichtung ihr Verständniß gewachsen ist, um so reicher ist empfunden, um so einsichtiger ausgelegt worden, wie diese Poesie die konkreteste sei.

Ein Reich konkreter Poesie kann nur der erschaffen, der lebendig eingegangen ist in die Höhen und Tiefen der Wirklichkeit, und doch mit der offensten Hingebung die reine Selbstthätigkeit so zu vereinen vermochte, daß das natürlich Bestimmteste nur als Bewegung seiner eigenen Seele, aus ihr mit dem Stempel ihrer Totalität und dem Athem ihrer Freiheit ins Licht vollkommener Vorstellung tritt. Ohne vielseitige Erfahrung und starke sittliche Selbsterhaltung kann kein Dichter groß werden. Wie es Goethes auszeichnende Genialität war, daß er bei der feurigsten Reizbarkeit und zartesten Sympathie eine standhafte Selbstbestimmung bewahrte, so war es das Auszeichnende seines Looses, daß ihn die Liebe eines Fürsten von Natursinn und Freimuth zu einem Kreise von umfassenden Erfahrungen in ein praktisches und doch nach keinem Bezug ihn erschöpfendes Verhältniß setzte.

Aufgenommen bei dem jungen Regenten als der Liebling, dem Alles gezeigt wurde: Hof und Gesellschaft, Wälder und Burgen, theilgegeben ward an Allem: Festen und Jagden, Rath und Regiment, und dessen Antheil Allem die Weihe geben sollte, wurde der Frankfurter Doktor sofort in einen Spielkreis mannigfaltiger Bewegung gezogen, der eben so fortwährend die sympathetische Fähigkeit des Dichters als seine achtsame Besinnung beschäftigte. Als Freund des Fürsten wurde er mit den benachbarten Herrschaften und Fürsten in freundlichen Verkehr gesetzt, als des Herzogs Gefährte besuchte er Friedrichs des Großen Hof und Residenzen, den Hof von Braunschweig und eine Reihe süddeutscher. Er kam Generalen, Staatsmännern, Personen von

viel Welt, kam der höheren Gesellschaft ganz nahe, ohne daß er darin etwas Anderes zu suchen hatte als die unbefangene Empfindung, welches in den Gruppen und Einzelfiguren dieser Schichte die Phase des Menschlichen sei. Nicht minder erhielten ihn die Besuche mit dem Herzog und Aufträge von ihm in Berührungen mit Gelehrten und Künstlern fern und nah, mit den Wegen Solcher, die einen Bezirk der Wirkung sich bereits erobert, und wieder mit den Anfechtungen Ringender, mit Bildnern, Malern, die er zu bemerken, mit Musikern, Schauspielern, Sängerinnen, Tänzern, für die er zum Theil den Direktor zu machen hatte. Dazwischen fielen Kourierritte mit dem Herzog jetzt zur Leipziger Messe, jetzt ins preußische Heerlager; dann wieder Landfahrten zu bürgerlichen und bäuerlichen Festen, zur herben Lust der Winterjagd oder thätigen Nothhilfe in Feuersbrünsten, zur Wirthschafts-Inspektion oder fröhlichem Waldleben unter Hirten, Gärtnern, Jägern zwischen Schützenlauben und Köhlerhütten. — Kein anderer Dichter hat das Glück gehabt, von den Schichten der Gesellschaft, von dem Leben aller Stände eine so völlige, von so freiem Mitmachen und Mitempfinden ihrer Zustände und Gebahrungen belebte Anschauung zu erhalten. Keiner hat aber auch bei seiner nur theilweisen Anschauung 445 gegen die Reize und Andränge des beschränkteren Mitlebens die dehnbare Offenheit und unüberwindliche Simplizität wie Goethe mitten in einem so viel reicheren behauptet. Nicht eher hatte er zur Einflechtung in diese Umschwünge geselliger Bildung und Welterfahrung sich entschlossen, als bis eine Bauernhütte mit Baumflur vor der Stadt ihm den einfachsten Herd zur Wohnung und zur Sammlung im dauernd schlichten Umgang mit Erde und Jahreszeit gewährte, und bestimmte Dienstgeschäfte im Lande in seine Bewegung nach außen beschränkende Ziele und feste Standpunkte legten. So war durch bescheidenes Eigenthum und durch gemessene Pflicht der wirkliche Boden und das sittliche Dasein seinem Leben und seiner Thätigkeit angeeignet, und die Amtserfahrung, in der die treue Erkenntniß des Wirklichen zugleich als Erprobung der eigenen Natur und Spannkraft eben so völlig entwickelte Selbstempfindung war, erwarb der Dichtweise Goethes

jene Aufrichtung in Wahrheit und seinen Vorstellungen jenen objektiven Charakter, worin die damaligen Dichter so sehr zurückstanden.

Den Sturm- und Drang-Genossen, die auch nur Natur und vollkommene Wirklichkeit wollten, fehlte, um sie zu entwickeln, dieses zugleich festgestellte und thätigfreie Verhältniß zur wirklichen Welt. Der Eine, heimathlos abenteuernd, hetzte seine leere Seele mit erträumter Natur in Wahnsinn; der Andere, dem die erlangte Weltstelle nur Sinekure war, versank mit seiner üppigen Naturliebe in das unwahre Ideal absoluten Sinnengenusses; einem Dritten, der männlich im Dienst der wirklichen Welt sich heraufarbeitete, ging in der Strenge die freie Stimmung, die Poesie verloren. Ganz anders großziehend war Goethes Lage und Ausdauer.

Seine engeren Amtsaufgaben, mit ihren wesentlich wirthschaftlichen, auf Existenzleben und Wohlordnung gerichteten Zwecken, in der Ausübung nicht beschränkt auf den Formalismus der Aktenarbeit, führten immer wieder gerade hinaus auf die Leute und Bezirke selbst, die Gegenstände und reellen Arbeiten. Hier war es, wo Goethe sein Vertrauen in die Vollgültigkeit der Gegenwart, in die Vollkommenheit des Wirklichen, in die Güte der Natur in einer ganz anderen Ernstlichkeit zur Ausführung brachte als seine Jugendgenossen. Wenn die Natürlichkeit dieser begehrlichen Poeten, getheilt zwischen den Reizen und Erschütterungen des Gemeinmenschlichen und dem negativen Bezug auf die konventionell-sittliche Welt, die wahre Natur nur vermissen und in der Form der Unbefriedigung anerkennen konnte, so wollte e r ungezwungen zu Haus sein in der ihm geschenkten Welt seines Gottes und richtete ohne Umstände sich ein, mit der Freude eines Gotteskindes sie in Besitz zu nehmen. Es war ihm Bedürfniß, immer in bewußtem Zusammenhang mit der Oekonomie der wirklichen Natur, mit Sonne und Luft, Flur und Wasser zu leben, den Witterungswechsel, den Schritt des Jahres, den Sternkreis der Nacht über sich stetig zu schauen und zu fühlen. Er wußte aber wohl, daß Auge und Sinnenempfindung und der Bezug der Begierde auf das Natür-

liche ihm noch nicht die Wahrheit der Natur aneignen könne, sondern nur ein reines und thätiges Verhältniß seines ganzen Wesens, des denkenden und gemüthlichen, zur ganzen Schöpfung. Nicht nur, daß die wahlverwandte kühne Jagd- und Strapazenlust seines Herzogs ihn häufig in einen derartigen Umgang mit der Natur zog, wo die tüchtige Ausdauer im Unbehaglichen sich zum Behagen durchsetzt: seine Amtspflichten hatten zum Grundmaterial die natürliche Leistungsfähigkeit der Menschen, und die Bedingnisse des Urbaus der Natur in Gestein und Wasser, Boden und Gewächs für Wohnung und Verkehr, Nahrung und Bestand der Menschen. Zur richtigen Erkenntniß hiervon hatte der Dichter die Gründlichkeit, vom ABC anzufangen. Mit dem Bezug auf eigene Pflicht und allgemeinen Lebenszweck ging er für seine Weg- und Wasserbauten, für landwirthschaftliche Anlagen, Bergbau, die er leiten, wie für die Vorbildung zur Kunst, die er anknüpfen sollte, auf das Studium der elementaren und der organischen Naturgestaltung los. Bei dem Dauerhaftesten in Beiden, den Felsen im Boden und den Knochen in den Lebendigen, fing er an, um diese einfachsten Systeme des ruhenden Bestandes und der bewegten Selbständigkeit zu begreifen, um bei Schwierigkeiten und Erfolgen seiner Verwaltungsaufgaben über das Fundamentale nicht dunkel zu sein, und um selber hinfort, wenn seine Sinne das Gefühl des Daseins an der Oberfläche der Natur schöpften, auch mit dem Verstande ihren Kern zu berühren. Sobald er aus Büchern für Mineralogie und Geologie das Nöthigste genommen, trieb er diese Wissenschaft unmittelbar auf dem Boden seiner praktischen Zwecke, den Ilmgrund und Saalgrund auf und ab, auf dem Thüringerwald, in den Gebirgen und Gruben der Nachbarschaft, wo er praktische Kunde und Rath für die Ilmenauer Unternehmung zu holen hatte. Es war ihm eben so sehr als um die Resultate um das Selbst-Suchen und Finden zu thun; damit er am Thon und Gestein entlang das Bett des Flusses, der unter seinem Schlafzimmer rauschte, Glieder seines Verstandes, an Stollen und Schachten das Dasein seiner Willenskraft, in seines Wohnens und Wirkens reeller Umgrenzung die Erweiterung seines Selbstbewußtseins

habe. So bestand nun auch bei der vergleichenden Osteologie für ihn das tief Reizende seiner Entdeckung eines kleinen verkannten Knöchleins darin, die Einigkeit der Natur im Typus thierischer Formen und, an der Menschengestalt, die Nicht-Ausnahme, sondern Uebereinstimmung mit der Struktur der ganzen großen Familie bewährt zu sehen. Wie er seine Abhandlung auf die Bestätigung dieses Grundgedankens stellte, ohne diesen selbst auszusprechen, so gewann er auch in der Betrachtung der Gebirgsbildung zu seinem geheimen Schatz gewisse Grundgesetze derselben, für deren Darstellung er nur eine Harmonie von Wirkungen gruppiren wollte, welche die eine gemeinsame Ursache ahnen lassen.*) 447

Indem Goethe am baar Wirklichen der größten Massen und am Körperlichen der zahllosen Lebendigen einfache Gesetzmäßigkeit, Folgerichtigkeit, Zusammenstimmung gewahrte, fand er den Verstand, der sein Wesen war, die Harmonie, die Einheit als Inneres der Natur, die Natur als Dasein seiner Seele. Und so ganz machte er ihr sich gleich, daß er das Gesetz, weil sie es nur als Zusammenhang entwickelt, unabgezogen, nur in der Sammlung der wirklichen Anschauung seelenvoll genoß. Es behauptet sich erweitert bei seiner Beobachtung von Gesäme und Pflanzen eben diese Stärke des Begriffs und der Gemüthsbefriedigung in der wirklichen Anschauung. „Am meisten," schreibt er, „freut mich jetzt das Pflanzenwesen — es zwingt sich mir Alles auf, ich sinne nicht mehr darüber, es kommt mir Alles entgegen und das ungeheure Reich simplificirt sich mir in der Seele. — Wenn ich nur jemanden den Blick und die Freude mittheilen könnte! es ist kein Traum, es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannichfaltige Leben hervorbringt."**)

Also auf dem Felde der ihm gegebenen Gegenwart, im Zusammenhang mit den Bewegungen und Zwecken seines Amtes

*) G. an Fr. v. St. III. S. 5 f. S. 31. G. an Knebel I. S. 55. An die St. III S. 54 unten. S. 60. 163. Katalog der Goethe-Ausst. Berlin 1861: Hdschr. 73 S. 23.

**) An die St. III. S. 273. 275. (vgl. das. S. 219 f.)

und zur Veredlung seines Umgangs mit denen, die er zu beaufsichtigen und zu vertreten hatte, bildete sich bei Goethe zur habituellen Anschauung eben die Vergeistigung der Erscheinung, bewußtvolle Entfaltung der Seele in Wirklichkeit, reine Befriedigung in der Natur, die der Fundamentalakt der Kunst, die Weihe des Dichters, die Genesis der Schönheit ist.

Vergleichbar dem Charakter, mit dem die verschiedenen Gegenden, Gewächse, Individuen eines Landes den Himmelstrich an sich tragen, ist in Goethes Dichtungen an den besonderen Szenen und Gestalten eine klimatische Physiognomie der Wahrheit, ein Ton der Eigenberechtigung im mitgehenden Aether ihrer Mutterschönheit zu fühlen. Es rührt daher, daß sie in einer großen ganzen Poesie liegen, daß in dem Dichter selbst, der diese Vorstellungen hebt und führt, die Poesie ganz Natur, daß diesem Dichter seine Heimath und ganze Wirklichkeit Poesie geworden ist. Wenn andere Dichter meinten, sie müßten durch Phantasien ersetzen, was ihnen die Wirklichkeit versagt, und die Leser, solche Träume müßten die Gedichte sein, um auch sie des Lebens vergessen zu machen, so hatte Goethe vielmehr das, was den Grund und Schwung seiner Poesie macht, im Leben vollzogen. Wie nothwendig also muß seine Stellung zur Wirklichkeit 448 günstig, sein Dienstverhältniß gewinnreich gewesen, wie unzweifelhaft müssen jene seine Jahr um Jahr wiederkehrenden Versicherungen wahr gewesen sein, daß „seine Lage die erwünschteste" sei, daß er „in stiller Nacht seine Glückseligkeit summirend eine ungeheure Summe gefunden."

Allerdings hatte Goethe schon in Frankfurt den ganzen Dichter gezeigt: weil bis dahin seine Lage mit der Jugendentwickelung Schritt hielt, in welcher der Dichter lebendig wahr sein, aber, weil man nothwendig älter wird, nicht stehen bleiben und ohne Rückgang sich nicht wiederholen konnte. Er hatte seine Kraft im Götz und im Werther entfaltet — in den Götz seine volle Begeisterung für naturwüchsige Selbsthilfe ergossen, nicht ohne die Einsicht, daß die tüchtigste Selbsthilfe unrettbar sinke

und falle, wenn sie mit dem System der allgemeinen Wirklichkeit nicht ausgeglichen, mit nothwendiger Kulturbewegung im Widerspruch ist. Im Werther hatte er die jugendgemäße konkrete Poesie, die seine Genossen minder weit erstreckten, erschöpfend ausgespannt: die Synthese der Leidenschaft. Wahre Leidenschaft entwickelt auch die ganze Seele am einzelnen Wirklichen: es wird ihr Eins und Alles. Wie eine Feuersbrunst das Gebäude, das sie verzehrt, heller und tiefer hinein als der Tag erleuchtet, so machte der kühne Jüngling an der reißenden Gewalt, die in Werther alle seine Anlagen und Zufälle, die unendlich empfindliche Spiegelung der ganzen Welt hineinzieht in diesen unstillbaren Feuerstrom des entbundenen Selbst und mit ihm hinrafft, die Einheit der Seele im höchsten Grade anschaulich, aber in der furchtbaren Konsequenz totaler Vernichtung. Der Dichter selbst mußte, sollte diese Totalmacht der Leidenschaft auch seine wahre Wirklichkeit bleiben, daran zu Grunde gehen. Und daß er sie ohne wirkliches Erleiden nicht als poetische Eigenschaft in ihrer Stärke erhalten konnte, bezeugte Stella, später als Werther und beträchtlich zurück hinter seiner Größe.

Die Genialität des Jünglings ging darüber hinaus. Diese Genialität war Anspruch auf volles Leben, auf die ganze Wirklichkeit, und die Herzhaftigkeit dieses Anspruchs der Grundton seiner Poesie. Aber wie sollte er ihn zur Geltung bringen? Gebunden an eine Familie in der Reichsstadt, eingeschlungen in ein beschränktes Bürger- oder Patrizierwesen, in eine Gesellschaft, die ihn mit kleinen Manieren umspann, mit engen zünftigen und kirchlichen Pferchen umstellte, wie konnte er die Welt im Ganzen sich aneignen, wie in ganzer Freiheit leben? Noch trieb er sein Advokatengeschäft leicht, wie nebenher; noch ließ er — Liebhaber in verschiedenen Graden und selbst schon Bräutigam — den Knoten des Familienlebens und der bürgerlichen Existenz unzugezogen, spielte mit den Manieren der Gesellschaft, indem er hier sich ihnen artig einschmiegte, dort sie lustig durchbrach, [449] und streifte an Zünfte und Kreise von politischem, kirchlichem, akademischem Leben bald als freiwilliger Mitläufer, bald als launiger Störenfried. So freilich hielt er überall den größeren

Anspruch offen, war aber in diesem schwebenden Verhältniß zwischen Prätendent und Usurpator nirgends in Herrschaft, nirgends im Eigenthumsgenuß der kleinen Lebenswirbel, die er theilte und neckte. In begeisterter Betrachtung von Propheten und Helden der Geschichte, im Umgang mit entschlossenen Verfolgern selbsterkornen Berufs, in Naturgenuß und Liebe verstand der junge Dichter völlig, daß der Mensch nur frei sein könne, worin er ganz sein kann. Er wußte wohl, daß auch die kleinste Welt eines festen Herds und nährenden Handwerks dem die ganze sein könne, der in ihren Sorgen und Freuden zwischen saurer Arbeit und berechtigtem Genuß mit allen Sinnen und Kräften auszuhalten vermöge. Er zeichnete, bosselte, träumte sich ein frohes Künstlerleben in solcher Enge vor. Aber seine Künstler-Anlage hatte ihre Gegenstände in allen Reichen der Wirklichkeit, in allen Fühlbarkeiten des dehnbaren Gemüths: er konnte in keinem bürgerlichen Berufe sich verfestigen, ohne eine Menge derselben ungekostet auszuschließen und mit einigen anderen sich in stets einseitigen Bezügen zu halten; er konnte sich in keiner eigenen Häuslichkeit beruhigen, ohne nach ihrem kleinen Bezirke seine Spannkraft zu schmiegen und für alle weiteren möglichen ihre unerprobten Fähigkeiten zu verlieren. Sollte er sich seiner Welt bemächtigen, so mußte er in ihren Höhen und Tiefen sich auf- und abschwingen, von ihren verschiedenen Kreisen die Erfahrung, heimisch darin sein zu können, sich verschaffen. Darum war, bei aller Gabe, der natürlichsten Genüsse froh zu werden, in einfache, beschränkte Verhältnisse die Fülle des Gemüths zu ergießen, seine Unruhe so groß und vielfacher Wechsel ihm Bedürfniß, bei der innigsten Bräutigams-Liebe ein Fortführen alter und Anknüpfen neuer Neigungen und Freundschaften ihm nothwendig. Mitten im heitersten, wärmsten Heimathsgefühl mußte er hinüberdenken nach den unbewohnten Gebirgsgipfeln und sich als Pilger auf den sonnigen Gefilden unter den herrlichen Ruinen Italiens vorfühlen, mitten in thätiger Theilnehmung an den Nächsten mußte er an Hoffnungen und Anfechtungen Befreundeter in dieser und jener Nachbarstadt sich mitbewegen, mit fernen Bekannten und Unbekannten korrespondiren,

zu Pflichten und Verbindlichkeiten sich hundert kleine freiwillige Anliegen, zu liebenswürdiger Offenheit zarte Geheimnisse schaffen, einer Leidenschaft die andere entgegensetzen und hier die Klippe männlich meiden, dort mit Gewalt gegen sich selbst der Stillung entsagen. Denn nur die freie Erfahrung hob die Einbildung, nur die ungestillte Leidenschaft ward Poesie. So nährte er freilich seine dichterische Stimmung und schuf sich aus vielen kleinen Verhältnissen ein reizendes Labyrinth, worin er aber in fortgesetzter Ungenüge verwildert oder stumpf geworden 450 wäre; so entwickelte er eine Virtuosität des Umgangs, in der kecker Anspruch und wahre Bescheidenheit aufs Eigenthümlichste zusammentrafen, die ihn jedoch weder über den eigenen Mangel an vollkommener Hingebung irgendwo, noch über die Kleinheit der Verhältnisse, die Beschränktheit der Zirkel und Bildungsformen, in welchen er sich umtrieb, täuschen konnte.

Diese heimathlichen Bande, den wohlangelegten bürgerlichen Beruf und das herzliche Familienleben, zart genestelte Verhältnisse, die schon angeschlungene Eheverbindung — alle brach also der Jüngling, und auch die schon angetretene Reise nach Italien brach er ab, um jenes einzige Verhältniß enger zu ziehen, von dem noch schwer zu sagen war, ob es Laune oder Zweck, Abenteuer oder Glück, Geschäft oder Gunst sei: die Verbindung mit dem jungen Herzog. Dieser Entschluß ward ihm nicht leicht. Als die Weimarischen Freunde schon sein Bleiben bejubelten und ihn bereits als unumschränkten Regenten schilderten, verglich er sich mit seiner Margarete von Parma: „ich sehe viel voraus, das ich nicht ändern kann“, und unter der beneideten Einkleidung sagte er: „Was wird's werden? ich hab' eben noch viel auszustehn.“ Es ging ihm nach dem ersten Vierteljahr „verflucht durch Kopf und Herz, ob er bleibe, ob gehe“; es stand ihm ein Halbjahr später die Möglichkeit vor der Seele, daß er „das Land, das ihm so lieb geworden, mit dem Stab in der Hand verlassen müßte, wie er sein Vaterland verlassen“; gegen Jahresende sah ihn wieder einmal „Stadt und Gegend und Alles so wunderlich an, als wenn er nicht bleiben sollte“; noch nach fünf Jahren in diesem Staatsdienst konnte „ein böser Genius die lästigste Seite

seines Zustandes ihm schildern und ihm rathen, sich mit der Flucht zu retten"; und ganz in der Mitte seiner Einlassungen bedarf er zur Ergänzung des guten Muths immer den Gedanken, „daß er nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe im elterlichen Haus wiederzufinden." Er hatte diese „gänzliche Freiheit," die „Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er wolle," förmlich sich von Anfang ausbedungen. Um so gewisser war Alles, was dieses Verhältniß ihm zumuthete, sein eigener Wille, diese Laufbahn freies Unternehmen, jede Obliegenheit bewußte Uebung. Und diese Erhaltung der Selbstbestimmung im ganzen Kreise seines Wirkens, die das Aeußerlichste und Fremdeste zu einem Bestandtheil seines persönlichen Totalgefühls machte, war der Unterschied seines Amtes von jedem andern und der Vorzug dieser Ansiedlung vor jeder, die er in seinem bisherigen Kreise hätte befestigen können. Jede dort mögliche hätte unausbleiblich seine Neigungen enger, 451 seine Abhängigkeiten passiver gemacht, sein Leben getheilt zwischen einer innern beschränkt freien und äußern mechanisch abstoßenden Welt. Hier war sein Lebenskreis ungleich größer und nicht so mechanisch getheilt: es waren die Interessen eines regierenden Fürsten und dessen ganzen Landes, Hofhaltung und Weltbeziehungen, alle jetzt Gegenstand seines Dienstes, insofern vollkommen äußerlich; aber auch nur, soweit und solang er es mochte, insofern völlig sein Sinn und sein Wille. Nichts Anderes also that er mit dem Eingehen in diesen Dienst, als daß er Ernst machte mit seinem Genialitätsanspruch, mit seiner Dichteraufgabe, die ganze äußere Wirklichkeit — der Menschenwelt nicht minder als des Naturlebens — zum Dasein der eigenen Persönlichkeit zu haben und zu bilden.

„Unter fortgesetzten Umständen wie die der letzten Zeiten in Frankfurt" — urtheilte Goethe rückblickend aus der Mitte dieser Dienstperiode — „würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und

Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Andern unerträglich wird." Jetzt lernte er in weiter hurtig bewegter Sphäre Andere und sich kennen. In verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgen bis zu Nacht umgetrieben, war er doch wie unter den Seinigen. Er wußte nicht, wo anfangen, so tausendfach waren seine Verhältnisse und neu und wechselnd, aber gut. Es ging so entsetzlich durcheinander mit ihm, daß es eine Freude war. Er probirte den Hof, dann das Regiment, und so immerfort, war bald in alle Hof- und politische Welthändel verwickelt und fand die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer einen Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stände. Es ging ihn immer näher an, wie die Großen mit den Menschen und die Götter mit den Großen spielen. Durch die benachbarte Großstadt, durch mancherlei Menschen Gewerb und Wesen trieb er sich hindurch, saß an der Quelle des Kriegs in dem Augenblick, da sie überzusprudeln drohte, sah das Gewimmel der Zurüstungen, die Bewegung der Puppen, die auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte tausendstiftige Walze, FR gezeichnet, schließen ließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbrachte. Er war sodann mitten im Soldatenwesen, im Manöver, unter so vielen neuen Menschen, und von einer eignen Art; oder es ward ihm wohl zwischen engen Mauern bei einem Wirthe, der gar viel Väterliches hatte, und bei der schönen Philisterei in seinem Hause, ward ihm liebevoll unter der Klasse von Menschen, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Erzählungen des Politikers aus seinem mannigfaltigen Treiben hoben den Geist des Dichters aus dem einfachen Gewebe, in das er sich einspann, das zwar auch viele Fäden hatte, ihn aber nach und nach zu sehr auf einen Mittelpunkt gebannt hätte; und anderwärts umzugehen mit Leuten, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, gedieh ihm wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht.

452

Zu Hause war er besetzt, besät mit Leuten, von Arbeiten gesotten und gebraten, war wie der Komet im Spiel, den man zu allen Karten braucht, wie eine Kugel, die ricochet aufschlägt. In leichtem Geschäft sah er Physiognomien von Städten und Höfen, jeden Hof mit seinem dezidirt eigenen Charakter, der sich von oben herein bildet, und zur Erholung als Gast die kleine moralische Republik einer Handelsstadt, wo Jeder für sich steht, einige Freunde hat und in seinem Wesen fortgeht, kein Oberer einen allgemeinen Ton angiebt und jeder sein kleines Original produzirt, es sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig, wo einige Personen im Stillen lebend, vom Schicksal in Pension gesetzt, dem Lernbegierigen von großem Vortheil sein können.

Alles dies, und wie Vieles mehr dazwischen, waren eben so viele Ergänzungen seines Weltkreises und Stoffe seiner genialen Auffassung. Und er nahm sie so mit unermüdlicher Offenheit; Fürsten und Prinzen, unter welchen er sich häufig befand oder die er für Momente nahe sah, den Herzog von Braunschweig und sein zweckvolles Benehmen, den Prinzen Heinrich von Preußen in seiner Heerführerhaltung und sichern Feinheit ergriff sein Blick. Den sogenannten Weltleuten paßte er ab, worin es ihnen denn eigentlich sitzt, was sie guten Ton heißen; worum sich ihre Ideen drehen und was sie wollen und wo ihr Kreischen sich zuschließt; und entwarf das Rezept eines Hofes aus Ingredienzen „eines Erbprinzen, eines abgedankten Ministers und einer Hofdame, eines apanagirten Prinzen und einer zu verheirathenden Prinzeß, dazu einer reichen und schönen Dame, einer ditto häßlich und arm, eines Hofcavaliers, der nie etwas anderes als seine Besoldung gehabt hat, und eines Cavaliers auf seinen Gütern, der als Freund vom Haus bei Hofe traktirt wird, eines Avanturiers in französischen Diensten, eigentlicher in französischer Uniform, eines Chargé d'affaires bürgerlich, eines Musikus, Virtuosen, Componisten, beiher Poeten, eines alten Bedienten, der mehr zu sagen hat als die meisten, eines Leib-

medikus, einiger Jäger, Lumpen, Kammerdiener." — Er nahm 453 Gelegenheit wahr, die Bekanntschaft eines Probstes zu machen, den er jung und offen fand, unbefangen und unverfänglich wie einer der reich geboren ist, seinen katholischen National- und Familienschnitt, seine behagliche und verständige Mutter, seine Diskurse zu bemerken, die nach Fulda, Würzburg, Bamberg, Mainz führten, deren Verfassung ganz andere Menschen bildet als die unsrigen. Wohin des Dichter-Geheimraths Füße nicht reichten, mußten Andrer kluge Augen ihn tragen, mußte ein Abbé Raynal, der voll angenehmer Anekdoten stak, die er mit dem französisch-philosophischen Weltgeiste untereinander verband, der den Königen die Wahrheit sagte und den Frauen schmeichelte, der sich aus Paris verbannen ließ und sehr gut in jeden kleinen Hof zu schicken wußte, ihm viele Ideen komplettiren, mußte ein Isenflamm, mit dem er brav politisirte, ihm Wien in- und auswendig schildern, Grimm, der ami des philosophes et des grands, ihm wie einem Swedenborgschen Geiste ein groß Stück Land sichtbar machen, Edelsheim Staats- und Wirthschaftssachen im Gespräch ihm öffnen, wie auch helfen zur Charakteristik der Stände, auf die der Dichter so ausging. Dabei spannte er nicht minder auf das, was ohne geerbte Macht die Gewalt des Geistes ausbreitet und befestigt. Hell unterschied er die Voltairesche frivole Ueberlegenheit, diese Höhe des Geistes — nicht Hoheit — indem er sie einem Luftballon verglich, der sich durch eine eigene Luftart über Alles wegschwingt und da Flächen unter sich sieht, wo wir Berge sehen; und an Lavater, dessen Leben in der Häuslichkeit der Liebe, dessen Genuß im Wirken und unglaubliche Aufmerksamkeit, seine Freunde zu tragen, nähren, leiten, erfreuen, er im eignen Innern als eine moralische Kur fühlte, traf er doch scharf das feine und unauflösliche Band, das bei diesem Propheten den höchsten Menschenverstand mit dem krassesten Aberglauben zusammenknüpfte. Als Rousseaus Nachlaß ihm zur Hand gekommen war, sprach er in seiner Freude: „Wie wunderbar ist es und angenehm, die Seele eines Abgeschiedenen und seine innerlichsten Herzlichkeiten offen auf diesem oder jenem Tische liegen zu finden!" Aber in voller Gegenwart, indem er mit den

Lebenden lebte, redete, sich erzählen ließ, gingen ihm viele Lichter auf, und indem er am Platze Alles anders erkannte, als wie es durch die Filtrirtrichter der Expeditionen hinausläuft, fand er so schön, daß Alles so anders ist, als sich's ein Mensch denken kann. An wie viele Schwellen führte ihn sein eigenthümlicher Dienst, und überall schöpfte er Charakterfiguren in Lebenszügen des Augenblicks, mit besonderer Laune die selbstsichern, die, in den hohen Gesellschaftsgraden durchgelebt, mit ihrer Würde eigene Verschrobenheiten zum besten gaben. Auf solche „Rattenmanöver", wie er es nannte, war er sehr präparirt, bemächtigte 454 sich gleich einiger von diesen in- und ausländischen Thieren, secirte sie, um ihren inneren Bau kennen zu lernen, beobachtete die andern und bemerkte ihre Art die Schwänze zu tragen, um gute physiologische Rechenschaft davon geben zu können. Er erstaunte, wie das Plumpste so fein und das Feinste so plump zusammenhing. Vom Parquetboden hinweg kroch er dann wieder gerne in den Eingeweiden der Erde herum und that sich mit einer glücklichen Menschenart was rechts zu gute, mit einem, der hergekommen von der Krummhälser Arbeit, jetzt das Faktotum war in einem kleinen, aber doch sehr mannigfaltigen Kreise, wo einer vielerlei wissen, vielerlei thun und ein Geschick haben muß sich in allerlei Menschen und Umständen zu richten. Wohl begriff er dessen Versicherung, mit mehr Vergnügen Bergmann als, wenn er's auch könnte, Minister zu sein — besonders wenn er recht wüßte, was das hieße, Minister sein. — Mitten im praktischen Gedränge, wenn er sagen mußte: man hat keine Idee, wie die Menschen sind und doch, wenn ich's recht überlege, müssen sie so sein, — machte es den Dichter im Innersten lachen, wie sich bei einem nüchtern Angestrengten in drastischer Klarheit uud unerzählbar pantomimisch die Spitze der Situation äußerte. Wenn in einer Amtspause die Stadtvögte und ein Hauptmann alte Geschichten erzählten, wie sie sich im Krieg aus allerlei Verlegenheit hinausgeholfen, war's ihm auch im Kleinen interessant zu sehen, wie der Mensch sich wendet und dreht und sein Geschick gelten macht. Menschenwirthschaft durcheinander konnte ihn unsäglich unterhalten, und nicht minder wieder hatte

ein Einzelner im harmonisch beschränkten Gemach seinen vollen Antheil; wie er aus Oesers Stubenluft schrieb: „Wie süß ist es mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehn, der weiß, was er will, und der, um dieses Leben anmuthig zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt. Denke dir hinzu, daß der Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Werke Anderer doppelt und dreifach genießen kann, so wirst du wohl nicht einen glücklichern denken können." In so ganzer Anerkennung entging ihm darum nicht die Abseite, die ihm wundersam jeden Menschen in seiner Individualität gefangen zeigte, am seltsamsten außerordentliche. Es ist, meint er, als wenn die viel schlimmer an gewissen Ecken dran wären als gemeine. An widersprechenden Grenzlinien faßte er so das Innere, so an Zuneigung unter Verschiedenen den Vereinigungspunkt ihrer Seelen, an jederlei Charaktergepräge die Konsistenz. Heut machte ihm der Jude Ephraim Spaß, mit dem er sich lange abgab: bald, sagte er, habe ich das Bedeutende der Judenheit zusammen; morgen war es ein alter launiger Bauer, mit dem er aß und sich ergötzte, daß es doch in dieser Klasse noch recht glückliche Menschen giebt, wenn sie nur einigermaßen wohlhabend sind und der Druck nicht zu stark auf ihnen liegt. Endlich welches Entzücken, welche Ehrfurcht, wenn ihm eine Individualität von hoher Reinheit entgegentrat. So bei jener Gräfin, deren Richtigkeit der Beurtheilung, unzerstörliches Leben, Güte ihm täglich neue Bewunderung und Freude machte. „Sie hat mir, rühmt er, manche neue Begriffe gegeben und die alten zusammengerückt. Wie oft hab' ich die Worte Welt, Große Welt, Welt haben u. s. w. hören müssen und habe mir nie was dabei denken können. Die meisten Menschen, die sich diese Eigenschaften anmaaßten, verfinsterten mir den Begriff. Dieses kleine Wesen hat mich erleuchtet, diese hat Welt, sie weiß die Welt zu behandeln (la manier), sie ist wie Quecksilber, das sich in einem Augenblicke tausendfach theilt und wieder in eine Kugel zusammenläuft. Sicher ihres Werths, ihres Rangs, handelt sie zugleich mit einer Delicatesse und Aisance, die man

455

sehen muß, um sie zu denken. Sie scheint jedem das Seinige zu geben, wenn sie auch Nichts giebt; sie spendet nicht, wie ich Andre gesehn habe, nach Standesgebühr und Würden Jedem das eingesiegelte zugedachte Packetchen aus, sie lebt nur unter den Menschen hin, und daraus entsteht eben die schöne Melodie, die sie spielt, daß sie nicht jeden Ton, sondern nur die ausgewählten berührt, sie traktirt's mit einer Leichtigkeit und anscheinenden Sorglosigkeit, daß man sie für ein Kind halten sollte, das nur auf dem Klavier ohne die Noten zu sehen herumruschelt und doch weiß sie immer was und wem sie spielt. Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens. Tausend Andre kommen mir vor wie Leute, die das durch Fleiß ersetzen wollen, was ihnen die Natur versagt hat, noch Andre wie Liebhaber, die ihr Concertchen auswendig gelernt haben und es ängstlich produciren, noch Andre — — Sie kennt den größten Theil vom vornehmen, reichen, schönen, verständigen Europa theils durch sich, theils durch Andre, das Leben, Treiben, Verhältniß so vieler Menschen ist ihr gegenwärtig im höchsten Sinn des Worts. Es kleidet sie Alles, was sie sich von Jedem zueignet, und was sie Jedem giebt, thut ihm wohl. Ich trete geschwind auf alle Seiten, um mit todten Worten ein einziges lebendiges Bild zu beschreiben: das Beste bleibt immer zurück: ich habe noch drei Tage Zeit und Nichts zu thun, als sie anzusehn, in der Zeit will ich noch manchen Zug erobern. Nur noch einen, der wie eine Parabel den Anfang einer ungeheuren Bahn zeichnet". — — So immer von Neuem schlägt die Flamme seiner Begeisterung auf, und sie ist dieselbe, und gleich groß, vor einem geringen Manne. „Ich habe noch eine köstliche Scene gehabt, die ich wünschte wiedergeben zu können. Ich ließ einen Buchbinder kommen, um mir das Buch Wilhelms in meiner 456 Gegenwart zu heften; er erinnerte eine Bitte, die er bei der Steuercommission angebracht, und unter der Arbeit erzählte er mir seine Geschichte und sprach über sein Leben. Jedes Wort, das er sagte, war so schwer wie Gold, und ich verweise dich auf ein Dutzend Lavater'scher Pleonasmen, um dir die Ehrfurcht auszudrücken, die ich für den Menschen empfand."

So deutlich und reichlich liegt es vor, daß alle die geselligen Berührungen und Theilnehmungen, die geschäftlichen Umblicke, Fahrten, Einkehre, die amtlichen Augenscheine, Aufsichten, Verhandlungen dieser Dienstperiode dem Dichter die Menschenwelt im Großen und Kleinen zum Atelier seiner selbstbewußten produktiven Einbildung in einem Umfange bereit stellten und in einer Zugänglichkeit und Handlichkeit entgegenhoben, wie er sie nicht annähernd mit irgend einem Privatleben oder bürgerlichen Gewerbe hätte haben können. Und wenn Goethes Dichtung eine Wahrheit der Situationsschilderung und Klassencharakteristik, eine Natürlichkeit der Gestaltenschöpfung und plastischen Vollendung des Individuellen in die Welt gestrahlt hat, wie sie vorher nicht da waren, so war dies darum möglich, weil sich dieser Dichter zu den Systemen des Menschendaseins, den Lagen und Schichten der Gesellschaft in ein ungleich vielseitigeres, praktischer wirkliches Verhältniß gesetzt hatte, als irgend einer seiner Vorgänger oder Nebenbuhler.

Bis dahin unterschied es die modernen Poeten von den einzelnen großen der Uebergangsepoche aus dem Mittelalter, daß sie im eigenen Lebenslauf weit weniger als die letzteren in das praktische Gedränge des Geschäfts- und Weltverkehrs mit hineingezogen, weit weniger als jene durch eigene Welterfahrung hindurch und aus ihr heraufgebildet waren. Ihre Poesie, auch wenn sie ein Amt oder Gewerbe hatten, wuchs nicht aus diesem wirklichen Boden, sondern aus der Schulbildung und abstrakt in sich fortlaufenden Literatur; oder sie hatten gar, ohne andern Geschäfts- und Nahrungszweig, eben nur das Schriftstellern selbst zu ihrem Wirkungs- und Erfahrungsberuf, die Schreibstube zu ihrer Totalwelt. So konnte ihre Anschauung und Einbildung keine recht konkrete sein. Unter die kleine, monotone Welt der Häuslichkeit oder Erholungsgeselligkeit hinab in die Lebenstiefen und hinaus in die größeren Weltverhältnisse und Verwicklungen der Sittlichkeit reichten sie nicht mit reeller Erfahrung, sondern schöpften ihre Vorstellungen davon aus Blättern und Büchern, Moralsystemen und theoretischen Gemeinplätzen oder Paradoxen. Bei allen Unternehmungen selbständiger, ausführender Poesie

machte nothwendig dieser Mangel der Anschauung, dieser ungleiche Guß der Bildung sich in der Armuth an Stoffen, der Unstetigkeit der Formenzeichnung, in den Klüften sichtbar, die das Ideale und das Wirkliche auseinanderfallen ließen. Ein Klopstock, 457 der sein Selbstgefühl nur auf dem Boden der lateinischen Schule und des protestantischen Dogmatismus aufbaute, der zu keinem Amt, nicht einmal zu einer andern Geselligkeit sich verstehen konnte, als mit einem engen Kreise von Anhängern seiner Gefühls-, Gesinnungs- und Glaubenspostulate, konnte nicht ausgerüstet sein zu einer selbständigen Darstellung und lebensähnlichen Gestaltenbildung. Seine Ideale waren nicht mehr wirkliche und noch nicht wirkliche; sie erschienen in seiner Dichtung bald als physiognomielose Schatten der Vergangenheit und bloße Namen, bald als Traumschimmer der Zukunft, als gefühlte Wesen ohne Körper und Ideen ohne Gegenwart, wenn Gegenwart und Welt verschwanden in Orakelsprache und Alles hinübergezogen ward auf ein Jenseits unendlicher Hoffnungen und unvollziehbarer Vorstellungen. Wielands Gestalten schienen wirklicher, wenigstens suchte er sie nicht aus solchen sublimirten Stoffen, mehr aus Erdenthon zu nehmen und ließ sich keine Mühe dauern, sie ins Kleine auszuführen. Aber wie viel er auch aus klassischer und romantischer, französischer und englischer Literatur zusammenborgte, um die Situationen und die Figuren seiner Märchen und philosopischen Romane mit gewähltem Kostüm und elegantem Beiwerk auszustatten und aus allen Farbentöpfchen gelehrter und feinweltlicher Phraseologie ihre Reize zu höhen: eine wahre Objektivität der Gestalten und Gruppen, ein volles Leben der Ideale kam nicht hervor, sondern ein klassenhafter Maskencharakter hing von ihrem griechischen oder orientalischen Namen und Rang, ihren romantischen oder satirischen Vorbildern ihnen an, und aus der nur schematischen Bedeutung, über die sie trotz aller Tropen der Darstellung sich nicht genug heben wollten, sie zu momentaner Lebensähnlichkeit zu bringen, mußte sich der Poet zum öftern der Zumischungen lasciven Kitzels, breitspuriger Plattheit, cynischer Nacktheit bedienen. Daß diese Dichtung vom Konkreten abstand, bekannte sie durch ihre Wahl

vorzeitlich präparirter oder phantastischer Fabelbezirke, und ihr wiederholtester Inhalt lief darauf hinaus, daß das Vollkommene nur unwirklich, das Wirkliche nur unvollkommen sei. Wieland war auf ein Gelehrtenleben in schönen Wissenschaften bereits völlig eingelassen, als er in jungen Jahren durch die praktischen Verhältnisse von Amt und Gesellschaft sich drückte, die ihn ernüchterten und seine Aufklärung förderten. Da er von nun an sich wesentlich auf den mäßigen Genuß eines bescheidenen Privatlebens mit unausgesetzter Schriftstellerei beschränkte, so war es natürlich, daß er nur die mittelbare Weltbetrachtung eines Abgezogenen mit ausgelassenem Erinnern von Schwärmerei und Ernüchterung wiederholen konnte. Stärker auf Selbsterfahrung in der äußern Welt gerichtet, hatte sich Lessing vielseitiger mit Niedern und Hohen, Vielen und Wenigen berührt und umfassenden praktischen Bethätigungen Aufmerksamkeit und Mitgefühl gewidmet. Indeß 458 zu einer angestellten, fortschreitend praktischen Wirksamkeit gewann er theils nicht die Neigung, theils boten ihm Vaterland und Zeitalter keine seiner Thätigkeit entsprechende. Sein äußeres Leben sah daher einem abenteuernden Umtreiben ähnlich, sein spätes Amt war nur das eines Bücherverwalters, — wie er von Haus aus und in vielen Erstreckungen ein Gelehrter und Schriftsteller auf seine Hand war. Mehr Zuschauer als Genießer, mehr Kenner als Besitzer, mehr Kritiker als Schöpfer warb Lessing um Freiheit durch Verstand und Rechtschaffenheit, und lebte im selbstthätigen Suchen der Wahrheit. Von dieser Bildungsart und auf diesen Zweck ging sein Dichten aus und zurück. Er brachte es darin auf ungleich mehr Wirklichkeit als Klopstock, reicher und schärfer bestimmte Welt als Wieland: aber dem gelehrten und lehrhaften Grundelement, dem herrschenden Prozeß und Reiz der Verstandesdialektik hielt nicht genug eine unwillkürliche, passive, aus Genuß und Leiden naiv nachklingende Realität die Wage, um nicht die objektive Wahrheit seiner Figuren immer noch etwas von ihren didaktischen und moralisirenden Spitzen und Kanten überschneiden zu lassen. Ja Lessing hielt diesen Schnitt, der das Leben der Anschauung ins Abstrakte abkältet, für das Nöthige und Richtige der Dichtung, und es war

ebendies, was er an Goethes Werther vermißte, wenn er dessen konsequente Erschöpfung nicht gelten lassen, sondern durch eine derb rückschlagende Belehrung umgeknickt sehen wollte. Auch hierin lag noch immer die Meinung, daß Geist und Wirklichkeit schließlich unvereinbar seien und das Schöne in bleibender Kluft zwischen dem Seienden und dem Seinsollenden.

Es war erst Goethe, in dessen Dichtung das Ideale ganz wirklich, das Wirkliche selbst ideal, das Schöne frei wurde. Wie ohne Vergleich mehr Phasen des Menschlichen und mannigfaltigere Individualbildungen er in seinen lyrisch-epischen und elegisch-epischen Gedichten, seinen Dramen und Erzählungen entwickelte als die bisherigen Dichter, zugleich von einer totalen Bestimmtheit, leichtgerundeten Zeichnung und Lichthöhe, wie sie keiner von ihnen erreicht, das stand eben so vielfältig damit in Zusammenhang, daß ihm seine Stellung und Amtsführung die mitlebende Menschheit vollständiger und einlässiger als jenen zur Anschauung gebracht hatte und seine Fassung der Formen und Grenzen des Menschlichen eine reiner nothwendige, der Einbildung und Empfindung aus dem Leben selbst eingedrückte war. Freilich konnte ihm dieser größere Reichthum von Bekanntschaften und Erfahrungen zu so ganzer Poesie nur gedeihen, weil er diesen Vorrath und Bildungswahlplatz, den das Hof- und Staatsleben ihm gewährte, von Anfang aus jenem Prinzip des reinen Dichterberufes annahm und angriff, jenem Anspruche seiner Genialität, daß das [459] Vollkommene wirklich, daß der Werth und Sinn des Lebens im Dasein zu finden, die vorhandene Welt das Dasein seines Geistes sei. Entsprang die bisherige Poesie und das Unvollkommene ihrer Darstellungsarten aus der Grundvoraussetzung, das Ideale — dessen Verknüpfung mit dem Wirklichen eben Poesie ist — müsse vom Wirklichen als ein mystisches oder moralisches, ein schwärmerisches oder doktrinales Jenseits abstehen, so kam die lautere und volle Poesie erst durch Goethe nur dadurch zum Leben, daß er von sich die Anerkennung der Wirklichkeit als des wahren Idealen, die Hingabe seines ganzen Menschen an die Gegenwart forderte. Wie er zur seelenvollen Befriedigung in der Anschauung der natürlichen

Schöpfung dadurch sich hob und ausbreitete, daß er am baarwirklichen Grunde seiner Existenz, an Stein und Boden der Heimath, in Struktur und Formen der mitlebenden Geschöpfe seinen Sinn und Verstand bethätigte, in Auf- und Niederfahrten und im Witterungswechsel seinen Körper und Willen die Arbeiten der Natur und Athemzüge der Landschaft bewußt mitfühlen machte: so sah Goethe auch den Kreis von Menschen, mit dem er zusammengeführt war, in dem Leben und Streben miteinander und durcheinander, wie er sie vorfand, durchaus als die Bühne seiner Sinne und Gemüthskräfte, die Totalhälfte seiner Ideale, als die Welt an, die er mit sich, mit der er sich zur Schönheit zu entwickeln habe. Die hohe Unbefangenheit, die ihn nichts, was vorhanden war, verachten, nichts, was mitging, unterschätzen, Jedem, wie er wirkte, gerecht werden ließ, gab seinen Begriffen und Ausfühlungen eine Eingänglichkeit ins Zufällige und Momentane, seinen Bemerkungen des Besondern und Einzelnen eine Innigkeit und Größe, daß er viel tiefer als andere Dichter seine Gedanken in spezifische Wirklichkeit leiten, viel mehr Leben seinen Figuren einhauchen konnte und den Menschenzirkel seiner Gegenwart selbst, die kleine Weimarische Welt, wie sie war, ins volle Licht der Schönheit erhob. So wahrhaft und rührend hat kein Pindar seinen Helden verewigt, als das Gedicht auf Miedings Tod den armen Hofebenisten und die edelreizende Corona, mit welchen es die Gruppe untergeordneter Gehilfen des tumultuarischen Kunsttreibens heiter mitbelebt und durch Erinnern der bunten Reihe poetischer Spiele in Schloß und Wald die Szene glänzend erweitert. So unumwunden nahegehend in der Schilderung, und so aus wirklichen Anschauungen zur leuchtenden Erhebung aufgerichtet ist kein Hofpoeten-Carmen, wie Goethes rückwärts und vorwärts blickendes Geburtstagsgedicht aus Ilmenau. In beiden wird das bestimmt Bedingte der Charaktere und Zustände, das Unzulängliche, Gebrechliche, Bedenkliche dermaßen mithereingenommen ins Gemälde, daß es die Annäherung, die Illusion, die Empfindung der Wahrheit vollendet, und ebendarum den durchwaltenden Gehalt hoher Begeisterung zum erscheinenden fühlbaren Vorgang verwirklicht.

Diese Weise, die Tugend nicht aus Predigten, sondern aus
460 sinnvoller Hingebung an den Nächsten, die Natur nicht aus Kompendien, sondern mittelst Durchwandern, Genießen, Aushalten der wirklichen, die Menschen nicht aus Psychologien, sondern im Leben mit ihnen kennen zu lernen, formte Goethes Geist und Sprache. So erwarb er die konkrete Stärke der Vorstellung und Elastizität des Ausdrucks, die uns im Egmont Straßenvolk und Kabinet der Regentin, Bürgerthum und spanische Politik, den eisenkalten, staatsehrgeizigen Soldaten mit den abhängigen Glückswerbern, den klugen, festen Standesherrn und den geborenen Ritter mit den individuellsten Zügen durch die Seele führt, in Iphigenie die Bedingnisse einer fremden, vorzeitlich wilden Welt als rein verständliche, unserer Sittlichkeit wesengleiche Aufgaben der besinnungsvollen Seele uns auseinanderlegt und sie aus der tiefen Einheit dieser Seele mit sich, der Einheit ihrer Wahrhaftigkeit und Liebe mit der dunkeln Schicksalsführung zur klarsten Befriedigung uns löst. Und im Fragmente Faust — welche Realität des Abstraktesten, welche Nähe der Abgründe des Gemüths und Schwindelhöhen des Geistes in den konkreten Schulmauern, Zwingergärten und Kellerlöchern, Kirchengewölben und Kerkerhöhlen deutscher Volkszucht!

Was wir hier an der Dichtweise Goethes betonen und durch die vitale Seite seines Hof- und Amtsverkehrs vermittelt erkennen, diese Vorstellung des Lebens wie es ist und tiefgehende Reproduktion des Wirklichen war bereits in der Bewegung strebsamer Geister, womit er als Jüngling hergekommen, als ein allgemeineres Symptom bemerkbar. Müde der ausgetretenen papiernen Geleise traditioneller Poesieformen, suchten junge Talente auf dem Boden heimischer Zustände, im Volksleben von Stadt und Land, seiner dunstigern Atmosphäre, seinen empfindlichern Engen, derben Triebkräften, drastischen Sprache eine größere Wärme der Darstellung. Am tüchtigsten erschien Müller in seinen pfälzischen Idyllen. Starken Realismus in Sittenschilderung, Pathologie, mimischer Diktion entwickelten Wagner

und Lenz. Ueberhaupt zeigte sich auf sehr verschiedenartige Weise ein Trachten nach Wirkung durch das ungeschminkt Wahre, unpolirt Kräftige, das Inkorrekte, Idiotistische, Populäre — anders in Weckherlins Versetzung des Idyllischen mit Travestie und Satire, anders im Wandsbecker Boten, dessen Gemüthlichkeit mit Vorsatz lallte, murmelte und stammelte, oder im Bänkelsängerton der Hainbündner-Balladen, und anders in den humoristischen Parodien und bürgerlich-pathetischen Dramen jener rheinischen Goethe-Genossen. Indeß eine Vollendung ins Große erreichte keine dieser Manieren und Studien. Müllers Idyllen, am meisten einig in Stoff und Form, Kern und Ausführung, waren ihrer Natur nach eine enge Gattung, und was er in höheren Aufgaben von größerem Gehalt unternahm, blieb mehr 461 oder weniger skizzenhaft. Der Geist des Wandsbeckers reichte an sich nicht hinaus über eine so beschränkte Treuherzigkeit und Häuslichkeit, als eben seine kurzathmige, halbstumme Gestensprache auszudrücken vermochte. Der Volks- und Heimathton der Göttinger Schule fand seine Läuterung und Höhe in einigen guten Liedern und Balladen. Wagner endigte früh; und Lenz mit seiner an Motiven, Situationen, Mitteln reicheren Produktivität gedieh nicht zur Meisterschaft. Von zeitsittlichen Lagen und Kollisionen gab er Szenen, die mit sympathetischer Energie der Empfindung und Sinnlichkeit bewegt, immer doch im Anwachsen keine wahre Verknüpfung mit seinen persönlichen Idealforderungen und Gemüthsansprüchen zuließen, so daß sie entweder mit Dissonanzen abbrachen oder mit einer barocken, unreinen Versöhnung, einer albern prätentiösen Idealität schlossen. Bei keinem dieser Dichter gewann die Betheiligung an der Heimath und wirklichen Welt die großsinnige Anschauung, die Durchbildung zur milden Einheit mit einem freien Selbstgefühl, die ein praktischer Umgang mit der höher gestellten Gesellschaft dem selbständig Gearteten zu erwerben geeignet ist. Weckherlin trieb sich in den Kreisen des Vaterlandes als Pasquillant und unsteter Publizist herum. Claudius, mit einem praktischen Rang auf das Wohlmeinendste betraut, zog sich eilig wieder nach seinem Bauerhüttchen zurück. Müllern führte sein Malerberuf aus der Heimath

hinweg in die römische Kunstwelt. Bürgers Leben in Amt und Haus gerieth in Zerfall, und seine Verhältnisse zur Gesellschaft blieben schwankend und dürftig. Lenz gab seinen Wünschen, in die praktische und vornehme Welt sich einzuflechten, einen so phantastischen Zuschnitt und so unzweckmäßige Anläufe, daß sie die Geisteskrankheit schon enthielten, die ihn zu keinerlei Selbständigkeit in der Gesellschaft gelangen ließ. Diese Poeten, die aus dem Volksleben ins Volksleben darstellen und eine energische Sprache reden wollten, hatten in den abhängigern Schichten mitgelebt, den Bürger, Bauer, Beamten, den Studenten und Lehrer, Landedelmann und Offizier kannten sie aus offenem Gegenüber, den freiergestellten und höhergeltenden Theil der Gesellschaft sahen sie nur in oberflächlicher Nähe, in wenig empfundener Gegenseitigkeit und beurtheilten ihn nach Tradition oder Theorie. Die vornehmere Welt konnten sie also nicht, wie jene, aus Selbsterfahrung wiedergeben, die Vorstellungs- und Aeußerungsweisen derselben nicht in ihre Fassungsmittel und in die Töne ihres Ausdrucks einfließen lassen, und wo ihre Poesie auf edelgebildete Persönlichkeiten oder heroische Szenen kam, schöpften sie Zeichnung und Sprache nicht wie dort aus dem Leben, sondern aus poetischen Mustern oder Träumen ihrer Einbildung. Das herzhafte Impasto, das dort dem Realismus entfloß, fiel hier studentisch aus. Die volksmäßige Mimik in Puppenspiel, Fastnachtschwank, Parodie hatte der junge Goethe virtuos gehandhabt, populäre Drastik der Zeichnung und Sprache im Ritterschauspiel Götz und eben so sittenmalerisch im bürgerlichen Roman Werther geübt. Aber bei diesen letzteren mit der Lebenswahrheit ins Große gehenden Dichtungen ließen Theilausführung und sprachliche Auslassung noch manchmal die natürliche Gemessenheit und ungesuchte Leichtigkeit des Meisters vermissen. Den Dialog der Singspiele Erwin und Claudine, den er mit Tinten der bürgerlichen und kleinstädtischen Unterhaltung belebt hatte, fand er hernach unerträglich platt und in seinem ersten Entwurfe des Egmont „das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier im Widerspruch mit der Würde des Gegenstandes.“ Daß er von dieser Manier und jenen idiotistischen Auslassungen

462

die genannten Dichtungen überarbeitend befreien, daß er den Most populärer jugendlicher Sprache zu einem so viel reineren, steteren, stärkeren Quell des Lebensergusses als jene Volksdichter abklären konnte, dazu erwarb sich Goethe die weitere und freiere Bildung in seiner praktischen Verbindlichkeit und förmlichen Gesellung mit den Ständen, die den Gipfel allgemeingültigen Benehmens und Genießens darstellen sollen und wollen. Nicht eben im Rang und Geiste diesen gleich zu werden bedurfte der begabte Jüngling, wohl aber um so im Ganzen des Lebens Herr zu werden, wie seine Genialität forderte, der wirklichen Erprobung an sich, daß er sich unter sie und mit ihnen stellen, ohne anmaßliche und ohne verschüchterte Blendung aus ihren Gesichtspunkten die Welt sehen, ihrer Lebensart sich anfühlen und innerlich wie äußerlich mit ihnen fertig werden könne. Denn aus Beschränktheit des Urtheils und Ungewandtheit der Formen hebt nicht das jugendliche Hinwegsehen über die politisch Bedeutenden oder von Geburt Bevorrechtigten und ihre Manieren hinaus, sondern männliche Uebung in Geschäft und Gesellschaft.

Bekannt ist die Geringschätzigkeit, wie sie Goethe über die irdischen Herrlichkeiten, auf die er sich in Weimar einließ, gegen Freunde beim vergnüglichen Antritt selbst aufs Derbste ausdrückte; bekannt, wie er Anfangs vom Herzog zu einem freilebigen, die Konventionen der feinen Welt eher überspringenden Wesen gewissermaßen eingeladen und gedrängt war, wovon er gleichwohl zu einer bedachten, wohlgemessenen Haltung überzugehen wußte. Es liegen auch aus dem ganzen Zeitraum seiner steigenden Thätigkeit für Hof und Staat zahlreich die wiederkehrenden Bemerkungen vor, worin er für sich und seine Vertrautesten von der Armuth des Hoftreibens und der Sozietät überhaupt, dem Sande, in dem da herumzudursten, der Noth, die auszustehen sei, von der schlimmen Schwingung spricht, die der Ennui unter den Menschen erhalte, oder von den fürstlichen Queren, den vorsätzlichen Dunkelheiten und Verworrenheiten, die den verständigsten Großen hier und da bleiben, Fesseln, die ihnen anliegen, Geistern des Irrthums, die sie anwehen, oder von dem Elend der Reichen und ihrer Unbehilflichkeit, von der Schwierigkeit, 463

irdische Maschinen in Gang zu setzen, von Zeitverderb, Flitter, Lustbarkeiten, die inneres Weh übertäuben sollen. Das faßt man aber sehr mißverständlich zu der Vorstellung zusammen, die Betheiligung am vornehmen Leben habe durch Ausschweifungen und Zerstreuungen, Eitelkeiten und Kraftvergeudung den Dichter nur aufgehalten und in Nachtheil gesetzt. Sie war für ihn die Formenschule aus jugendlichen Manieren in männliche, aus bürgerlichem Humor in Weltmanns Helligkeit, aus studentischem Ausdruck in plastischen. Seine Selbstgeständnisse bezeichnen auch diesen Weg sehr deutlich. Die große Offensinnigkeit, die Goethe von Natur mitbrachte, wenn sie ihm von einer Seite Auffassung und Benehmen erleichterte, hinderte auch von der andern seine Nüchternheit und Angemessenheit im Verstehen und Betragen. Nach fünfjähriger naher Bekanntschaft sagte Knebel von Goethe, er sei ihm ein Erstaunen, auch selbst von Güte, obwohl nicht allezeit liebenswürdig. So biegsam als Einer, habe er noch etwas Eitelkeit, seine Schwächen nicht zu zeigen; da lasse er Lücken, oder stelle einen Stein davor, oder schlage, wenn er sie sehen lasse, mit Fäusten zu, daß man sie ihm nicht berühre. Goethe selbst, von der geliebtesten Freundin in den ersten Weimarischen Jahren öfter Bär gescholten, beklagt um dieselbe Zeit mit jenen Aeußerungen Knebels, daß ihm begegnen könne, „sein Liebstes zu beleidigen, da er bei seinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über sich selbst sei, indem er die Zustände des andern wie mit einem hellfressenden Feuer verzehre." — Bei der ersten Zusammenkunft mit dem ami des philosophes et des grands fühlte Goethe sich „stumpf und zugeschlossen," während er von der vier Jahre späteren schreibt, „sie habe ihm die Vortheile gebracht, die er vorausgesehen, keiner sei ausgeblieben." Jenes erste Mal „fühlte er so innig, daß, alles andere bei Seite, er dem Manne nichts zu sagen habe, der von Petersburg nach Paris geht;" jetzt „ist es ihm viel werth, auch ihn zu kennen und richtig und billig zu beurtheilen." Das macht, er war inzwischen in der Umgangsbildung fortgeschritten, da er auch auf diese sich immer wieder prüfte. Seine Neulings-Verstöße, „Krikeleien,"

wie er's nannte, sah Niemand schärfer, als er selbst. „Allerlei Krikeleien (Disappointments)" — schrieb er im Herbst 1778 — „hab' ich wieder gehabt; da ich die schöne Hoffnung auf mein dreißigstes Jahr habe, weil ich im neunundzwanzigsten noch so ein Kind bin. Oft schüttl' ich den Kopf und häute mich wieder und endlich komm' ich mir vor wie jenes Ferkel, dem der Franzos die knupperig gebratene Haut abgefressen hatte und es wieder in die Küche schickte, um die zweite anbraten zu lassen." Im Frühjahr 1780 aus dem Umtreiben an süddeutschen und rheinischen Höfen: „Der Herzog ist munter und erkennt sich nach und nach im alten Elemente wieder — von mir kann ich das nicht rühmen, ich stehe von der ganzen Nation ein für allemal ab, und alle Gemeinschaft, die man erzwingen will, macht was halbes; indeß führ' ich mich so leidlich auf als möglich." Im Herbst dieses Jahres aus Meiningen: „Wir wären sehr undankbar, wenn wir uns hier nicht gefallen sollten; man ist im möglichsten verbindlich. — Die ersten Paar Tage sind mir sauer geworden, weil ich weder Leichtigkeit habe, noch Offenheit, mit den Menschen sogleich zu leben, jetzt aber geht's besser. Es ist mir auch ein Unglück, ich habe gar keine Sprache für die Menschen, wenn ich nicht eine Weile mit ihnen bin." Im nächsten Frühling, wo er sich über Welt, Große Welt, Welt haben von jener seltenen Gräfin erleuchtet bekannte, sagte eben diese über ihn der ihn liebenden Freundin ins Ohr: Pour celui-la, on vous le pardonne. Im Herbst schreibt er aus Gotha: „Es geht mir wohl und ich lerne endlich die Welt gebrauchen. Meine ehemaligen Geschichten hier sind mir so lebhaft mit ihren Effecten; denn es sind dieselben Menschen, der gleiche Ort und die gleichen Verhältnisse. O was für Häute muß man abstreifen, wie wohl ist mir's, daß sie nach und nach weiter werden; doch fühl' ich, daß ich noch in manchen stecke." Im März des nächsten Jahres: „Wie die Muscheln schwimmen, wenn sie ihren Körper aus der Schale entfalten, so lern' ich leben, indem ich das in mir Verschlossene sachte auseinanderlege. Ich versuche Alles, was wir zuletzt über Betragen, Lebensart, Anstand und Vornehmigkeit abgehandelt haben, lasse mich gehen und bin mir immer bewußt,

und ich kann versichern, daß Alle, die ich beobachte, weit mehr ihre eigene Rolle spielen, als ich die meine. Wie angenehm wird mir dies Spiel, da ich keine Absichten habe." — Dann im Mai auf der diplomatischen Rundreise an allen thüringischen Höfen: „Ich verlange nicht mehr von den Menschen, als sie geben können, und ich dringe ihnen wenigstens nicht mehr auf, als sie haben wollen, wenn ich ihnen gleich nicht Alles geben kann, was sie so gerne möchten. Man hat mich auf das allerartigste behandelt, ich trete demohngeachtet sehr leise auf und nehme nichts an, als was sie mir jedes einzeln und alle zusammen gewiß nicht zurücknehmen." — Gegen Ende desselben Jahres aus der Mitte der Leipziger Gesellschaft: „Was sich der Mensch kümmerlich durch Stufen hinaufarbeiten muß! Ich dachte gestern, warum hast du nun die Menschen vor fünfzehn Jahren nicht auch so gesehen, wie du sie jetzt siehst, und es ist doch nichts natürlicher, als daß sie sind, was sie sind. — Von dem allgemeinen Betragen gegen mich kann ich sehr zufrieden sein, dagegen bin ich auch freundlich, aufmerksam, gesprächig und zuvorkommend 465 gegen Jeden." — Ferner im September 1783, nach guter Aufnahme am Hofe zu Kassel und bei den Gelehrten daselbst und in Göttingen: „Den gleichgültigen Menschen begegne ich nach der Welt Sitte, den guten begegne ich offen und freundlich und sie behandeln mich dagegen, als wenn mich der Verstand mit der Redlichkeit erzeugt hätte und diese Abkunft etwas Weltbekanntes wäre." Damals war der Dichter schon ein Jahr her geadelt, wo er beim Empfange des Diploms bekannt hatte, „so wunderbar gebaut zu sein, daß er sich gar nichts dabei denken könne." Desto mehr pflegt über solche Neugewappnete der Salon mit Vorurtheil zu denken; aber von Goethe gestand, nach wiederholter Beobachtung, eine feine Dame der Nachbarschaft, qu'elle l'avoit trouvé entièrement changé; qu'il n'étoit pas seulement présentable partout, mais même aimable.

So hatte er denn auch diese Probe bestanden; und diese äußerliche persönliche Formbildung wirkte natürlich auf die lautere Umsicht seiner Menschenauffassung und Ruhe seiner Darstellung zurück. Das ist ja der Vorzug dieser Bildungsform, daß, wer sie hat,

das eigene für Andere Bedeutende oder Genießbare ungezwungen und unaufdringlich anzubringen und es ohne den Affekt des jungen Idealisten, ohne handwerkermäßige Plumpheit und ohne den Kathederton des Gelehrten auszudrücken vermag. Was unterscheidet den wahrhaft vornehmen Weltmann zur Sicherheit und Feinheit seines Benehmens, als daß vermöge der Weite seines Gesichtskreises und Mehrseitigkeit seiner Erfahrung er der einzelnen Persönlichkeit oder Sache gegenüber die Art oder den Grad ihrer Bedeutung innerhalb des ganzen Systems der wirklichen Gesellschaft und Kultur sieht und fühlt, daher vom gegenwärtigen Besondern nicht leicht befremdet und hingerissen, es aufzunehmen nach seinem wohlgemessenen Werth oder abzulehnen, anzuziehen oder zu erledigen den Gleichmuth und die Gewandtheit hat. Wer aber in solchem Sinne, bei Empfindung und Behandlung des Einzelnen, der Welt und seiner selbst bewußt zu bleiben lernt und demgemäß für seine Aeußerungsweisen eine umfassende und verfeinerte Synonymik gewinnt, erwirbt damit für produktive Anschauung und Sprache diejenige Haltung in der Bewegung und Ruhe in der Auszeichnung, die ebenfalls das Gleichgewicht des episch-plastischen Stils und seine anmuthende Objektivität machen. Es läßt sich dergestalt völlig einsehen, daß die gesellige Anbildung an vornehmen Anstand, Weltsinn und Ton, die Goethe sich zuzumuthen durch seine praktische Stellung genöthigt und begünstigt war, der Lebendigkeit seiner poetischen Darstellung zur Erhebung in Reinheit und Größe geholfen hat. Das einzeln Wirkliche mit seiner Schwere, Schärfe, Trübe oder Gluth, es hemmt in jenem Mieding, jenem Ilmenau nicht den Schwung des Ganzen, weil in seiner Ausführung sicheres Verhältnißmaß und heller Bezug es in die Bewegung eines größeren Sinnes heben, der an ihm nicht stecken und kleben bleibt. Dies ist zum Unterschied von Maler Müllers im Kontur verweilender Faust, von Claudius' häufigem Athemschöpfen und Kopfschütteln, von Bürgers burschikosem Behagen am Lärmenden, Polternden, Grellen das Vornehme des Goetheschen Stils, das zugleich die Welt objektiver giebt. Verräth bei Wagner und Lenz die Ausführlichkeit im kleinlebhaften Drolligen

466

und bänglich Trüben oder Quälenden eine subjektive Schwäche, die dem Stoffe nachhängt, im süßen und im bittern Reize selbstbefangen wühlt, so ist bei Goethe die Lebenswahrheit der Volkscharakteristik im Egmont in allen Bedingtheiten so rein plastisch, daß sie zu dem herrschenden bewußtheroischen Geiste der Handlung in objektive Einheit tritt und mit den Lokaltönen der politischen und edeln Gestalten in eine Harmonie verschmilzt. Ist niemals die Naivetät und Befangenheit kleinbürgerlichen Lebens so mächtig mit Naturgröße, Seelenschönheit, tiefmenschlichem Gehalt vereint worden, als in Goethes Gretchen: so hat von den andern Dichtern, welchen das Populäre und Naive in mancher, wenn auch nicht so großer Form ebenfalls gelang, dennoch keiner zugleich die feinen und zarten Charakterformen freigebildeter und sittlichedler Wesen so reizend wahr und so rührend wahr ausgezeichnet, wie der Dichter des Tasso in den beiden Eleonoren.

Von Seiten der Horizont-Erweiterung und der vermehrten Lebensansichten, so wie der Gelegenheit zur persönlichen Weltbildung, die sie ihm verschaffte, sieht man aus Goethes Beamtenrolle fast geradezu die Vortheile für den Dichter fließen. Faßt man aber diese amtliche Thätigkeit an sich, in ihrer eigentlichen Form, innerlich als Pflicht, äußerlich als zweckdienliches Geschäft, so steht sie in einem nothwendigen Widerspruch mit freier poetischer Entfaltung. Wenn diese sich in der Anschauung und ihrer persönlichen Entäußerung behagt und befriedigt, verlangt die Pflicht ein unbefriedigtes, auf ein übergreifendes Sollen hingenöthigtes Selbstgefühl und das Geschäft ein Anbinden am Unvollkommnen, um es in geregelter Behandlung zum Nützlichen und Rechten, Gesetzlichen und Guten zu wandeln. Da solch ein stets getheiltes Verhalten und Arbeiten ganz andere Stellungen nach innen und außen erfordert, als des Dichters angeborene und gewohnte waren, nannte Goethe selbst im Rückblick dies praktische Unternehmen ein Verhältniß, dem er von keiner Seite gewachsen gewesen. Er konnte sich dazu nicht einrichten ohne Abbruch an seinen Lieblingsneigungen und bisherigen Lebens-

genüssen; wie er auch dies, beim Ablaufe seines zweiten Jahres in Weimar, selbst ausgesprochen hat: „Gestern fand ich, daß das Schicksal, da es mich hierher pflanzte, vollkommen gemacht hat, wie man's den Linden thut, man schneidet ihnen den Gipfel weg 467 und alle schöne Aeste, daß sie neuen Trieb kriegen; sonst sterben sie von oben herein. Freilich stehen sie die ersten Jahre wie Stangen da." Nur allmählich konnte er sich einschulen in die neue Sphäre und die praktischen Zwecke; wie er nach weiteren zwei Jahren aus der Mitte der Inspektionsreise schreibt: „Heute in dem Wesen und Treiben verglich ich mich einem Vogel, der sich aus einem guten Endzweck ins Wasser gestürzt hat, und dem, da er am Ersaufen ist, die Götter seine Flügel in Floßfedern nach und nach verwandeln. Die Fische, die sich um ihn bemühen, begreifen nicht, warum es ihm in ihrem Elemente nicht sogleich wohl wird." Und doch mußte dies Einrudern ins Dienstgeleis durch das innerlich fortquellende Talent noch manchmal beeinträchtigt werden. So sagt er eben damals: „In meinem Kopf ist's wie in einer Mühle mit viel Gängen, wo zugleich geschroten, gemalen, gewalkt und Oel gestoßen wird. O thou, sweet poetry, ruf' ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Caskaden so viel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber eh' ich's mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen und Alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon. Und so bin ich Reisemarschall und Reisegeheimderath und schicke mich zum einen wie zum andern." Und wenn er sich nun doch dazu schickte, mußte hinwieder die freie Einbildung leiden. „Mein Tasso", sagt er ein Vierteljahr später, „dauert mich selbst; er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an, aber wie will ich zureichen. Ich muß auch allen meinen Weizen unter das Commißbrot [seiner Militärkommission] backen." Einen Monat später:

„Staatssachen sollte der Mensch, der darin versetzt ist, sich ganz widmen, und ich möchte doch so viel Anderes auch nicht fallen lassen.“ Und wieder, als er nach ferneren zwei Jahren die ersten Bücher seines Wilhelm Meister an Knebel geschickt: „Was du daran lobst, habe ich wenigstens zu erreichen gesucht, bin aber leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich selbst habe auch keinen Genuß davon; diese Schrift ist weder in ruhigen Stimmungen geschrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, sie im Ganzen zu übersehen.“ — Wohl blieb also der Dichter sich dieses Gegensatzes bewußt, welcher ihn, wie er nicht verhehlte, manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung begehen, viele Prüfungen erleiden ließ. Aber eben durch diese „Fehler lernte er“ — nach demselben Geständniß — „sich und Andere kennen, und war dieser Prüfungen, die so vielen 468 hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, zu seiner Ausbildung äußerst bedürftig.“ Es kam in diesem Kampfe, um nach beiden Seiten zu gewinnen, darauf an, daß er die produktive Einbildung und den Geschäftsverstand auseinander zu halten lerne oder, wie er das ebenfalls auf der Höhe seiner Amtsthätigkeit selbst ausgesprochen hat, den Dichter vom Geheimrath getrennt ließ. Daß ihm dies nur stufenweise gelingen konnte, lag in der ungewöhnlichen Natur seiner Anstellung, die nach der anfänglichen Meinung seine poetischen Fähigkeiten und Bestrebungen selber in Anspruch nahm. Wie sie daher ihre Einmischungen in die praktischen Bethätigungen herausforderte, so begünstigte sie auch die Uebungen des Dichtersinnes noch unmittelbar; und was er nachher als Irrthum, als Weg durch die Nebel erkannte, war darum doch, auch schon an sich genommen, nicht ohne Vortheil für den Dichter gewesen.

Er war ja von vorn herein nicht schlechtweg auf Staatsdienst angenommen, sondern um ein fürstliches Loos zu theilen und zu verschönern. Der Herzog, vor den Zwanzigen schon mündig und vermählt, fühlte sich in dieser Jugend einer leitenden Hand bedürftig, und regierend, wie er schon war, konnte nur das, was ihn frei gewann, nur Freundschaft und einnehmender Geist ihn leiten. Seine Neigungen glücklich, sein Haus heiter,

seinen Besitz genußbringend zu machen, war in der That mehr Aufgabe für einen frohsinnigen lebensmuthigen Dichter als für einen normalen Geschäftsmann. Die fürstlichen Feste in Wald und Saal poetisch zu beleben, die Diener der Vergnügungskünste und die Mitwirkenden am Hofe zu dirigiren, Talente und schöne Geister heranzuziehen, bauliche und Parkanlagen, bildnerischen Schmuck und den Erwerb von Kunstsachen zu besorgen, waren ganz dichterische oder dichtergemäße Beschäftigungen. Daß sie zur Grundlage die Sympathie mit einem gegebenen, mannigfaltig geflochtenen Kreise und zum Zweck dessen harmonische Steigerung hatten, war gemacht, wesentliche Dichtereigenschaften zu üben. Was Goethe hernach als Uebereilung angesehen hat, sein Glaube, durch Selbstmittheilung und offen muthige Hingebung das Leben und Gut des Herzogs und der Seinen wirklich zu erhöhen, sein Bestreben, die Zirkel des Fürsten durch das Einlassen und Auslassen seines Humors und seiner schönen Gefühle mit sich und untereinander ins Frohe und Edle zu verbinden, war ebensowohl, als treues Angreifen seines Dienstes, auch treues Fortgehen in seinem Dichterberuf. Dies liegt vor in den Früchten; da das treffliche Gedicht Hans Sachs, im Stil eines deutschen Holzschnittes, nichts Anderes ist als das Programm seines eigenen Treibens in dieser Richtung auf tüchtigen und innigen Lebensgenuß Anderer durch sein Talent und seinen Fleiß; da die heroische Entschließung, durch Mitmachen das Unbändige des Herzogs zum Edelschönen 469 zu leiten, so nervige Gedichte, wie Eislebenslied, Seefahrt, erzeugt hat; da, zu schweigen von Schwänken und Balletten, die mit dem Augenblick verrauschten, der Prolog des Askalaphus in den Empfindsamen, die Vögel, das Neueste von Plundersweilern so echte Humordichtungen, Jery und Bätely und die Fischerin heiter idyllische Parktheaterspiele, Epiphanias, die Maskenzüge des Winters, der vier Weltalter, der weiblichen Tugenden, der Planeten erlesene Gelegenheitsgedichte bleiben. Die hingebend leitende, seelenärztliche Bestimmung dieses Aufwandes von geselliger Poesie macht das interessante Moment in den Geschwistern und in Lila, und fand ihren klarsten, vollendetsten

Ausdruck in Iphigenie. Wie er von diesem sympathetischen Dichten und Trachten den Selbstgenuß seiner Poesie hatte, spricht hell jovialisch aus dem Rattenfänger, mit tief reflektirter Klarheit aus dem Sänger. Den leidenschaftlichen Rückwirkungen auf ihn, die bei so lebhaftem Verflechten mit den Leiden, Neigungen, Reizen der Mitlebenden nicht zu vermeiden waren, verdanken wir Jägers Nachtlied, Wanderers Nachtlied, an den Mond, den Fischer, die Nachtgedanken, den Becher, an Lida, solche Perlen deutscher Lyrik.

Indem so Goethe zu Anfang seine ganze Persönlichkeit in sein Amt warf, übte er wirklich in diesen gegebenen Verhältnissen eine erweckende und erwärmende Macht und war, wozu er angestellt worden, in vieler Hinsicht der gute Genius des Herzogs und seiner Pflegebefohlenen. Von den ersten Springfluthen dieses neuen Lebens und ihren Pausen hie und da befremdet, gestand Wieland, daß Goethe, der „sich, seit seiner festen Anknüpfung, mit aller erdenklichen Sophrosyne betragen, Vielen nütze, Keinem schade, daß Niemand seiner Uneigennützigkeit widerstehen könne.“ Nach zwei Jahren rühmte er, „ihm und Allem, was nur an einem Faden mit ihm zusammenhänge, sei Goethe in gar mancherlei Stücken als größte Wohlthat geworden“, nach weiteren zwei Jahren, „Goethe blase der Gesellschaft bald von unten hinauf, bald von oben herunter lebendigen Odem ein“, und nach noch zwei weiteren, „er schicke sich überaus gut in das, was er vorzustellen habe, und sei im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour.“ Im fünften Jahr von Goethes Amtsleben sagt Knebel zu Lavater: „Wenn Sie den Herzog lieb haben, so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittel seiner Existenz gegeben.“ Und nach Ablauf der zehn Jahre, als Goethe in Italien ist, vernimmt Schiller von Herder, „Goethe sei mehr noch als Geschäftsmann denn als Dichter zu bewundern, sein Verstand bei größter Herzensreinheit universal“, und trifft in Weimar Viele, die Goethen mit einer Art von Anbetung nennen und mehr noch als Menschen denn als Schriftsteller lieben. Der geniale Fürstenrath hatte sich diese Aufmerksamkeit und diesen wohlthätigen Einfluß be-

wahrt, auch nachdem er seine aufgeschlossene, unumwundene 470
Selbstmittheilung nicht rein einklingend erwidert, den Zauber
der Poesie zur praktischen Verbindung und Kulturpflege nicht
hinlänglich, die mitleidende Leitung zum erstrebten Ziel nicht
ausreichend gefunden. Es ist daher von Belang, dieser hin=
gebenden Seite seines Wirkens, ihrer Wandlung und ihrer Aus=
dauer nachzugehen, die seinen Dichterkräften zur Nahrung und
Bildung gerieth.

Goethes Hingebung an den Herzog mit dem Bedacht auf 585
die Entwickelung desselben, die Eintracht seines Kreises, das
Wohl seines Landes, können uns einige ausgehobene Züge aus
der Geschichte ihrer ersten Periode sehen und ahnen lassen. „So
geht's denn," schreibt der Mentor=Poet am Ende des ersten
Jahres, „durch Frost und Schnee und Nacht. Es scheint sich
unser Beruf zu Abenteuern mehr zu bekräftigen. Ein bischen
ungern bin ich aufgestanden, denn um zwölf erst kam ich zu
Bett. Ich weiß auch Zeiten, wo ich früh aufgestanden bin und 586
Aufwachen und Aufspringen eins war — aber wenn man in
der weiten Welt nichts aufzutreiben weiß als Hasen! — Und
wenn ich's nicht als Vorbild künftiger Abenteuer ansähe und der
Mensch nun doch einmal nichts taugt, der nicht geschoren wird."
— Im nächsten Herbst: „Der Herzog wird mir immer näher
und näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zu=
sammen." Im Winter dieses Jahres, auf jener Harzreise, wo
Unwetter, Dunkel, Gefahr, menschlichste Plagen und Behelfe dem
Dichter zum höchsten Genuß wurden: „Ich denke des Tages
hundertmal an den Herzog und wünsche ihm den Mitgenuß so
eines Lebens, aber den rechten, leckeren Geschmack davon kann
er noch nicht haben, er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche
zu was Abenteuerlichem zu machen, statt daß es einem erst wohl=
thut, wenn das Abenteuerliche natürlich wird." — Im Herbste
anderen Jahres aus den Berner Alpen: „Wär' ich allein ge=
wesen, ich wäre höher und tiefer gegangen; aber mit dem
Herzog muß ich thun, was mäßig ist. Doch könnt' ich uns
mehr erlauben, wenn er die böse Art nicht hätte, den Speck zu

spicken und wenn man auf dem Gipfel des Berges mit Müh' und Gefahr ist, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Noth mit Müh' und Gefahr suchte. Ich bin auch einigemal unmuthig in mir darüber geworden. — — Wenn ich aber wieder sehe, wie jedem der Pfahl ins Fleisch gegeben ist, den er zu schleppen hat, und wie er sonst von dieser Reise wahren Nutzen hat, ist alles wieder weg. — Es soll recht gut werden, denke ich." Bald darauf: „Die Bekanntschaft von Lavater ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, eine Weide an Himmelsbrot. — — Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen. — — Doch bin ich auch schon wieder bereit, daß uns der Scirocco von Unzufriedenheit, Widerwillen, Undank, Lässigkeit und Prätension entgegendampfe." Diese moralisch-diätetische Rücksicht für den Herzog und für die Hebung von Verstimmungen in seiner nächsten Nähe und umgebenden Gesellschaft war Hauptzweck dieser Schweizer-Reise, zu welchem weitere liebenswürdige Schritte Goethes und ihre angenehmen Folgen bei der Heimkehr uns auch noch beurkundet sind. Im nächsten Frühjahr, wo mannigfach seine Ueberlegung den Schwierigkeiten folgt, die dem Guten des Fürsten in den Verhältnissen und in ihm selber noch entgegenstehen, bekennt er: „In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne; wenn es aber um und ankommt, hat man alle Hände voll zu thun, nur ihren Mist bei Seite zu bringen. Es gehört immer viel Resignation zu diesem eklen Geschäft, in-587 dessen muß es auch sein. — — Den guten Landes- und Hausvater würdest Du näher mehr bedauern. Was da auszustehn ist, spricht keine Zunge aus. Herrschaft wird niemand angeboren, und der sie erbt, muß sie so bitter gewinnen, als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer. — Bei Gott, es ist kein Kanzlist, der nicht in einer Viertelstunde mehr Gescheidtes reden kann, als ich in einem Vierteljahr, Gott weiß, in zehn Jahren thun kann. Dafür weiß ich auch, was sie alle nicht wissen. Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe

Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und Anderen, sieht kein Mensch —." Im Sommer dieses Jahres dieselbe Klage und derselbe Trost: „Ich bin vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt. — Mir möchten manchmal die Kniee zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt. Wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Ueberzeugung, daß Glauben und Harren alles überwindet! Es könnte ja tausendmal bunter gehen und man müßte es doch aushalten." Und im Herbst: „Gott giebt mir zur Buße meiner eigenen Sünden die Sünden Anderer zu tragen. Und in meinem immer bewegten Zustand beneid' ich den, der mich um etwas bittet. — — Der Herzog kam und wir stiegen, ohne Teufel oder Söhne Gottes zu sein, auf hohe Berge und die Zinne des Tempels, da zu schauen die Reiche der Welt und ihre Mühseligkeit und die Gefahr, sich mit einem mal herabzustürzen. Nachdem wir uns denn ganz bedächtlich entschlossen, stufenweis von der Höhe herabzusteigen und zu übernehmen, was Menschen zugeschrieben ist, gingen wir noch in den anmuthigen Spaziergängen heroischer Beispiele und geheimnißvoller Warnungen herum und wurden von einer solchen Verklärung umgeben, daß die vergangene und zukünftige Noth des Lebens und seine Mühe wie Schlacken uns zu Füßen lag und wir in noch irdischem Gewand schon die Leichtigkeit künftiger seliger Befiederung durch die noch stumpfen Kiele unserer Fittige spürten. — — Das Volk jauchzt über seines Landesherrn Gegenwart und alle alte Uebel werden wie die Schmerzen eines Gichtischen nach einer Debauche in unzähligen Supplikenlebendig. — — Langes Gespräch mit dem Herzog, so lebhaft und luminos, als das vorige. Worin einiger guten Werke Rechenschaft gegeben und ein neues zu Stande gebracht wurde und so ein fröhliches Ende eines sonst elenden Tags —." Im März des folgenden Jahres 1781 rügt ein vertraulicher Brief scharf, daß es mit dem Herzog nicht nach Proportion vom Fleck wolle und das Widerschlagende in der tiefsten Natur stecke; und im nächsten Monat weist Goethe des Fürsten Wunsch, daß er mit ihm zu Vergnügen und Soldatenschau

588 reise, unter nachdrücklichen Vorhaltungen ab. Den ersten Juni: „Mit dem Herzog hab' ich eine sehr sinnige Unterredung gehabt. Und die Weisen sagen: Beurtheile niemand bis du an seiner Stelle gestanden hast —." Im Juli: „Was ich thue und leide um des Reiches Gottes willen, mag ich gerne verschweigen." Im Herbst: „Nun schickt mir der Himmel eine neue Prüfung der Geduld in einem sehr beschwerlichen Auftrag. — Ich habe die Tage Gelegenheit gehabt alles, was von Klugheit und Resolution in mir ist, zu brauchen. Wenn's vorbei ist und wohlgeendigt, so ist's nicht viel und doch waren viele Menschen in Verlegenheit. — Die ganze Woche hab' ich in Jena in Geschäften als moralischer Leibarzt zugebracht." Im Winter: „Der Herzog ist vergnügt und gut; nur find' ich den Spaß zu theuer, er füttert achtzig Menschen in der Wildniß und dem Frost, hat noch kein Schwein, weil er im Freien hetzen will, das nicht geht, plagt und ennuyirt die Seinigen und unterhält ein paar schmarutzende Edelleute aus der Nachbarschaft, die es ihm nicht danken. Und das alles mit dem besten Willen, sich und andere zu vergnügen. Gott weiß, ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effekt thut. Ich mag nicht immer der Popanz sein, und die anderen frägt er weder um Rath, noch spricht er mit ihnen, was er thun will. Ich bitte Gott, daß er mich täglich haushälterischer werden lasse, um freigebig sein zu können, es sei mit Geld oder Gut, Leben oder Tod. — Der Herzog thut etwas Unschickliches mit dieser Jagd, und doch bin ich nach seiner Herzoglichkeit mit ihm zufrieden. Sein Unglück ist, daß ihm zu Hause nicht wohl ist. — —" Anfang 1782: „Ich habe den Kopf voll Ideen und Sorgen; keine für mich, denn mir bläst das Glück in den Nacken; desto mehr für Andere, für Viele. Für sich kann man wohl noch den rechten Weg finden; für Andre und mit Andern scheint es fast unmöglich —. Mit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zu Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von anderen Expeditionen oft schon herzlich müde ist. — Ich unterhalte Dich von Nichts als Lust: inwendig sieht's viel anders aus, welches niemand besser

als wir anderen Leib- und Hofmedici wissen können. Doch ist meine Tenacität unüberwindlich. — — Die viele Zerstreuung und das Vertrödeln der Zeit ist mir unangenehm und doch seh' ich, daß es höchst nothwendig ist, mich mit diesen Sachen abzugeben, und daß man Gelegenheit gewinnt, das Gute zu thun, indem man zu scherzen scheint." Aus dem April eben dieses Jahres (1782) sind die Briefe an die Stein und an Knebel, die Goethes Erfassen der feudalen Bodenbelastung als der Haupthemmniß wohlthätiger Landesverwaltung so bestimmt und bewegt aussprechen: „Daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen . ." Und im Mai: „Goldreich werd' ich nie, desto reicher an Vertrauen, gutem Namen und Einfluß auf die Gemüther." Im Sommer, als er bereits der Kammer vorsteht: „Da nun meine Zeit so sehr genommen ist, wird es ein großes Glück, daß unsere Herrschaften ein leichtes und leidliches Leben in und unter sich haben, daß man die wenigen Stunden des geselligen Lebens in Friede, auch wohl in Freude zubringt. — Der Herzog ist wacker und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte und seine Freunde durch unaufhaltsame Waghalsigkeit nöthigte, über sein Wohl und Wehe gleichgültig zu werden. Es ist eine kuriose Empfindung, seines nächsten Freundes und Schicksalsverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzusehn und sich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden." Im Spätjahr: „Der Herzog hat 589 seine Existenz im Hetzen und Jagen. Der Schlendrian der Geschäfte geht ordentlich, er nimmt einen willigen und leidlichen Theil dran und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen sein, pflanzt und reißt aus — —." April 1783: „Ich bin wohl: nur ist es ein sauer Stückchen Brod, wenn man drauf angenommen ist, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen — —." Im Juni desselben Jahres: „Der Herzog ist auf sehr guten Wegen, wir haben über viele Dinge gar gut gesprochen, es klärt sich Vieles in ihm auf, und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen Andere wohlthätiger werden." Nimmt man zu dieser, wie unvollständigen Kette von urkund-

lichen Spuren noch aus dem Herbst eben dieses Jahres die Zusammenfassung der Geschichte des Verhältnisses mit der strengen Anwendung auf die begonnene, verlangte, erwartete fürstliche Landespflege in dem Gedicht „Ilmenau", so wird klar, wie herzlich und ernstlich Goethes Hingebung an den hohen Freund, wie unausgesetzt aufmerksam und allerdings in einem staatsmännischen Sinne treu gemeint sie war; so daß sie alle Seiten der Dichterpersönlichkeit beschäftigte und übte.

In des Herzogs Verhältniß zu seiner edeln Gemahlin und den Prüfungen ihrer Kinderhoffnung, in den Wechselbezügen des mütterlichen und des jungen Hofs, in Neigungsverirrungen und schlimmen Verwickelungen des Prinzen Constantin, den ungleichen Betheiligungen der Hofleute an allem diesem und den wechselnden Leidenschaften des Herzogs selbst ergaben sich in dieser Periode viele und mannigfaltige Schwierigkeiten, deren Berücksichtigung von Goethes praktischer Hauptaufgabe untrennbar, deren Aufnahme in Licht und Wärme seines Mitgefühls unausbleiblich war. Hier galt es, Verschiedene im verschiedensten Sinn im Auge zu behalten, ihre Lagen wie ihren Hang herauszuempfinden und vorzufühlen, leise verbindend und trennend, fest vorbauend und wehrend, verwundend und tröstend, abkühlend, versöhnend einzuwirken.. Seine Theilnehmung, gleichzeitig auf das Vielseitigste wach und eingehend, zart und entschlossen, hat ihm der Herzogin Luise reine Hochachtung und Freundschaft lebenslänglich, hat ihm die dankbare Verbindlichkeit jedes Gliedes der fürstlichen Familie erworben; und während er mit den Besten der Hofgesellschaft wahre Gefälligkeit unterhielt, Herdern mit der Zeit sich innig anzueignen und seiner Familie Interessen zu fördern wußte, mit Knebel in vertraulichem, thätigtreuem Verkehr beharrte, genossen noch Nebenstehende und Einsprechende, Höhere und Niedere, Aeltere und Jüngere seiner gemüthlichen Freundlichkeit. Aus Vorsorge für die Wohlstimmung der ganzen Gesellschaft und aus Mitgefühl für Einzelne hatte er Menschen und Absichten zu bestimmen, Vergnügungen zu bereiten, Zurechtweisungen zu übernehmen, Vorwürfe auf sich zu lenken, Einheimische mit Ueberraschungen, Gäste mit Unterhaltung zu

erfreuen, hier einen Gedrückten aufzumuntern, dort im Stillen einer Dienstdame Vernunft zu predigen, da im schicklichen Augenblick ein Talent zu erwärmen, hier ökonomischen oder Erziehungssorgen zu dienen, und hier ein krankes Herzchen, ein zurückgesetztes gutes Kind mit Tropfen Balsams und öfteren kleinen Freuden zu begütigen. So bewegte er sich in allen Kapiteln des menschlich Guten, in allen Windungen und Winkeln der sittlichen Seele mit immer lebendiger Empfindung, überall individueller Selbsterfahrung. So reichlich, wie sie Anderen sich erwies, bestimmte sich ihm der Werth seiner Seele, so innig, wie 590 sie von Anderer persönlichen Stärken und Schwächen sich bestimmt fühlte, ward ihr das Allgemeine gegenwärtig. In solcher Anspannung und Abspannung von Vieler Empfindungen, Leidenschaften, Bedürfnissen mitgespannt, gerührt, strebsam, besonnen zu werden, ließ in ergriffenen Symptomen ihn das ganze Gemüth verstehen, lehrte ihn einfach im momentanen Ausdruck die Totalität der Seele bewahren. Und diese lautere Seelenverwirklichung ist die Musik der Goetheschen Lyrik.

Bei einer so ausgebreiteten Betheiligung an Gemüthslagen und Herzensanliegen der Umgebung konnte nicht ausbleiben, daß der junge Mann unter Seitenanziehungen und Nebenreizen auch einmal ausglitt, aus Einlässigkeit sich verwickelte, aus Bedacht ins Unwillkürliche, aus dem Guten ins Angenehme fiel. Anders vollendet diese Schule sich nicht, läutert sich nicht die Sentimentalität zum reinen Menschengefühl als mit dem Erfahren so jäher Umschläge, so leiser Uebergänge aus dem Gefühl in Befremdung, der Absicht in Verdunklung, der Wärme in Vorwurf, der Großmuth in Abenteuer. Es ist gerade der Austausch von Verdruß und Humor, von Muth und Angst, Leid und Freude, worin die Gründlichkeit und der Nachdruck dieser konkreten Selbstbildung besteht: — der Genuß ein Kampf, das Wachsthum beständige Unruhe. Eben das reine Berathmen dieser Unruhe giebt dem unveräußerlichen Frieden im Wesensgrunde den fühlbarsten Ausdruck in „Wanderers Nachtlied“ und „Ueber allen Gipfeln.“ — Die Prüfungen dieser sozialen Mission, wo Goethe, nach eigenen Aeußerungen, aus dem Wasser

ins Feuer geworfen wurde und von einem Orte zum andern, in seiner Pflicht war wie die berühmten Fische in der Pfanne, seine Seele wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast, — dies ganze Berufsgedränge bezeichnet er selbst gleich im ersten Jahre als Erblühen der Poesie, wenn er sagt, er schwebe darin zwischen Behagen und Mißbehagen in ewig klingender Existenz. Des Dichters energisches Vertrauen in die Idealität des Wirklichen, die Gehaltfülle der Menschenwelt für den Willigen, welches ihn Verkennungen mit stiller Festigkeit ertragen, Täuschungen zur Selbsternüchterung nützen, Ausschreitungen wagen und sühnen lehrte, gab ihm auch in diesem Felde die Einstimmigkeit mit seinen Lagen und Losen, die ihn selber mit ungeahnten Vortheilen überraschte. Am 7. November 1777 schreibt er: „Mit einem Blick auf den Morgen, da ich vor zwei Jahren zuerst in Weimar aufwachte und nun bis hieher, ist mir wunderbar fröhlich und rührend geworden. Was mir das Schicksal alles gegeben hat und wie nach und nach, wie man Kindern Freude macht, daß ich jedes Gut erst ganz ausgekostet, mir so ganz eigen gemacht habe, daß ich in die von mir ehdeß entferntesten Gefühle und Zustände lieblich bin hineingeleitet worden." Im September 1779 bei seiner Ernennung zum Geheimrath: „Es kommt mir wunderbar vor, daß ich so wie im Traum mit dem dreißigsten Jahre die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Deutschland erreichen kann, betrete; on ne va jamais plus loin, que quand on ne sait où l'on va, sagte ein großer Kletterer dieser Erde." Und im Frühjahr des nächsten Jahres: „Das Leben ist so geknüpft und die Schicksale so unvermeidlich. Wundersam! ich habe so Manches gethan, was ich jetzt nicht möchte gethan haben, und doch, wenn's nicht geschehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entstanden sein. Es ist als ob ein Genius oft unser 591 Hegemonikon verdunkelte, damit wir zu unserm und Anderer Vortheil Fehler machen." — Diese eine Hälfte also seiner amtlichen Wirksamkeit, worin er am wenigsten den Geheimrath von seinem andern Selbst getrennt hielt, steigerte als eine reiche sittliche Uebung die Weite und Empfindlichkeit seiner Seelenentfaltung und seine Gabe der Seelenführung. Mit solcher Wärme

in seiner Stellung übte er eine Anziehung über ihre Sphäre hinaus. Ein sterbender Freund vermacht ihm den adoptirten Schweizer Hirtenknaben zum Mündel. Der gemüthskranke Plessing sucht mit Vertrauensbriefen den mächtigen Dichter auf und veranlaßt ihn zu theilnehmend vorsichtiger Einwirkung, und jener verunglückte Mann aus Gera, dessen sich Goethe in der Stille annahm und ihn erst in Ilmenau, dann in Jena viele Jahre unterhielt, wird sein Pflegling nicht nur im leiblichen, auch im psychiatrischen Sinne. Reine Humanität, reife milde Weisheit spricht in den Briefen des jungen Hochgestellten an den verzagten älteren Mann, den er schonungsvoll zu mahnen, durch Beschäftigung zu beruhigen, sich und guten Zwecken nützlich zu machen weiß. Die Harzreise, wo er zum erstenmal und unerkannt Plessings Ueberspannung zu begütigen suchte, enthält, zusammengefaßt in der merkwürdigen Ode, neben dem anschaulichen Eingehen in den Seelenzustand dieses Verstimmten das Mitgefühl auch für den Drang des thüringer Landmannes, und für das diesem nützliche Jagdvergnügen der soeben von dem Dichter verlassenen Gefährten, die Nachempfindung des weichen Lebens der Reichen und das selbstauferlegte Erdulden von Entbehrung, Mühsal, Gefahr in den Gruben der armen tüchtig Lebenden und auf erhaben rauhen winterlichen Gebirgswegen. Alle diese wirklichen Momente der sittlichen Sympathie und praktischen Hingebung des Jünglings, und in ihrer Mitte seine persönlichste Liebeshoffnung sammelt das Gedicht in die Aufrichtung zu seliger Naturandacht auf dem erreichten Gebirgsgipfel, in den Adlerschwung einer Poesie, die im Unvollkommenen das Vollkommene ereilt. Es ist das Gemeinsame dieser sittlich gemüthlichen Prozesse, die Selbstanschauung der ganzen Seele durch ihre Theilungen, in ihren Leidenschaften, aus ihren Wandelungen, was in der nächsten Ode von ähnlich hoher Einfalt, dem „Gesang der Geister über dem Wasser", sich im Gestaltenwechsel der Alpenbäche spiegelt. Die dritte Ode in der Zeitfolge, „Meine Göttin", feiert die Dichterphantasie als diese seelenführende Macht, die selbst mit Launen und Thorheit zu beglücken, mit Schrecken zu spielen, Freude und Elend der

Sterblichen unsterblich zu begleiten das Vorrecht hat, und hier giebt der Schluß, der dieser Himmelstochter ältere gesetztere Schwester als die stille Freundin des Dichters anruft und sie die edle Treiberin, Trösterin Hoffnung nennt, wieder Zeugniß, wie bei dem Sänger das ernstliche Wohlwollen und sittliche Streben Hand in Hand mit dem Spiele der Dichtung geht. In den nächsten Jahren gesellen sich der Gruppe dieser hochsinnigen Selbstgespräche die beiden, einander ergänzenden Oden: 592 „Grenzen der Menschheit" und „Das Göttliche", die das entschlossene Anerkennen der Schranken des menschlichen Daseins und innerhalb ihrer die einzige Bewährung des Göttlichen im edelmüthigen hilfreichen Handeln des Menschen fest ausdrücken: auch sie ebensowohl Erhebungen einer praktisch hingebenden Gesinnung, als einer Poesie, die mit ihren Idealen am Wirklichen ausdauert. In denselben Jahren, in welchen die deutsche Philosophie eine neue Stufe der Menschheit bezeichnete, da der Scharfsinn Kants die Schemen der Metaphysik auflöste und, sie auf die Erfahrung des Wirklichen, als Formen seiner Wahrheit, beschränkend, eine Bewährung der Ideale nur der praktischen Vernunft zuerkannte: in denselben Jahren betrat der jugendblühende Dichter von seinem Beruf aus diese Stufe, sprach dieselbe Begrenzung der Idee auf wirkliche Erfahrung und der Anschauung des Vollkommenen auf rein menschliches Handeln aus und schuf aus ihrem thätigen Vollzuge konkrete Poesie.

Indem wir nun dies sympathetische Berufsleben Goethes in seiner praktischen Ausdauer und seinem bewußten Abschluß in Poesie überschaut haben, sind wir mit demselben bereits in die Epoche übergegangen, wo es dem Manne sehr wohl gelang, den Dichter in sich und den Geheimrath auseinander zu halten. Zur Sicherheit dieser Unterscheidung hatte er in den Erfahrungen der engeren und eigentlichen Beamtengeschäfte sich gebildet, die er von Anfang neben dem sittlichen Umgang mit dem Herzog und seinen Angehörigen betrieb. Die sympathetische Hingebung selbst

mit ihren ungleichen Erfolgen hatte sein Besinnen ebenfalls unterscheidender gemacht, so daß er auch in ihr Begeisterung und Nüchternheit, unbedingtes und bedingtes Verhalten neben einander zu wahren vermochte. Diese eigenthümliche Führung, wie er sie in den verschiedenen Bezirken seines praktischen Lebens einhielt, hat den Austrag derselben in reinen Dichtergeist und umfassende Hervorbringung vollendet. Dies ist also das letzte, was wir uns noch klar zu machen haben: Goethes Verhalten in den sachlichen Geschäften und sein Bildungsfortschritt von dieser Seite, die besondere Verknüpfung dieses sachlichen Wirkens mit dem sittlichen, und das Ergebniß für seine freie schöpferisch entwickelte Anschauung.

Geschäfte im Verwaltungswesen zu übernehmen, erkannte Goethe gleich anfangs für nöthig, als er sich entschloß, eines angehenden Regenten guter Gefährte zu sein. Das Hofleben zu theilen und zu schmücken konnte nicht genügen, sollte der Fürst wirklich der Herrschaft froh werden, die auch der Erbe, sagte Goethe, sauer verdienen muß, um sie zu haben. Durch eigenes Eingehen ins Gegebene und Nothwendige der immer laufenden Haus- und Landesbedürfnisse mußte der Freund das Eingehen des Fürsten darauf leichter und so richtig und nachhaltig als möglich machen. Anders konnte des Fürsten Glück nicht begründet und befestigt werden als auf dem reellen Boden seiner Pflichten durch sein Erstarken in diesem Selbsterwerb des wahren Lebensgehaltes. Insofern war das hierauf berechnete Geschäftetreiben des Dichters die Spitze seiner sittlichen Theilnehmung und ihre ernstlichste Probe; weshalb wir auch die Spuren dieser Thätigkeit in eben dieser Hinsicht mit denen der Hingebung für den Herzog verknüpft gesehen haben. Es war ebenso die Spitze im Einsetzen seiner persönlichen Genialität, die ihr Vermögen, in gegenwärtiger Existenz heimisch und frei zu sein, völlig nur bewähren konnte, wenn sie selbstthätig das mitmachte, worin sich jederzeit Verzehren und Erhalten der Existenz bewußt zusammenfassen: die Verwaltung. Darum hat auch unser Vorausblick auf Goethes einstimmiges Verhältniß zur 593 äußeren Natur schon seiner administrativen Aufgaben und

Arbeiten als der Mittel und Wege seiner identischen Natur- und Selbsterfahrung und seines Erreichens der Schönheit im eigenen Lebensgrunde gedenken müssen. Hierin wurde die im Schauen und Empfinden verstandene Landesnatur ihm, wie sie an sich ist, zum Dasein seiner Seele. In den Aufgaben und Arbeiten selbst aber hatte er mit der Natur, wie sie dem System der Gesellschaft zugeeignet ist und wird, zu thun. Indem sie da den Stoff bildet für die sittlichen Begriffe der Eigenthumsrechte, Leistungspflichten, Staatsordnung, so ist hier das Feld, wo die Sittlichkeit der Menschen in ihrem wahren Zustand und Werth angetroffen wird, wie sie wirklich gilt, ist, handelt und leidet. Hier ist die Substanz auch für das Erholungs-, Umgangs-, Genußleben der Menschen, der prosaische Nähr- und Meßboden ihrer Fähigkeiten und Wirkungen, Stärken und Schwächen, Tugend und Verderbniß. Hier mußte nothwendig der Dichter sich unmittelbar einlassen, wollte er die Menschenwelt gründlich und baar erfahren, wollte er seine Menschlichkeit total zur Wirklichkeit bringen. Er that es in folgendem Fortschritt.

In den ersten Jahren nahm der Legationsrath noch keine bestimmte Stelle in der Verwaltung ein, lernte sie aber durch Umschau und Einschau überall im Lande, neben fortgehendem Antheil an den Geheimrathsitzungen, im Ganzen kennen und griff als unmittelbarer Berather des Herzogs mit gelegentlichen Akten-Einsichten und Kommissionen in ihre verschiedensten Zweige ein. Die gleichzeitigen besonderen Geschäfte, auf Leitung und Ergänzung des fürstlichen Liebhabertheaters, auf Stellenbesetzung, Anknüpfen mit Fachmännern, Dichtern, Künstlern bezüglich, ferner auf Verschönerung der Residenz nebst einzelnen Bausachen, und ganz hausmeisterlich auf die Bequemlichkeitsbedürfnisse in den Schlössern, „die Fußböden — wie er sich selbst ausdrückt — Oefen, Treppen und Nachtstühle", bildeten bei gleichmäßig natürlichem Anschluß an das persönliche Betreiben eines erwecklichen und behaglichen Hoflebens ein sehr ungleichartiges, bunt durcheinander laufendes Gedränge. Noch wog die Zuversicht, die Freude an diesem Wirbel von Großem und Kleinem, Leichtfertigem und Wichtigem als einem Schöpfen von Wirklichkeit bis zur Hefe,

bei dem Dichter vor, dessen sympathetische Ausbreitung damals ebenso die ungleichste, weiteste und lebhafteste war. Er wollte „auf dem theatro mundi tragiren" und sich in allen tragi-komischen Farcen leidlich bewegen, war weder Geschäftsmann noch Hofmann und kam in beiden fort, erfuhr jedoch in den Zwecken und Erfolgen die ganze Ironie der Prosawelt. Das Humorleben mit dem Herzog brachte ihm schlimmen Leumund; Stolberg, den er für Weimar gewonnen, kam nicht; Herder, dessen Anstellung er durchgekämpft, gerieth vorerst wiederholt in Schwierigkeiten, auch in Verstimmungen mit ihm; die jungen Dichter, die auf ihn hoffend einsprachen, konnte er nicht halten. Und daß sich mit den dilettantischen Hofleuten, selbst den tieferen Knebel eingeschlossen, eine bedeutende geistige Pflanzung nicht anlegen lasse, sah er bald. Gelang die allmähliche Gestaltung des Parks ihm besser, so urtheilte er hingegen vom Bauwesen nach drei Jahren, daß ihn darin seine Imagination zu Fehlern ver- [594] leitet, indem er von dem, was er bei Andern gut und groß gefunden, falsche Anwendung gemacht und Verblendung am Uebertünchen gehabt habe. Den Einfluß seiner Sympathie auf Höhenbildung der Gesellschaft konnte er auch nicht überschätzen, da er in diesem Bezuge sich gleichfalls im dritten Jahr bemerkte, „im Ganzen werde spät, vielleicht nie die Schwingung zu mindern sein, die der Ennui unter den Menschen hier erhalte, wo täglich neue Beschwerden wachsen und niemals mehr, als wenn man eine glaube gehoben zu haben"; und im Sommer darauf: „Außer dem Herzog ist niemand im Werden, die Andern sind fertig wie Drechslerpuppen, wo höchstens noch der Anstrich fehlt." Als Rechenschaft über seine Theilnehmung hatte er sich schon früher gesagt: „Wenn man mit Einem lebt, soll man mit Allen leben; wenn man Einen hört, soll man Alle hören. Für sich allein ist man wohl rein, ein Anderer verrückt einem die Vorstellung durch seine; hört man den Dritten, so kommt man durch die Parallaxe wieder aufs erste Wahre zurück. — Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht. Wie man aus seinem Hause tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich nicht um Lumpereien kümmere, nicht klatsche und solche Rapporteurs nicht

halte, handle ich oft dumm. — Gott hat den Menschen einfach gemacht, aber wie er gewickelt wird und sich verwickelt, ist schwer zu sagen.“ — Alles dies, wie es im Einzelnen ihn plagen, irren, ärgern konnte, war im Ganzen ihm recht. Nur so konnte seine Selbstkenntniß und Weltkenntniß von allen Ueberschwänglichkeiten, Vorurtheilen, Tugendträumen befreit und alles Unveräußerliche ihm bestimmt werden. Er hatte gleich in der ersten Zeit an Lavater geschrieben: „Alle Deine Ideale sollen mich nicht irre führen, wahr zu sein und gute und böse wie die Natur.“ Und nach einem Jahr bekräftigte er ihm: „Es mag so lange währen als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen: Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffiert, — es ist eine treffliche Wirthschaft; und bei alledem, lieber Bruder, Gott sei Dank, bin ich in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich; ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe.“ Dies sind keine prahlenden Worte; er kehrte nicht um an den widrigen und schwachen Erfolgen, er trat nur tiefer und griff weiter. Nach dem Abstieben der jugendlichen Dichtergenossen wandte er sich desto emsiger auf den Weimarischen Kreis, wie er war und blieb, unterhielt dessen Bewegung mit lustigen Spielen und mit schönen 595 künstlerischen Ueberraschungen für die Herzoginnen. Wie redlichen Bedacht er auf ein allgemeines Wohlwollen und Einverständniß nahm, lassen uns die Grundakkorde seiner Iphigenie fühlen, die im vierten Amtsjahr gedichtet und im Hofkreis aufgeführt wurde, und haben uns die gleichzeitigen Zeugnisse von der Reise mit dem Herzog in die Schweiz dargethan. Von Herder und seinem Geistesleben ließ er nicht ab, und Knebeln, als er sein Ausscheiden aus dem aktiven Dienste kommen sah, erhielt er in guter Angehörigkeit. Schon im Frühjahr nach jenen Worten an Lavater hatte er die Vormundschaft des Schweizerknaben angetreten und Plessings Klagen überlegt, den er im

Winter 1777 besuchte. Im Winter 1778 aber schrieb er an jenen Hilferufenden in Gera: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige am Ufer nicht Kräfte genug hat alle zu retten, die der Sturm gegen seine Küste treibt; wenn der, dem ein Menschengeschöpf die reichste Beute des Strandrechts wäre, mit Wenigen sich begnügen und die Andern untergehn sehen muß. — — Nehmen Sie das Wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen." Und nach acht Tagen: „Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt, sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals zu binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen." — — Und wieder nach elf Tagen: „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen Nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht. Vielleicht findet sich bald, wo Sie mir nützlich sein können; denn nicht der Projektenmacher und Versprecher, sondern der im Geringen treue Dienste anbietet, ist dem willkommen, der so gern was Guts und Dauerhaftes thun möchte. Hassen Sie die armen Menschenfreunde mit Klauseln und Kautelen nicht, man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth und Leichtsinn — die Ingredienzien des Wohlthuns — zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man so selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt." Indem er ihn hierauf während jener schönen Sorgen für den nächsten Kreis, im Stillen zu Ilmenau versorgte, nützte er zugleich diesen Mann, der lebenslang sein Pflegebefohlener blieb, damals, vor und nach der Reise in die Schweiz, zur Vermittlung von Anderer ihm vertrauten Bedürfnissen, Kunde von Verwaltungsmängeln, Steuersachen. Denn eben in die Verwaltung war er, gleich unabgeschreckt vom Verfehlten, nur tiefer eingegangen, hatte die

Vorbereitung für die Berg-Kommission schriftlich und mit Grubenfahrten fortgesetzt, über die Kammergüter an Merck um Rath geschrieben, der im Frühjahr 1779 selber auf einen Monat kam und den tüchtigen Landkommissar Baty brachte; und vor den Geschäften mit diesem, gleich mit Anfang des Jahres 1779, hatte der Dichter auch die Kriegskommission, der sich der Wegebau anschloß, auf sich genommen.

Bei diesem Geschäfte, der sehr ernstlich angegriffenen Militärökonomie, sehen wir ihn gleich ausgehen vom Absondern jener produktiven Einbildung, die sein Bauführen beirrt hatte. Hier „will er gar Nichts hervorbringen; nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben." Die Erfahrung, wie oft Reformvorschläge der Beamten eigennützige Hintergedanken verkleiden, wodurch man (sagt er) so mißtrauisch wird, daß man sich zuletzt scheut den Staub abwischen zu lassen, giebt ihm Vorsicht, Ruhe, Schärfe gegen zweckwidrigen Putz und verwirrende Trägheit. Noch zwei volle Jahre hatte er neben allem Andern die Sichtung und Führung dieser besonderen Verwaltung fortzusetzen, bis sie wohlgeordnet war. In der Mitte des ersten derselben sah er sich noch nicht am Ziel, aber gelobte: „Ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten"; zu Ende desselben trieb er 596 einen hinderlichen Kollegen aus und arbeitete anhaltend; nach Verlauf des andern war er so zu Stande, daß er ins Tagebuch schrieb: „Nun wäre mir nicht bange, ein weit Größeres in mehrere Ordnung zu bringen; wozu Gott Gelegenheit und Muth verleihen möge." Früher und rascher gereichten die Arbeiten des Landkommissars ihm zur Befriedigung, doch so, daß er Jahre lang seinen Maßregeln immer gleich nachzuhalten für nöthig erkannte. In eben der Epoche, als er mit der Militärökonomie zur Ordnung kam, sagte er nach einer Unterhaltung vom Detail der Landwirthschaft mit Baty: „Wie richtig und sicher der Mensch ist! In Beurtheilung des Bodens und der Landesart nehm' ich immer zu; besonders da ich mir nicht einbilde etwas zu wissen, noch mir einfällt darinne je zu pfuschen." Auch in diesem Zweig schritt er durch Trennung von eigener Imagination und Liebhaberei praktisch fort.

Unzweideutig giebt dieser thatsächliche Fortschritt in der Ernstlichkeit und Genauigkeit von Goethes Geschäftsführung einen Prozeß der Ernüchterung über sich und Andere zu erkennen, der nothwendig den Rückgang des reifenden Mannes mit seiner sittlichen Welt nicht anders als der elementaren und landschaftlichen auf Wahrheit und Natur total und rein machte. Dieser geschäftliche Zweckdienst war das Normativ, das sein Heraustreten ins Aeußerliche stets mit dem Insichgehen gleichen und auf Gleichheit gemessenen Schritt halten ließ, mit dem Annehmen des Gegebenen das einfache Selbstbehaupten, mit dem Wandeln in gegebenen Zuständen seine Freiheit steigerte. Und damit war diese Amtsthätigkeit, welche die Schilderer unserer Literatur nicht aufhören als Ausschweifung und Irrweg des Dichters darzustellen, der gerade Weg, der ihn das Aeußere als reine Selbstempfindung, das Innere als Ereigniß zu entwickeln geschickt und mächtig, das heißt, zum virtuosen Dichter machte. Mit dem geselligen und geschäftlichen Dienstleben breitete er sich aus in Wirklichkeit, mit der gewissenhaften Objektivität des Verhaltens darin entkleidete er das Wirkliche der zerstreuenden Macht und des trägen Uebergewichtes, gewann daran ein lauteres Beisichsein. Diese Lösung des Erfahrenen in freie Erkenntniß und ungebrochenen Willen war dann wieder Bedingung der Richtigkeit und Rechtschaffenheit ferneren Mitlebens und Handelns, war so wieder Steigerung der Theilnehmung und Erweiterung des Wirkens; was seine Wahrhaftigkeit aufs Neue zur helleren Stärke der Besinnung umschwang. Die Geschäftsthätigkeit selbst, dies Aufnehmen, Regeln, Rechnen, Bestimmen von Menschen und Sachen war freilich etwas ganz Anderes als Dichten; aber Goethes ernstliches Ergeben in dies System, da es ihn zur Aufnahme des nur Wirklichen, Werthschätzung nur des Probehaltigen, Erhebung der Leistung und Wirkung nur nach Maß des äußeren Ergebnisses auf die Fernhaltung jeder Vorliebe, Eigenwilligkeit, Beschönigung nöthigte, ließ ihm davon für sich nur die reine Anschauung, für sein Behagen nur das an Wahrheit, und als Wirklichkeit seiner Person nur die vollkommene Reflexion der Erscheinungen übrig. Die Verwaltungserfahrung,

597 die ihm an sich und Andern auseinandersetzte, wie das Gute der Menschen und Zustände immer nur ein Bedingtes, das Zweckleben in keinem Moment ein völlig befriedigendes sein könne, ergab ihm als Allgemeines und Gleiches dieser Ungleichheiten die Natur. Kommt in der moralischen und politischen Natur der Menschen, wie in der physischen, durch dieselbe Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit, die dem Mangel, der Störung, dem Schlechten seine Stelle giebt, das Gute und Wohlthätige hervor, so konnte der Dichter das Mangelhafte und Schlechte, dem er im Geschäftstreiben widerstreiten mußte, in reiner Vorstellung nach seiner nothwendigen Bedingtheit mit Ruhe, und wahr bezogen auf die allgültige Folgerichtigkeit der Natur mit Befriedigung schauen. Und damit ging die Ernüchterung über die Menschenwelt so völlig, wie sie nur der Geschäftsdienst ihm geben konnte, in begeisterte Anschauung ihrer Wahrheit, die nothwendig nur bedingte Befriedigung der amtlichen Thätigkeit in die unbedingte der poetischen über. Es ist das Gefühl von diesem unwillkürlichen Uebergange, von dieser aus den praktischen Mühen und Widersprüchen von selber steigenden Umfassung und Einheit seiner Anschauungsthätigkeit, was ihn unablässig nebeneinander die Lästigkeiten und Plagen, Mängel und Unzulässigkeiten seines dienstlichen Treibens und das Erwünschte, Vortheilhafte, Glückliche eben dieser Stellung gleich stark und gleich wahr aussprechen läßt. Freilich war es Goethes geniale Natur, die, jede Hingebung mit Zurückhaltung, jede Theilung mit Sammlung aufwiegend, seine praktisch gebundenen Reflexionen in die freie des Naturzusammenhanges zurückzog. Es war gleichzeitig, daß ihn dieselbe hohe Sinneneinfalt von seinen Inspektionen und Kommissionen aus zur gründlichen Anschauung der körperlichen Naturbildungen leitete. Denn schon im Herbst vor seinem Antritt der Militärverwaltung lesen wir: „Ich bin in Jena gewesen, wo mich Steine und Pflanzen mit Menschen zusammengehängt haben;" und in eben den drei folgenden Jahren, wo er in der Praxis jener Verwaltung sich über ethische Menschennatur ernüchterte, hob sich über seine Landschaftsmusterung die freie Betrachtung des Naturzusammenhanges in Gebirgsgestalten

und lebendigen Strukturen. Es war dies Natur in ihm. Daß er aber mit seinem Willen bei ihr aushielt, daß Goethe, wie er in der Hingebung trotz der Verdunklung, die sein junger Ruhm erlitt, in der Hoffnung und Emsigkeit trotz dem ungleichen Wachsen der Aufgaben und Erfolge beharrte, so für diese ihm allein bleibende Anschauungsvollendung seine Geschäfte und Genüsse, Neigungen und Pflichten in der bedingten Fortführung dermaßen einzutheilen und zu verbinden lernte, daß sie zum Schwunge dieser totalen Naturentfaltung und Gleichgewicht dieser wirklichen Geistesbefriedigung zusammenstimmten, das war in der öffentlichen Gefälligkeit und zeitlichen Tüchtigkeit die geheime Erwerbung seiner unsterblichen Meisterschaft. Dies ist näher zu sehen am zweiten Fortschritt seines praktischen Lebens.

Die Schule seiner humoristischen und sentimentalen Sympathie und seiner Berathung des Herzogs in passiven und aktiven Kulturbezügen hatte mit der mannigfaltigen Selbstentäußerung Goethes seine Unveräußerlichkeit in Gefühl und Willen gestärkt. Gleich im ersten Halbjahr sagte er: „Freilich hab' ich was auszustehn gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt"; im Herbst des zweiten Jahrs hatte er ein „tiefes Gefühl des Alleinseins, fand sich entfremdet von viel Welt und, wo er doch noch Band geglaubt, in Entfremdung bestimmt." Im Anfang des dritten: „Stille und Vorahndung der Weisheit, immer fortwährende Freude an Wirthschaft, Ersparniß, Auskommen, fortwährende reine Entfremdung von den Menschen." Hierauf im Mai, wo er in Berlin und Potsdam durch Hof, Kriegsrüstungen, Städte, Gemächer wandernd überall fest an sich hielt, bemerkte er geheim: „Je größer die Welt, desto garstiger die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Gleichmuth und Reinheit erhalten mir die Götter aufs schönste, aber dagegen welkt die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr." Im Winter wieder: „Die letzte Zeit meistentheils sehr still in 598

mir. Architektur gezeichnet, um noch abgezogener zu werden. Leidlich reine Vorstellung von vielen Verhältnissen." Nun hängt allerdings das reine, richtige Vorstellen mit solcher Abgezogenheit, die Unbefangenheit der Auffassung mit dieser inneren Stille, Sicherheit des Urtheils mit dem Gleichmuth, Selbstbeherrschung in Umgang und Geschäft mit reiner „Entfremdung von den Menschen" begreiflich zusammen. Eben so nahe steht aber auch dieser natürlichen Selbstbeherrschung mit Freude an Wirthschaft der Egoismus, dem Gleichmuth eines Verschlossenen fühllose Kälte, der Abgezogenheit Indifferenz, in der die Wahrheit selbst nur abstrakt wird, und der fortwährenden Entfremdung Leere des Gemüths, ja verneinende Frechheit. Es berühren und kreuzen sich an dieser Schwelle Faust und Mephisto. Diese Spannung, wenn sie in dem jungen Staatsmann überwiegend wurde, hätte ihn der ehrlichen Umgänglichkeit, der Grundform seines ersprießlichen Fürstendienstes, entkleidet, hätte, von den nächsten Reibungen des Lebens ihn zurückhaltend, seine Erfahrung einseitiger und ungültiger, sein amtliches Thun unangemessener und seine allgemeine Anschauung selbst nur mönchisch oder philosophisch, anstatt poetisch machen können. Daher war bei Goethe auch das wieder ebensowohl Bedacht und Absicht als Jugendmuth und Jugendblut, daß er die menschliche Passivität, die Bedürfnißgefühle, sinnlichen Prüfungen, Gattungstriebe nicht unterband und einzog, die den objektiven Prozeß der Naturwahrheit am Individuum machen. Indem er den Beruf erkannte, der sein Sinnen und Handeln, Amten und Leben in der Anschauung der allverbindenden Natur zusammenfaßte, war er mit Willen und Wissen bestrebt, seiner Anschauung an sich selbst die Natürlichkeit zu wahren, in animalischem, existenzialem, sozialem Sinn selbsterfahren, selbstempfunden, willig natürlicher Mensch zu sein. Daher nützte er seinen Dienst, die Strapazen, Genüsse, Sinnlichkeiten, die er ihm bot, für den Dienst und war, während er der vornehmen Haltung und praktischen Freiheit sich entgegenbildete, unermüdlich, mit dem in Zusammenhang zu bleiben, was er die „ersten Wege" der Existenz, den „menschlichen Gesichtskreis", die „menschlicheren Leidenschaften" nannte. Wie oft gedenkt er nach

angestrengtem Wachen des schönen Schlafs, der ihn hergestellt, des Bissens, der ihn erquickt, des Weines, wie jetzt sein Genuß, jetzt die Enthaltung davon seine Thätigkeit erhöht. Eislauf und Schwimmen, Fechten und Tanzen, Gehen und Reiten, die abenteuerlichen Wirthschaften, Jagden, Bergfahrten, Hoflustbarkeiten und was sonst sein Dienst hergab oder erforderte, macht er sich zur bewußten anthropologischen Gymnastik. Er erhält sich die Fühlbarkeit der Existenz dadurch, daß er Eins dem Andern entgegensetzt, das einsame Wohnen, Bauen und Pflanzen der Geselligkeit, der stillen Aktenarbeit Umritt und Umschau, den Kunstspielen, Artigkeiten, Intriken des Hofs den Verkehr mit gemeiner Natur, den Frühlingsgenuß, die Ausdauer in Stürmen. Schon die Harzreise 1777, zum amtlichen Zweck der Bergwerkskenntniß heimlich und absichtlich in der bittersten Winterzeit unternommen, zeigt uns diese merkwürdige praktische und dichterische Diätetik. Herbergserholung nach äußersten Unbilden der Witterung, Verkehr mit Menschen als Unbekannter geben ihm die einfachste Naturbegeisterung, die gefaßteste Naivetät. „Ich trocne nun an meinen Sachen, sie hängen um den Ofen. Wie wenig der Mensch bedarf, und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie *sehr* er des *Wenigen* bedarf! — — Den sonderbaren dramatisch ministerialischen Effekt, den die Welt auf mich macht, durch die ich ziehe! Das schönste von dieser Wallfahrt ist, daß ich meine Ideen bestätigt finde, auf jedem Schritt, über Wirthschaft, es sei ein Bauerngut oder ein Fürstenthum, und daß sie so simpel sind, daß man gar nicht zu reisen brauchte, wenn man *bei sich* was lernte. — Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden u. s. w. — In meiner Verkappung seh' ich täglich, wie leicht es ist, ein Schelm zu sein, und wie viele Vortheile einer, der sich im Augenblick verleugnet, über die harmlose Selbstigkeit der Menschen gewinnen kann. Niemand macht mir mehr Freude als die Hundsfutter, die ich

nun so ganz vor mir gewähren und ihre Rolle gemächlich ausspielen lasse. Der Nutzen aber, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich. — In meiner ersten Jugend, so lang ich im Druck lebte, so lang Niemand für das, was in mir auf- und abstieg, einig Gefühl hatte, vielmehr wie's geschieht, die Menschen erst mich nicht achteten, dann wegen einiger widerrennender Sonderbarkeiten scheel ansahen, hatte ich mit aller Lauterkeit meines Herzens eine Menge falscher, schiefer Prätensionen — da war ich elend, genagt, gedrückt, verstümmelt. — Jetzt ist's curios besonders die Tage her in der freiwilligen Entfernung, was da für Lieblichkeit, für Glück drin steckt. Die Menschen streichen sich recht auf mir 600 auf, wie auf einem Probirstein, ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, eins mit dem andern macht mir Spaß — Summa Summarum, es ist die Prätension aller Prätensionen, keine zu haben!" — In solchen Uebungen sah Goethe unmittelbar, daß die Menschen zuverlässig und berechenbar, wie die Verwaltung sie überall will, nur in dem seien, wozu ihre Existenzialtriebe und Bedürfnisse sie leiten und einschränken. Und immer war er dabei vorsichtig, daß die Schärfe dieser Ernüchterung nicht dem Glauben ans Gute und dem Streben darnach schädlich werde. Nach einem Gespräch mit dem Herzog über Polizeigesetze bemerkt er für sich: „Meine Vorstellung darüber darf ich nicht mit Worten ausdrücken, sie wäre leicht mißverstanden und dann gefährlich. Indem man unverbesserliche Uebel an Menschen und Umständen verbessern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr; anstatt daß man diese Uebel annehmen sollte, gleichsam als Grundstoff, und hernach suchen diesen zu contrebalanciren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man's nicht erreichen kann." So erinnert er sich dann bei der Aufgabe der Militärverwaltung, „irdische Maschinen" in Gang zu setzen und darin zu erhalten: „Lehrbuch und Geschichte sind lächerlich dem Handelnden; aber auch kein stolzer Gebet als um Weisheit; denn diese haben die Götter ein für allemal den Menschen versagt.

Klugheit theilen sie aus, dem Stier nach seinen Hörnern, der Katze nach ihren Klauen; sie haben alle Geschöpfe bewaffnet. — Immer bilde ich mir ein, es sei besser, wenn einer menschlichere Leidenschaften hätte. Ich bin zu abgezogen, um die ersten Verhältnisse, die meist Lumperei und Armuth des Geistes und des Beutels sind, zu finden und zu benutzen. Doch muß es gehen, da ich viel klarer bin und sehr vorsichtig, oft zu mißtrauisch, das aber nicht schadet." Und hierauf bei der Rekruten-Auslesung: „Es ist nichts vortheilhafter als in solchem Zeug zu kramen. Von oben herein sieht man Alles falsch und die Dinge gehen so menschlich, daß man, um etwas zu nützen, sich nicht genug im menschlichen Gesichtskreise halten kann." Dieselbe Forderung, sich im Mitgefühl zu erhalten, spricht er zugleich mit Demüthigung des Selbstgefühls aus nach dem Brand in Apolda, wo er so angestrengt arbeitete und Nöthiges zur Feuerordnung lebhaft erkannte: „Der Herzog wird endlich glauben. Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch wie ein Kaminfeuer, aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, und sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich Euch nicht zu lachen, zuschauende Götter, allenfalls lächeln mögt Ihr und mir beistehn!" — Im Frühjahr 1780: „Ich war eingehüllt den ganzen Tag und konnte den vielen Sachen, die auf mich drücken, weniger widerstehn. Ich muß den Zirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken: Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb dies und jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß nur noch herausbringen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege." April 1780: „Der Herzog wird täglich besser; nur ist's ein Uebel, daß ein Prinz, der etwas angreifen will, nie in die Gelegenheit kommt, die Dinge im Alltagswege von unten auf zu sehn. Er kommt auch manchmal dazu, sieht, was fehlt; aber wie ihm zu helfen? Ueber die Mittel macht man sich klare Begriffe, wie man

glaubt, und es sind doch nur allgemeine." Im Sommer 1780: „Uebrigens geht Alles seinen decidirten Gang, ich wende alle Sinnen und Gedanken auf, das Nöthige im Augenblick und das Schickliche zur Situation zu finden, es sei Hohes oder Tiefes. Es ist ein sauer Stückchen Brot, doch wenn man's erreichen könnte, auch ein schönes. Die größte Schwierigkeit ist, daß ich das Gemeine kaum fassen kann. Unbegreiflich ists, was Dinge, die der geringste 601 Mensch leicht begreift, sich drein schickt, sie ausführt, daß ich wie durch eine ungeheure Kluft davon gesondert bin. Auch geht mein größter Fleiß auf das Gemeine." Bald darauf, nach dem Feuer in Groß-Brembach: „Man fühlt da recht, wie einzeln man ist, und wie die Menschen doch so viel guten und schicklichen Begriff haben, etwas anzugreifen. Die fatalsten sind dabei, wie immer, die nur sehn, was nicht geschieht, und darüber die aufs Nothwendige gerichteten Menschen irre machen. Ich habe ermahnt, gebeten, getröstet, beruhigt und meine ganze Sorgfalt auf die Kirche gewendet, die noch in Gefahr stund, als ich kam, und wo außer dem Gebäude noch viel Frucht, die dem Herrn gehört, auf dem Boden zu Grunde gegangen wäre. Voreilige Flucht ist der größte Schaden bei solchen Gelegenheiten .... Meine Augbrauen sind versengt, und das Wasser in meinen Schuhen siedend hat mir die Zehen gebrüht; ein wenig zu ruhen legte ich mich nach Mitternacht, da alles noch brannte und knisterte, im Wirthshaus aufs Bett und wurde von Wanzen heimgesucht, und versuchte also manch menschlich Elend und Unbequemlichkeit. — Einige ganz gewöhnliche und immer unerkannte Fehler bei solchen Gelegenheiten hab' ich bemerkt." — Im Herbst auf der Kammergüter-Inspektion: „In Melpers habe ich viel Vergnügen gehabt. Baty hat seine Sachen trefflich gemacht. Man soll thun, was man kann, einzelne Menschen vom Untergange zu retten. Dann ist aber noch wenig gethan, vom Elend zum Wohlstand sind unzählige Grade. Das Gute, das man in der Welt thun kann, ist ein Minimum. In bürgerlichen Dingen, wo Alles in einer gemessenen Ordnung geht, kann man weder das Gute sonderlich beschleunigen, noch ein oder das andere Uebel herausheben; sie müssen zusammen wie schwarze und weiße Schafe einer Heerde

untereinander zum Stalle herein und hinaus." — Diese Geflissenheit, mit dem gemeinen Lauf der Dinge in unmittelbarem Verkehr zu bleiben, den Austausch von Stärken und Schwächen in den Funktionen der eigenen Individualität und den gangbaren Zuständen zu erfahren, überall mit adäquatem Maßstabe zu messen und im organischen Motiv zu handeln, erwirkte, versteht sich, einen Fortschritt in der Klarheit und Gewandtheit des Amtens. Dazu stimmen auch die Tagebuch-Noten. Im Frühling 1780: „Conseil. Momentane Bewegung. Widerstanden und überwunden. Es scheint das Glück mich zu begünstigen, daß ich in wenig Tagen viel garstige und mitgeschleppte Verhältnisse abschütteln soll. Nemo coronatur nisi qui certaverit ante." — Bald darauf: „Mit Kalb zwei Stunden lange Erörterung. Er ist sehr herunter. Mir schwindelt vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe. Manchmal möcht' ich wie Polykrates mein liebstes Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt mir alles, was ich nur angreife; aber auch anzugreifen sei nicht lässig. — Ich trinke fast keinen Wein und gewinne fast täglich mehr Blick und Geschick zum thätigen Leben. Doch ist mir's wie einem Vogel, der sich in Zwirn verwickelt hat; ich fühle, daß ich Flügel habe, und sie sind noch nicht zu gebrauchen. Es wird noch werden." — Darauf im Mai: „Meine Tage waren vom Morgen bis in die Nacht besetzt. Man könnte noch mehr, ja das Unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre; das geht nun nicht. — Ordnung habe ich nun in allen meinen Sachen; nun mag Erfahrenheit, Gewandtheit u. s. w. auch ankommen. Wie weit ist's vom Kleinsten zum Höchsten? — Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse. Es wird mit mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichste. In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, fast keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menschlichen Gebrechen sind doch rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen."

Wir sehen zu diesen Gewahrungen des Fortschritts, die im

602

folgenden Jahr noch stärker werden, objektiv die Entstehung neuer Aufgaben und Ansprüche, subjektiv zum Gefühl des Erreichten das um so schärfere des Unerreichten sich gesellen, das einen Stachel gegen die bedingte Lässigkeit wendet. So erzeugte sich in dieser praktischen Schwingung nothwendig an der stets nur getheilten Befriedigung die Unbefriedigung. Der Widerspruch des amtlichen Verhaltens, in dem sich der Dichter übte, gegen den Grundtrieb freier Totalanschauung bildete sich in seinem Empfinden als jene Schwankung eines amphibischen Lebens, die er schon früher als angehendes Froschwesen und im Herbst eben des Jahres 1780 so launig als allmähliche Verwandlung eines dem Ertrinken nahen Vogels in einen unbehaglichen Halbfisch geschildert hat. Aus natürlicher Federkraft durchbrach dann, indem sie aus ihnen zurückschnellte, die unveräußerliche Dichteranschauung diese praktischen Spannungen und schwang sich in freiem Spiele so unaufhaltsam über sie hinweg, wie dieselben Herbstreisebriefe malen. Sie zauberte sich im Möglichen der Einbildung die volle harmonische Erholung, nach der ihre von den praktischen Motiven geschraubten individuellen Triebe lechzten. „Gleich einem angenehmen Mirza reis' ich auf die berühmte Messe von Kabul, Nichts ist zu groß oder zu klein, wonach ich mich nicht umsehe, drum buhle oder handle, und wenn ich mein Geld ausgegeben habe, mich in die Prinzeß von Kaschmir verliebe und erst noch die Hauptreisen bevorstehn, durch Wüsten, Wälder, Bergzinnen und von dannen in den Mond." Desto ungenügender fielen hiergegen die Vortheile der vergessenen Gegenwart den rasch angestoßenen Sinnen auf und gaben die Reflexion von äußeren und inneren Rückständen, welche die Schwankungen des Behagens in die des Unbehagens, der Selbstanklage, des Mißtrauens umsetzen konnten.

Diese Erfahrung, wie die Genialität unter dem praktischen Ausführen ihrer Voraussetzung, für alle äußeren Vorkommnisse die Vorbestimmung an sich selbst zu haben und die Vollziehbarkeit in der eigenen Individualität zu finden, mit sich in Widersprüche 603 gerathen, war gleichzeitig noch bewegter bei dem ähnlichen Einsatze der individuellen Lebhaftigkeit in die Umgangspflichten

und geselligen Aufgaben des jungen Seelenführers und Einklangstifters. Auch hier hatte er von Anfang den wechselnden Situationen sich dadurch natürlich gerecht gemacht, daß er in die Züge und Wendungen der gesellschaftlichen Gruppen seine eigenen Jugendbedürfnisse und Herzensneigungen naivlistig miteinflocht. Wenn er dies nicht gewollt hätte, — er war zu schön und zu interessant, zu empfänglich für jede Spielart individueller Anmuth und zu eigenliebenswürdig, als daß er in irgend einer geselligen Sphäre hätte von unwillkürlichen Anziehungen und empfindsamen Wechselseitigkeiten unversucht bleiben können. So gewiß nun dies warmblütig und zart wohlwollende und wohlthuende Mitleben Goethes im Wesentlichen die wirkliche Bedingung der von ihm ausgehenden Temperatur-Erhöhung des ganzen Weimarischen Hofkreises und für viele nöthige und nützliche, gute und edle Vermittlungen der ungezwungene Leiter war: so natürlich schweiften an peripherischen Punkten die mitgehenden „Miseleien," „Liaisons," Gefälligkeiten in leichtsinnige Augenblicke und leidenschaftliche Neigungen aus. Diese Verfänglichkeiten, obwohl sie der junge Mann auszugleichen und einer soliden Haltung in seinen Pflichtverhältnissen unterzuordnen klug und ernst genug war, störten doch während der ersten fünf Jahre mit wiederkehrenden kleinen Verwicklungen, auch wohl mit nur scheinbaren Kreuzungen das bedeutendste dieser Neigungsbänder, das in der ersten Einstandszeit schon tiefbegründete und bei raschen Wandlungen unablässig von ihm festgehaltene Verhältniß zu Frau von Stein. Denn diese Dame von wohlwollendem Gemüth und gefaßtem Wesen war nicht allein für seine gewissenhaften Sorgen um die Wohlstimmung der fürstlichen Familie, Milderung und Lösung von jedem derselben widrigen Zustand oder Zwischenfall ihm durch Stellung und Charakter die einflußreichste und günstigste Verbündete. Sie war durch einen Geist der Ordnung und des lieblichen Wohlmaßes dem unter so vielen Anforderungen und Bewegungen der Sammlung und Stillung bedürftigen Jüngling höchst anziehend, und eine leise Schwermuth, ein Verzicht auf Lebensglück, als Folie ihrer klaren Umsicht und Theilnehmung, reizte um so tiefer die Wärme des muthigen, in Lebensglück

und Glück der Liebe vertrauenden Dichters. Von Anbeginn war ihm daher die Werbung um ihr Wohlgefallen, ihr Mitleben, ihr mit ihm aufsteigendes Glück die individuellste Fassung und Spieglung seiner ganzen genial-praktischen Mission. Sein Ringen gegen ihre Zurückhaltung, sein fügsames Ausdauern bei ihren Einschränkungen war die gemüthliche Seite der gleichen Regsamkeit und Ausdauer in den amtlichen Richtungen, das Anempfinden an ihr besonnen wohlthätiges Walten in Haus und Gesellschaft die magnetische Leitung in seiner eigenen Entwicklung solcher Eigenschaften für seine geschäftlichen Betriebe; und wie er anhaltend war, die großen und kleinen Sorgen und Freuden 604 ihrer Häuslichkeit und Familie treu zu theilen und seine Tageswirthschaft möglichst mit der ihrigen zu verflechten, so zog er sie auch in die intime Mitwissenschaft aller seiner praktischen Interessen. Hinsichtlich der inneren, sittlichen Bezüge des fürstlichen Hofhalts ergab sich das von selbst aus der Nähe der Frau von Stein zur Fürstin Mutter, dem Herzog und der jungen Herzogin, und den Gesinnungen für deren Wohl und Güte, die ihr taktvolles Einwirken mit Goethes Augenmerken und Bestrebungen zusammenführten. Aber nicht minder machte er sie in seinen geschäftlichen Vorsätzen und Anstößen, Ausbeuten und Maßnahmen durch mündliche und briefliche Mittheilung, Rechenschaft vor ihr und Ueberlegung mit ihr zu seiner vertrautesten Kollegin. Unterbrechungen dieses Einvernehmens verursachte in den ersten Jahren theils die Lebhaftigkeit des jungen Freundes, von der sie nach außen nachtheiligen Schein und bei ihm selbst gegen ihr tieferes Gefühl ein rasches Verbrausen fürchtete. Auch erregte wohl seine Pflege der Jugendgruppen vom Unterhaltungskreise der Hofgesellschaft mit aufmunternder Neckerei oder weicher Mitempfindung ihr Bedenken. Ueber alle solche Störungen hinaus erhöhten jedoch den herzlichen Einverstand immer wieder Goethes feinsinnige Wendungen, treue Aufmerksamkeiten und der Zauber seiner naiven Mittheilsamkeit des Tiefsten in der anspruchslosesten Sammlung des augenblicklich Gegebenen. Jede Epoche einer neuen Prüfung oder frischerreichten Stufe im Fortschritt auf seiner Amtslaufbahn wußte er mit einem anmuthig gewählten

Pfande seiner und ihrer Neigung zu weihen, und so die Steigerung seines Berufslebens mit der dieses zarten Verhältnisses im individuellsten Gefühl zu verschmelzen. Nach jedem solchen Fortschritt aber, der mit der Vermehrung seines ernsten Lebensgehaltes und Erfahrungserwerbs den Zentralherd des Umganges mit der sinnvollen, ihm sich zubildenden Frau erweiterte und die Seelenschönheit der Vertraulichkeit vertiefte, waren seine Ansprüche an ihre Nähe, Gegenwart, Offenheit für seine Gefühle nothwendig verstärkt. Indem er auch hier auf Wirklichkeit drang und ganz individuelle Zusammenstimmung voraussetzte, stieß er allemal an ihrer äußeren oder innerlichen Lebensökonomie empfindlich an. Ihre Badereisen und Verweilungen auf dem Landgut, in der Stadt die andern gesellschaftlichen Verbindlichkeiten, die sie unterhielt, schufen ihm unleidliche Entbehrungen, und in den glücklichen Augenblicken des traulichsten Naheseins wandelte sein Feuer ihr aufgeschlossenes Gefühl in die Furcht gänzlichen Verlustes ihrer Fassung vor ihm, augenblickliches Zurückziehn, Meiden. Die Naivetät seiner Klagen und eifersüchtigen Ausfälle bei jenen Entbehrungen, und dieses feurige Zuthun hatten ihm, in den früheren Epochen, von ihr jenen Scheltnamen des Bären zugezogen, — und doch war sie nach solchen Eindrücken ihrer unaufhaltsamen Verwebung mit seinem Lebensgang und seiner persönlichen Anziehung nur tiefer inne geworden.

Wie in der praktischen Entfaltung des Dichters die bedingte Befriedigung neue Aufgaben erzeugte, die sie in Unbefriedigung umsetzten, und diese Schwankung den Durchbruch der Dichterkraft steigerte, dessen Abklingen wieder die praktischen Anforderungen empfindlicher machte, — ebenso ward in diesem Zusammenstreben der Liebe durch die Schwankungen zwischen dem wohlthuendsten Einverstande und der theilenden Entzündung die Macht des persönlichen Bedürfnisses nur empfindlicher. Und da der Dichter zum Inhalt und Mittel dieses Einverstandes die Uebersicht und Durchklärung eben seiner praktischen Aufgaben gemacht hatte, so bewegte sich sein Fortschritt auf der amtlichen Bahn zwischen der doppelten Reibung des Dichterschwunges und der individuellen Leidenschaft. Deutlich 605

liegen hier die Elemente seines Tasso. Wirklich hat ja dieses Schauspiel im Frühjahr 1780 beim Uebergange des jungen Geheimraths in gesteigerte praktische Aufgaben den Keim angesetzt unter jenen Gewahrungen des Fortschritts, worin das Glück des Gelingens mit dem Stachel neuer Anforderungen und das Bedingte der Leistung mit Selbstanklage sich so stark aussprach. Und dann war es nach dem erfahrenen Durchbruch der Dichterphantasie zwischen den Schwankungen praktischer Befriedigung, daß im Spätherbste des Jahres die kulminirende Leidenschaft zur Freundin heftig verwundend anstieß und mit dem Verbeben dieser Erschütterung in Reue, Vorwurf, Aussöhnung die Niederschrift dieser Dichtung ihren lebhaften Anfang nahm. Die Vollendung derselben fiel bekanntlich weit später, — in die Zeit der Rückkunft aus Italien, nach einem andern Konflikt des Dichters, und geschah mit gänzlicher Umarbeitung des früheren Anfangs. Denn dieser war von weicherem Pulsschlag. Es war darin der Widerspruch der Genialität mit sich, der in den Lebensaufgaben ihre Energien zwischen unbedingte Hingebung und überscharfes Mißtrauen rührend ungünstig vertheilt, in die tragische Richtung des Bruches mit der praktischen Welt gerade durch das begeisterte Einlassen, und des Verlustes der Seelenharmonie gerade durch die individuellste Anschließung noch nicht getrieben, sondern es überwog in diesen ursprünglichen zwei Akten die Wärme seliger Hingebung. Dies aus dem Grunde, weil in dem deutschen Dichter damals die störende Seite des Widerspruchs nur vorübergehender Moment, die Theilung der Energien in unzeitiges Zutrauen und Vorwurf nur Uebergang zu der günstigsten Theilung in gründliche Nüchternheit und individuelle Befriedigung war. Mit diesem Uebergange trat Goethe zugleich in die sichere Haltung praktischer Tüchtigkeit und das Gleichgewicht konkreter Dichteranschauung.

In der lebhaftesten Kreuzung seiner Energien hatte der standhafte Werber die sittliche Vereinigung mit der Freundin, zu der die natürlichst erwachsene Neigung ihn hinzog, zu der Reife heraufgepflegt, von welcher jener heftige Anstoß seines Anspruchs im Herbst 1780 nur der individuellste Ausdruck, ihre Erschütte-

rung selbst und das kurze Zerwürfniß für Beide nur die empfundenste Verständigung der Unumgänglichkeit ihrer Verbindung war. Und die Aussöhnung zu dieser wurde für den Dichter gleichsehr die Erreichung seines Lebensglücks mit dem errungenen der Geliebten wie in seinem praktischen Berufe die gelingende Trennung seines amtlichen Verhaltens von der schönen Totalanschauung und die innerste Wiederverbindung beider zur konkreten Poesie.

Der praktische Fortschritt, der im ersten Frühjahr 1780 ihm sein Uebergewicht über den Kammerpräsidenten und seine Bestimmung zu stärkerem Eingehen in das Bedingte der Verwaltung zum Bewußtsein brachte, forderte, wie er sich's aussprach, gänzliche Selbstverleugnung. Ebenso unablässig bedingend waren gleichzeitig seine sittlich-geselligen Aufgaben: den Herzog auf Geschäfts- und Vergnügungsausritten zu begleiten und bei leidendem Zustand zu beachten, die neue Inszenesetzung der Iphigenie und dann die Mitwirkung bei anderen Komödienaufführungen, bei 606 Tänzen und Unterhaltungen schöner Gäste als Vehikel zu behandeln, um des Prinzen Konstantin leidenschaftliches Neigungsverhältniß zu trennen, sein Auf-Reisen-Gehen vertraulich und wirthschaftlich vorzubereiten, dem Verdrusse Knebels bei seiner Enthebung von der Hofmeisterstelle vorzubauen, und mehr solche bedrohliche Verwirrungen der Gesellschaft gelinde zu beugen. Die Freundin, bei diesen Begütigungszwecken mitwirkend und von den Einverwicklungen seiner individuellen Reizbarkeit sorglich bewegt, gab ihm zum erbetenen Andenkenspfande auf trennenden Wegen einen Ring mit ihrem Namenszug. Er selbst, im Gefühle, wie diese Gesellschaftsdienste gleichfalls Selbstverleugnung ebenso sehr fordern als erschweren, schrieb ihr Anfangs Juni auf dem Wege nach Gotha: „Was mir die Götter geben, ist auch Ihnen. Und wenn ich heimlich mit mir nicht zufrieden bin, so sind Sie wie die eherne Schlange, zu der ich mich aus meinen Sünd' und Fehlern aufrichte und gesund werde. Denn die Götter haben den Menschen Vielerlei gegeben, das Gute, daß sie sich vorzüglich fühlen, und das Böse, daß sie sich gleich fühlen.“ Damit bekannte er, daß Reinheit in solchen Intriken geselliger Leidenschaften ihm nur der tiefere Zug seiner ganzen Indi-

vidualität zu ihr bewahren könne. Das wiederholte er in der zweiten Woche darauf, als die Freundin verreist, er wieder in die psychiatrischen Anliegen gezogen und bei dem werktäglichen „Aufwand aller Sinne und Gedanken das Nöthige im Augenblick und das Schickliche zur Situation zu finden", Sonntags die „Vögel" zu diktiren und den Hof-Patienten einzuüben, zwischendurch dem Feuer in Brembach und anderen Nöthen zu begegnen veranlaßt war: „Wenn Sie nicht bald wiederkommen, muß ich eine andere Lebensart anfangen. Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit worden. Seit Sie weg sind, hab' ich kein Wort gesagt, was mir aus dem Innersten gegangen wäre. Aber freilich tausend und tausend Gedanken steigen in mir auf und ab." Kurz darauf der gleiche Anruf mit der Anwendung auf die Nothwendigkeit überallbedingten Verhaltens im Praktischen: „Wir wollen uns lieb und werth behalten, meine Beste. Denn des Lumpigen ist zu viel auf der Welt, obgleich dem Gescheidten alles zuverlässig sein sollte, wenn er nur einmal Stein für Stein und Stroh für Stroh nimmt. Es ist aber nichts schwerer als die Sachen zu nehmen für das, was sie sind. Ich hab' Ihnen artige und unartige Dinge zu vertrauen." Wenn ferner dies bedingt praktische Verhalten gelingend ihm das allein Zuverlässige in der allbestimmenden Natur darstellte, so konnte seine Totalanschauung des reinen Zusammenhangs wieder nur durch Verleugnung der Sympathie und Auflösung individuellen Lebensgefühls ins allgemeine Wahre zerfließen. So schreibt er zu Anfang September aus Ilmenau: „Auf dem höchsten Berg des Reviers hab' ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtchens, den Klagen, den 607 Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen. Es ist ein ganz reiner Himmel und ich gehe, des Sonnenuntergangs mich zu freuen. Die Aussicht ist groß, aber einfach. — — Die Sonne ist unter. Es ist eben die Gegend, von der ich Ihnen [im ersten unruhvollen Jahr] die aufsteigenden Nebel zeichnete. Jetzt ist sie so rein und ruhig und uninteressant als eine große schöne Seele, wenn sie sich am wohlsten befindet." Tags darauf: „Wir sind auf die hohen Gipfel ge-

stiegen und in die Tiefen der Erde gekrochen und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir wollen ihm vorarbeiten. Wir haben recht schöne große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und sie in der Wahrheit ausweiten." Nun aber unmittelbar der sympathetische Rückblick: „Könnten wir nur auch bald den armen Maulwürfen von hier Beschäftigung und Brod geben —. Ich habe Verschiedenes durchgeredt und untersucht. Die Menschen sind vom Fluch gedrückt, der auf die Schlange fallen sollte, sie kriechen auf dem Bauche und fressen Staub." — Zu dem lebhaften Mitgefühl dieses Unbehagens und dem Aufgebot thätiger Fürsorge ihn zurückbringen aus jener einsamen Ruhe des hohen Naturfriedens, das konnte wieder nur die Erhaltung seines eignen individuellbedürftigen Lebensgefühles in ihr mit gleich totaler Naturwahrheit. Und so hatte er auch hier, vor jener Seelenstillung im Sonnenuntergang, bemerkt: „Meine Beste, ich bin in die Hermansteiner Höhle gestiegen, an den Platz, wo Sie [im ersten Jahr] mit mir waren, und habe das [damals von ihm eingemeißelte] S, das so frisch noch wie von gestern eingezeichnet steht, geküßt, daß der Porphyr seinen ganzen Erdgeruch ausathmete, um mir auf seine Art wenigstens zu antworten. Ich bat den hundertköpfigen Gott, der mich so weit vorgerückt und verändert, und mir doch Ihre Liebe und diese Felsen erhalten hat, noch weiter fortzufahren und mich werther zu machen seiner Liebe und der Ihrigen." Diesen Bergfahrten schloß unmittelbar die Güter-Inspektionsreise und gleichzeitige Mittheilung der so mannigfaltigen Reflexionen sich an, darunter nach Schilderung vom Ueberwegfluge der Dichterphantasie: „Liebes Gold, wenn ich zuletzt aus meinem Traum erwache, find' ich noch immer, daß ich Sie lieb habe und mich nach Ihnen sehne." Und nachdem er seine nüchternen amtlichen Bedenken und doppelfühligen amphibischen Bewegungen, aber auch die Ode „Meine Göttin" auf die Reiseblätter geworfen: „Gute Nacht, lauteres Gold, ich möchte in dreifachem Feuer geläutert werden, um Ihrer Liebe werth zu sein. Doch nehmen Sie die Statue aus korinthischem Erz, wie

der Engel Ithuriel, um der Form willen an. Denn es kann Sie ein Besserer nicht besser lieben." — Kurz, der vielgereizte, weitgetheilte Kämpfer sah, sollte er in seinen vordringenden praktischen Umschwüngen festverständige Haltung ohne starre Abgezogenheit, Sinnenfrische und Geschmeidigkeit ohne Verwilderung und Abstumpfung behaupten, so mußte er seine allgemeinste Bestimmung mit seinen persönlichsten Trieben in der Wahrheit dieser Liebe vereinen. Die stärkste unwillkürliche Leidenschaft war zugleich seiner Besonnenheit und Entschließung die totale Befriedigung mit seiner Wirklichkeit, die Vollendung seiner Seele zur Harmonie und Gesundheit ihrer Energien. Im Anfang Oktober gab sein ungeduldiges Dringen auf die Nähe der Freundin ihr so tief, als es sie verwundete, die Empfindung, wie viel sie ihm war. Als ihm daraus die Blüthe ihrer Liebe aufging, kam Alles, was ihn innig begeisterte, in ihr persönlich, aus ihr lebendig ihm entgegen. Nun war sein Ideal, wie in der allgemeinen Existenz und. der Menschenwelt, so im persönlichen Dasein auf Natur gegründet, lebenswahr, sein Sinn einig mit Schicksal und Gegenwart. So hell floß nun das geniale Vertrauen, von dem er ausgegangen, als gewisser Zustand in seine Besinnung, daß alle bisherigen Uebergänge seines beherzten Hinstrebens darauf ihm wie Ahnungen und Träume erschienen, und er am 7. November schrieb: „Ich recapitulire in der Stille mein Leben seit diesen fünf Jahren und finde wunderbare Geschichten. Der Mensch ist doch wie ein Nachtgänger, er steigt die gefährlichsten Kanten im Schlafe. Behalten Sie mich lieb, das muß einen befestigen, daß man mit allem Guten bleibender und näher wird, das Andere wie Schalen und Schuppen täglich von einem herunterfällt." Er hatte inzwischen am Tasso geschrieben, wohlbesonnen für nöthige Verständigungen in der fürstlichen Familie gewirkt, und 608 arbeitete nun unter den Wiedersehensfreuden am Schluß des Jahres auf das Nachdrücklichste in seinem Verwaltungszweig.

Mit dieser Befestigung des zweiten Fortschritts in seinem praktischen Berufe hatte der 31jährige Mann in der gesicherten Harmonie seiner selbst die freie Tauglichkeit zu allen seinen Amtsbelangen gewonnen. Beides konnte fortan nur äußerlich wachsen. Die Selbstgeständnisse, die bis dahin so bestimmt und schonungslos seine Fehler im Amt, Rückstände und Unzulänglichkeiten rügten, sprechen im Sommer 1781 den gelungenen Abschluß und den Muth zu Größerem aus, und seiner Mutter sagt er gleichzeitig, es sei nun der Zeitpunkt da, wo die gepflanzten Bäume wachsen und man hoffen könne, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern. Die Schlußrechenschaft dieses Jahres lautet: „Mehr Ordnung, Bestimmtheit und Consequenz in Allem, Festhalten an meinem Plan. Aufklärung und Entwicklung mehrer Dinge. Dicke Haut mehrer Personen durchbrochen. Im Wilhelmsthal, Eisenach, Gotha, überall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung im Hause —." Seine in diesen Jahren zahlreichsten Maskenspiele für die Redouten entwickeln aufs Mildeste die freie Lebensanschauung und huldigen anmuthig der Herzogin Luise. Den Herzog beobachtete er von nun an schärfer, ließ ihn auch wohl Strenge fühlen und ward ihm nur unentbehrlicher. Goethe sah bereits klar, daß er mit poetischen Unterhaltungen seinem Hof nur momentan, gründlich ihm nur durch Besserung der Verwaltung dienen könne. Schon im Mai 1781, mitten unter dichten Zeugnissen seines befriedigten Fleißes, schrieb er der Freundin: „Ich bin geschäftig und traurig. Diese Tage machen wieder in mir Epoche. Es häuft sich alles, um gewisse Begriffe bei mir festzusetzen und mich zu gewissen Entschlüssen zu treiben. Zu Mittag komm' ich, empfange mich mit Deiner Liebe und hilf mir über den dürren Boden der Klarheit, da Du mich durch das Land der Nebel begleitet hast." Hier spricht die Voraussicht, daß ihn von einer Seite das große Vertrauen des Herzogs, von der anderen seine Aufdeckung der Uebelstände der Verwaltung zur Uebernahme schwieriger Geschäfte von gleichwohl zweifelhaftem Erfolge drängen werden. Einen Monat später kämpft er wiederholt mit der Beschwerniß solcher Ausdauer in einem fehlerhaften System. Dann geht im Spät-

jahr der ihm zugekommenen Ankündigung seiner Erhebung in den Adelstand eine vertraute Aeußerung vorher, die des Fürsten Ideenfolge und Standhaftigkeit für einen langen verwegenen Plan bezweifelt, und folgt am 9. Dezember die andere: „Die Götter machen es recht künstlich, daß auch ein Mensch, den sie nach und nach der Kindheit entreißen, dem sie einige Klugheit gönnen, daß auch der immer noch im Unmöglichen eine Laufbahn 609 vor sich sieht." Und als er Anfangs Juni folgenden Jahrs wirklich das Diplom hat: „Wie viel wohler wäre mir's, wenn ich von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte;" und gleich darauf als Kammerpräsident nach Kalbs Absetzung: „Da alles epochenweise mit mir geht, so hoff' ich, die neue Veränderung und Erweiterung meiner Bestimmung sei mir und Anderen wohlthuend." So frei von Illusion, mit klarer Verleugnung in den anwachsenden Geschäften vorwärts zu gehen war er deshalb im Stande, weil er diese Verleugnung, die allein, wußte er, zu herrschen werth und fähig macht, auf den positiven Grund gebracht hatte, der sie zum natürlichen Zustand machte, auf den Seelenschwung der Liebe, der thatlustige Unruhe mit dem Gleichmuthe gestillter Sehnsucht in jedes Tagewerk übertrug und um ihn, wie er's von jener Epoche an unerschöpflich ausspricht, das schöne Klima schuf, worin der Fleiß ihm leicht ward, worin Mühseligkeiten ihm die beglückende Ruhe des Abends verdienten. Die trockensten Arbeiten nüchterner Pflicht waren am besten geeignet, von dieser ihnen dienlichen Verleugnung heilsamen Zins der schönen Leidenschaft selbst zurückzugeben. Denn so hingerissen in Entzücken, so gehoben in Begeisterung, so unablässig zur Geliebten hingezogen erscheint der Dichter, daß dieser unbedingte Zug der alltäglichen Widerhalte von baarer Schwere bedurfte, um seine zarten und tiefen Erschütterungen in dem Gleichgewichte lieblich erschöpfter Empfindung und ernsten Austausches zu bewegen. Da der Aufgenommene alle Absichten und Bedenken seines Pflichtlebens vor der Freundin auseinander legte, kam ihm sein Sollen und Wollen aus dem Auge der Liebe

als verklärte Spiegelung seines Wesens, aus dem Munde der Treue als Ausdruck innigen Einverstandes zurück; und wie er von dieser Liebe und Treue sagt, sie sei alle Tage neu und das Vergängliche scheine die Unvergänglichkeit angezogen zu haben, so gewannen seine Geschäfte in dieser geistvollen Leidenschaft die Totalität, die sie an sich nicht hatten. Sie wurden in der Theilnahme der Vertrauten die Verwirklichung seiner feurigen Bitte: „Vollende Dein Werk, mache mich ganz gut", wurden die Erfüllung seines Gebets, „ihrer Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld theilhaft zu werden." „Wenn die Menschen", sagt er, „Dir zur Freude Guts von mir reden, so möcht' ich erst auch um des Rufs willen etwas thun —: erhalte mich im Guten und im Genusse des Guten." Und wieder: „Den Frauen und Dir besonders hab' ich in der Stille des Morgens eine Lobrede gehalten. Eure Neigungen sind immer lebendig und thätig und Ihr könnt nicht lieben und vernachlässigen. Die Offenheit und Ruhe meines Herzens, die Du mir wiedergegeben hast, sei auch für Dich allein und alles Gute, was Anderen und mir daraus entspringt, sei auch Dein. Glaub' mir, ich fühle mich ganz anders, meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast mir den Genuß im Gutsthun gegeben, den ich verloren hatte." Wenn Sorge seinen 610 Blick auf die lästigste Seite seines Zustandes heftet und ihm Flucht anräth, fühlt er, daß ein Blick, ein Wort von der Geliebten all diese Nebel verscheuche. „Was kann der Mensch, und was könnte der Mensch!" ruft er zu ihr, wenn es ihm „wohlgeht, weil Manches wohlgeht" im Amtskreise. Und in ihrem Wirthschaftseifer auf ihrem Gute liebt er „ihre köstliche, thätige Seele." „Dir geht es mit der Wirthschaft, wie mir manchmal in Geschäften. Sobald man die Verhältnisse recht klar sieht, haben die Dinge auch bald ein Interesse: denn der Mensch mag immer gern mitwirken und der Gute gern ordnen, zurechtlegen und die stille Herrschaft des Rechten befördern."

Ebenso entwickelten sich für die sittliche und diplomatische Geselligkeit Goethes die oben berührten Fortschritte in anständige Freiheit, gefällige Sicherheit, in vornehme Bildung eben jetzt

ganz natürlich aus dem Glück und dem Zartgefühl dieses engsten Bundes. Es war im ersten Hochgefühl seiner vollen Gewißheit, daß der Liebesselige aus der Entfernung, als Mitgast des gräflichen Schlosses, in den Briefen an die Verbundene, sich mit dem Vorwort: „wenn das Auge licht ist, so wird der ganze Körper licht sein et vice versa", in der frischen Aufklärung über Welt, Große Welt, Welthaben so feinsinnig erging. Und fortwährend bezeugt er: „Seit ich in Deiner Liebe ein Ruhen und Bleiben habe, ist mir die Welt so klar und so lieb. — Ich bin vergnügt, weil ich mitten durch die vielerlei Menschen mich an dem Faden der Liebe zu Dir sachte und sicher winde. — — Wie angenehm wird mir dies Spiel, da ich keinen Wunsch habe als den, Dir zu gefallen und Dir immer willkommner zu sein. — — Ich glaube, man wird mit mir zufrieden sein. Wenn unsere Begriffe sich zu berichtigen anfangen, dann geht's mit Macht. — Was bin ich Dir nicht schuldig! Hätt' ich auch ohne Dich je meinen Lieblingsirrthümern entsagen mögen? Könnt' ich auch wohl die Welt so rein sehn, so glücklich mich darinne betragen, als seitdem ich Nichts mehr darin zu suchen habe. — — Wie wundersam und auffallend, wenn ich so ein fremdes Völkchen, wo gewissermaßen kein Wort auf eine Saite in mir trifft, vor mir habe und mit ihm lebe. Ich will mich gut halten. — — Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist freilich nichts Schweres. — — Da ich einmal im Gewinnst sitze, so fällt mir alles zu, da ich aufmerksam bin, des Glücks zu gebrauchen, so vermehrt sich's täglich und ich verschleudere Nichts. Wäre das, was ich gewinne, Geld, so wollt' ich bald eine Million beisammen haben. Verschiedne sind auf Verschiednes in der Welt angewiesen. Goldreich werd' ich nie, desto reicher an Vertrauen, gutem Namen und Einfluß auf die Gemüther. — Das danke ich Dir, Liebste, alle Tage, daß ich Dein geworden bin und Du mich aufs Rechte gebracht hast. — — Die Seele aber wird immer tiefer in sich zurückgekehrt, je mehr man die Menschen nach ihrer und nicht nach seiner Art behandelt. Man verhält sich zu ihnen wie der Musikus zum Instrument, und ich könnte es nicht acht Tage treiben, wenn

mein Geist nicht in der glückseligen Gemeinschaft mit dem Deinigen lebte. — Die Existenzen fremder Menschen sind der beste Spiegel, worin wir die unsrige erblicken können. — Meine Nähe zu Dir fühl' ich immer. Durch Dich habe ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch Deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. Nicht, daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, ich sehe recht deutlich, wie die Menschen sind, was sie sinnen, wünschen, treiben und genießen, ich gönne jedem das Seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung, einen so unzerstörlichen Schatz zu besitzen."

Es ist von dieser persönlichen Aneignung des vornehmen 611 Gleichgewichts im Anschauen und Betragen, das dem Hof- und Staatsmann zu üben vergönnt und vortheilhaft war, schon oben der Vortheil, den es auch dem Dichterstil Goethes gewährte, hervorgehoben worden. Hier ist in diesem Betracht nun die Gleichzeitigkeit des Eintretens dieser Stileigenschaft mit der belebten Weltmannsübung zu beachten. Denn jene durch ihre freie, edel umfassende Sprache ausgezeichnete Parentation auf Mieding, die an sinnvollen Stellen ausdrücklich den Staatsmann durchblicken läßt, und von welcher der Dichter sagte, man möge sie für ihn selbst als Parentation mitgelten lassen, entstand im Frühjahr 1782 zwischen Goethes ersten behaglichen Versuchen diplomatischer Touren und unter jenen nüchternen Erwägungen, die ihn einem größeren Antheil am Staat entgegendrängten. In derselben Zeit, der auch die heroischen Oden „Grenzen der Menschheit" und „das Göttliche" angehören, arbeitete er den Egmont auf diesen größeren und reineren Stil zu derjenigen Form, wie er ihn Anfangs Mai 1782 an Möser schickte. Und auch die läuternde, ins Objektive steigernde Ueberarbeitung des Werther ward schon im Juni 1782 bedacht, im November begonnen. In „Ilmenau," aus dem Herbst des nächsten Jahres, verkennt Niemand diese Freiheit in der Wahrheit, diese in sittlicher Umfassung politischer Welt und Gegenwart persönlich hohe Haltung. Und in solcher konnte der Dichter sich geben, weil er als Weltmann in der Gesellschaft unabhängig verbindlich, im Staat uneigennützig tüchtig lebte, konnte sie an dem, was am

unmittelbarsten den Athem der Persönlichkeit hat, an Ton und Maß des Ausdrucks darthun, weil sein nach außen unabhängiges und uneigennütziges Wesen ihm durch inneres Glück natürlich, die feine Harmonie des Vorstellens bei ihm durch seine Liebe eine totale, ganz persönliche war.

Wenn ferner von dem Stoffreichthum für seine Dichteranschauung der Umfang und die Vielartigkeit, wie sie aus der amtlichen Stellung, das solide Verständniß, wie es aus dem praktischen Verkehr sich ergab, schon oben zu bezeichnen war, so versteht sich nun leicht, wie dieser Vortheil wachsen mußte, nachdem der geniale Mann den geheimen Mittelpunkt und Schwerpunkt seines Daseins in dem Verhältniß befestigt hatte, das geistig sinnlich seine Individualität ebenso völlig hob als befriedigte. An seiner hohen Beseelung brachte er Blick und Maß für alle Individualbildungen mit sich in einer Totalstimmung, der sie mit anziehendem und abstoßendem Reize nichts anhaben konnten. Er sagt das in jenen Briefen der ersten Bundeswonne, daß die Herrin „das Gesindel aus seinem Herzen vertrieben habe, daß sie dies überall verschuldete Herz nun haushälterischer zu werden, in einer reinen Einnahme und Ausgabe sein Glück zu finden lehre, und gleichwohl eine reichlichere Kompetenz ihm gebe, als er vorher im Vermögen 612 gehabt.“ Er wiederholt, daß „alle seine Beobachtungen über Welt und Menschen sich nicht wie Marc Antonins an sein eigenes, sondern an sein zweites Selbst richten und durch diesen Dialog Alles ihm heller und werther werde.“ So sind denn seine Berichte an sie durch alle die Jahre reich an jenen trefflichen Umrissen von menschlichen Situationen und besonderen Charakteren, oder Andeutungen feingefaßter Seelenzüge, und immer nennt er als Hauptreiz aller Auffassungen diese Absicht auf die Geliebte, auf die Belebung ruheseliger Stunden bei ihr mit seinem Erzählen, Erklären, Vollenden der Lebensbilder in ihrer gleichbewegten Seele. Damit gingen alle diese Spiegelungen der Menschenwelt auf die glückliche Totalstimmung, die sie anfaßte und erhob, auch zurück, und hatten die Einheit schöner, poetischer Anschauung. Dann, indem diese menschenkennende, seelenausfühlende Gemüthsruhe des jungen Ministers an ihm als Einklang

der Sinne, als Athem der Liebe schwebte, übte sie von selbst die Anziehung, die diesem natürlichen Aether der Poesie verwandte, auserlesene Gestalten zuführte, aufschloß, nahehielt. Die erwärmte Freundschaft Herders genoß Goethe in dieser Periode mit Austausch in schönen Bestrebungen so lauter und ganz, wie sie im Humanus des Fragments „Die Geheimnisse" (1784) zum poetischen Bild sich verklärte. Angenehm nahe blieb ihm Prinz August von Gotha, der bei „sehr richtigem Gefühl außerordentlich bescheiden und ohne fürstliche Queren," die „Kenntniß und das Interesse hatte, um das reichlich Vorräthige, was sonst jeder für sich behält, in Bewegung zu setzen und zu erhalten." Die bezaubernde Marquise Branconi, die „einen Geist, ein Leben, einen Offenmuth" hatte, daß „kein Vogel, unverletzt die Flügel, vorbeistrich, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt", brachte dem Dichter ihre schöne Gegenwart, schrieb ihm „lieblich, wie man sein kann" und empfing auf ihrem Schloß Langenstein seine kurzen Besuche, von wo er im September 1783 schreibt, er habe von der schönen Frau, die nicht gewußt, woran sie mit ihm war, viel zu erzählen. In eben diesen Jahren bildete sich die anmuthige Corona Schröter an dem Umgange, den Liedern, den Poesiegestalten des liebenswürdigen Meisters. Er sagt im April 1781 der Frau von Stein: „Corona ist heute mit mir; ich hab' an Iphigenien übersetzt, und wird's noch mit ihr." Im Mai: „Die Gräfin Werther hat mir ein gar artig Zettelchen bei Zurücksendung des Wilhelm Meisters [1. B.] geschrieben. Die Schröter kommt zu Mittag. Ich bin und bleibe einmal der Frauen Günstling und als einen solchen mußt Du mich auch lieben." Im Anfang 1782: „Die Werther hat den Tasso mitrecitirt und recht artig." So hin und wieder flossen in dieser Epoche Goethes politischgesellige Weltbildung und seine Poesie.

Alle diese Schwingungen der Seelenanziehung mit der an ihnen bewegten Poesie bog Leidenschaft und Geisteskraft des Dichters in den Zentralkreis seiner einzigen Liebe. Wie er seine Gedichte im frischen Entstehen ihr zustellte, die Fortsetzungen mit ihrem Antheil erwärmte, wohl auch ihr diktirte, das Angeschlossene in ihre Verwahrung legte, so erhielt auch jeder Gewinn seines

Verkehrslebens diese innigste einige Richtung. Nach der anmuthigsten geselligen Berührung sagt er: „Du weißt doch, daß ich Dir den Ganzen wiederbringe", nach den mannigfaltigsten Beobachtungen: „Wie viel habe ich Dir zu erzählen, wie gerne will ich ausführlich sein; Du wirst wieder recht fühlen, daß ich nirgend nichts als in Dir zu suchen habe." Nach dem Austausch mit einem Politiker, dessen „Umgang ihm mehr Freude als jemals macht", von dem er sagt, „ich kenne keinen klügeren Menschen: da er sieht, wie ich die Sachen nehme, so rückt er auch heraus: er ist höchst fein, ich habe nur wenig vor ihm zu verbergen, und das soll er auch nicht vermuthen", folgt doch, nicht minder als nach guten Stunden der Freundschaft, glänzenden der großen Welt, genußreichen der Wissenschaft: „Nur mit Dir bin ich ganz wie ich bin." Aus dem Geschäftskreise schreibt er: „Ich bin fleißig und bekümmere mich um irdische Dinge um der Irdischen willen: mein innres Leben ist bei Dir und mein Reich nicht von dieser Welt"; aus dem Gesellschaftskreise: „Die Artigkeit, Anmuth, Gefälligkeit der Frauen, die ich hier sehe, selbst ihre anscheinenden Neigungen, sie tragen alle das Zeichen der Vergänglichkeit an der Stirne, nur Du bist auf der beweglichen Erde bleibend und ich bleibe bei Dir."

Es war diese begeisterte Resignation, die Goethes Aneignung aller individuellen Begegnungen zur freien, idealen und doch natürlichen machte, dieselbe, die ihn über dem Unbestand und den Schwankungen der reellen Existenz auf die ursprüngliche und feste Einheit der schöpferischen Natur zurückgehen ließ. Die Vereinfachung der Anschauung, auch auf dieser Seite in gleichem Schritte mit der 613 Bereicherung wachsend, steigert sich ebenfalls durch diese zweite amtliche Fünfjahrperiode, die ihn mit den Bedingnissen der Verwaltung zunehmend belädt, und entwickelt sich von den Urtypen des Erdbaus und der Menschenstruktur zu jener Einheit, die im Pflanzen- und Thierreich mit identischer Formbewegung Glied aus Glied hervorbildet und den Kreislauf des Lebens in sich zurückführt. Die Forderungen und die Ungenügen des Amtes waren es, die ihm zu diesem Trieb auf das Zuverlässige, immer Wirkliche Gelegenheit und Anstoß, Uebungsfelder und Mitarbeiter,

und das wiederkehrende Bedürfniß heranbrachten. „Ein beschwerlicher Liebesdienst“, meldet er im Oktober 1781, „führt mich meiner Liebhaberei näher, Loder erklärt mir alle Beine und Muskeln und ich werde in wenig Tagen Vieles fassen“; im November 1782: „Die Mineralogie und neustens der Beruf, mich der Oekonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte umgiebt mich wie Bacons großes Salomonisches Haus“; im Herbst 1783: „Ich habe mich recht mit Steinen angefüttert, sie sollen mir, denke ich, wie die Kiesel dem Auerhahn zur Verdauung meiner übrigen schweren Winterspeise helfen“; im Frühjahr 1785: „Die Materie von Samen hab' ich durchgedacht, so weit meine Erfahrungen reichen; — — ich mag am liebsten meine freien Augenblicke zu diesen Betrachtungen anwenden: die Consequenz der Natur tröstet schön über die Inconsequenz der Menschen.“ — Zeichnungen wie Gegenstände und Mittel dieser Betrachtungen, und die vereinfachenden Grundbegriffe, die er Anderen geheim hielt, brachte und vertraute er der Geliebten, der Tempelschließerin aller seiner eigensten Anliegen. Und mit welcher Spannkraft der Individualität er diese Urtypen der Natur, diese äußersten Daseinsgründe seinen persönlichsten Bestimmungen verknüpfte, davon haben wir eine Andeutung in einem Bruchstück seines Aufsatzes „Ueber den Granit“ aus der Anfangszeit dieser Studien: — „Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruchs sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des innigsten, mannigfachsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Theiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehn, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnellen Bewegungen derselben in mir selbst und in andern manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen leise sprechenden Natur gewährt. — Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine

weite Gegend überschauend kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Vorwelt gelegt, du gehst nicht, wie in jenen fruchtbaren schönen Thälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die inneren anziehenden und bewegen- 614 den Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben — — wird ein Gleichniß in mir rege. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diese ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Muthe, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele öffnen will. Ja er kann zu sich sagen: hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer." — Von dieser Resignation in die ältesten, dauerhaftesten, nur natürlichen Grenzen des Daseins, und der begeisterten Aufrichtung an ihnen zur unveräußerlichen Einheit des allschaffenden Wesens, ist sichtlich der Uebergang in Poesie, die das völlig Aeußerliche dem Selbstgefühl vereinigt, ein ganz offener und tritt entwickelt in solche bei unserem Dichter an „Ganymed", wie den anderen Oden dieser Epoche, deutlich hervor. Dies aber ist durchaus der Charakter dieser Epoche in Goethes Leben: die Erhebung standhafter Beschränkung aufs Gegebene in reine Naturbegeisterung. Er setzt hierin, als seine Thätigkeit am weitesten von seinem Talent abzugehen scheint, den angeborenen Genialitätsanspruch durch, er tritt in den Besitz ganzer Wirklichkeit und beherrscht seine Welt.

Sein Einstimmen mit dem Amtswirken ist nun das entschiedenste. „Merck und Mehrere", schreibt er im August 1781 seiner Mutter, „beurtheilen meinen Zustand ganz falsch, sie sehen das nur, was ich aufopfere, nicht aber, was ich gewinne,

und können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe.“ Zu seiner Unermüdlichkeit, sagt er Knebeln im Winter darauf, seiner vermannigfaltigten Thätigkeit zwinge ihn „das Bedürfniß seiner Natur.“ Anfangs 1782: „Meine Tenacität ist unüberwindlich, und da es mir gelingt, mich täglich mehr einzurichten und zu schicken, so werd' ich auch täglich zufriedener in mir selbst.“ Und im Frühling 1782 beim Antritt der Kammerleitung, wo er weiß, daß er zwei volle Jahre aufzuopfern hat: „Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est aut nusquam quod quaerimus. Dabei bin ich vergnügter als jemals — was nun geschieht, hab' ich mir selbst zuzuschreiben.“ Im Winter desselben Jahrs: „Seit einiger Zeit lebe ich sehr glücklich — — ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt; äußerlich, versteht sich; und so befinde ich mich am besten.“ In dieser Trennung hatte er Alles auf die natürlichen Grenzen gebracht. Er behandelte die Geschäfte nicht nach dem Absehen auf seine persönliche Befriedigung, sondern jedes nach seinem Erforderniß, und so wurden die Dinge ihm objektiv und gaben in der Summe der reinen Betrachtung ihm die Befriedigung der Wahrheit. Er behandelte die Menschen „nach ihrer, nicht nach seiner Art“, und so „fühlte er sich glücklich, an jedem Ort in einem richtigen Verhältniß zu seinem und der Anderen Vergnügen existiren zu können.“ Er 615 nahm diese Freiheit selbst aus der Wirklichkeit durch innige Beschränkung auf die ihm natürliche Liebe zu der glücklich Vertrauten, deren Antheil ihm alle diese gegebenen Verhältnisse in reine Anschauung hob, sie zu Momenten seiner Totalbefriedigung und seinen Wirkungskreis ihm zur Heimath machte. Das Amt gerade, die Forderungen und die Ungenügen des Amtes brachten, wie den Zug und die Wege seiner Erhebung in die Natureinheit, so die Nöthigung und Erweisung, den ernsten Gehalt und die Bedürfnißwiederkehr dieser persönlichen Leidenschaft heran. Im Angang der Epoche, im Dezember 1780, nennt er daher ihre Liebe „das Kapital, das er in seinem weitläufigen und gefährlichen Handel

so nothwendig brauche.“ Und in der Mitte des Handels, als auf der Höhe der Verwaltung mit des Fürsten Zug nach äußerer Politik die Gefährlichkeit wuchs, versichert er der Geliebten (24. Juli 1783, bei des Herzogs Abreise nach Würzburg): „Sei wegen meiner unbesorgt, denn alles, was mir widerfährt, freut mich, weil es um Deinetwillen geschieht. Denn auch das Entfernteste duld' ich, weil Du bist, und wenn Du nicht wärst, hätt' ich alles lange abgeschüttelt.“ Und im März folgenden Jahrs aus dem äußerlichen Gedränge des Eisstoßes, der Jena überschwemmte: „Du bist meine Begleiterin auf Wasser und Eise. An einigen Orten der Vorstadt ist das Uebel groß, und in einer allgemeinen Noth ist auch ein genauer Verstand nütze, wenn er Gewalt hat: darum will ich bleiben und alles in Deinem Namen thun.“

Herzlich also im Berufe festgehalten, wie standesmäßig befestigt und in der neu bezogenen Stadtwohnung umgeben von den anwachsenden Mitteln seines Naturumgangs und von seiner Liebe immer neuen Zeichen, gab er sich damals auch das reine stetige Gefühl der Hausväterlichkeit, indem er den jüngsten Sohn der Freundin unter sein Dach, in seine väterlich-brüderliche Erziehung (1782 bis 1786), wie auch auf Amtswanderungen und Reisen an seine Seite nahm. Heimathlich umgab seinen Herd das Land seiner Verwaltung und der wohlbekannte Umkreis. Die Gipfel des Harzes und des Thüringer Waldes waren bei Besuch und Wiederbesuch die Zinnen und Warten seiner Amtsthätigkeit, die Dankopferaltäre seiner Naturandacht und die Denksteine seiner Lebens- und Liebesepochen, die ihm den Urgrund seines Bodens, die Einheit seiner Schickung und seines Willens, seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart in erinnerungsvollem Schweigen, erhabener Ruhe und erhebender Aussicht darstellten. Und so war seine Amtsverstrickung in der grundnatürlichen und ganz individuellen Schürzung, womit er sie vollzog, wahre Vollendung seiner Wirklichkeit, die Diensttreue Dichterberufstreue, die Frucht konkrete Poesie.

Nicht die Luft und beschauliche Muße Italiens, nur der Durchgang durch die reellen Bestimmungen eines praktischen Berufs um-

fassender Art hat es Goethen möglich gemacht, sich dergestalt mit seiner ganzen Wirklichkeit in einer thätigen uud genießenden Anschauung zu befriedigen, die das Bedingte, wie es gegeben war, zum Mittel des Unbedingten, zur Vereinigung mit Allnatur in Wahrheit und Liebe machte. Zum Beweise vom Zusammenhang seiner Poesiestärke mit diesem praktischen Leben tragen die Gebilde dieser Poesie gleichzeitig mit seinem festen Auftritt auf die oberste Amtsstufe den Stempel der Meisterschaft. Jetzt ist 616 sein Dichten spezifisch konkret. Dies erhellt hinsichtlich der Stoffe an den zwei größeren Gelegenheitsgedichten dieser Epoche, der Parentation und dem Geburtstagsgedichte; da beide, wie schon erinnert, in der Vorstellung des wirklichen Weimarischen Kreises die freie Begeisterung entwickeln, die Parentation das Kunsttreiben, wie es gerade am Mißverhalten der wirklichen Bedingnisse und durch dieses seine Göttlichkeit bewährt und als Schönheit ganz in Gegenwart tritt, das Geburtsgedicht Regierung und Land, wie in der Beschränkung auf ihre gegenseitige Bedingtheit das XI. Vollkommene in freie Betrachtung steigt. Mit diesen kommen 135 aber auch die andern, die nicht eben das Weimarische Gemeinleben aufrollen, darin überein, daß sie sich synthetisch zur Wirklichkeit verhalten, daß mit dem Gedanken in gleichem Schritte eine wirkliche Vorstellung wächst und sich vollendet. Sie haben, mannigfaltig wie die Natur, dies Ineinander des Idealen und Realen, den plastischen Stil, in der Bewegung das Gleichgewicht, im Geiste das Insichruhen, im Gefühl das Behagen gemein. Das war seit den Griechen in diesem Grad und Umfang nicht da gewesen; weshalb auch mehrfach in diesen Gedichten die Form sichtlich der antiken verwandt ist, in den Epigrammen mit Distichenversmaß, den Oden, die in der Fassung (wie auch das kurze, aber schwungvoll gegliederte „An Lida") Aehnlichkeit mit dem sich wägenden Schritt griechischer Chorlieder haben, und in den „Nektartropfen," den „Nachtgedanken," dem „Becher," die auch nur durch den Rhythmus, nicht durch Reime gebunden sind. Doch rührt dies weit weniger von Nachahmung her, als von dem Uebergange lebendig aus Verwandtschaft empfundener Eindrücke des Antiken in die eigene Natur. Die Distichen der Epigramme

sind daher ohne Aengstlichkeit, zum Theil metrisch nachlässig, aber wesentlich mit gesundem deutschrhythmischem Gefühl gebaut. Die Oden und „An Lida" führen sich auf kein antikes Schema zurück, haben aber in ihrem freien Gang den sicheren Nachdruck organischer Bewegung. Und jene anderen genannten Drei schreiten mit einem gleichen Puls von ausdauernder Frische in einer Art trochäischer Trimeter fort, die bei den Alten selten, und meist nur einzeln in anderen Systemen, vorkommt. Tiefer dem Antiken verwandt sind diese trochäischen Idylle durch das schöne Relief der Wortkörper, wie sie in reiner Sprachgliederung das Grundmaß ausfüllen, noch mehr durch die Vorstellung, sofern 136 dieselbe antike Ideale, aber von ganz bekannter Gestalt und klarer Naturbedeutung, in eigenthümlichen Motiven hebt. Und am meisten ist es die Gediegenheit, mit der sich die Empfindung durchaus zur begrenzten Situation und vollbestimmten Anschauung ausführt, worin diese drei Gedichte, — getriebenen Arbeiten vergleichbar, die unter dem Schwunge der Hand zu Bildern werden, — Verwandtschaft mit dem Antiken aus der Originalität des Dichters haben. Denn diese letzteren wesentlich plastischen Eigenschaften, dies Gleichgewicht in der bewegten Ausführung und die Macht des Behagens haben in gleichem Grade auch die in Reimversen der modernen Weise gemäßen Blüthen dieser Periode; wie, außer jenen ernstheiteren Gelegenheitsgedichten, „der Sänger" und mehrere in Wilhelm Meister aufgenommene, von welchen ich nur das naivnatürliche, höchst formreine: „Singet nicht in Trauertönen" anführe.

Es bedarf über diese Lyrik keiner Vergleichung mit den besten ihm zeitnahen Dichtern. Wenn Goethen etwas allgemein zugestanden wird, so ist es diese vor ihm nicht erreichte, niemals übertroffene Nähe der Sprache zu den Dingen, diese Sicherheit des Zusammenhangs, mit der die reine Form in die Totalität der Vorstellung fließt, dies mit der sinnlichen Entäußerung erhellende Innerste. Melodische Empfindsamkeit mancher Art hatten Andere auch, Keiner dies vollkommene Behagen, dies Gleichgewicht, das auf der Oberfläche der Wirklichkeit die Seele zusammenschließt, eben wie die belebende Natur. Es hatte sich auch kein anderer Sänger einfallen lassen,

zu seiner Bildung Knochen und Bänder zu studiren, geschweige die Entdeckung gemacht, daß der Mensch gleich anderen Thieren einen Zwischenknochen habe: eine Entdeckung, die Goethe in derselben Zeit, als er so meisterhaft dichtete (im März 1784), mit einer „solchen Freude" machte, „daß sich ihm alle Eingeweide bewegten." Und was war das in der beweisenden Abhandlung nicht ausgesprochene Resultat dieser Nachweisung, wie er es dem Freund vertraute? Daß man den Unterschied des Menschen vom Thier in nichts Einzelnem finden könne; „sondern", sagt er, „die Uebereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner oberen Kinnlade, als durch die Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studieren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe." Er schaute in der Natur das plastische Prinzip, durch das er der große Dichter war. Das Wesen ist da in seinen Theilen, als ihre Einheit, und spricht sich aus als Wort des Lebens in ihrer Einstimmigkeit, nicht als absonderlicher Theil. Ihm konnten Felsen Grundgesetze der Bildung darstellen, die er als Geheimniß behaltend, aus der harmonischen Gruppe der Wirkungen ahnen ließ; auf ihren einsamen Gipfeln fühlte er ihre verschwiegene Einheit mit den ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit, den Zusammenhang des beweglichsten Menschenherzens mit den unerschütterlichsten Gründen des Daseins. Er ahmte seine Plastik den Griechen nicht nach; er war sie selbst: denn die Höhe seiner Bildung war, daß er seine Natur zur Einstimmigkeit in sich gebracht, daß er sich allseitig mit der Natur in Uebereinstimmung gesetzt.

Die „Taciturnität des Herrn Kammerpräsidenten", die der Herzog manchmal durch Geschenke von auserlesenen Zeichnungen „entrunzelte," war Diskretion des Hofmanns, resignirte Sammlung des Staatsmanns, aber auch festes Insichruhn des Charakters, persönliches Gleichgewicht eines naturbefriedigten Geistes. Diesem plastischen Dasein entspricht ganz die Poesie- 137

form des Epigramms, die der Dichter in eben der Zeit seines gebundensten Staatsdienstes liebte (1781 bis 1785). Schließt sich doch in der kurzgebundenen Fassung dieser Dichtart ein lebhafter Gedanke, ein erschöpfender Moment symbolisch ab zu steinfester Dauer, zum strahlenbrechenden Krystall. Die ersten Epigramme dieser Entstehungszeit („Versuchung", „Ferne", „Erkanntes Glück", „Zeitmaß", „Warnung", „die Nachtigall", „Einsamkeit", „Erwählter Fels") umfassen mit heiterem Witz oder konzentrirter Begeisterung die Bewegung seiner wirklichen Liebe und Naturseligkeit in einer individuellen raschvollendeten Gestalt oder einem Naturobjekt oder plastischen Bilde. Sind sie darin recht eigentlich konkrete Poesie, so steigerte Goethe an mehreren derselben diese Eigenschaft noch dadurch, daß er ihnen die Bestimmung, wie diese Dichtungsart sie ursprünglich hatte, gleichfalls gab, und diese Ausdrücke seines erhöhten Lebens an den Felsen und Steinen, die seinen Geist mit der ersten schöpferischen Wahrheit seines Daseins verbanden, als Inschriften in schönen Heimathgründen eingekörpert, zu beharrlichen Zeugen seines lebendigen Gleichgewichts, zu Malsteinen seines persönlichen Glücks und Naturfriedens machte: wie noch jetzt das liebeseligste dieser Epigramme, das einen Stein zum Symbol der ganzen Natur, und die ganze Natur zur Heimath seiner Liebe erklärt, über einem Ruheplatz seines Baumgartens, das anmuthigst-plastische am Ilmufer im Hain von Tiefurt steht, das naturweihevollste am Felsen des Weimarischen Parks gegenüber der Hütte des treusten Natursohns.

Wie schöpferisch und behagenvoll seine beharrliche Fassung in Wirklichkeit gewesen, sagen zu all den angeführten Gedichten und dem liederfrohen ländlichen Drama „Die Fischerin", noch insbesondere drei Oktaven aus dem Sommer 1784 von unverhallender Begeisterung: die eine (jetzt die zweite im Fragment „Die Geheimnisse") eine sichere Ankündigung der konkreten Symbolik seiner Dichtweise, die beiden andern („Für ewig," und Br. an die Stein III. S. 91) harmonievolle Aufklänge des Gehaltes und der Macht seiner Liebe. Endlich der ebenfalls im Sommer 1784 gedichtete Prolog zu den „Geheimnissen" hebt

aus einer Morgenszene, die Goethe auf den Hügeln Jenas genoß, in fließender Anschauung und Sprache den Ursprung, die Wendung, die Erfüllung seines Berufs zu Tage und spricht die Weihe, die ihm zu seinem und der Freunde Lebensglück „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" reicht, die schaffende Liebe, die auch noch den Enkeln zur Lust dauern soll, mit so reiner Empfindung aus, daß der Geweihte mit Recht diesen Meisterbrief als „Zueignung" an den Eingang seiner Gedichte gestellt hat.

Hätte Goethe in diesen Jahren, wo er den Geschäftsgang der fürstlichen Verwaltung in Ordnung brachte und in Ordnung hielt, wo er den Sitzungen des Geheimraths und den ständischen Landtagen regelmäßig anwohnte, und vorkommende Schwierigkeiten standhaft durcharbeitete*), als Dichter nur das hier in Uebersicht Genommene geleistet, so würde schon die Wägung dieser Früchte unbedingt die Ansicht abweisen, die in derselben Periode „einen jahrelangen Widerstreit" sieht, „der den Zustand unhaltbar machte und zum entschiedenen Bruch führte." Und doch ist das Ausgehobene nur der kleinere Theil der damaligen Hervorbringungen Goethes, der kleinere Theil der schönen Zeugnisse einer Bildung, die er in diesen praktischen Verhältnissen und mit ihnen dermaßen vollführte, daß das, was er selbst aus amtlicher Diskretion und praktischer Klugheit als „eine rettende Flucht" vorgestellt hat, für ihn selbst, weit entfernt der Bruch eines unhaltbaren Zustandes zu sein, nur der stetigste Uebergang war, planmäßig als Rechtsgewährung und Lohn, wie als innerer Gewinn vorbereitet durch diesen sogenannten unhaltbaren Zustand. Wie wäre es anders möglich? Durch Flucht verschafft sich Niemand einen Zoll mehr Freiheit, als er nicht schon in sich hat.

*) Seiner Gänge ins Conseil erwähnen die Briefe an die Stein unaufhörlich, und daß er es nie ohne die höchste Noth versäumte (B. II S. 354), sowie zu ihren Zeiten der Landtage in Weimar und Eisenach, stetig des wiederkehrenden Durchnehmens der Akten-Blechkasten und monatlich der Rechnungen (vgl. Br. an d. St. B. III 1784 2. Febr. 18. März. 7. Juni. 27. Sept. 1785 S. 131 und 15. Sept. 1786 S. 218). Das Durcharbeiten besonderer Schwierigkeiten wird wiederholt ersichtlich auch aus den Briefen an Knebel vom Winter 1783 bis Ende 1785.

Die Freiheit Goethes, die schon in den genannten Gedichten objektiv und eben ihre Schönheit ist, gab ihm gleichzeitig in fortgehender Uebung am praktischen Leben eine von ihm selbst ausgeführte große und unvergängliche Bedeutung für die allgemeine Bildung.

Das Gleichgewicht des Geistes mit Natur und Schicksal, das jene Gedichte durch das Weimarische Gemeinleben der Vergnügung und des Existenzialkampfs hindurch zur Schönheit entwickeln oder in wahren Momenten seines persönlichen Lebens anschaulich abschließen, war ein totales, in allen Bezügen sich herstellendes. Der Dichter hatte seine individuelle Natur zur Einstimmigkeit in sich gebracht, und sich allseitig mit der Natur um ihn her in Uebereinstimmung gesetzt. Wenn daher andere Poeten partikulare waren, die etwas Herz und etwas Wirklichkeit an sich übereinbringen konnten, mußte er von selber Totalpoet, und seine fortschreitend harmonische Anschauung ebendeshalb die epische werden. Andere konnten ihre Ideale aus der Tradition vergangener Wirklichkeit, aus fremden Büchern, abstrakten Rezepten entlehnen, und die Lücken, Dunkelheiten, Widerschläge ihrer Natur, mit befestigtem Unbehagen an der Wirklichkeit, außerhalb derselben ausgeglichen glauben. Er, der in der Wirklichkeit sein Gleichgewicht und Behagen, das Ideale nicht in einer absonderlichen Naturlücke, sondern in der Einstimmigkeit der Natur das Wesen, das Vollkommene fand, konnte es anders nicht behaupten und sich bewähren, als indem er seine ganze Welt und Zeit in ihrer Wirklichkeit wahr, in ihrer Wahrheit einstimmig mit der Natur und seiner Einheit sich darthat und ihre Totalvorstellung als Energie seines Gleichgewichts und Ausdauer seines Behagens vollzog. Das ist episches Dichten.

139 Für eine solche Bahn war ein wirklich verbindliches Verhältniß zu einem System der Gesellschaft und der Existenz von größtem Belang; es war die reelle Grundlage der ganzen Operation. Dabei ist von begreiflicher Wichtigkeit, daß der Unternehmende gerade das Lästige, Störende, Unbequeme sich nicht verhehlte, nicht sich darüber hinwegtäuschte, sondern es in der natürlichen Herbigkeit faßte, bis er damit zur wirklichen Auflösung gelangte.

Wenn daher Goethe öfters sagte, er stehe aus, habe redlich ausgestanden, oder einmal, wo er der Krankheit nicht nachgiebt, er halte es manchmal mit den Zähnen, wenn die Hände ihm versagen, ein andermal, aufgehalten von Anderer Unbegriff und Unanstelligkeit, das ganze Jahr suche ihn kein angenehmes Geschäft auf, und was dergleichen einzeln vorkommt: — so sind das wahrhafte Zeugnisse des Kraftaufwandes, den er fortwährend für gefordert von seiner Natur, nützlich für ihn selbst und gewinnreich erklärte, der Nüchternheit, womit er das Wirkliche niemals vorgreiflich beschönigte, und der Ausdauer, die zum gründlichen Behagen gedieh. Mit dem Eintritt in die engere Verwaltung sprach er in der Gewißheit des Ausharrens: „Elender ist Nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel." Als er die Zunahme der Last für Bedürfniß seiner Natur erklärte, wonach er „in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam würde sein müssen, nur um zu leben", setzte er hinzu: „Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leichte weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir nur durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe des folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig." Ferner, wenn er im Mitgefühl mit Menschen, die unter befestigten Verwaltungsübeln litten, gestand, „sein Geist werde hier kleinlich und Sorgen würden die Oberhand gewinnen, gedächte er nicht der Geliebten", und wenn er von dieser rühmte, „sie halte ihn wie ein Korkwamms über dem Wasser, daß er sich auch mit Willen nicht ersäufen könnte": — so sind das reine Ausdrücke der Erprobung von der natürlichen Wirkung bedingter Zustände und von der Unmöglichkeit, sich über sie zu erheben ohne eine unbedingte Begeisterung so wirklicher Art, daß sie dem persönlichen Menschen Muth und Geduld natürlich macht und seinen Empfindungen harmonische Stärke erhält. Weiter die Aeußerung: „Auf diesem beweglichen Erdball ist doch nur in der wahren Liebe, der Wohlthätigkeit und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe", beweist mit nichten, daß er zu Staats-

geschäften sich blos verirrt habe, sondern daß er in denselben kein Pedant wurde, der sich an der Sauberkeit der Kanzleiform befriedigt, die Sachen mögen noch so sehr im Argen liegen. 140 Er ging, als er das schrieb (25. Juni 1781), zu Geschäften, wußte aber, daß er diese nicht mit Freude und Ruhe, die er in jenen anderen Lebensrichtungen hatte, sondern mit Sorgen und Unruhe auszuhalten habe. Er nannte sie „leidig“, weil er von sich diese Sorgen um Aufhilfe verlangte. Nach drei Jahren der Ausdauer schrieb er über dasselbe Geschäft (5. Oktober 1784): „Es steht Alles recht gut, und das ganze Werk nimmt einen richtigen Weg.“ Endlich der stärkste Zweifelausdruck wird uns gerade auf den heißen Durchbruch des epischen Triebes führen. Er lautet (am 17. September 1782): „Ganz stille hab' ich mich nach Hause begeben, um zu lesen, zu kramen und an Dich zu denken. Ich bin recht zu einem Privatmenschen erschaffen und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken mögen.“ Der Ausdruck ist ebenfalls, obgleich Goethe dies Schicksal so gut begriff, daß er vor einem Vierteljahr die Einflickung erst recht befestigt hatte und in der Verknüpfung jetzt sich fest erhielt und lebenslänglich blieb, gleichwohl von vollkommen natürlicher Wahrheit. Die Grundwahrheit ist, daß Wurzel und Wipfel seiner Bestimmung weder auf den Hofmann noch auf den Staatsmann ging, und daß es ihm weder um die Weltrolle des ersteren noch um die Satisfaktion des letzteren am Durchsetzen seiner Einsichten und Einflüsse zu thun sein konnte, sondern um die reine Anschauung des Dichters, die sich in ihm und seinem Wort, seinem Epos, vollendet, insofern Privatgeschäft bleibt: und wahrlich war er zu diesem recht erschaffen. Auf Hof und Staat konnte er sich weiter nicht einlassen, als sie die Nahrung und Energie dieser reinen Anschauung erhöhten. Insoweit hatte er dann auch die Pflicht, ganz wohlwollender Hofmann, streng redlicher Staatsmann zu sein; wo nicht, herauszutreten. Das war er nun damals über volle fünf Jahre auf das Hingebendste und hatte, wie gezeigt, durch die nothwendige Rückführung dieser Hingebung auf Befriedigung in Natur und Liebe die Meisterschaft als Dichter

gewonnen. Diese Meisterschaft fühlte er; selbst poetisch-kritisch hatte er sie im letzten Jahr mit dem vollen Humor seines „Neuesten aus Plunderswëilern", und als Sachverständiger von Beruf im „Gespräch über die deutsche Literatur" sich und seinen Geistesverwandten dargethan. Jetzt also fragte sich, ob er mit seinem originellen Durchgang durch Hof und Staat nicht am Ziele sei, um so dringender, als die erhöhte Anschauung auf Ausführung trieb. Er hatte deswegen in diesem Jahr in Miedings Parentation die eigene des Staatsmanns eingeschlossen, den „Sänger" gedichtet, den Egmont umgearbeitet, sein Dichterglück in die schönsten Epigramme gefaßt, und seit der Verwirklichung dieses Glücks den längst begonnenen und verzögerten Wilhelm Meister warm aufgenommen. Von letzterem kommen in diesem Jahr die Spuren im März, lebhafter im Juni vor; am 10. August schreibt er: „Heute früh hab' ich das Capitel im Wilhelm geendigt, wovon ich Dir den Anfang dictirte. Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe. Erhalte mir die Seele meines Lebens, Treibens und Schreibens." In der zweiten Woche darauf führt er Wilhelms zweites Buch zu Ende. Mitten zwischen diesem Wachsthum, da hernach am 18. Oktober schon „das dritte Buch zurückt," am 20. „vier Capitel davon in Ordnung sind", nun aber „das Werk bei Seite gelegt werden muß, um die andern Geschäfte zu treiben", bis dann vom 9. bis 12. November „das dritte Buch glücklich beschlossen", und Ende des Jahrs in Leipzig „recht schöne Data zum Wilhelm Meister gesammelt und verschiedene Lücken ergänzt" werden — mitten also in diesem Wachsthum steht an jenem 17. September die angeführte Aeußerung des Privatmenschen, daß er nicht begreife, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie einflicken mögen. Es ist das entschiedenste Zeugniß, daß dem frisch Geadelten und an die Spitze der Verwaltung Gestellten dieser Rang und Einfluß Nichts war gegen seinen Dichterberuf. Daß er ihm aber etwas für denselben sein mußte und konnte, begriff er doch wieder, und

141

gerade die ganz natürliche Stärke, womit er hier dessen Ungemäßheit ausspricht, war der Anfang zu einer gemäßeren Einrichtung. Seine noch im Jahreseingang so reichlich entwickelte Hofmanns- und Hofdichter-Thätigkeit zog er nunmehr aufs Aeußerste ein. Von der jungen Vergnügenswelt des Hofes sagt er im Januar des nächsten Jahres: „Abends hast Du die Affen; ich habe schon lange aufgehört ihr Großmeister zu sein und werde wohl in die Einsamkeit gehn.“ Seine Festkomödien kommen ab; selbst der Geburt des Erbprinzen im Februar 1783, von den „Musen aller Art“ gefeiert, widmete Goethe nur ein bescheidenes Lied; im Herbst darauf jenes ernste Gedicht zu des Herzogs Geburtstag, im folgenden Jahr zu dem der Herzogin ein Maskenzug (Planetentanz), 1785 und 1786 jedesmal nur im Karlsbade ein leichtes Scherzgedicht, — das sind alle Gelegenheitsopfer an den Hof in diesen vier Jahren. Schon acht Wochen nach jener September-Aeußerung lesen wir: „Ich sehe fast Niemand, außer wer mich in Geschäften zu sprechen hat. Alle Wochen geb' ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeschlossen ist, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät aufs wohlfeilste. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Die Herzogin Mutter seh' ich manchmal. Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. — Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben; beide seh' ich selten — ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Arbeiten, und schreibe in guten Stunden die Märchen auf, die ich mir selbst zu erzählen von jeher gewohnt bin.“ Diese Oekonomie, und 142 die Maxime, „dem Hofe gern Alles zu Gefallen zu thun, nur nicht bei Hofe,“ hielt Goethe bis zum Abgange nach Italien möglichst fest. Er hatte sie, versteht sich, immer von Neuem zu erkämpfen und je nach Umständen und Zwischenfällen gelang sie in kürzeren Abschnitten besser und litt in anderen mehr Kollisionen, wo jetzt Nachgiebigkeit gegen Amtsbreiten oder den Zudrang vornehmer Gesellschaft unumgänglich, jetzt die warmtreibende Hervorbringung gegen Geschäfte zurückzusetzen war. Nicht im Geringsten befremdlich sind vertrauliche Klagen in jenen, Unmuthsausbrüche in diesen Augenblicken: bewunderungswürdig

aber und unverkennbar ist der im Ganzen Herr bleibende Gleichmuth und Wohlbedacht, und unter seinem Vorwalten die Virtuosität, mit welcher der Meister die Zeit zu nützen, die Thätigkeit ans Aufgenöthigte und Zufällige gewandt vertheilend anzuknüpfen, die Empfindungen der Kollision selbst, auch den Unmuth, auch den unwillkürlichen Zweifel für die dichterische Hervorbringung auszubeuten wußte. Eben zu einem Beispiel hiervon gehört jener Moment des Zweifels an seiner schicklichen Einflechtung in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie. Er lag, wie wir sahen, mitten im Aufgange der epischen Anschauung und des erwärmten Meistergefühls. Die herrschende Stimmung der ganzen Epoche war Wiederaufnahme des ursprünglichen Talents auf einer höheren Stufe. Wie nun diese sich im Frühjahr in Ueberarbeitung des Egmont bewährt hatte, war schon am 19. Juni der Vorsatz einer Erneuung auch des Werther ihm nahe getreten. Er ging ihn seitdem in ausgesparten Zeiten durch, und nun, im September, bei der Abwesenheit der Geliebten, mit der „der beste Theil seines Lebens wegging", empfand er unter „stillen Geschäften und gebundenen Erholungen", daß seine Seele nur in der Sehnsucht nach seiner Lotte „einen Flug nehme; denn in irdischen Dingen gelte waten, nicht schwimmen." Und nun entband er in sich den natürlichen Widerspruch seiner ursprünglichen Triebe gegen sein politisches Leben zur Wiederaufnahme seiner Werther-Stimmung. Nach der Rückkehr der Geliebten und dem fröhlichen Vordringen des Wilhelm Meister in guten Stunden, fühlt er am 17. November den Widerspruch mit neuer Stärke, geht aus seiner Stadtwohnung nach dem Garten, wo jetzt der Stein, den er der Geliebten geweiht, „der einzige lichte Punkt ist", sieht an ihm „die schönen Thränen des Himmels herunterrollen und schleicht um sein verlassen Häuschen, wie Melusine um das ihrige, dahin sie nicht zurückkehren soll. — Ich dachte an die Vergangenheit, von der ich Nichts verstehe, und an die Zukunft, von der ich Nichts weiß. Seit einigen Tagen seh' ich die Briefe durch, die an mich seit zehn Jahren geschrieben wurden, und begreife immer weniger, was ich bin und was ich soll." Er fühlt ein unendliches Bedürfniß der Einsamkeit, läßt sich unwohl melden, 143

erbittet sich von der Geliebten Urlaub, erhält Zeilen ihres Mitgefühls und beharrt noch ein Paar Tage in dieser Zurückgezogenheit, so doch, daß er Abends die Freundin besucht. Nach drei Tagen kehrt er von der Dichtung zu Akten und Lebensverkehr zurück, nach drei weiteren schickt er der Freundin „Altes und Neues.“ Schon am Tage der Rückkehr, am 21. November, schrieb er an Knebel, daß er seit einiger Zeit sehr glücklich in der Abfindung mit der Gesellschaft und Zeitersparniß für sein Dichten lebe, dabei das Versprechen, ihm die ersten drei Bücher des Wilhelm Meister bald zu schicken, und die folgenden Mittheilungen: „Meinen Werther habe ich durchgegangen und lasse ihn wieder ins Manuskript schreiben, er kehrt in seiner Mutter Leib zurück; Du sollst ihn nach seiner Wiedergeburt sehen. Da ich sehr gesammelt bin, so fühle ich mich zu so einer delikaten und gefährlichen Arbeit geschickt. — Alle Briefe an mich seit 1772 und viele Papiere jener Zeiten lagen bei mir in Päckchen ziemlich ordentlich gebunden; ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch ein Anblick! mir wird doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehn, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehn wird. Meine jetzige Stimmung macht diese Operation erträglich und möglich. Ich seh' es als einen Wink des Schicksals an. Auf alle Weise macht's Epoche in mir.“ Indem er also den Schmerz des Berufskampfes, den rückschlagenden Zweifel am Zusammenhang seiner Bestimmung nur der Geliebten vertraute, entlud er einsamthätig Schwermuth und Leidenschaftlichkeit in die Wiederempfindung und Steigerung seines Werther, wandte den trübzweifelnden Rückfall auf ausdauernde Sammlung der Vergangenheit zum hellen Ueberblick und gewann rasch die Zuversicht seiner Schicksalseinheit, seiner neuen Epoche über der Verknüpfung der bisherigen. So nahe der Natur sich haltend, und selbst die Augenblicke der Erschütterung und übernommenen Gefühls in entsprechender produktiver Anschauung läuternd, nahm er unwillkürliche Wahrheit in freie Darstellung hinüber und befestigte an der Aufsammlung seiner wirklichen Lebensentfaltung die Folgerichtigkeit und epische Ausbreitung seines Geistes. Diese war unaufhaltsam.

Was die verstärkte praktische Bestimmung äußerlich von Goethe im Einzelnen und dann wieder mit Unterbrechung und Störung seines produktiven Dranges innerlich im Ganzen forderte, daß er den Konflikt nicht zum Bruch kommen lasse, sondern die Widersprüche äußerlich vermittle, innerlich zu einer totalen Einheit biege, erhielt mit Nothwendigkeit seiner freien Einbildung den epischen Charakter. Sie hatte diesen Charakter, seit mit der wirklichen Vermittlung seiner Energien zur Seelenharmonie die allverbindende Natur, auf die ihn seine Amtskämpfe getrieben, sich in seinem Anschauen zum thätigen Gleichgewicht seines Geistes und seiner Wirklichkeit, zum plastischen Behagen, in seinem Amtslaufe zur erhöhten Unternehmung, zur obersten Vermittelung der Existenz bestimmt hatte. In dem vorangegangenen Konflikt der amtlichen Bedingnisse und der individuellen Leidenschaft mit seiner Totalitätsforderung hatte er den tragischen Tasso entworfen, in der frischen Begeisterung der erreichten 144 Seelenharmonie und Beruhigung im praktischen Streben kam die Ausführung im Frühjahr 1781 auf die zwei ersten Akte zum positiven Ausdruck des Ueberströmens der Liebe in einige, produktive Einbildung. Der tragische Konflikt floß nicht aus seiner plastischen Stimmung. Im Sommer desselben Jahrs, wo er bereits mit seiner Einsicht in die Uebelstände der Verwaltung und mit des Herzogs ihm bedenklichem Vertrauen das Wagniß der Verwaltungsreform auf sich zukommen sah, begann er ein heroisches Drama „Elpenor“, in dessen Anlage, Sprache und rhythmisch bewegter Form bereits dieselbe Verwandtschaft seiner plastischen Phantasie mit dem Stil antiker Kunst wie in den gleichzeitigen lyrischen Gedichten hervortrat. Er legte es im nächsten Jahr gegen die Neufassung des Egmont zurück, für die er jedoch im tragischen Schlusse strengere Durchführung sich vorbehalten mußte. Als er dann im Frühjahr 1783 den Elpenor wieder vornahm mit der Absicht, bis zum Kirchgange der Herzogin (nach des Erbprinzen Geburt) ihn zu vollenden, war er mit Planänderung und den zwei ersten Akten Anfangs März fertig, sah aber, daß er hier abbrechen müsse. Mit Unrecht schiebt man dies Stocken der Tragödien auf die Zeitwegnahme

und Zerstreuung durch Amt und Hof. So gut als der Dichter in diesem und den nächsten drei Jahren von verschiedenen Singspielplanen, die er bewegte, die Operette „Scherz, List und Rache“ völlig ausarbeitete, seine Beobachtungen und Entdeckungen im Naturreiche mit Reihen von Experimenten, Zeichnungen, Aufsätzen, gesammelten Vergleichungen vermehrte und steigerte, und seinen Roman auf sechs Bücher nebst der Anlage von sechs weiteren brachte, hätte er statt dieser freien Beschäftigungen und neben ihrer nur etwas läßlicheren Fortführung ohne Frage die so weit schon gestalteten drei Tragödien vollenden können. Nicht die Zeitwegnahme und Zerstreuung, sondern die Zeitökonomie und Sammlung, die der Staatsdienst dem genialen Sinne Goethes nothwendig und natürlich machte, führte sein Dichten ab von der tragischen Zersetzung auf die epische Stetigkeit.

Gleich in der ersten Begeisterung seines individuellen Naturfriedens durch den Bund mit der Geliebten hatte seine Intensität, vom angefangenen Elpenor abschweifend, konzentrisch den plastischen Liebesgedichten den weitesten epischen Schwung in dem Gedanken an einen „Roman über das Weltall“ genommen. Anfangs Dezember 1781 schreibt er von Erfurt, unterwegs habe er diesen neuen Plan durchgedacht und gewünscht ihn der Freundin zu diktiren. Welcherlei Verbindung von menschlich-pathologischen und sittlichen Wandlungen mit Ausblicken in das Bewegungssystem der Weltkörper und die Epochen der Erdbildung ihm vorgeschwebt haben mag, läßt aus den Spuren seiner damaligen Studien sich ahnen. Wie aber im Frühjahr darauf Amtsreisen ihn durch die Landesstädte, diplomatische 145 Touren durch die Nachbarhöfe führten, und er aus seiner Gartenwohnung in die Stadt und in das Verhältniß seines neuen Ranges einzog, war sein thätiges Vorstellen aus dem kosmologischen Gedankenkreise in das menschliche Natur- und Sittensystem seiner Wirklichkeit geleitet. Jener hesiodische Plan kommt nicht mehr vor, und während er seinen Felsen und Heimatgründen das Geheimniß seiner Liebe vertraut, fließt seine Weltbetrachtung in das Fortdichten am Wilhelm Meister. Nach der genialen Weise, die Goethes Auffassung der Objektivität

körperlicher Welt in stetem Bezug auf Wesen-Einheit und individuelles Selbstbewußtsein erhielt, würde der andere, im Frühling 1784 gefaßte epische Plan der „Geheimnisse" von jenem des „Weltalls" in Grund- und Vermittelungsmotiven so verschieden wohl nicht gewesen sein, als etwa sein scheinbar entgegengesetzter Totalbegriff muthmaßen ließe. Dies war der ideale der Religion, der sich aber in konkreten Gestalten an zwölf Individuen darstellen sollte, die von verschiedenen Ausgängen auf ungleichen Bildungswegen doch jeder in der Blüthe und Frucht seiner Religion sich einem und demselben oberen Führer annahten und, durch ihn verbunden, jeder im Stillen Gott auf seine Weise dienend, in Tugend übereintrafen. Da jedoch der Dichter an ihnen „die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt werden", zur Anschauung bringen wollte, so würde, sieht man, die individuelle Wirklichkeit des Idealen auf natürliche Unterschiede, und die Uebereinstimmung auf die Gegenwart der schöpferischen Wesen-Einheit überall in der natürlichen Uebereinstimmung der Individuen mit sich, begründet und zurückgeführt worden sein. Das Weltall als Harmonie der Harmonien, in welchen das einige Wesen schafft und vollkommen ist, würde also auch hier die epische Totalität gemacht haben. Und wenn dieser Plan von der einen Seite aus Goethes vorangegangener Befreundung mit Lavater und dessen homiletisch vielthätigem Durste, in lebendigen Individuen die Gottheit zu schauen, und neuerdings von seinem innigen Austausch mit Herder und Antheil an dessen keimenden „Ideen zur Geschichte der Menschheit" Anregungen erhalten hat, hing er von der anderen Seite mit der emsigen Betrachtung von Schilderungen des Weltgebäudes, Globen und Karten, Reisebeschreibungen und Völkergemälden zusammen, die in den letzten drei Jahren häufig die winterlichen Freistunden Goethes und der ihm nächsten Gesellschaft ausfüllte. Aus dem Hauptstudium Goethes, der Naturgeschichte des Menschen, die er auch in Duclos', Rousseaus u. A. Schriften verfolgte, wich dieser Plan der „Geheimnisse" nicht. Darin die abschließenden Ideale

der menschlichen Bildung in zwölf gegebenen Formen auseinandertreten zu lassen, dazu hatte der Dichter von seinem Umgang mit der Bibel seit früher Jugend und dem ganz individuellen Gebrauch, den von testamentlichen Bildern in den gemüthlich bewegtesten Lebensmomenten zu machen ihm natürlich war, außerdem an seiner in Herders Gemeinschaft noch in den letzten Jahren fortgenährten Liebe zum Volkslied aller Zonen lebendige Elemente für die Breite des Epos, und lebendige für die Spitze an der praktischen Begeisterung seines innigsten Glücks und der Gesinnung, wie sie die Ode „Das Göttliche" zu erkennen giebt. Indessen erreicht die Ausführung bis zum 3. April 1785 nur den Vorhof mit den vierundvierzig Stanzen des gedruckten Fragments, nebst drei einzeln gebliebenen für versparte Episoden, und schon vorher hatte der Dichter das Unternehmen „zu ungeheuer für seine Lage" gefunden. Nicht, daß er dasselbe bei Verwendung aller Augenblicke und Stunden der Sammlung in diesem und dem nächsten Jahr nicht hätte zum Reifen treiben können. Aber bald wäre dann sein wärmstes Denken auf historische Religion und Symbolik, und, um sie aus Natur entwickelt vorzustellen, auf ihre Analyse hingenöthigt worden. Dies war im Widerspruch mit seiner inneren Lage, in welcher die praktischen Bezüge der unmittelbar ihm gegenwärtigen sozialen Welt und ihrer Existenzgründe sich zur Einheit sammelten, und mit seinem schon lebhaften Fortschritt in plastischer Anschauung dieser Wirklichkeit. Die Befriedigung darin hatte ihn bereits mit Standhaftigkeit allen dogmatisch fixirten Einbildungen entsagen und die Art, wie sie Lavater in seinem „Pilatus" durch „Exklamationen, Trümpfe, Zerfleischungen" absolut vergegenwärtigen und „veraltete barbarische Terminologieen in und mit dem Menschenverstand verkörpern wollte", entschieden abweisen lassen. „Alle Wissenschaft, Scharfsinn (hatte er schon im Spätjahr 1782 ihm geschrieben), alles Anschauen, alles tiefe Gefühl der Menschheit und ihrer Verhältnisse, und mehr Vorzüge, die Lavater in einem so hohen Grade besitzt, läßt er zurück, wirft er weg, um dem Unerreichbaren athemlos nachzusetzen." — Dann, in eben der Zeit, als er mit dem Plan zu den epischen

„Geheimnissen“ umging, kam seiner Beschränkung auf reinen Naturverstand eine gleich starke Bekräftigung gegen abstrakte Metaphysik aus einem entscheidenden Anlaß. Jacobi, beschäftigt mit der Mittheilung über den Spinozismus des verstorbenen Lessing und den Erörterungen über Spinozas Konsequenz, die er gegen Mendelssohn richtete, machte bei seinem Besuche Weimars im September 1784 Goethen hierüber zum Vertrauten und führte ihn auf Spinoza, der ein Band ihrer Jugendfreundschaft gewesen, zurück. Auf Goethe wirkte Spinoza ganz anders als auf Jacobi, der in der Konsequenz desselben Fatalismus und Atheismus fand. Goethe fand sich bestätigt in seiner Andacht. Seit zwei Jahren hatte er seine Naturbetrachtung von der schematischen und mittelbaren Umfassung in Karten und Weltbeschreibung immer mehr auf unmittelbares Anschauen der nächsten Dinge und körperlichen Individuen zusammengezogen, im Herbst des vorigen Jahrs bei den Naturgelehrten zu Kassel und Göttingen seinen stillen Fleiß mit der Gewißheit belohnt gesehen, auf dem rechten Weg zu sein, „wo ihm von nun an nichts verloren gehe“, und im letzten Frühjahr hatte er den menschlichen Zwischenknochen entdeckt. Nun im Winter schickte er die ausgeführte Darstellung an Merck, Sömmering, Camper und gab Knebeln jenen Aufschluß über das Wesen als Totalität der wirklichen Theile. Wie mußte es ihn ergreifen, als er gleichzeitig in Spinoza las, daß wir, je mehr wir die einzelnen Dinge in ihrer Bestimmtheit erkennen, um so mehr Gottes ewiges Wesen erkennen, daß alle Dinge in Gott sind und die reine Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit nothwendig die des göttlichen Wesens in sich schließe. Am 11. November schrieb er an Knebel: „Ich lese mit der Frau von Stein die Ethik des Spinoza, ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist als der meinige.“ Am 19. Dezember sagt er der Freundin: „Es ist mir lange in einem Dezember nicht so wohl gewesen, meine neue Vorstellungsart trägt nicht wenig dazu bei“; am 27.: „Gestern Abend las ich noch zuletzt in unserm Heiligen und dachte an Dich.“ An Jacobi schreibt er am 12. Januar 1785: „Ich übe mich an Spinoza, ich lese und lese ihn wieder. — Eh

ich eine Silbe Meta-Physika schreibe, muß ich erst die Physika besser absolvirt haben. Mein osteologischer Versuch ist an Camper fort — ehstens werd' ich den Cassler Elephantenschädel kürzlich kommentiren. — In meiner Stube keimt arbor Dianae und andere metallische Vegetationen. Ein Mikroskop ist aufgestellt, um die Versuche des von Gleichen nachzubeobachten — — ich mag und kann Dir nicht vorerzählen, worauf ich in allen Naturreichen ausgehe; des stillen Chaos [der Berge] gar nicht zu gedenken, das sich immer schöner sondert und im Werden reinigt." Am 9. Juni an denselben aus Ilmenau: „Du erkennst die höchste Realität an, welche der Grund des ganzen Spinozismus ist, worauf alles Uebrige ruht, woraus alles Uebrige fließt, und wenn ihn Andere deshalb atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum preisen. Vergieb mir, daß ich so gerne schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den einzelnen Dingen erkenne, zu deren näheren und tieferen Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza selbst, obgleich vor seinem Blicke alle einzelnen Dinge zu verschwinden scheinen. Er ist mir nie mit sich selbst im Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handlungsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen. Hier bin ich auf und unter Bergen, suche das Göttliche in herbis et lapidibus." Von solcher Bestärkung der Zuversicht in die Wahrheit und ewige Geisteseinheit gegenwärtiger Schöpfung, und der heiteren Ausbreitung seiner Totalanschauung in die natürliche Wirklichkeit seines Lebensgrundes und Amtsbodens begleitet und überflügelt, blieb folgerichtig Goethes Dichten an dem Epos der „Geheimnisse" nach jenem Prolog, der eben so passend zur Zueignung 148 seiner lyrischen Sammlung wurde, im Anfange stehen. Nachdem dieser Anfang seine gegenwärtige Anschauung reinmenschlicher Frömmigkeit an Herders Charakter und Freundschaft anmuthig klar aufgenommen, kam der Dichter über die Jubelakkorde des Himmels, womit ihn seine wirkliche Liebe umfing, nicht hinaus auf diejenigen Ideale, die, zeitlich und örtlich verschieden, von vergangenen Geschlechtern her sich als übernatürliche in der Einbildung der Menschen befestigt hatten. Schon im Winter 1784,

bei seiner Eröffnung über vergleichende Anatomie an Knebel, fällte er vielmehr, mit Anknüpfung an die neueste physikalische Entdeckung, die er gleichzeitig nachversuchte, das Urtheil: „Wie es vor alten Zeiten, da die Menschen an der Erde lagen, eine Wohlthat war, ihnen auf den Himmel zu deuten und sie aufs Geistige aufmerksam zu machen, so ist's jetzt eine größere, sie nach der Erde zurückzuführen, um die Elasticität ihrer angefesselten Ballons ein wenig zu vermindern."

Anders war es mit dem weltlichen Epos, das empfangen aus den Erfahrungen und Hoffnungen der Jugend und der Dichtungsleidenschaft Goethes, bereits in den ersten Weimarischen Jahren ihm oft im Sinne gelegen, die Ausführung aber über den Anfang hinaus erst mit seiner Uebernahme des obersten Verwaltungsamtes 1782 bis zum Ende des zweiten Buchs im Sommer, und vorrückend ins dritte im Herbst und Winter gewonnen hatte. Dieses Epos, Wilhelm Meisters Lehrjahre, welches nun die Kämpfe der Jugendbegeisterung unter männlicher Betrachtung auseinanderlegte und mit den wirklichen Lebensbedingungen und praktischen Motiven der Menschenwelt, wie sie der Dichter gegenwärtig mitlebte, in Zusammenhang bewegte, war von so inhaltsreichem Plan wie die „Geheimnisse", ohne daß es der Dichter „für seine Lage zu ungeheuer" fand. Er hatte es im Anfang 1783, wo ihn die Geschäfte stark in Anspruch nahmen, nicht aus den Augen verloren, an Sonntagen im Frühjahr etwa daran geschrieben. Dann traf er im Juni mit dem Herzog (den er „auf guten Wegen" sah) in Wilhelmsthal zusammen, um „einige Knoten der Verworrenheit", die Prinz Konstantin nach kostspieligen Reise- und Herzensabenteuern heimbrachte, „mit Geduld lösen" zu helfen; und hierzwischen schrieb er ein Kapitel zu seinem Roman. Die Ausflüge sodann in den Harz, nach Göttingen und Kassel verdrängten mit ihrer Nahrung seiner Naturstudien die Dichtung nicht. Ende Oktober diktirte er viel am Wilhelm, den 9. November wieder; am 12. meldet er: „Heute ist's ein Jahr, daß ich das vierte Buch Wilhelm Meisters angefangen, und heute endige ich es." Um Anfang Dezember schickte er's dem Prinzen August

von Gotha, dann an Knebel, und auf des Letzteren Zeugniß guter Aufnahme erwiederte er: „Ich fahre nun fort und will sehen, ob ich das Werkchen zu Ende schreibe. Alsdann aber 149 wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im Ganzen übersehen, durchsehen und Alles schärfer und fühlbarer aneinanderrücken kann." Im nächsten Jahr, demselben, wo er die „Geheimnisse" entwarf, hielt ihn der Juni und Anfang Juli mit dem ganzen Hofe beim Landtage zu Eisenach fest. Hier in Freistunden heimlichglücklich im Betrachten des Kasseler Elephantenschädels, besserte er auch mit Liebe an dem Roman, schaltete ein, reinigte den Stil, „daß er recht natürlich werde", bereitete vor; und griff aus einem Hofereigniß Züge für das Buch, an dem er war. Wieder gewann er Augenblicke dafür im Anfang Oktober zu Ilmenau, wo er nebstdem nach den Geschäften „seine Freunde, die Berge noch recht durchsann und durchsuchte, damit er im Glauben gestärkt werde." Und kaum nach Weimar zurückgekehrt, meldet er am 16. Oktober: „Wilhelms fünftes Buch ist fertig." Nachdem nun in den ersten Monaten 1785 die „Geheimnisse" in die Eingangs-Rhapsodie geführt und gegen Pflanzenbeobachtung zurückgethan waren, ging wieder zu Ilmenau in eben den Junitagen, wo Goethe gegen Jacobi für die Andacht Spinozas und für seine eigene Verwahrung einlegte, das Weiterschreiben an der „Gebirgslehre" und das an „Meisters Lehrjahren" wohlverträglich nebeneinander. „Der Anfang dieses Buchs," gesteht er, „gefällt mir selbst. — Ich habe weiter diktirt — habe Freude dazu." Einen Monat später, auf dem Wege nach dem Fichtelgebirg und dem Karlsbade schickt er der Geliebten schon „ein Liedchen von Mignon aus dem sechsten Buche"; und dies Buch ward ebenfalls im Novembermonat des Jahrs, am 11., zum Schluß gebracht.*)

*) Bei der späteren Ausgestaltung des Romans für die Herausgabe, wo der Dichter, wie er sich's vorausbestimmt, „Alles schärfer und fühlbarer aneinanderrückte" und Manches ganz aussonderte, wurden die bisher erwähnten sechs Bücher auf die jetzigen vier ersten zusammengezogen.

Schon allein, was dieser bloß äußere Umriß vom Entstehungsgang dieses Epos zeigt, daß der Dichter in Zeiten gehäufter Geschäfte an ersparten Zwischenaugenblicken Stimmung zum Fortdichten hatte, daß in den ruhigern Wochen der Fortschritt lebhaft und mit der Beseligung im Anschauen schaffender Natur Hand in Hand ging, daß Buch an Buch in nahezu gleichgemessenem Zeitraum, wie die Jahresringe eines Baumes wächst und mit dem Umfang des Dichters Liebe zum Ganzen zunimmt, sein Zartgefühl für die Stetigkeit und reine Natürlichkeit der Form sich steigert, — schon dies allein setzt nothwendig die weise Oekonomie nicht nur, in welcher Goethe seinen Hauptberuf mit dem Staatsdienste verglich, sondern die Einheit in ihm der Sammlung und wachsenden Anschauung des Staatsmannes mit dem Naturforscher und dem Dichter voraus. In ganz bestimmtem Sinn bestätigt dies die nähere Betrachtung dieses gesteigerten Staatsdienstes.

Von jener in sich schon plastischen und in ihrem stetigen Fortschritt epischen Erfassung der ewigen Gesetzmäßigkeit und Geisteseinheit des heimischen Schöpfungsgrundes, die mit dem Naturglück seiner Liebe verbunden sich in Goethes gleichzeitiger Lyrik als vollkommenes Behagen und Meisterschaft entfaltete, ist schon mehrfach erinnert, wie sie von selbst in objektives Erkennen der menschlichen Zustände nach ihrer natürlichen Bedingtheit und, angesichts der Bedrängnisse heimischer Bevölkerung und des Druckes einer unnatürlich gewordenen Kultur, ins thätige Mitgefühl überging. Ich habe wiederholt auf die schmerzlichen Bedenken des Regierungsvertrauten vor seiner Unternehmung der Kammerreform hingewiesen und aus den Briefen an die Stein und an Knebel die Stellen angeführt, wo sich an sein Ueberschauen des folgerichtigen Zusammenhanges natürlicher Schöpfung unmittelbar der Einblick in die feudale Ueberlastung der natürlichsten Menschen-Existenz, in das Grundübel der Verwaltung, anknüpfte. Diese praktische Einsicht ließ ihn auf gründliche Hebung des Elends und im Bereich seines Fürsten auf allmähliche Beseitigung des ganzen Systems denken und 150

trachten. Aus dem Frühjahr 1781 haben wir früher die Bitte an die Freundin um Mitberathung gelesen, die seinen Kampf mit diesem Vorhaben andeutet, den Kampf mit den „Begriffen, die bei ihm festzusetzen und den Entschlüssen, zu welchen ihn zu treiben sich alles häufte", als er die Entfernung Kalbs und sein Hinstellen vor den Riß voraussah. Wie das noch näher gekommen war und er im Winter, wenige Tage eh seine Adelung zur Sprache kam, der Freundin vertraulich äußerte, der Herzog „habe doch im Grunde nur eine enge Vorstellungsart; einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehle es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit", sind dem unmittelbar die Worte vorhergeschickt: „Um Deinem Vorwurf zu entgehen, als wenn man Jahrhunderte leben müsse, um in meinem Garten des Schattens zu genießen, hab' ich die Sache recht durchgedacht und will Dir einen Plan vorlegen, den Du gewiß billigen sollst." Der Zusammenstellung wegen glaube ich nicht, daß er hier von seinem Hausgarten rede. Wie dem sei: er hegte einen Plan für Entbürdung des Landbaues, den er zurückhalten mußte, aber wenigstens vorzubereiten damals noch hoffte. Bei den Klagen aus Eisenach im April 1782 (acht Wochen vor Uebernahme der Kammerleitung) über die unheilbare Verarmung der Landschaft, und wie immer gepfuscht werde, deutet darauf der Beisatz: „Ich habe Dir Vieles und Menschliches zu erzählen und hoffe, Du sollst sehen, daß sich meine Augen auch in die Nähe gewöhnen." Beweisend ist aus späterer Zeit der Rückblick des Resignirten. Im Juni 1784 nämlich, wo er dem Landtage zu Eisenach anwohnte, schreibt er erstlich von seinem Eintritt: „Ich bin mit der größten Gelassenheit angelangt und werde alles eben so gleichmüthig abwarten. Wie unterschieden von dem thörigen dunkeln Streben und Suchen vor vier Jahren, ob ich gleich manche anmuthige Empfindung voriger Zeiten vermisse"; sodann am 9.: „Unsere Geschäfte gehn einen leidlichen Gang, nur leider aus Nichts wird Nichts. Ich weiß wohl, was man statt all des Rennens und Laufens und statt der Propositionen und Resolutionen thun sollte. Indessen

begießt man einen Garten, da man dem Lande keinen Regen verschaffen kann. Wie eingeschränkt ist der Mensch, bald an Verstand, bald an Kraft, bald an Gewalt, bald an Willen." Man sieht: vor vier Jahren, als ihm „neue Geheimnisse sich offenbarten", wo er sich sagte, „es wird noch bunt mit mir gehn, ich übe mich und bereite das Mögliche", damals, als er beim Durchschauen von Kalbs Haltungslosigkeit sein besseres Loos pries: „Es glückt mir Alles, was ich nur angreife, aber auch anzugreifen sei nicht lässig"; hegte er schon die Hoffnung durchgreifender gemeinnütziger Wirksamkeit. Dies nennt er jetzt ein thöriges dunkles Streben, ohne die schönen Empfindungen zu leugnen, die es ihm gab. Was er jedoch alsdann, da sein Auge sich immer mehr in die Nähe gewöhnte, nöthig und praktisch erkannte: damit das Land gedeihe und nicht nur ein privilegirter Garten, — davon ist er noch jetzt überzeugt, daß man es anstatt all der ständischen Umständlichkeiten thun sollte. War Goethe hierin ein tüchtiger Staatsmann, der bereits damals begriff, was die Gutsherren der Landschaft ein halbes Jahrhundert später noch nicht begriffen, bis es ihnen vor Kurzem von der Gewalt abgenöthigt wurde: so bewies er nicht minder seine praktische Tüchtigkeit in der Selbstverleugnung, womit er auf das Bessere seiner Einsicht, das bei dem vorhandenen Staatsrecht keine Aufnahme fand, verzichtete, um das mögliche Gute zu leisten. Er trat mit diesem Verzicht die Leitung des Kammerwesens an. Da die Unordnung, worin es sich befand, seine Bedingung rechtfertigte, daß der Herzog im eigenen Bedarf eine feste Grenze einhalte, und der Fürst dieselbe annahm, so konnte Goethe hoffen, einen nützlichen Haushalt für allgemeine Zwecke herauszusparen und bei zunehmendem Erfolg den Sinn des Herzogs für planmäßige Wirthschaft und fruchtbare Beschränkung zu gewinnen und zu befestigen.

Dahin hatte sich im Laufe von fünf Jahren das Verhältniß des Dichters zu dem jungen Fürsten geändert. Im Anfang des Bundes war es auf Goethes volle Dichterentfaltung und des jungen Fürsten Bildungsgenuß durch ein wachsendes Kunstleben abgesehen. Mitregieren sollte der geniale Günstling nur

darum, damit der Genuß ein natürlicher, die Kunst, wie er es wollte, nicht Treibhauspflanze, sondern Blüthe des Lebens sei. Damals, als der junge Herzog sich noch in Werthertracht kleidete, 152 Dichter zu Kammerherrn machte, in den Liebhaberkomödien seines Hofes neben Eckhof und Goethe, und in Goethes Iphigenie den Pylades spielte, als er alles Poetische und Kritische, was um ihn her entstand, las und in Korrespondenz mit Literaten besprach, als er selbst noch Verse machte und in Goethes entstehenden Dichtungen sich für die Erhaltung dieser oder jener Partie verwandte, sollte des Dichters Begeisterung ihn auf die Höhen des Lebens führen und dabei die Felder und Mittel ihrer Ausführung finden. Als Schöpfung Goethes sollte ein deutsches Theater mit Kapelle und Ballet sich allmählich bilden. Er sollte einen schönen Neubau des abgebrannten Residenzschlosses herbeiführen und leiten; weshalb er schon jetzt Bausachen führte, den Riß zum Theater machte, Architektur zeichnete. Aller Kunstschmuck der Residenz sollte, unter seiner Leitung besorgt, ihm und dem Herzog zugleich zur Ausbildung dienen; daher Hofbildbauer und Maler und die Stiftung der freien Zeichenschule ihm untergeben wurden und der Ankauf von Gemälden, das Sammeln und Studium von Kupferstichen und Handzeichnungen lebhaft vom Herzog mitbetrieben ward. Indessen hatten nach den ersten drei Jahren Personal und Anstalten der Kunst keine Ergänzung und Erweiterung erhalten, zu einem erheblichen Bau-Unternehmen war es nicht gekommen, der Dichter hingegen war veranlaßt, außer seiner Mitwirkung für Aufnahme des Bergwerks, landwirthschaftliche Geschäfte, Wege- und Wasserbau, die Kriegskommission zu übernehmen. Es war dies gar nicht gegen seine Neigung geschehen, da die ganz reellen praktischen Erfahrungen nicht minder als seine Begleitung des Fürsten zu Jagden, auf Märkte, in Lager, an Höfe nach der Absicht des Freundschaftsbundes zugleich auf Erstarkung des Dichters, besonders des dramatischen, berechnet waren. Mit dem Eingehen jedoch in diese Verwaltungsgeschäfte mußte der Vertraute auch für seine Hoffnung immer deutlicher der Nothwendigkeit gewahr werden, bevor an seine volle Bethätigung in

öffentlicher Kunst und Theater zu denken sei, erst für gutes Recht und hinreichende Mittel zu diesem Aufwande durch Rathschläge zu Besserung der Landesverwaltung und Ordnung der vielfach vernachlässigten Wirthschaft zu sorgen. Und nun kam es bald zu der Umstellung, daß die mittelbare Aufgabe Hauptsache wurde, die Anknüpfungen der Kunstentfaltungen abbrachen. Die Leitung des Liebhabertheaters gab der Dichter auf, das ohne ihn als Unterhaltung vornehmlich des verwittweten Hofes fortvegetirte, und das nach Allem, was er die Jahre her dafür gethan, in keiner Weise, zumal nachdem Anfangs 1784 die Belluomo'sche Wandertruppe zu regelmäßiger Befriedigung der Theaterlust gemiethet war, für eine Voranstalt gelten konnte, die er hätte weiter entwickeln mögen. Noch 1781 hatte der Herzog Goethes Jugendfreund, den Musiker Kayser mit Empfehlung an Gluck zur Reise über München nach Wien unterstützt; von dem Singspiel jedoch, das Goethe 1784 für Kayser dichtete, und den von diesem das Jahr darauf eingesendeten komponirten Partien hörte der Dichter nur Konzertproben: an eine Bühnen-Aufführung in Weimar konnte er bei dieser Operette nicht denken. Das Interesse für Kunsterwerb und Kupferstichsammlungen trat im Herzog gegen das militärische zurück, das ihn bereits in den Jahren 1781 und 1782 dreimal zu Truppenlagern in der Nachbarschaft reisen ließ. Im Juni 1783 schreibt er: „Ich sammle keine Handzeichnungen, sondern was ich von solchen behalte, ist Alles zu Nutzen und Frommen meines Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so etwas ein bischen Freude machen kann.“ Goethe schrieb drei Monate früher: „Ich habe diese Zeit wieder einen Acceß vom Zeichenfieber gehabt, das aber durch die bittere Rinde des Lebensholzes bald wieder vertrieben worden ist.“ Er setzte zwar mit Maß das Sammeln, mit Liebe das gelegentliche Betrachten fremder Kunstschätze, auch Lesen kunsterklärender Schriften fort, aber für sich, als stille Bildung. So hoch Karl August ihn hielt, so rein er dem Zutrauen und den edlen Gesinnungen der Herzogin Luise verbunden war, urtheilte er doch schon im Dezember 1781: „Die Gunst, die man mir in Gotha gönnt, macht viel Aufsehen

— es ist auch billig, daß ich durch einen Hof wiedererhalte, was ich durch einen Hof verloren habe. Denn mein passiv Wesen bisher war nicht genug, und die öffentliche Gleichgültigkeit der Unsern gegen mich bei meiner Eingezogenheit hat, wie ich merke, im Publiko auch die nothwendige Sensation gemacht. Es bleibt immer gewiß, dieses so geehrte und verachtete Publikum betrügt sich über das Einzelne fast immer und über das Ganze fast nie." Und obgleich er immer noch seine neuen Dichtungen dem Herzog und der Herzogin wohlaufgenommen vortrug, bemerkte er dennoch im September 1782 über Prinz August von Gotha: „Ich wollte, er wäre unser. Er hat die Kenntniß und das Interesse, das unsern fürstlichen Personen fehlt, um das in Bewegung zu setzen und zu erhalten, was so reichlich bei uns vorräthig ist und was außerdem jeder für sich behält." Er hatte noch seine Hingebung für den Herzog, dieser noch seine Liebe zu ihm: — aber der parallele Schwung ihrer Lebensbahnen, den sie zu Anfang sich beide versprachen, schwand in der Wirklichkeit; an seinem Geist und Streben konnte der Fürst solchen Antheil nicht nehmen als an seiner Person, und bei aller Wärme des letzteren ward es zweifelhaft, wie viel Boden für ein Kunstleben, wie viel nachhaltige Mittel für Förderung und Darstellung seiner Poesie er ihm gewähren könne. Wohl aber konnte Goethe hoffen, den Fürsten, wenn auch nicht zu 154 einem Stifter deutscher Kunst und Erhöher seiner Poesie auf reicher, dazu gebildeter Bühne, doch zum wohlberathenen Landesvater und Bildungsgönner zu machen, in dessen geordnetem Haushalt alsdann er selbst eine lohnende Stellung behaupten mochte mit genug Stimmung und Muße, um sein Dichten aus der häuslichen Stille in die lesende Welt zu ergießen. Mit dieser Wendung seiner Stellung zum Zurückzuge seines tieferen Dichtertriebs aus der Bewegung des Hoflebens und dem Anspruch auf mitschaffende rückwirkende Theilnehmung des fürstlichen Kreises an ihr hing die Wiederaufnahme seines Wilhelm Meister in einem neuen Sinn zusammen.

Diesen Roman hatte der Dichterjüngling in der ersten Epoche entworfen aus dem Nachgefühl gebrochener Leidenschaft,

das er nach Weimar brachte, und aus den neuen Reizen zum thätigen Leben und Erobern schöner Wirklichkeit, wovon der Gipfel sein Reifen zum dramatischen Dichter und ein Theater, ein durch seinen Genius im Verkehr mit Welt und Zeit großwachsendes deutsches Theater werden sollte. Damals war seine Begeisterung für Shakespeare die feurigste, dessen Vornamen er dem Helden der Erzählung gab, dessen Hamlet, einstudirt mit entwickelter Ueberlegung und mit gar eigenem Zusammenwirken der individuellsten Kräfte, Bedingnisse, Zufälle aufgeführt, noch jetzt eine der bedeutendsten Episoden des Epos macht. Goethes Hoffnung, in dem neuen Weimarischen Leben sich stufenweise zum dramatischen Meister und Schöpfer einer deutschen Schauspielkunst zu bilden, gab die Anlage des Romans: den Inhalt und Gang wollte er sich aus der erlebten Wahrheit dieses genialen Triebes und seiner Schicksale abschöpfen. Es enthält ja auch die ausgebildete Gestalt dieser Dichtung in ihrer ersten Hälfte mit den Schicksalen und Abenteuern eines Jünglings, der leidenschaftlich von dem Ideal dramatischer Dichtung und theatralischer Darstellung angezogen wird, die ganze Genesis dieser Darstellungsart, die Pragmatik ihrer Mittel und Physiologie ihrer Träger in der Wirklichkeit. Sie kommt schrittweise zur Vorstellung von ihren ersten natürlichen Elementen in den Neigungen und Fähigkeiten der Jugend, dem Imaginationsbedürfniß im Selbstgefühl werkthätiger Stände, in der Pietät des Familienlebens und dem Pomp der politischen Gesellschaft bis zur Dichtung und freien Kunst in der Literatur der gebildeten Welt, von dem allgemeinen Zauber einer vollendeten körperlichen Ausbildung und den feinen und tiefen Reizen jedes lebendigen Scheines von Charakter und Empfindung in Musik und Mimik bis zur Macht des dramatischen Genius, der Taktik des dramaturgischen Talents, der Verwebung des Theatergewerbes mit den Stärken und Schwächen des modernen Sittensystems. Dieses Thema lag im ersten Plan und Keim, wenn auch, wie nachmals der Dichter selbst bemerkt hat, nur „kotyledonenartig“. Nun waren aber in den ersten Weimarischen Jahren, nach Goethes Weise, sympathetisch das Wirken ans Gegebene anzuschließen, seine drama- 155

tischen Spiele und dramaturgischen Uebungen mit einem engen, schwankenden, fast durchaus dilettantischen Kreise verwickelt, und diese läßliche Schule nahm, statt Vorstufe einer weiteren Bühne zu werden, in Umfang und Bildsamkeit nur ab, so daß der Dichter seine größeren dramatischen Entwürfe zurückhalten und der einsamen Ausarbeitung vorbehalten mußte. Darum rückte in den ersten fünf Jahren auch der „theatralische“ Roman nicht hinaus über das erste Buch und über ein zeitweises Bewegen vorschwebender Szenen seines „dramatischen Ebenbildes“ in der Seele des Dichters. Als aber unter dem Nebel, der mehr und mehr die Aussicht des Fürstendichters deckte, seine Nöthigung in die Bedingtheit prosaischer Sorgen und Amtsgeschäfte zunahm, die steigende Ernüchterung ihn auf reine Anschauung der allbestimmenden Natur trieb, trat auch sein Plan, die dramatische Weltspiegelung in der Welt an der wirklichen Erfahrung seiner Genialität zu entwickeln, tiefer in seinen Naturgeist zurück und höher in seiner Anschauung herauf. Sobald er die Wirklichkeit dieser einigen Anschauung zur Harmonie seiner Energien im Glück seiner Liebe vollendet hatte, trug die totale Reinheit seiner Stimmung die Handlungen und Erfahrungen seines selbstverleugnenden Dienstes in produktive Anschauung vollkommener Natürlichkeit hinüber, und diese Ansammlungen der Wirklichkeit mit zugleich sich erweiternder Resignation und Befriedigung wurden vornehmlich zur Wiedergeburt Wilhelm Meisters.

Gleich im Frühjahr 1781, auf jenem gräflichen Schlosse, wo an die Geliebte neben den Betheuerungen seiner Vollbegeisterung zu allem Guten die Ergebnisse seiner Beobachtung des Herzogs gehen, die nüchterner als je zuvor ist, sagt er im Gewahren seiner produktiven Erwärmung: „Ich fühle, daß ich noch immer bei mir selbst zu Hause bin und daß ich von dem Grundstock meines Vermögens Nichts zugesetzt habe“, und zum Ausdruck ihrer Tiefe und Reinheit: „Uebrigens ist’s in mir so still, wie in einem Kästchen voll allerlei Schmucks, Golds und Papiere, das in einen Brunnen versinkt.“ Die Gräfin, deren Lebenskunst und wahren Adel er hier sah, der Graf, dessen Rattenmanöver seine geheime Physiologie beschäftigten, waren

„Irradiationen" für Gräfin und Graf in den „Lehrjahren" (S. an die Stein II. S. 9 III. S. 245 u.), und er bemerkt hierselbst über den Grafen: „So viel kann ich sagen, er macht mir meine dramatische und epische Vorrathskammer um ein Gutes reicher. Ich kann nicht verderben, da ich auch aus Steinen und Erde Brot machen kann." Im Spätjahr dann, als er in Wilhelmsthal, nicht mehr als Vergnügensrath, nur als aufmerksam Begegnender mäßig und geduldig theilnahm bei des Herzogs 156 Aufwand für eine mühsame Schweinshatze und große Bewirthung zahlreicher Jagdgäste, bemerkte er: „Die Andern spielen alle ihre Rollen: wie lieb ist mir's, daß ich keine spiele. Ich lasse mich als Gast traktiren, mir als Fremden klagen. Der Hofmarschall flucht, der Oberstallmeister murrt und am Ende geschieht Alles. Wenn diese Hast und Hatze vorbei ist und wir wären um eine Provinz reicher, so wollt' ich's loben. Da es aber nur auf ein Paar zerbrochene Rippen, verschlagene Pferde und auf einen leeren Beutel angesehen ist, so hab' ich nichts damit zu schaffen, außer — daß ich von dem Aufwand nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke."

Daß er im nächsten Jahr schon in den ersten Wochen nach Adelsbrief und Präsidentenbestallung das erste Buch der Lehrjahre neu ordnete, das zweite anfing, das im Oktober wachsende dritte am 12. November schloß, ist schon oben berührt. Es lagen voraus und dazwischen die ersten klaren Genüsse seiner praktischen Resignation: im Anfang 1782 die anmuthigen Gefälligkeiten für die Hofunterhaltung und „gute Stunden mit dem Herzog", im März sein „Mieding", der „eine vorzüglich schöne Sensation machte", dann jene Sendungen an benachbarte Höfe, wo ihn die verbindliche Sicherheit seines Benehmens und Bereicherung seiner innern Welt beglückte, hierauf die feste Plansetzung seiner erhöhten Stellung. Nun kam der ausdauernde und neu anknüpfende Rückblick auf seine bisherige Dichterentfaltung und die gemessene Abfindung mit der heimischen Gesellschaft hinzu, und indem ihn jetzt der „Wahn, die schönen Körner, die in seinem und seiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlischen Juwelen könnten in

die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, ganz verließ, fand er sein jugendliches Glück wiederhergestellt." Mit diesem entschiedenen Aufgeben jener Einstandshoffnungen auf öffentlichen Kunstausbau und fürstlich begründetes Bildungsleben versichert er zugleich (am 21. November 1782), daß er jetzt „den Geheimrath von seinem andern Selbst getrennt lasse", d. h. die Geschäfte nicht mit der Perspektive auf Kunstpflanzung und schönes Leben, seine Poesie nicht mehr mit der Rücksicht auf Stimmung und Hebung des Hofes einrichte und betreibe. „Ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Arbeiten und schreibe in guten Stunden die Märchen auf, die ich mir selbst zu erzählen von jeher gewohnt bin. Du sollst bald die drei ersten Bücher der theatralischen Sendung haben." Für den Fürsten und Hof war er jetzt wesentlich Minister und Verwaltungsmann, Dichter für sich und die wenigen Freunde, deren kleine Zahl er in den nächsten Jahren öfter sein ganzes Publikum nennt. Allein indem er seine Poesie so ganz aus dem praktischen Leben befreit hatte, stand sie erst recht als ganze dem ganzen Leben, als 157 unbefangene dem objektiven gegenüber. Ihre schon wachsend freie Entfaltung der erfahrenen Verwicklung des Dichterideals mit Wirklichkeit und modernem Sittensystem in diesen Lehrjahren Meisters gewann eine allgemeinere Bedeutung als die der Naturgeschichte mimischer und theatraler Kunst und der Bildungsabenteuer eines dramatischen Dichters. Nicht nur die gelösten Erfahrungen des Poeten und Dramaturgen, auch die des verwaltungführenden Staatsmannes in seiner Ueberschau des Existenzlebens und Gesellschaftsbestandes machte der Fortschritt seiner Selbstverleugnung objektiv, seine reine Anschauung einig jener praktischen im naturgleichen Zusammenhang, und die Totalität seiner behagenden Betrachtung zum vollkommenen Epos.

In dreifacher Weise diente die nun folgende dreijährige Geschäftsperiode Goethes der Vollendung seiner epischen Begeisterung nach Umfang und Reinheit. Erstlich von der Seite, daß er, in der entschlossenen Beschränkung auf die wirkliche Bedingtheit der Leistung durch guten Erfolg belohnt, die äußere

Befriedigung in seine individuellharmonische Stimmung aufnehmen und diese Wirksamkeit mit den besondern Fortschritten seiner Anschauung der Vollkommenheit schaffender Natur praktisch wie innerlich vereinigen konnte. Das Zweite war, daß ihm auch bei denjenigen Aufgaben und Anliegen, die außerhalb seines festen Geschäftsplanes lagen und deren Entwicklung zum Vortheil oder Nachtheil des letzteren zweifelhaft war, seine gründliche Selbstverleugnung den Gleichmuth des Abwartens und die Unbefangenheit des Behandelns gab, die solche Vorgänge als begriffene Erscheinungen dem ruhigen Strome seines produktiven Denkens vermählten. Das Dritte war die äußere Vereitlung seiner Geschäftsordnung und die Entscheidung jener andern Bewegungen zum Nachtheil der guten Absichten seiner Planmäßigkeit. Denn diese abgewartete Entscheidung vollendete die Totalität seines Beachtens, bestätigte objektiv seine Lossagung von politischen Einbildungs-Idealen und entband ihn rechtmäßig vom praktischen Dienst. Und hiermit wurde seine Welt und Wirklichkeit, als gleichmüthig entwickelter Zusammenhang des menschlich Eiteln und des praktisch Guten in einer ewigen Natur, ganz nur seiner freien Anschauung überliefert. Der Kammerpräsident trat so ab, daß der Dichter die ganze Erbschaft seiner rein erschöpften Praxis machte, und diese war das Epos von der ewigen Natürlichkeit der wirklichen Sittenwelt.

Befriedigung fürs Erste konnte und mußte Goethe in der Ordnung finden, die in die fürstlichen Finanzen zurückzuführen ihm gelang. Ich habe schon im Eingangstheil beim Ueberblick seines Amtsganges belegt, wie streng er auf seinem Plan hielt, und in den ersten zwei Jahren mit gutem Erfolg. Dort ist schon aus dem Anfang des dritten Quartals seines Kammervorsitzes der Zettel an den Schatullier angeführt, der die Etatüberschreitung des Herzogs auf den Heller berechnet und in Fristen und Ziffern die Ausgleichung bis Johanni festsetzt, wo [158] er in Ordnung sein müsse oder quittire. Daß er diese Strenge, die sich der Fürst von keinem Andern hätte gefallen lassen, durchsetzte und in der Mitte des vierten Quartals bezeugte, „meine Finanzsachen gehn besser als ich es mir vor'm Jahre

dachte, ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration", bestätigte ihm am eigenen wirklichen Willen die Folgerichtigkeit, der in allen Grenzen des Daseins nachzugehen Grundzug seiner produktiven Begeisterung war. Dieser Bestätigung auf Seiten des Staatsdienstes war von außen im dritten Quartal seiner Reform die Geburt des Erbprinzen günstig geworden, der, nach Goethes Ausdruck, in seiner Wiege, wie der Ballast im Schiffe, wohlthätig durch die Schwere und Ruhe wirkte; wie auch gleichzeitig der Herzog Hoffnung und Vorsatz aussprach, nach Gewinnung dieses Haltpunktes, Alles, was etwa Gutes in ihm selbst liegen möge, „mit Hilfe Goethes und des Glücks" zur Ausführung zu bringen. Auch war es nach Ablauf von seinem ersten Kammerjahr im Juni 1783, daß er nach „gar guten Gesprächen mit dem Herzog über viele Dinge, ihn glücklicher und gegen Andre wohlthätiger" zu sehen sich freute, und nach diesem Sommer, daß er ihm die Aussicht in solchen Fortschritt mit ausgeführtem Rückblick auf die Einstandsproben ihres Bundes, in dem Geburtstagsgedicht zusendete. Nach Anfang 1784, in seines zweiten Kammerjahrs drittem Vierteljahr „gehen seine Sachen noch immer gut und steht die Hauptsache, das Oekonomikum auf einem guten Grunde." Auch blickte er jetzt „mit vielem Vergnügen auf die zunehmende Gewerkenschaft des Ilmenauer Unternehmens", und hatte „nach überwundenen so mannigfaltigen Hindernissen" am 23. Februar 1784 die Freude, den neuen Johannisschacht zu eröffnen mit jener körnigen Rede eines Dichterstaatsmanns von Solons Geist. Wie das Werk, das die Kommission umsonst leitete, auf die mäßigsten Bedingungen gestellt und der Unterbedienten, welche die Gewerkschaft zu besolden hatte, wenige aber gute Leute waren, so vergleichen seine Einweihungsworte die neue Anstalt einem Kinde, dem man mit einer geringen Wohlthat forthelfen kann, und fordern Jeden, auch den Geringsten, auf, gleich von jetzt an durch Mitwirken dafür, wo und wie er's vermöge, sich Betheiligung an der einstigen Freude über des Werkes männliche Erstarkung und Segen zu verdienen. Wenige Tage nach der Zurückkunft riefen ihn Eissturz und zerstörende Ueberschwemmung nach Jena, wo

er in der Verwirrung, was zur Hilfe und nächsten Herstellung nöthig war, mit Hingebung angriff und, wie der Herzog, da er auch dazu gekommen, schreibt, „sich bei der Gefahr sehr brav hielt und die besten Anstalten traf.“ *)

Vom März bis in den Mai noch öfter tagweise mit der Aufsicht der Bodenarbeiten in Jena beschäftigt, wohnte er sodann den ganzen Juni über, in den Anfang seines dritten Kammerjahres hinein, dem Eisenacher Landtag an. Obgleich er dabei an dem schleppenden Gang eines in sich mangelhaften Staatsmechanismus kein Behagen finden und wegen der ihm versagten wohlgedachten Abstellung des feudalen Druckes auf dem Landvolk ein stilles Mißgefühl sich nicht verhehlen konnte, so wußte er doch auch in diesem Betracht sich thätig mit dem, was möglich blieb, zu fassen. Er begann, allmählich an größeren Kammergütern, mit Schonung gegebener Pachtverhältnisse, Theilungen abzuzirken, um einer Mehrheit von minder Bemittelten Erwerbs-

*) Mitten aus dem Gedränge in Jena, „noch umgeben von Wassern, Eise und Noth“ schrieb Goethe an Jacobi, dem ein plötzlicher Tod seine blühende Frau geraubt hatte, den herzlichen Beileidsbrief, den er mit den Worten schloß: „Ach, warum versäumt man so viele Augenblicke, seinen Freunden wohlzuthun! Ich bin ein armer Sklave der Pflicht, mit welcher mich das Schicksal vermählt hat; darum verzeihe, wenn ich trocken und träge scheine.“ Auch diese Worte sind für ein Geständniß des Dichters von seiner Niederdrückung durch den Staatsdienst völlig ungerechtfertigt ausgegeben worden. In dem Augenblick, wo er dem unglücklichen Freunde mit treuanhaltendem Zuspruch wohlthätig sein möchte, fühlt er natürlich die Gebundenheit durch dringliche Noth um sich her als Fessel, und da er einsilbig sein muß, wo er den Willen hätte, sich an Theilnehmung reich zu zeigen, nennt er sich einen „armen“ Sklaven der Pflicht. — Noch mißverständlicher ist die gleiche Beziehung auf eine vermeintliche Amtsverzweiflung bei den Worten, die Goethe schon am 29. Juli 1782, sechs Wochen nach Antritt der Kammerleitung an Lavater richtete: „Von mir hab' ich Dir nichts zu sagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, indem ich nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre.“ Sie drücken nur die entschlossene Selbstverleugnung aus, mit der Goethe seine praktischen Aufgaben nicht nach seinen Neigungen und für sie, sondern nach ihren wirklichen Bedingungen behandelte, in deren Folge er die wahren Begriffe gewann, während der wundersüchtige Lavater alles Wirkliche auf das Ziel seiner fixen Begriffe hin sehen, deuten, treiben und zwingen wollte.

gelegenheit zu öffnen, und ließ deshalb im Frühjahr 1785, vor Ende seines dritten Präsidialjahres, einen Kammerkonsulenten von dem Güterzerschlagungswesen im Darmstädtischen genaue Einsicht nehmen.

So führte Goethe allerdings in den reellen Aufgaben seiner Verwaltung nach Zweck und Leistung die naturgemäße Einstimmung mit der Wirklichkeit praktisch aus, auf welche sein Genius ursprünglich ausging und welche die Wahrheit seines epischen Vorstellens war. Daher schlang auch der so geführte Staatsdienst sich mit seiner anhaltenden Verfolgung des einigen Wesens im beständigen und völlig entwickelten Dasein harmonisch im Ganzen und in den besonderen Vollziehungswegen zusammen. Schon im Frühjahr 1782 sagte er: „Es ist ein erhabenes wundervolles Schauspiel, wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung der Oberfläche unserer Erde und die Nahrung, welche die Menschen daraus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird; erlaube, wenn ich zurückkomme, daß ich Dich nach meiner Art auf den Gipfel des Felsens führe und Dir die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeige.“ Und: „Ich kann Dir versichern, daß, wenn ich mit Baty umherreite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit seiner 160 richtigen Praxis immer übereinstimmt; worüber ich denn, wie Du denken kannst, große Freude habe.“ Im Besondern nährte so seine Geistesbefriedigung der Inspektionsritt im Saalthal gegen Ende seines ersten Kammerjahres, im Mai 1783, und gaben ihm die Geschäfte seiner Bergkommission, da sie im September dieses Jahres ihn zu Trebra nach Zellerfeld und in andere Harzgruben führten, „außerordentlich schöne“ Ausblicke, wo er „recht in seinem Elemente war und auf dem rechten Wege mit seinen Spekulationen über die alte Kruste der neuen Welt“; worauf die Besuche in Göttingen und Kassel die Stetigkeit dieser Anschauung mit neuen „sehr schönen und guten Sachen“ förderten. Da im Sommer Büttner von Göttingen nach Jena übergesiedelt war und seine naturwissenschaftlich reiche Bibliothek vom Herzog angekauft, von Goethe den Jenaschen Sammlungen anzueignen war, flossen auch hiervon der Betrachtung seiner Winterabend-

stunden und seiner kleinen naturlustigen Gesellschaft weitere Mittel zu. „Welt- und Naturgeschichte rast jetzt recht bei uns“, sagt er, und hat auch schon seine künftige Reise in die Fichtelberge in Aussicht. Als er sodann 1784 in Folge von Jenas Unglück so wiederholt zu den Bodenarbeiten dahingerufen war, gewannen diese Amtsfahrten noch hohe Würze von seinen Nebengeschäften am Ort, der Verwendung von Büttners Bibliothek und dem Austausche mit diesem Naturforscher, der Fortsetzung vergleichender Anatomie mit Loder und Entdeckung des menschlichen Zwischenknochens. Indem Goethe jetzt auch von seiner Weimarischen kleinen Akademie den geschickten Schüler Waitz im osteologischen Zeichnen nach Campers Methode sich üben, und von ihm für seine Abhandlung treffliche Schädelzeichnungen, von dem Direktor Kraus im nächsten Sommer im Harze charakteristische Felsenzeichnungen für seine Gebirgslehre sich ausführen ließ, stimmte der Betrieb seiner verschiedenen Amtsfelder, die Richtung ihrer Organe, der Sinn der Früchte in dichter Oekonomie zur harmonischen Erfüllung seines allseitigen Daseinsverstandes zusammen. In dieser Führung zu natureiniger Bildung erhielt sich sein Staatsdienst beständig. Während des Eisenacher Landtags wurde die Zeit zu Felsenbesuchen wahrgenommen, für die der Bergsekretär als Kundschafter vorausging, und unter welchen dem Dichter mit der Bereicherung im Besonderen die Einfachheit der Grundgesetze sich verstärkte. Auch eine Kammerguts-Inspektion mit Batty, diesem Aufenthalt eingeknüpft, schloß ihm Reichthum und Schönheit der Gegend auf. Dann gingen einem auswärtigen Dienst im Gefolg des Herzogs wieder die „immer vorwärtsrückenden Spekulationen, unter dem hellsten Himmel,“ voraus und nach, welche ihm in Zellerfeld und Goslar, auf dem Brocken und der Roßtrappe die wiederholte Harzreise zu Sommers-Ende 1784, dem Anfang seines dritten Kammerjahrs, gewährte. Im Spätjahr ward im Verkehr mit Jena Schluß und Versendung der osteologischen Abhandlung bereitet, 161 im Winter Bestätigung ihres Geistes aus Spinoza geschöpft. — Zu Anfang 1785 sind schon die morphologischen Beobachtungen von Pflanzensamen-Entwicklung unter dem Mikroskop im Gang,

deren Verhandlung in Jena mit Büttner, neben anatomischen mit Loder, bei Vermehrung des Präparatenkabinets und Ordnung der Bibliothek sich im März wieder zu der Aufsicht über die Wasserbaue gesellt; desgleichen noch im Dezember des Jahrs. Auch bei den Amtsbesuchen von Ilmenau, im Juni, am Ende seines dritten, dann November, im zweiten Quartal seines vierten Kammerjahrs, gewann die Botanik, das erstemal neben der Gebirgslehre, das zweitemal ausschließlich Raum. Von Mikroskop und Infusorien-Untersuchung war bereits die montanistische Sommerreise über das Fichtelgebirge nach Karlsbad begleitet, und dieser Badeaufenthalt, wie noch der des Jahres 1786, von Bergfahrten umgeben nach immer erweiterten geologischen und morphologischen Sammlungen und methodisch gepflegten Anschauungen mit amtsbefohlenen Geschäftsverwandten, Professoren, Gärtnern, und im Auslande mit dem Vortheil offizieller Empfehlung.

Nach solcher Durchschnittslinie überschaut, zeigen diese Verwaltungsjahre Goethes seit seinem Verzicht auf amtliche Kunstschöpfung und Hoftheaterpoesie die wirklichste Einhelligkeit von Plan und Leistung, Praxis und Bildung. Die Ausbeutung und Verwerthung, Sicherung und Ordnung der Heimatnatur, Unterhalt und Bereicherung gegebener Anstalten, Bethätigung und Förderung ihrer Träger — Alles erscheint in Gegenseitigkeit, Zusammenhang, ruhigem Wachsthum, und führt mit dieser Zunahme den Präsidenten von seinem dreiunddreißigsten bis sechsunddreißigsten Lebensjahr immer tiefer in die reine Anschauung der wirklichen Dinge und des sinnlichen Daseins als der Allgegenwart einigschaffender, ewiger Natur. Stellt er selbst in dem gewonnenen Gleichgewicht seiner Energien und der Totalität seines individuellen Lebens einen plastischen Menschen dar, so erscheint sein entwickelter Staatsdienst, die Bewegung dieses plastischen Geistes durch die Kreise seiner Wirksamkeit, wie sie in stetem Uebergang von Begeisterung und Befriedigung sich zum Anschauen vollkommenen Daseins ausführt, als ein *gelebtes Epos*.

Aber diese mit ihm und vor ihm sich entwickelnde Anschauung vollkommener Wirklichkeit, die allerdings den festen Boden seiner Dichterepik machte, war nicht der einzige Inhalt dieses Zeitraums. Ihre Fortschritte und Wiederaufnahmen hatten neben und zwischen sich andere Aufgaben, die, ohne aus seinem Plan zu fließen oder zu demselben einen einfach bestimmten Bezug zu haben, gleichwohl seine Beschäftigung, Theilnehmung, Aufmerksamkeit vielfach in Anspruch nahmen. Es waren dies vornehmlich diejenigen Vorkommnisse, welche mit persönlichen Willensbestimmungen des Herzogs zusammenhängend, im Einzelnen durch Rückwirkung auf den fürstlichen Haushalt mit Goethes Bedingung der festen Grenze in Kollision kommen konnten, im Ganzen für die Wirkung ihres Verlaufes auf die Charakterentwicklung des Fürsten in Betracht kamen, insofern davon die dauernde Gedeihlichkeit der Goetheschen Staatswirthschaft abhing. Vom Anfang seines Reform-Unternehmens trug Goethe diesem Theil seiner amtlichen Anliegen die nüchterne Haltung entgegen, die fortwährend in den Briefen an Knebel den günstigen Mittheilungen plane Ausdrücke der Resignation gesellt.

Gleich im ersten Kammerjahr waren, unter dem Zustrom 211 fürstlicher Gäste zur Taufe des Erbprinzen und nach derselben, die Nachrichten von den Reiseverlegenheiten des Prinzen Konstantin und die Verwicklungen, unter welchen er im Juni ankam, so bedenklich, daß des Herzogs Benehmen, wie es Goethe rühmt, doppelte Anerkennung verdiente. Gegen Ende Juli bezieht sich Goethes Erguß heroischer Selbstverleugnung an die Geliebte wohl auf die Abreise des Herzogs mit dem schonend gehegten Bruder nach Brückenau und nach Würzburg zum Fürstbischof. Der Besuch des Letzteren geschah wahrscheinlich in Betheiligung an dem geheimen, von Preußen gebilligten, gegen Oesterreichs Erweiterung seiner Reichsmacht gerichteten Plane Dalbergs, welcher für vorkommende Wahlen geistlicher Reichsstände Abrede mit verschiedenen Kapitularen getroffen hatte. Am 8. August kehrte der Herzog zurück, am folgenden Morgen verreiste die Herzogin Mutter nach Braunschweig. Während der Herzog in der ersten Hälfte Septembers wieder verreiste, hatte Goethe auf seiner Harz-

wanderung die rückkehrende Herzogin Mutter begegnend zu begrüßen, die von der fürstlich Braunschweigischen Familie begleitet war. Einen Tag in der Nähe der Letzteren zuzubringen, besonders den Herzog von Braunschweig zu sehen, war dem Dichter von mehr Bedeutung als „er sich merken ließ.“ Anfangs Oktober, als Goethe von dieser naturwissenschaftlichen Wanderung zurückkam, traf er mitten in die Fêten, die der Hof dem Herzog von Kurland, einem großen Jagdfreunde Karl Augusts, auch der Erb-
212 prinzessin von Baden zu geben hatte, und sofort kam auch der Markgraf von Baden mit dem Erbprinzen an. Dieser Fürst pflog damals eines geheimen, von Edelsheim entworfenen Planes (gleicher Absicht wie jener Dalbergs), wonach sich die kleinen Fürsten unter sich, und die Kurfürsten untereinander, auf bestimmte Maßregeln gegen Oesterreichs Eingriffe in die Reichsverfassung vereinigen, dann in einen größeren Bund mit Preußen an der Spitze zusammentreten sollten. In diesen wurde jetzt Karl August und an seiner Seite Goethe eingeweiht. Mit Baden im Einverstand war auch des Herzogs Freund, der Fürst von Dessau, der nun im November mit Gemahlin und mehr Begleitern ebenfalls zu Besuch kam, dann sich nach Braunschweig begab, wo er dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Badische Denkschrift mittheilte, darauf dieselbe mit dessen Gutachten, nachdem inzwischen Karl August zu ihm nach Dessau gekommen, den Ministern in Berlin und dem Prinzen von Preußen zur Kenntniß brachte. Ihre beistimmende, jedoch verschiebende Erwiederung übermittelte er dann im Januar 1784 an Braunschweig.

Im Anfang dieses Jahres war Goethe, nachdem er an der Herzogin Geburtstage dem fürstlichen Elternglück seinen „Planetentanz“ gewidmet hatte, und bevor er nach Ilmenau zur Eröffnung des Bergwerkes ging, mit „bösen Acten“ beschäftigt und faßte daher am 16. Februar seine Mittheilung an Knebel vom „guten Stande des Oekonomikums“ mit dem Nachsatze: „Persönlich bin ich glücklich: die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, das ist der ganze Kreis, in den ich mich klüglich verschanzt habe“ — und mit dem Vordersatze ein: „Obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind.“ —

Zwischen seine die Ueberschwemmung bekämpfenden Arbeiten und seine osteologischen Studien im März in Jena fiel zu Weimar der plötzliche Tod der fünfjährigen Prinzessin Luise. „Der Tod des Prinzeßchens", schrieb er, „hat viele Hoffnungen zerstört und Sorgen vermehrt." Im Frühling, zu Eisenach nahmen die politischen Berührungen für den Kammerpräsidenten zu. Zwar was er an den schleppenden Formalien des Landtags, an der Langenweile der Hofkavaliere und der Alltäglichkeit der mitgefolgten Belluomo'schen Komödianten nicht bessern konnte, das besserte und bildete er in seiner von Felsen und vom Kasseler Elephantenschädel bewachten, von Liebe beseelten Einsamkeit an den „Lehrjahren" und der Anlage ihres fünften Buchs. Andere Reflexionen gaben ihm hier die zu Gotha ihm behändigten geheimen Memoiren Voltaires. Von ihrer subtilen Entblößung der Weltherrscher urtheilte er, daß sie gleichwohl der Welt die Augen nicht öffnen würde; wie er von entgegengesetzter Seite ein Halbjahr später über den Timoleon von Leopold Stolberg bemerkte: „Ich bin so weit verdorben, daß ich gar nicht begreifen kann, was diesem guten Mann und Freunde Freiheit heißt; was es in Griechenland und Rom hieß, begreif' ich eher." Näher betraf seine politische Ueberlegung, daß er nach Konferenzen mit sächsischen Fürsten während dieses Landtags bereits vom Herzog eingeladen wurde, im August ihn nach Braunschweig, dann nach Zweibrücken zu begleiten zur stillen Förderung des badischen Plans. Er „ließ es so hingehen." Der Freundin sagte er am Schluß des Landtags: „Schmidt hat eine Stimme im geheimen Conseil bekommen, wodurch ich auch sehr erleichtert werde; indessen ist das Leben für den, der etwas Vernünftiges und Planmäßiges darin sucht, immer eine wunderliche Aufgabe." Am 5. Juli besuchte den herzoglichen Hof zu Eisenach Prinz Heinrich von Preußen mit Gefolge. „Der Prinz war", schreibt Goethe, „sehr gnädig hier. Ich habe einige Beiträge zu meinem fünften Theil [der Lehrjahre] im Fluge geschossen." Vor Ende Juli traf hier noch der Fürst von Dessau ein, jenen Plan weiter zu betreiben gesonnen, über den mit dem besonders interessirten Zweibrücken schon Korrespondenz gewechselt war und dem preußischen Mini- 213

sterium ferner mitgetheilt wurde. Am 30. Juli kam der Fürst von Dessau mit dem Herzog nach Weimar und ward des andern Abends von Goethe bis Auerstädt begleitet.

Nach acht Tagen brach der Dichter mit stiller Welterfahrungslust wirklich auf, um seinem Herzog in Braunschweig zur Seite zu sein. Vorerst aber ging er nach seinen Harzbergen in so gehobener Stimmung, wie jener Prolog der „Geheimnisse" erkennen läßt, zu dessen Niederschrift am ersten Reisetag die gebrochene Wagenachse Muße gab. An diesem Gedicht, auch der Operette für Kayser, sann er in Augenblicken der Rast zwischen seinen und seines zeichnenden Begleiters Felsenstudien weiter. Zu Braunschweig dann das glänzende, langtafelnde Hofleben sammt großer Oper, Spiel, Redouten, dem er von Mitte bis Ende August sich anzubequemen hatte, so daß er während dieser Zeit sogar mit der Geliebten französisch korrespondirte, unterhielt ihn, weil er „ohne Prätension für sich, über eine Menge neuer Gegenstände zu denken und ohne sich's merken zu lassen, die Menschen zu beobachten vermochte, die ihrerseits meist mit sich selbst beschäftigt, dem Anstelligen arglos blosstehen; weshalb auch, beiläufig gesagt, die Spitzbuben zu mehr in der Welt kommen als die Ehrlichen." Er beachtet die Formen, den Geschmack, die herrschende und gewinnende Klugheit Karl Wilhelm Ferdinands in seinen Einrichtungen, die Wahl und Behandlung seiner Umgebung, und was sonst zu schauen und zu hören ist. Gegen Ermüdung wahrt er sich mit Erinnerung seiner Liebe in schwungvollen Dichterklängen, mit der Weide an einer Felsenzeichnung, an den „Charakteren der Natur, die groß und schön und alle 214 lesbar sind; obgleich die kleinlichen Vorstellungen dem Menschen mehr zusagen, der selbst klein, sich immensen Wesen nicht gern vergleicht." Der Staatsverwaltung hier möchte er gerne „bis auf die innern Springfedern sehn." „Wenn Originalität zu allem gut ist, so ist sie am nöthigsten zur Führung der politischen Oekonomie. Wir können von Andern Details lernen, Formen nachahmen, müssen aber durch uns selbst ein Ganzes zu bilden wissen." Er bezeugt den guten Eindruck, den sein Herzog hier gemacht, die Achtung des Oheims für ihn und seine Offenheit

in mehreren Konferenzen. Er vertraut der Freundin, daß der scheinbare Vergnügungsbesuch einen „heimlichen ernsthaften Zweck“ gehabt, der „vollkommen gut reussirt.“ Da der Herzog von Braunschweig sich gegen die Vermittler des badischen Plans herabmäßigend aussprach, insbesondere die Punkte, die auf Kontingente einer engeren Kriegsmacht und Aussicht zur Offensive gingen, wegzulassen rieth, kam dies der Hoffnung Goethes auf ein gelindes Ablaufen des Unternehmens und auf ruhige Erledigung der Theilnahme seines jungen Herzogs entgegen.

Er wandte sich im Anfang September, indeß der Herzog, von Goslar ab, nach Dessau eilte, wieder in die „Freiheit der Berge“, auch auf zwei Tage zur schönen Frau in Langenstein, und war am 16. September zu Haus. Während er seine Ablehnung der Begleitung nach Zweibrücken dem Herzog schrieb, hatte er Jacobis Besuch, in dessen Folge sich demnächst seine Lossagung von den Idealen abstrakter Dogmatik energisch vollziehen sollte. Im Oktober zu Ilmenau, wo er sich des neuen Werks freute, drei Wochen vor dem gewöhnlichen Novembertermin der Bücher-Schlüsse an seinem Roman, brachte er das fünfte zu Ende, und als er am letzten Oktober schon wieder an Wilhelm weiter dichtete, sagte er: „Das liebe Phantom hilft mir sehr freundlich fort.“ Denn ihm war inzwischen von seinem Fürsten, der Mitte Oktobers die Bündnißwerbungs-Rundreise nach rheinischen Höfen angetreten, Nachricht am 26. zugekommen. Karl August hatte in Zweibrücken die entgegengesetzte Partei schon thätig und den russischen Botschafter für Oesterreich eingreifend gefunden. Goethe zweifelte nicht, daß zur Beschleunigung hiervon das Ruchbarwerden der Bündnißabsicht gewirkt, das des Fürsten von Dessau Ansprache solcher Vettern, die abgeneigt blieben, und seine Reise nach England zu dem geneigten König-Kurfürsten von Hannover verursacht; wie denn auch von Karl Augusts Reisezweck öffentlich gesprochen und er dadurch bestimmt wurde, auf einen Umweg (zu scheinbarer Widerlegung) zu denken. Goethes Schreiben hierauf an den Herzog vom 28. Oktober gibt ihm mit ironischer Heiterkeit die Erwartung zu verstehn, diese erfahrene Ueberraschung dürfte ihm empfehlen, von Unter- 215

nehmungen zurückzutreten, deren wirkende und entscheidende Fäden Andere in Händen haben und behalten. Nach diesem Wink sagt der Kammerpräsident: „Nun zu dem Haushalt", und gibt über die Einleitung einer Kammergutstheilung, die Herstellung eines Armen-Arbeitshauses, die Beseitigung eines vorgespiegelten Gesundbrunnens, die Vollführung der Dammbauten in Jena sachlichen Bericht. Nach dem Neuesten aus der herzoglichen Familie und von seinen engsten Freunden, gedenkt er auch der Fortsetzung seines Romans, seiner osteologischen Korrespondenz, der trefflichen Zeichnung dazu von dem Eleven Waitz (er legt dem Briefe auch den Probedruck einer Radirung von seinem kleinen Pflegesohn bei). Zwischen diesen Darlegungen aus dem Kreise, den er als den eigentlichen des fürstlichen Interesses behandelt, sagt er: „Uebrigens gehe ich das Kammerrechnungswesen durch und werde überhaupt, wenn Sie wiederkommen, einige Vorschläge wegen dieses Departements thun." Weiter ersucht er den Fürsten, in Darmstadt den Herrn Schwager auf den Rückstand für seine Ilmenauer Kuxe zu exequiren, auch — in Voraussetzung des ausbeugenden Umwegs — Lavatern, Schlossern zu grüßen, „und wem Sie Gutes begegnen. Wie sich auch Ihr Geschäft wendet, betragen Sie Sich mäßig und ziehen Sich, wenn es nicht anders ist, heraus, ohne Sich mit Denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und compromittirt haben." Dann nach einem sehr heiter vorgetragenen Auftrage Bodes mit durchsichtigem fabula docet: „Leben Sie recht wohl und gedenken der Ihrigen in fremden Landen."

Indeß wirkte auf Karl August die Verschiebung des Schachspiels weniger abkühlend als Goethe gedacht. Theils daß in Zweibrücken Widerstandselemente gegen die russisch-österreichische Bearbeitung waren, wohl auch geheime Kundschaft, daß Friedrich des Großen Kabinet Maßregeln berathe, die der Bundesabsicht entgegenkommen würden, ließ ihn auch jetzt noch vorbereitende Versuche fortsetzen. Nach drei Wochen theilte Goethe seiner Vertrauten einen neuen Brief des Herzogs mit: „Du wirst sehen, daß ihm wohl ist; möge diese Reise zur Berichtigung seines Wesens beitragen." Anfangs Dezember erhielt er von dem Fürsten, der sich damals nach Darmstadt begab, eine Einladung

zum Zusammentreffen mit ihm in Frankfurt, um ihn von da auf der Heimreise zu begleiten, welcher Einladung Goethe, im Kreise ruhiger Thätigkeit und enger Freundschaft fest beharrend, nicht Folge leistete. Schon seit dem 12. November hatte er einen Grafen Morelli diplomatisch hinzuhalten, der sich als französischer Geschäftsträger dem Weimarischen Hofe vorstellte, vielleicht in einem oder dem andern der getheilten Interessen, mit welchen sich das Pariser Kabinet zur Krisis in Zweibrücken verhielt. Aber der Herzog machte am Jahresende „noch nicht Miene, zu kommen." Am Abend des 11. Januar 1785 traf er endlich ein. Schon hatte der Herzog von Zweibrücken gegen die ihm als Erben Bayerns gestellte Anmuthung, daß er Bayern an Oesterreich fallen und gegen die österreichischen Niederlande eintauschen lasse, bei Preußen Schutz gesucht, welches nun für seine Rechte 216 bei den Großmächten protestirte und einen Bundesentwurf zur Wahrung des Reichsbestandes in Angriff nahm. Am 23. Februar empfing Karl August seinen bisherigen Kammerherrn v. Seckendorf, nun bevollmächtigten preußischen Minister in Sachen dieses Bundes für den fränkischen Kreis, in feierlicher Auffahrt — Goethe war „dans la nécessité de copier un long discours français qui ne m'intéresse pas beaucoup." Drei Tage darauf endigte die Hofbewirthung jenes französischen Diplomaten, und Goethe schrieb launig (in einem ungedruckten Brief an Knebel): „Graf Morelli ist gesprengt, er hat seine Flucht im tiefen Schnee ergreifen müssen." Nach zwei Tagen kam der Herzog von Gotha, und am 2. März war Konferenz mit Seckendorf. Morgens darauf schrieb Goethe: „Ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen, die causa finalis der Welt- und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst. Denn das Zeug ist sonst absolut zu Nichts zu brauchen. Die Conferenz von gestern Abend ist mir wieder eine der besten Scenen werth." Freilich, da Friedrich der Große eine Vereinbarung der Zwecke und Mittel des Bündnisses blos unter den Kurfürsten vorausstellte, welche um Konferirung zu dem Ende erst angegangen wurden, konnte Seckendorf, dessen Instruktion die Kabinetsminister ihrerseits noch etwas einhemmender gemacht, den kleinen Fürsten wenig Be-

stimmtes bieten und nur ihren guten Willen zu einem Bunde notiren, der noch nicht formulirt war. Goethe spielte in diesen Tagen ein Mikroskop aus, und als es Seckendorf gewann, bemerkte er: „ob er es bei seinen Negociationen wird brauchen können, weiß ich nicht.“ Er begab sich, wie der Herzog von Gotha abgereist war, am 5. März nach Jena, um neben den Geschäften „die Verhältnisse der natürlichen Dinge, an welchen ihm gelegen war,“ mit Büttner und Loder in Präparaten und secirten Kokosnüssen zu verfolgen. Am 13. war er zurück, am 17. der feierliche Abschiedsabend für Seckendorf, der weiterreisend im April zu Ansbach plötzlich starb, ehe in Berlin der Unionstraktat der Kurfürsten geschlossen war. Indessen erhielten die lebhaften, zum voraus gegen denselben warnenden und reizenden Wiener Noten, die fortdauernden Gerüchte aus Bayern, daß Karl Theodor das Land zu räumen und von den Niederlanden Besitz zu nehmen, Oesterreich aber mit russischer Kriegshilfe Bayern zu besetzen im Begriff stehe, die veränderungslustigen Geister in Erwartung naher, großer, kriegerischer Umschwünge. In der letzten Märzwoche sagt Goethe seiner Freundin: „Der Herzog war heute lang bei mir, um sich in einer Sache rathen zu lassen, die schon durch Leidenschaft bei ihm ausgemacht ist.“ Als am 26. Karl August auf vierzehn Tage verreist, meldet Goethe an Knebel: „Der Herzog ist nach Leipzig. Und wir sind still.“ Am 2. April dann: „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich 217 wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor und mir ist's, als wenn ich mit ihnen träumte .... Laß ihnen den glücklichen Selbstbetrug. Das kluge Betragen der Großen wird hoffentlich den Kleinen die Motion ersparen, die sie sich gerne auf Anderer Unkosten machen möchten. — Ich habe auf dies Capitel weder Barmherzigkeit, Antheil, noch Hoffnung und Schonung mehr. Befleißige Dich, dies Kreuz auch auf Dich zu nehmen und mir nachzufolgen.“

Der Staatsmann Goethe sah hier richtig. Als Friedrich der Große den Traktat im Juli zu Stande gebracht hatte, die

Ratifikationen der Kurfürsten am 21. August gewechselt waren, genügte dieser Schritt, daß ohne Schwertstreich Oesterreich seinen Absichten entsagte. Und als nun Karl August der erste war, der den Beitritt zu dieser Union der Kurfürsten (am 29. August) unterzeichnete, ward ihm, wie dann Mehreren, nicht einmal der geheime Artikel, der ausdrücklich gegen den bayrischen Tauschplan ging, noch der geheimste über bewaffnete Hilfsleistung der Bündner mitgetheilt. Erst im Januar 1786, als Friedrichs Einladung, die Karl August zu den Frühlingsmanövern gehofft, sich in die zum Karneval verwandelt hatte, verursachte des Herzogs Beschwerde bei den Ministern, daß auch ihm diese Artikel vorgelegt und von ihm (am 10. März) unterzeichnet wurden. Doch wurde die „Hilfsleistung den Umständen nach“, wozu er hiermit sich verpflichtete, niemals von ihm gefordert und blieb überhaupt dieser schriftliche Fürstenbund, wie bekannt, weiterhin ohne politische Folgen. Aber des Herzogs Zug nach einer militärischen Laufbahn war entschieden. Im nächsten Mai war er wirklich bei den Frühlingsmanövern in Magdeburg, und im Winter des folgenden Jahrs führte ihn wieder seine wachsende Annäherung an Friedrich Wilhelm II. sowohl zur Betheiligung an äußerer Politik, die er sofort im aufwandvollen Betreiben von Dalbergs Wahl zum Koadjutor bethätigte, als auch zur Begleitung des preußischen Generalstabs in Berlin, in Schlesien, im Satisfaktionskrieg in Holland, und gleich nach diesem als Inhaber eines Küraſſier-Regiments und Generalmajor auf lange hinaus.

In jenem Frühjahr 1785 aber, wo Karl Augusts großpolitische Versuche und heroische Erwartungen am Erfolge widerlegt waren und nur um so unaufhaltsamer sein Zug zum Kriegswesen sich entschied, hatte des Ministers Goethe gefaßt abwartende, unbefangen theilnehmende, einsichtig abmahnende und endlich bewußtvoll resignirende Begleitung jener Versuche und dieser Entscheidung eben so bestimmt die Form seiner dichterischen Weltanschauung geschärft und vertieft. Mit dieser stetig durchgemachten und folgerichtig erschöpften Probe vollzog er in derselben Epoche, wo er gegen Jacobi sich von den Idealen abstrakter Dogmatik völlig löste und an Spinoza im Schauen 218

des vollkommenen Wesens an der Nothwendigkeit der einzelnen Dinge sich befestigte, mit gleich individuell erlebtem Rechte seine Befreiung auch von den Idealen abstrakter Politik. Er befestigte jetzt eben so völlig seine Beschränkung auch der politischen Wahrheit auf das reine Verständniß der Naturgrundlagen des Handelns und Rechtes, und die totale Einigkeit eines Jeden mit den wirklichen Bedingungen seiner Stellung. Diese bestimmte Befestigung vollendete die Objektivität seiner epischen Anschauung. Mit dem unausgeführten Roman über das Weltall ging in diesem Frühjahr, wo seine Naturbetrachtung zur identischen Bewegung des schaffenden Wesens in allen Stufen des Pflanzenlebens und der animalen Entwicklung fortschritt, das mystisch-ritterliche Epos der „Geheimnisse" unter in die natürliche Sittlichkeit und totalmenschliche Morphologie des vom Dichter durchgelebten Epos der „Lehrjahre". Und wie er in diesem Frühjahr geurtheilt, die causa finalis der Welt- und Menschenhändel sei die dramatische Dichtung, so entwickelte sich gegenseits in seinem Roman Wilhelms Durchgang durch die leidenschaftlichen Reize, Versuche, Uebungen, Studien dramatischer Kunst zur stetigen Hinüberleitung seiner Erfahrung und der Gruppen um ihn her in die natürliche Bildung und den wahren Zusammenhang der praktischen und politischen Wirklichkeit. Statt Schauspieler wird Wilhelm Gutsbesitzer, statt der scheinbaren Totalität des dramatischen Künstlers erreicht er die wirkliche des glücklich Gebildeten, den weltkundige Freundschaft und begeisternde Liebe in freie Verbindung mit dem Existenzgrunde der Natur und mit dem sozialen System der Mitwelt heben. Und mit diesem Wege Meisters aus dem Labyrinthe der der Zeitbildung gemäßen Sittenabenteuer in das Noviziat naturverständiger, wahrhaft politischer Lebensökonomie vollendet sich gleichfalls die Vorstellung von der natürlichen Wirklichkeit der Poesie in jenem Labyrinth und von der natureinigen Kunstkultur und Schönheit in dieser Oekonomie.

Für die epische Hinüberleitung Wilhelms aus der dramaturgischen Weltspiegelung in die politisch wahre Welt ist das äußere Motiv im Roman das Interesse jenes adeligen Kreises, das Wilhelm sich unbewußt und mehr, als zuerst die Interessenten selbst

wissen, verdient. Und in diejenigen unmittelbaren Berührungen mit diesem adeligen Kreise, mittelst welcher seine praktische Erfahrung der Schauspielerwelt sich allmählich und stetig in die der politischen wandelt, tritt Wilhelm zuerst mit seiner poetischen, ihn vielfach verwickelnden Rolle auf dem Grafenschloß. Gräfin und Graf, sahen wir, wurden vom Dichter gleich bei der ersten, dem Uebergange auf die Höhe seines Staatsdienstes gleichzeitigen Wiederaufnahme dieses Epos aus dem Leben geschöpft. Die Szenen aber auf dem Grafenschlosse muß das fünfte Buch vorgeführt haben, da Wilhelms Einführung in das Schloß ihren Anlaß an dem gefeierten Gastbesuche eines heerführenden Prinzen findet, und der Dichter von dem Gastbesuche des Prinzen Heinrich von Preußen in Eisenach sagte, er habe dabei einige Beiträge zu seinem fünften Theil im Fluge geschossen. Die Mittel also im Epos, an welchen poetische Welterfahrung und praktische, theatrale und politische zur Totalität der Wirklichkeit ineinander übergehen, bewegte der Dichter eben damals in seinem Geiste, als sein staatsmännischer Sinn dem feudalen Formalismus des Landtags die Anschauung naturgemäßer politischer Oekonomie entgegensetzte und er bereits auch angegangen war, den Herzog nach Braunschweig und nach Zweibrücken zu seiner Unternehmung äußerer Idealpolitik zu begleiten. Das fünfte Buch der Lehrjahre, das die Anknüpfungen macht für die Erleuchtung des politischen Systems der Wirklichkeit und Rückführung von politischen Idealismen auf natureinstimmig praktische Tüchtigkeit, führte er nach der Ablehnung seiner Mitfolge nach Zweibrücken aus und zeigte den Schluß desselben, und daß er „abwarten müsse, wie es aufgenommen werde", dem Herzog in dem heiter abmahnenden Briefe nach Zweibrücken an. Als im Frühjahr 1785 die Probe der herzoglichen Politik für Goethe geschlossen war, bildete er gleich im Anfang Juni weiter an den Lehrjahren, ferner in den Herbstmonaten, wo er am 11. November das sechste Buch schloß. Wieder war er in den Tagen, als der Herzog nachträglich die geheimen Artikel des Unionstraktats unterzeichnete, im März 1786, dann im Mai fleißig am siebenten Buch, bis nun die Sammlung und Ueberarbeitung seiner fertigen Werke für die Herausgabe eine Unter-

219

brechung machte. Indessen ist sichtbar, daß alle wesentlichen Momente des Epos vor der italienischen Reise schon gebildet waren. Die bis ins Jahr der Reise erwähnten Einzelheiten führen nur bis ins fünfte Buch des gedruckten Romans. Aber schon vor Ende 1785, als bereits des Herzogs Januarbesuch in Berlin in Begleitung Wedels und Klinkowströms beschlossen war, wobei Goethe sagte: „Und ich weiche nun nicht vom Platze, bis mich die gute Jahrszeit ins Karlsbad führt", — schon am Abend des 8. Dezember 1785 schrieb der Dichter den Plan für alle folgenden Bücher der Lehrjahre auf, im Ganzen zwölf, die er späterhin auf die acht zusammenzog, in welchen wir das Werk besitzen. Daß die so natürlich darin sich vollführende Darstellung unseres politischen Systems und Erhellung wahrhafter Lebensökonomie aus den hinschwindenden Nebeln der Idealismen schon bestimmt war, beweisen nicht allein, wie vorerwähnt, die bereits gestalteten epischen Vermittlungsmotive, sondern auch Andeutungen, die der Dichter schon in dieser Zeit von seinen Studien giebt, wie am 20. September 1785, daß ihm „Edelsheim Manches zur Charakteristik der Stände geholfen, auf die er so ausgehe", und im vollendeten Werk die organische Erscheinung gerade der politischen Einsichten, die im Staatsdienste des Kammerpräsidenten den falschen Formen und den idealistischen Ausschweifungen sich entgegengesetzt und mit dem Fortschritt des ihm praktisch darüber auferlegten Verzichtes in seiner reinen Anschauung sich befestigt hatten.

220 Im Roman ist Lothario das lebendige Bild des Standesherrn, der durch natureinige Oekonomie politisch frei wird. Im siebenten Buch enthält das sechste Kapitel Lotharios begeistertes Urtheil über die Macht und den Beruf des echten Weibes, dem Manne durch Liebe und einige Beherrschung seines Haushalts das innere von seinem politischen Leben unaufhörlich beeinträchtigte Gleichgewicht, das „schönste Ziel, das er da in jedem Augenblick aufgeben muß, die Harmonie mit sich selbst" zu sichern, so daß er „sein Gemüth auf große Gegenstände wenden und wenn das Glück gut ist, das, was ihr zu Hause so wohl ansteht, dem Staate sein kann." Die Schilderung gibt sehr übereintreffend wieder, was Goethe selbst für seine Ermächtigung zum selbst-

entäußernden Verwaltungsdienste bei der geliebten Vertrautesten suchte und fand. Den Plan für seinen Verwaltungsboden, den er ihr darlegte, die Mißbilligung der Privilegien, die dem Lande den Segen entziehen, die gewünschte Hinüberführung des feudalen Zustandes in naturgemäße Gerechtigkeit, billige Güterzerschlagung, Erleichterung des Bauern, finden wir in Lotharios Grundsätzen und Handlungsweise wieder, und zwar die letztere in Gestalt einer edlen Bekehrung von vorausgegangener Verirrung in äußere Idealpolitik. Als Lothario in Verbindung mit dem Meisterschen Handelshause das große Freigut erwirbt, macht ihn der Ankauf minder froh als Wernern, weil „er sich nicht sowohl über einen Besitz freuen kann als über die Rechtmäßigkeit desselben, kein Besitz aber ihm ganz rechtmäßig und rein vorkommt, als der dem Staate seinen schuldigen Theil abträgt." Er „wünscht die frei gekauften Güter steuerbar: denn durch diese Gleichheit mit allen übrigen Besitzungen entsteht ganz allein die Sicherheit des Besitzes. Was hat der Bauer in den neuern Zeiten, wo so viele Begriffe schwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Besitz des Edelmanns für weniger gegründet anzusehn als den seinigen? nur den, daß jener nicht belastet ist, und auf ihm lastet." Bei Besteuerung aber „wird es mit den Zinsen unseres Capitals um nichts schlimmer aussehen, wenn uns der Staat gegen eine billige regelmäßige Abgabe das Lehns-Hokus-Pokus erlassen und uns mit unsern Gütern nach Belieben zu schalten erlauben wollte, daß wir sie nicht in so großen Massen zusammenhalten müßten, daß wir sie unter unsere Kinder gleicher vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte freie Thätigkeit zu versetzen, statt ihnen nur die beschränkten und beschränkenden Vorrechte zu hinterlassen, welche zu genießen wir immer die Geister unserer Vorfahren hervorrufen müssen. Wie viel glücklicher" u. s. w. Auf seinen Erbgütern macht Lothario entlastende Zugeständnisse an seine Bauern gerichtlich fest: „Ich übersehe sehr deutlich, daß ich in vielen Stücken, bei der Wirthschaft meiner Güter, die Dienste meiner Landleute nicht entbehren kann, und daß ich auf gewissen 221 Rechten strack und streng halten muß; ich sehe aber auch, daß andere Befugnisse mir zwar vortheilhaft, aber nicht ganz unent-

behrlich sind, so daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Nütze ich nicht meine Güter weit besser als mein Vater? Und soll ich diesen wachsenden Vortheil allein genießen? Soll ich dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vortheile gönnen, die uns erweiterte Kenntnisse, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?" Die Erinnerung, es bleibe doch natürlich, daß man Alles, was man an sich bringen könne, nur nach seinem Belieben verwenden wolle, ergänzt Lothario: „O ja! wir könnten Manches vom Capital entbehren, wenn wir mit den Interessen weniger willkürlich umgingen." Und da er, der Schulden wegen, deren Abzahlung ihn für jetzt noch einenge, zu hören bekommt: Ich würde rathen, Ihren Plan aufzuschieben, bis Sie völlig im Reinen wären — fällt er ein: „Und indessen einer Kugel oder einem Dachziegel zu überlassen, ob er die Resultate meines Lebens und meiner Thätigkeit auf immer vernichten wollte! O, mein Freund! das ist ein Hauptfehler gebildeter Menschen, daß sie Alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenstand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? Warum habe ich mich mit meinem Oheim entzweit? meine Geschwister so lange sich selbst überlassen, als um einer Idee willen? In Amerika glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und nothwendig zu sein; war eine Handlung nicht mit tausend Gefahren umgeben, so schien sie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders seh' ich jetzt die Dinge, und wie ist mir das Nächste so werth, so theuer geworden." Da erinnert sich Lotharios Freund des Briefes, den er von ihm noch über das Meer erhalten: „Ich werde zurückkehren und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: Hier oder nirgend ist Amerika!"

Eben diese Maxime (sie wird im gleich Folgenden auch gegen den dogmatischen Idealismus gerichtet, der die wirklichen Mittel zum Gemeinwohl mit ängstlicher Entsagung ans Unwirkliche opfert), eben dieses: „Hier oder nirgend" stand noch immer über der Expeditionsstube des Kammerpräsidenten Goethe, nachdem sein junger Herzog bereits von einer Idee aus seinen natür-

lichen Grenzen gelockt war. Er hatte außerhalb seines Landes zu wirken geglaubt, er glaubte noch in fremdem Machtbereich nützlich und nothwendig zu sein, und war schon entschlossen, sich von den Seinigen in eine bedeutende, von Gefahr umgebene Laufbahn zu entfernen, auf welcher die verschobene Pflege des Heimathbestandes auch etwa von einer Kugel konnte vernichtet werden. Natürlich hatte der politische Aufwand des Fürsten den Reformplan Goethes durchbrochen, die ausbedungene Grenze 222 überschritten, und als Karl August im März 1785 lange mit ihm über eine Sache berieth, die schon durch Leidenschaft ausgemacht war, blieb auch keine Hoffnung auf nahes Ausgleichen und Herstellen der festen Eintheilung. Dies war die letzte Probe im Verwaltungsdienste des Dichters, und daß er sie ohne Bruch des Verhältnisses überstand, erhielt noch diesem äußersten Uebergange der selbstverleugnenden Erfahrung in freithätige Anschauung die stille Stetigkeit, und übergab den ganzen Gewinn seines beendigten Staatsdienstes dem Dichter und seinem Epos der Lehrjahre.

Daß der „gute Grund,“ auf den Goethe das Oekonomikum vorsatzgemäß binnen zwei Jahren gebracht, von den vielen „Schwingungen“ des dritten und ihrem neuen Aufschlagen am Ende desselben durchrissen war, fühlte er peinlich. Vergebens hatte er nun mit der Gesammtverwaltung sich belastet, da das, was wohl kein Anderer vermocht hätte, die Fixirung des Etats, doch nur zwei Jahre vorgehalten hatte, der jetzt unvermeidliche wechselnde Zustand aber, den andere Verwalter wohl von Anfang angenommen hätten und leichter als er sich darein schicken mochten, auch die Aussicht auf Mittelersparung für künftige Pflanzungen edler Bildung und eine warme fürstliche Kunstpflege wegnahm, worin erst der Lohn des Dichters selbst für seine Aufopferung bestanden hätte. Nun machte er sich's zum Vorwurf, daß er einer Bedingung vertraut, von der der ganze Erfolg abhing und die doch nicht in seiner Gewalt war. Noch am 9. Juli 1786 gab ihm die Bekanntschaft mit dem Herzog Ludwig von Braunschweig, dem verdrängten Vormunde des Erbstatthalters Wilhelms V., Gelegenheit zu der Aeußerung: „Der alte Herzog ist

eben von den Kindern dieser Welt, denen ich ihr Wesen gern gönnen mag; schade, daß er nicht regierender Herr war. Denn ich sage immer, wer sich mit der Administration abgibt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister, oder ein Schelm, oder ein Narr sein. Diesen, wäre er Prinz von Oranien gewesen, hätten sie vergöttert; so war er des Prinzen von Oranien Verstand, nun haben sie ihn zum Teufel geschickt. Ueber diese Materie mache mich reden, wenn ich zu Dir komme; zu schreiben ist's nicht, man sagt zu viel oder zu wenig." Schwermüthiger empfand er das Mißverhältniß in der ersten starken Deutlichkeit des Unterganges seiner schöneren Hoffnung. Am 17. März 1785 zeichnete er sich in das Stammbuch seines kleinen Pflegesohns mit den Zeilen ein: „Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn sich selber zu kennen, Leiden giebt dem Gemüth doppeltes Streben und Kraft. Uns lehrt eigener Schmerz der Anderen Schmerzen zu theilen, Eigener Fehler erhält Demuth und billigen Sinn." — — Ende April schreibt er an 223 Knebel: „Wie gut es ist, vertraulich über seinen Zustand mit Freunden hin und wieder reden! Ich ging mit viel freierem Muthe von Dir weg und habe meine Arbeiten wieder angegriffen, als wenn es für ewig sein sollte. Ich danke Dir, daß Du mich hast fühlen lassen, daß ich so nah in Dein Dasein verwebt bin, ferne sei es von mir, solche Bande vorsätzlich zu trennen." — Man sieht, die Freunde fürchteten, Goethe scheide aus Weimar*). Auch hatte er, gemäß der festen Abrede, das Recht zu quittiren. Dies war so notorisch, daß Inländische und Ausländische noch kurz vor Goethes Rückkunft aus Italien, seinen Wiedereintritt in Weimar bezweifelnd, sich darauf beriefen, daß die Bedingung, an die er sein Bleiben geknüpft, ihm nicht gehalten worden. Aber die letzten jener Worte an Knebel zeigen auch, daß Goethe selbst sich loszureißen nicht gedachte und die Geschäfte, zu welchen er nicht länger verpflichtet war, doch in schicklich ruhiger, nicht plötzlich schroffer Weise niederzulegen wünschte. Es war nicht leicht. Am 7. Mai schreibt er wieder: „Ich flicke an dem Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will." Die

*) Vgl. auch Br. an Fr. v. Stein d. 20. April 1785.

Kollision, die ihm so nahe lag, hätte einen faktischen Bruch seines totalen Willens mit dem Blitz der Entscheidung aufgedeckt, und so war die Stimmung, in die der geniale Mann schien fallen zu müssen, die tragische. Indem er gleichwohl ihr nicht unterlag, sondern in standhafter Selbstverleugnung sie wieder in freie Betrachtung heraufnahm, wurde sie zum bloßen Moment seiner epischen Thätigkeit ermäßigt. Die sinnverwandte kritische Tragödie eines Helden, „der unter einer Last zu Grunde geht, die er weder tragen noch abwerfen kann", beschäftigte, in diesem Sinn zergliedert und erklärt, seinen produktiven Geist.

Im Frühling 1785 (an die Stein, 25. Juni) erwähnt Goethe, daß er „diese Tage den [auf die Gebirgsreise mitgenommenen] Hamlet viel studiert habe." Am 8. Januar 1786 sagt er der Freundin: „Auf den Abend steht mir die Freude bevor, an Deiner Seite den Hamlet durchzugehn, und Dir auszulegen, was Du lange besser weißt." Wohl wird es schon im ersten Plan der Lehrjahre gelegen haben, die Erläuterung und dramaturgische Behandlung einer Shakespearischen Tragödie dem Bildungsgange Wilhelms einzuflechten; ob gerade des Hamlet, bleibt fraglich. Aber für das ausgebildete fünfte Buch mit den Szenen der Aufführung des Hamlet von so plastisch reicher Dichtung in Gestalten, Umständen, Folgen, ist für die der letztern vorangehende Erklärung der tragischen Situation in Hamlets Seele die Entstehung in der Zeit bezeugt, in welcher der Dichter der Lehrjahre in seiner vereitelten staatsmännischen Stellung das Schwanken zwischen Ertragen und Aufgeben der Last empfand und verwand.

Auch die letzte Kollision in seinem Staatsdienste verwand Goethe so glücklich, daß der Naturfriede seiner plastischen Totalanschauung ununterbrochen wuchs und er seine Verwaltung über das dritte ins vierte seiner Kammerjahre und bis zum völligen Ende des vierten ausdauernd führte. Unter körperlichen Leiden, die im letzten Quartal des dritten (in jenem März und April 1785) ihn mehrmals ein, zwei Tage ans Haus fesselten, hatte er „schöne Offenbarungen" über seine Blumensämereien und bei Mikroskop und Zeichnung die Geliebte zur Kollegin, „weidete" dann auch 224

wohl im Garten zu Belvedere seine „botanischen Augen und Sinne“, „ordnete in den ersten warmen Tagen seine mineralogischen Eroberungen vom vorigen Jahr“, schickte davon seinem Schüler Knebel einen Theil, und freute sich mehr als jemals auf den Sommer, wo er mit diesem die Gebirgsreise machen und im Karlsbade die vorausgegangene Freundin finden sollte. Ueber diesen Vorsatz sagt er ihr am 13. April 1785: „Du machst mich recht glücklich, Du Einzige!“ und am 20.: „Ich befinde mich recht wohl, mein lieber Schutzgeist, und freue mich Deines Wohlseins. Wir wollen immer zusammenbleiben, meine Liebe. Darüber sei ohne Sorgen.“ — In traulichen Abendstunden nahm er Theil am sinnigen Fleiß Herders, und zwischen jenen Leiden feierte er bei Hof am 3. April den Kirchgang der Herzogin mit und erwirkte für Andere wohlwollende Beschlüsse des Herzogs. Sein Ernst aber bei der inneren Spannung, seine Schweigsamkeit bei angegriffenem Zustande, die Karl August schon früherhin bemerkt und zu erheitern gesucht hatte, indem er ihm zu Reisen zuredete, konnten jetzt um so weniger den Fürsten unempfindlich lassen, je besser er wußte, daß die Ansprüche, die er selber mit anhaltendem Vertrauen an ihn für seinen Eigenwillen machte, Goethen die Aufopferung seiner amtlichen Planmäßigkeit und Verleugnung seiner Ansichten jetzt mehr als je anmutheten. In diesem Frühjahr nun, bevor der junge Fürst wiederum eine Reise an den Rhein und dann nach Hannover auf drei Monate hin am 24. Mai antrat, vertraute Goethe seiner Freundin: „Der Herzog, der, wie bekannt, ein großer Freund von Gewissensreinigung ist, hat mir vor seiner Abreise noch eine Besoldungszulage von 200 Rthlr. gemacht und 40 Louisd'or geschickt auf die Karlsbader Reise.“

Diese „Gewissensreinigung“ des Herzogs, da sie so kurz vor dem Ende von Goethes drittem Kammerjahr freundlich eingriff, versteht sich als Erkenntlichkeit für sein Verharren bei diesen Geschäften. Der Herzog, der acht Wochen vorher die Absichten seiner nach außen treibenden Thatlust, so gewiß er sie dem Sinne Goethes zuwiderlaufend wußte, doch mit keinem Andern als nur ihm ausführlich durchsprach, wird bei dieser

Offenheit auch nicht ungefragt und unbesorgt Goethes Verbleiben in dem Amte vorausgesetzt haben, in das er nur für einen Zweck 225 eingetreten, der jetzt dahingefallen war. Der anerkennenden Besserung des Amtsgehaltes wird natürlich das vertraulich abverlangte Versprechen Goethes, dies Amt zu behalten, vorausgegangen sein. Es läßt des Herzogs Gemüth und läßt Goethes Charakter, dem nicht eignete sich blind in Handel zu geben, nichts Anderes erwarten als daß dabei fürstliche Gegenversprechungen mit zur Sprache kamen und vornehmlich — des Dichters italienische Reise. Ihr Antritt im nächstfolgenden Jahre war so entschieden keine improvisirte Flucht, daß nicht einmal anzunehmen ist, dieser Urlaub sei erst jetzt, bei der zweiten Verlängerung seines Kammerpräsidiums, in diesem Mai 1785 zum erstenmal in Aussicht gekommen.

Die Reise nach Italien, so frühzeitig in Goethes Lebensplane aus seines Vaters Lieblingserinnerung und durch dessen Vorausbestimmung für den Sohn festgesetzt, dann von dem poetischen Jüngling selbst als höchster Weihegenuß vor dem Antritt praktischen Berufs beabsichtigt, stand nur fester in seiner Seele, seit er nach der ersten Reise in die Schweiz an der Grenze umgekehrt war, und er war schon auf dem Wege sie auszuführen, als er nach Weimar abgeholt wurde. Es kann dieses Vorhabens bei Goethes Anwerbung zum Genossen Karl Augusts um so weniger vergessen worden sein, als die Genossenschaft der Absicht nach ebensowohl dem Erhöhen seines Dichterberufs als dem des fürstlichen Lebens galt. Nach dieser Bundesabsicht wurde in die Pläne des Kunsterwerbs und Residenzbaues damals, als der junge Fürst die Kunststudien Goethes noch unmittelbar mitmachte, auch die künftige italienische Reise als gemeinschaftliche im Zusammenhang dieser Zwecke aufgenommen. Als der Geheimrath Goethe im Spätjahr 1779 den jungen Herzog den Rhein hinauf durch die Schweiz, auf dem Wege jegliche Kunstschau mitnehmend, bis ins Wallis geführt hatte, schrieb er am 13. November auf dem Gotthard bei den Kapuzinern: „Hier ist der Herzog mit mir allein und dem Jäger auf dem Gipfel unsrer Reise. — Auch jetzt reizt mich Italien nicht.

Daß dem Herzog diese Reise nichts nützen würde jetzo . . . wendet meine Augen zum zweitenmal vom gelobten Lande ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde.“ Hier ist eine Zukunft vorausgesetzt, wo der Herzog die Reise mit Nutzen machen werde. Als hernach Goethe immer deutlicher sah, daß erhebliche Kunstzwecke erst nach einer Verwaltungsreform antreten können, hat er bei seinem Erbieten, selbst diese Reform zu leiten, gewiß nicht diesen mit seiner Kunstbegeisterung vermählten, durch zweimaliges Entsagen vertieften Plan aufgegeben. Am wahrscheinlichsten blieb derselbe auch bei dem an- 226 gehenden Kammerpräsidenten in vorbedachter Verknüpfung mit dem Neubau des Weimarischen Residenzschlosses, das damals bereits acht Jahre als Brandruine dastand. Denn wir sehen hernach bei der verwirklichten Reise nach Italien ein gut Theil der Studien und Berichte Goethes, besonders die fleißige Betrachtung italienischer neuklassischer Architektur von Palästen, in Perspektive auf den bezweckten Weimarischen Schloßbau. Daß er dann, seit seiner Rückkunft aus Italien, Heinrich Meyer an Weimar anzuknüpfen sucht, und was er mit diesem allmählich zur Förderung von Kunst betreibt, geschieht alles mit der Beziehung auf Bereitung von Kunstschmuck für den Neubau des Schlosses. Und als die Anfänge zu diesem, die im Jahre nach Goethes Heimkehr gemacht worden, durch die Kriegsläufe unterbrochen, 1797 wieder aufgenommen werden, ist es Goethe, der die ausführenden Künstler wirbt, welchen auch Meyer zugesellt wird. Dieser in solcher Verspätung noch festgehaltene Zweck lag also der italienischen Reise Goethes voraus, wahrscheinlich bestimmt bedungen bei Uebernahme der Kammer-Reform als lohnende Folge für ihre Durchführung und vom Herzog noch als Hoffnung gemeinsamen Genusses angenommen, weil sich damals seine Kunstliebhaberei neben Jagd- und Reiterlust noch behauptete. Nachdem sie aber inzwischen gegen politische Bestrebung und nun auch gegen Reiz und Vorsatz einer Kriegerlaufbahn zurückgetreten war, kam der Fürst wohl nach Eröffnung hiervon dem Dichter, dessen Aushalten in der Verwaltung er wünschte, mit dem Antrage entgegen, ihn dafür bald die bezweckte

Reise zu seiner gründlichen Erfrischung machen zu lassen. Was im folgenden Jahr geschah, daß, während der Herzog sich in die Wege preußischer Politik und Heerlager wandte, Goethe den Weg der Künstlerwallfahrt einschlug, ward jetzt schon, als ein Geheimniß, zwischen ihnen beiden ausgemacht.

Die Fortführung von Goethes Geschäften in seinem vierten und letzten Kammerjahr war eine ruhige auch darin, daß auf dieselbe die in der stillen Brust feststehende Aussicht nach Italien bereits insoweit einfloß, um ihnen eine gemessene Abwicklung und Beendigung ohne plötzlichen Abbruch zu geben. Den nachmaligen Minister Christian Gottlob Voigt, der im Jahr der Rückkunft Goethes aus Italien Hauptordner des Kammerwesens werden sollte, hatte Goethe schon in seinem zweiten Kammerjahr sich in der Bergbau-Kommission zugesellt, 1784, wo derselbe zum wirklichen Hofrath ernannt ward, ihn anhaltender und näher in seinen und des Herzogs Umgang gezogen; — jetzt im Jahr 1785 nahm er ihn auch im Zweige des Ilmenauer Steuerwesens zu seinem Kollegen, Anfangs Juni besorgte er wieder mit ihm die laufenden Geschäfte daselbst, im September ließ er sie ihn allein führen, im Winter und nächsten Frühjahr war er gleichwohl selbst wieder in Ilmenau thätig, so daß die Stellvertretung, die er sich schuf, unauffällig leise war. Auch für die Pflege der 227 Jenaschen Sammlungen während seiner Abwesenheit sorgte er voraus; im April 1785 schrieb er an Knebel (wohl von dem nachmaligen Bergrath C. Wilh. Voigt): „Sorge, daß Loder Voigten gut aufnehme und daß dieser sein Wesen im Cabinet treiben könne", er selbst aber war in den Jenaschen Anstalten in seinem letzten Kammerjahr öfter lebhaft und noch am Ende desselben beschäftigt. Seine Ausdauer im Lästigen, seine Freude am Gedeihlichen ließ nicht nach. Er sagt am 27. März 1785: „Nun will ich meinen Tag zum unpoetischen Wesen der Nothwendigkeit widmen"; Ende Mai: „So nahe bei Dir, Geliebte, und die letzten Tage [ehe er nach Ilmenau ging] nicht einmal mit Dir: warum kannst Du nicht bei mir sitzen, indem ich arbeite." Dann von Ilmenau: „Unsere Expeditionen gehen gut und unsere Liebhabereien laufen so gätlich nebenher, es wäre Menschen und

Geschäften geholfen, wenn es immer so werden könnte." Anfang September: „Ich bin fleißig und packe auch nebenher meine Steine aus", und: „Neckers neues Werk (De l'administration des finances) macht mir viel Freude, besonders, da ich auch seine heftigen Gegner lese. Wenn Stahl und Stein so zusammenkommen, springt der Funke heraus, an dem man sein Licht anzünden kann, wenn man klug ist. Ueberhaupt ist es in dieser Materie wie in allen: aufs Thun kommt alles an." Am 15. September: „Ich habe wenig Hoffnung, meine Beste zu sehen: Schnaus ist noch nicht zurück und jeder Tag bringt seine Plage mit." Am 2. Oktober, nach einem Brande in Weimar: „Unsere Anstalten haben sich gut bewiesen und die Maschinen vortrefflich; es ist mir lieb, daß ich da war, um der Erfahrung an der Sache und an mir selbst willen." Im Anfang November aus dem Bergwerk: „Noch finde ich in meinen Angelegenheiten hier nichts, als was mir Freude machen könnte. Es geht gut, was ich angelegt habe, und wird jährlich besser werden. Wenn ich noch eine Zeit lang daure und aushalte, dann kann es wieder eine Weile von selbst gehn. — Es ist die Art der Geschäfte, daß sie sich vermehren, wie man tiefer hineindringt. Sie machen mir Freude, weil ich auf viele Seiten wirken kann, und wenn man nur ein Licht wohinbringt, schon viel gethan ist." Im Dezember aus Jena: „Meine Sachen gehen gut und in Ordnung, meine Gegenwart war nothwendig." 1786 den 8. Januar: „Ich habe ein Geschäfte, das mich interessirt, und werde den Tag damit zubringen." 1. Februar: „Durch meine Abwesenheit bin ich sehr zurückgesetzt: mein erster Rechnungsmonat ist um und ich muß heute Abend nothwendig arbeiten und rechnen." 29. März: „Heute hab' ich viel zu thun, gehe auch gegen Abend zur Herzogin Mutter." Im Mai zu Ilmenau: „Heute werde ich noch mit allerlei Angelegenheiten zubringen und morgen bei Zeiten wegreiten, wenn ich fertig werde." 8. Juni in Weimar: „Ich muß Ernst machen, sonst bleiben viele Sachen liegen, da ich 228 Sonntag oder Montag nach Ilmenau gehe." Am 9. Juli: „Meine Geschäfte sind geschlossen und wenn ich nicht wieder von vorne anfangen will, so muß ich gehen — in Jena hab' ich noch

drei Tage zu thun; hätt' ich die Verspätung unserer Hoffnungen ahnden können, so wäre ich indessen hinübergegangen und hätte meine Sachen vollendet." Dann schreibt er am 12. Juli an Jacobi: „Du bist in England und wirst des Guten viel genießen; wenn Du wiederkommst, werde ich nach einer anderen Weltseite gerückt sein, schreibe mir nicht eher, bis Du wieder einen Brief von mir hast." Und am 16. August aus Schneeberg: „Hier hab' ich viel Interessantes gesehen, nur zu viel für die zwei Tage, und doch mag und will ich nicht länger, ich will von meinem Vorsatze nicht abgeleitet sein." — So planmäßig gemessen, so treu fortgeführt und gründlich abgewickelt waren die Geschäfte von Goethes letztem Kammerjahr, so stetig hinübergeleitet in die Reise. Und da vorliegt, daß er auch in Italien mit den Jenaschen Studienfreunden, mit dem Weimarischen Kollegen Voigt und mit Unterbeamten der Kammer in Korrespondenz blieb — wie kann man den Urlaub als entschiedenen Bruch eines unhaltbaren Zustandes, wie die Reise als rettende Flucht aus jahrelangem Widerstreite fassen?

Bei aller Geheimhaltung des Reisevorhabens, die Goethe dem Herzog und, zum Verhüten zweckwidriger Begleitung, sich selber schuldig war, lassen auch seine freien Beschäftigungen vom Jahre 1784 her die genäherte Aussicht auf Italien durchblicken. Daß er von diesem Jahr an sich eine Operette in Form der italienischen buffa ausbildete und sie Kaysern, dessen Briefe aus Italien ihm gezeigt, wie er den „Geist der dortigen komischen Oper wohl gefaßt", zu komponiren gab, bethätigte seinen Zug nach dem Lande des Gesanges, motivirte seinen fleißigeren Antheil an den Konzerten bei der Herzogin Mutter zum Anhören italienischer Musik, Herbeiziehen von Texten und Partituren derselben und Mittheilen derselben an Kayser. Es war dies auch eine Vorbereitung für die Berufung Kaysers zu sich nach Rom im Spätjahr 1787, damit derselbe noch mehr von seinen Dramen in Musik fasse, und vor der Hand gab es der italienischen Sprachübung Goethes, wozu er auch Knebeln und selbst den jungen Pflegling heranzog, eine unverfängliche Auslegung. Wenn er im Jahr 1786 den armseligen Zustand der deutschen

Bühne aus dem Theaterkalender sieht und betheuert: „Hätt' ich vor zwanzig Jahren gewußt, was ich weiß, ich hätte mir wenigstens das Italienische so zugeeignet, daß ich fürs lyrische Theater hätte arbeiten können, und ich hätte es gezwungen", — so verräth er, wie sehr schon mit der italienischen Musik die Sprache ihn eingenommen. Und wenn er im Spätherbst 1785 sich darauf freut, Tischbeins Konradin in Gotha zu sehen: — „der Anblick 229 dieses jenseits der Alpen gefertigten Werkes wird mich auch auf den thüringischen Winter stärken helfen", — so ist hieran merklich, wie nah ihm schon jede Verknüpfung mit diesem Jenseits der Alpen lag. Am bedeutendsten aber liegt in den Lehrjahren Italien im offenen Hintergrunde der epischen Szenen und reicht in ihr Gemälde warm herein in der Gestalt des Harfners, in dem unvergleichlich naiven Kinde Mignon und den Verbindungsfäden der Freundschaft und Liebe, des Unglücks und der lösenden Führung zwischen den Hauptgestalten des Romans und der italienischen Familie. Daß an Mignons Liedern und rührend gedrungener Seele das vorfühlende Hinstreben nach Italien mitgedichtet, ist unverkennbar, und Mignon mit dem Liede: „Nur wer die Sehnsucht kennt" finden wir schon im Frühling 1785 (20. Juni, an die Stein) genannt.

Also in derselben Plan-Einheit, mit welcher wir die italienische Reise schon in der fortgehenden Geschäftsführung von Goethes letztem Kammerjahr vorbereitet und ohne deren Abbruch eingeleitet sahen, ist auch das produktive Vorgefühl dieser Reise zur selben Zeit schon aufgenommen in den inneren Fortgang seiner freien Totalanschauung und ist derselben bildenden Betrachtung, in der wir seine praktische Erfahrung der letzten Jahre als natürliche Zeichnung sittlicher Wirklichkeit und Läuterung zur wahren Lebensökonomie wiedergefunden haben, schon in epischer Stetigkeit verschmolzen.

Nicht minder war bei dieser Hinaus- und Hinüberführung der staatsmännischen Thätigkeit in die italienische Reise die Selbstverleugnung Goethes rein und stetig, so daß sie auch noch diejenigen praktischen Aufgaben des Fürstengenossen, die mit dem Reisezweck wiederaufgenommen schienen, durch gründlichen Ver-

zicht einzig der inneren freibildenden Anschauung übergab, und ebendeswegen mit diesem letzten Bezug der Dichter die ganze Erbschaft des Staatsmannes machte.

Die abgewartete ganz objektive Durchbrechung seines Reformplans, die im letzten Quartal seines dritten Kammerjahrs ihn sein Recht zu quittiren überlegen, und die Freunde sein Scheiden aus Weimar fürchten ließ, erkannte und empfand er bei seinem Verharren in den Arbeiten noch eben so klar und unwiederbringlich. Am 1. September 1785, in der ersten Quartalmitte des vierten Kammerjahrs vertraut Goethe Knebeln bei Anzeige seiner Heimkunft aus dem Karlsbade: „Hier geht's übrigens im Alten. Schade für das schöne Gebäude, das stehen könnte, erhöht und erweitert werden könnte und leider keinen Grund hat! Doch was hat Grund auf der beweglichen Erde!" Dann im zweiten Vierteljahr, am 9. November, zwischen den Ausdrücken seiner Zufriedenheit und Geschäftsfreude am Bergwerk ruft er: „Ach, meine Liebe, wie viel wäre zu thun und wie wenig thun wir!" Endlich das Urtheil vom 9. Juli 1786 über das Schicksal eines Administrirenden, der nicht regierender Herr ist — oben schon angeführt —, ist nach dem Abschlusse dieses letzten Kammerjahrs das völlige Saldo der Resignation.

Da des Herzogs ihm anvertraute Vorsätze äußerer Politik und heroischer Laufbahn Goethen das Entgehen der Grundlage für die Staatsökonomie und damit auch für die „Erhöhung und Erweiterung des schönen Gebäudes" einsehen ließen, täuschte der 230 Dichter sich nicht über das künftige äußere Schicksal der Vorbereitung von Weimarischem Kunstbau und Sammlung von Mitteln zu einem schönen Leben, die seiner italienischen Reise, dem Auftrage nach, als Wiederaufnahme ursprünglicher Hoffnungen bewahrt schien. — Die Ansprüche auf ein Weimarisches Theater hatte Goethe ganz aufgegeben. Die Vorstellungen der Belluomo'schen Truppe besuchte er selten, noch seltener um der Stücke willen und selbst in diesem Falle sah er etwa schon voraus, daß er sie „nicht aushalte." Am 4. März 1785 beklagt er, daß ihn die „leidige Probe des Clavigo um ein Paar gute Abendstunden bringe"; am 5. Februar 1786 hat er eine „Versuchung,

auf dem Theater zu erscheinen, glücklich abgelehnt", seine „Orestmaske wird der Alceste von Wieland aufgeopfert." Wie in den Lehrjahren Wilhelm von seiner Schauspielerstelle und Begeisterung für Darstellungen großer Dramen durch das Singspiel verdrängt wird, das bei Direktion und Publikum überhandgreift, so war der Dichter selbst auf jenes Singspiel reduzirt, das er am 1. Februar 1785 beim Herzog vorlas, und zu welchem Kaysers Komposition vom ersten Akt zu Anfang September 1785 und vierzehn Tage darauf die vom Anfange des zweiten Akts ankam, bevor Goethe den ersten mit voller Musik hatte hören können, — was dann im Dezember und nach fernerer Sendung im Februar 1786 in Probekonzerten geschah. Eine Bühne für diese Operette und Entwürfe von andern suchte Goethe außerhalb Weimar in München und Wien mit Vorfragen (an Knebel 18. November und 30. Dezember 1785), bei welchen es bewenden mußte. Des Herzogs Musikliebe knüpfte sich jetzt an seine Jagdluft, die noch lebhaft stieg. „Zur Jagd" — schrieb Karl August an Knebel den 9. Oktober 1785 — „erwarte ich den Oberkammerherrn v. Pöllnitz aus Ansbach, welcher mir die Meute geschenkt hat; er wird ehstens eintreffen und die Parforcejagd methodice lehren." — Wirklich war Pöllnitz mit einem Bruder Hauptmann vom 23. Oktober bis 15. Dezember des Herzogs Gast, Jagdbegleiter und Parforce-Methodiker. Schon im vorigen Jahr hatte dem Fürsten der Waldhornvirtuos Punto acht angenehme Tage gemacht (an Knebel 15. Januar 1784): „Nie hörte ich solche himmlische Töne wie die, welche dieser sonst auch vortreffliche Musiker aus seinem Instrumente zog." Jetzt schreibt er am 26. Dezember 1785: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden . . . Etwas erfrischt das bessere Publikum Kaysers Komposition zu Goethes neuester Operette und des Waldhornisten Hey vortreffliches Blasen. Dieser ist von Paris wiedergekommen, wo er Puntos Lehre ein und ein halbes Jahr ausnehmend gut benutzt hat." Einer Probe davon wohnte Goethe am 16. Januar 1786 an, „wo es 231 nicht zum schlimmsten ging, wenn gleich nicht zum besten", und wieder sagt er am 12. Februar: „Ich sollte heute Abend in das

Konzert, wenigstens um die neue Parforce-Horn-Symphonie zu hören, wenn ich meine Cour machen wollte.“ Schon im vorigen Herbst aber, im ersten Semester seines letzten Verwaltungsjahres bemerkte der Kammerpräsident (an die Stein 5. September 1785): „Der Herzog ist in seiner Meute glücklich. Ich gönn' es ihm. Er schafft die Hofleute ab und die Hunde an, es ist immer dasselbe, viel Lärms um einen Hasen todt zu jagen. Und ich brauche beinah so viel Umstände um einen Hasen zu erhalten.“ Das Abschaffen der Hofleute bezieht sich dabei auf die neue Einrichtung, daß gewöhnlich die Herrschaften auf ihrem Zimmer Mittags nur mit den drei Hofdamen (und etwa einem Gast, Goethe oder Wieland, Herder, Knebel oder einem Fremden) tafelten, die Kavaliere (mit Tischgeld entschädigt) und Abends auch die Hofdamen wegblieben, wenn sie nicht ausdrücklich eingeladen wurden, was bei den häufigen Besuchen von Fürsten und Edelleuten noch oft genug geschah. In gleichem Bezug sagt Goethe am 8. September 1785: „Die neue Einrichtung geht fort und beim Mittagsessen leidet man erbärmlich in dem kleinen Zimmer. Wie Frankenbergs da waren, mußten sich 25 Menschen in der kleinen Stube behelfen, versteht sich die Aufwartung mitgerechnet. So geht's, meine Liebe, wenn man nicht zur rechten Zeit ab- und zuzuthun weiß. Es wird noch mehr kommen.“

Als ein so nüchterner Beobachter und Prophet konnte der Staatsökonom auch als Kunstrath des Fürsten und demnächst Kommissar in Italien dem in Aussicht stehenden Neubau des Weimarischen Schlosses, der Ausstattung der Residenz mit Kunstwerken und der Veredlung der Hofstadt mit milden Musengaben und Sitten weder eine nahe noch gesicherte und folgerichtige Ausführung versprechen. Jener Schwung zu sympathetischem Verständniß und harmonischem Genuß des Lebens in geistreichen Erholungen, welchen er in den ersten fünf Dienstjahren im Hofkreise zu unterhalten gesucht und als Bildungsaussaat in Stadt und Oeffentlichkeit überzupflanzen gehofft hatte, — wie sollte er sich wiederanknüpfen und bilden lassen, wenn der Herzog mehr mit Fremden als den Seinigen, mehr auswärts als daheim

lebte und wohl bald aus Garnisonen, oder gar aus Kriegslagern, selbst nur als Gast in seiner Residenz einkehrte? Was der Dichter für eine solche Fassung des geselligen Lebens in musische Formen, aus jenen Anlässen still in sich weiter gebildet hatte, und in dem Lande der Oratorien und der Masken, der Mimik und des Gesanges noch unterscheidender sich entwickeln und aneignen sollte, dafür konnte er nach der Heimkunft wenig Boden zu finden erwarten. Von Baukunst und bildender Kunst, für die er auf Reisen seine Sinne geöffnet, zu Haus 232 manche Stunde an ihren Schattenbildern und Modellen seine Sehnsucht gestillt, sollte er jetzt, wo zu ihnen die plastische Grundstimmung seines Geistes verwandter als jemals war, bald die Monumente auf dem Boden und in dem Sonnenlicht ihres ursprünglichen Klimas betrachten. Sie konnten in ihm für solide Veredlung von Bedürfniß, von Lebens-Ernst und Spiel durch würdiges Gelaß, festliche Gestaltung, anmuthig behagliche Sonderung das anwendungsfähigste Verständniß erhöhen: in welchem Umfang aber und welchem Sinne sich dies am neuen Fürstenschloß in Weimar werde erproben dürfen, und welcher fürstlichen Lebensweise und Bildungseinrichtung, Lieblingsarten sammelnder Geselligkeit vornehmlich Plan und Formen des Baues anzupassen sein werden, dafür fehlten feste Gesichtspunkte und Anhalte. Zum voraus mußte er vielmehr auch für diese praktische Spitze der italienischen Kommission auf wirkliche Bestimmtheit nach Zeit, Maß, Form verzichten, und trat auch ihre Planmäßigkeit, je weniger sie äußerlich verbürgt war, um so intensiver nach ihrer Einstimmigkeit mit wahrer Oekonomie auf des Dichters bildende Totalanschauung zurück, in die Stetigkeit seines Epos ein.

In den Lehrjahren finden wir ein musterhaftes Schloß in italienischem Palaststil, mehr würdig als prächtig, mit wohlgesparten Räumen für die Betrachtung gesammelter Kunstwerke und den Gebrauch wissenschaftlicher Sammlungen, schicklich mit den Nebengebäuden und umgebendem Park eingetheilt nach Wohnräumen und Gemächern für Gäste verschiedenen Alters und Charakters, Räumen für festliche Versammlung, für ungestörte

Einsamkeit, für bewegte Spiele, und durchaus in Einrichtung und Geräth harmonisch ausgestattet. Es ist das Schloß jenes edeln und lebensweisen Familienhauptes, dem wir zuerst als dem Oheim in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" nahe kommen und in die plastische Einheit seiner Gründungen, Anstalten, Grundsätze eingeweiht werden. Es ist das Schloß, in welchem Wilhelm überrascht seine großväterlichen Statuen und Gemälde wiederfindet, und in welchem schließlich alle Schicksalsfäden aller Hauptgestalten des Romans zusammenlaufen, wo sich Vergangenheit und Gegenwart, wo sich die rührendsten und erschütterndsten Abschlüsse, mit dem Aufschluß in geläutertes und erhebendes Glück der Liebe für eine lebensvolle Zukunft natürlich verbinden. Als die Stätte von Mignons letztem Lebensaugenblick und ihrer feierlichen Beisetzung wird uns im Garten dieses Schlosses der Tempel, der „Saal der Vergangenheit" anschaulich, wo das Standbild des Erbauers jenes Blatt hält mit den Worten: „Gedenke zu leben", der ganze Raum aber in kunstreiner Heiterkeit mit Bildern des menschlichen Lebens, wie es die Natur auf allen Stufen erfüllt und verbindet, Augen und Gemüth erhebt. Auch die Musik, der Gesang wird uns hier bedeutet, wie sie der Oheim nicht als zerstreuendes Virtuosen-Schauspiel, sondern 233 durch unsichtbar geordnete Chöre zu reiner Sammlung und Erhebung der Seele wirken ließ. Diese Oratorien, die Wahl der Momente dazu in feinem Gefühl, den richtig verbindenden Gebrauch der Künste, und den sympathetischen von allem Schönen und Guten, was der wohlwollend thätige Mann besaß und fortpflanzte, lehrten uns schon die „Bekenntnisse der schönen Seele" kennen. Damals war es eine frohe Familienverbindung, deren Vollzug und Feier unter seiner Begünstigung das Schloß mit Gästen erfüllte und ihnen Anlaß gab, die lebensverständige Fürsorge des Wirthes zu bewundern. Er hatte etliche Marschälle gewählt und zwischen die jüngere und ältere Welt vertheilt, so daß jede Partie leicht zu den ihr gemäßen Lokalen, Vergnügens- und Erholungsmitteln geleitet ward, hier zur frohen Aufregung, dort zur Gemächlichkeit. „Wie selten ist eine Fête, wobei derjenige, der die Gäste zusammenberuft, auch die Schuldigkeit

empfindet, für ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten auf alle Weise zu sorgen." — Der Oheim sagt: „Unter denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden; sie gehen, ich möchte sagen, gegen Arbeiten und Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack Zeitungen liest, nur damit man sie loswerde . . . Was es auch sei, der Verstand oder die Empfindung, die uns eins für das andere hingeben, eins vor dem andern wählen heißt, so ist Entschiedenheit und Folge, nach meiner Meinung, das Verehrungswürdigste am Menschen . . . Aber ich bin weit entfernt, die Menschen — wegen ihres Unbestandes — zu tadeln; denn sie sind eigentlich nicht schuld, sondern die verwickelte Lage, in der sie sich befinden." — Es ist derselbe Oheim, mit dem sich Lothario da entzweite, als ihn ideale Politik nach Amerika in eine kriegerische Laufbahn fortriß. Wie dann in Lotharios beschränkungsfroher Rückkehr auf den Heimatgrund und in seiner Wirthschaftlichkeit, die gegen Privilegien und Lehenshokuspokus auf Befreiung der Mitarbeiter wirkt, sich dasjenige als reine Dichteranschauung natürlich begründet, was dem Staatsökonomen Goethe durchzuführen versagt war, so erscheint die geistige Einheit und der Kunst-Ausbau fürstlichen Bildens und Vergnügens, deren Verzicht er nach Italien hinübernahm, im Schloß des Oheims und seinen Sammlungen, in seiner Verbindungs- und Vergnügungsweisheit, in dieser Planmäßigkeit und diesem großsinnigen Totalwillen, womit er die tiefste Bildung und ausgeführteste Kunst dem alltäglichen Dasein und der ewigen Natur zum vollkommenen Leben vereinigt.

Indem auf diese Weise, mehr als hier sich ausführen läßt, den Dichter Goethe alles das ununterbrochen bereicherte und reifte, was von der einen Seite seine praktische Tüchtigkeit, von der andern die Kollision war, in der sich die Wege des Kammerpräsidenten und seines jungen Fürsten schieden, war dieser Zwie-
234 spalt selbst als ein Moment in ihre Freundschaft aufgenommen. Goethe handhabte noch das Kammerpräsidium, während er sich ganz leise daraus löste; der Herzog pflanzte und baute aufs

Betriebsamste an seinem Residenzpark*), als er schon von Berlin die Einladung zu den nächsten Frühlingsrevüen hoffte. Wie Goethe als unentlassener Kammerpräsident nach Italien ging, und in Italien mit Kammerkalkulatoren und Wegekommissaren nach Weimar korrespondirte, so war schon die Festsetzung seines Urlaubs aus den Geschäften und seiner Förderung nach Italien sein und des Herzogs Geheimniß. Selbst dem Vertrauten seiner Amtspläne und Schwierigkeiten, wie seiner epischen Fortschritte, dem Studien- und Reisegenossen Knebel schrieb Goethe in der Mitte seines letzten Kammerjahrs, am 30. Dezember 1785: „Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weiß ich noch nicht. Großen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zuwenden", — wahr insofern, als er mit Anstrengung den Blick im nächsten Kreise festgeheftet hielt, Mitte vorigen Monats von treuen Arbeiten in Ilmenau kam, vor vierzehn Tagen mit dem Herzog geschäftlich in Gotha, gestern bei Dalbergs Anwesenheit mit am Hofe war, — geheimnißhütend insofern, als er schon im Mai des Jahres mit dem Herzog sich verständigt und Mignons Lieder in der Seele hatte, jetzt in eben diesen Wintermonaten mit italienischen Chören und Arien auch zur Sprachübung sich unterhielt und schon im nächsten Monat, indeß der Herzog zu Berlin war, nach Gotha ging, seine Dichtungen dort vorzulesen, weil er sie für die Herausgabe sammelte, deren Fortsetzung in Italien beschlossen war. Eben das also, was ihn vom Herzog schied, war zwischen ihnen festgeknüpftes Vertrauensband, und während die Fäden ihres praktischen Bundes leise auseinandergingen, war ihre persönliche Freundschaft enger als vorher. Im Ausgang des dritten Kammerjahrs förderte ihn der Herzog zur Reise ins Fichtelgebirg und nach Böhmen, nicht nur damit er als Haupt der Bergkommission Studien machte, in Joachimsthal und Johanngeorgenstadt sich unterrichtete, sondern vor allem damit er im Karlsbade seine Gesundheit stärkte. Hier am 5. Juli mit Knebel angekommen, traf er

*) Knebels Nachlaß I. S. 146. Goethe an die Stein III. S. 181: „die neue Brücke".

die Freundin, Herders, mehr gute Bekannte und seine Fürstin. Er erheiterte durch seinen aufmerksamen Umgang den Kreis um Herzogin Luise, auch durch poetische Scherze, und blieb, als derselbe sich verminderte, auf ihre Andeutung gerne länger ihr und ihrer Gesellschaft zu Nutzen, — „so wird", sagte er, „aus meiner zerstückten Badewirthschaft ein Ganzes." Nach der Fürstin Abreise am 13. August wandte er sich am 16. in jene Bergstädte und war am 23. in Weimar, wo er zu Mittag mit Herzog und Herzogin allein zusammen war. So noch wiederholt im Spätherbst und Winter, unerachtet der geschäftlichen Ausflüge, die
235 öfter ihn oder den Herzog entfernten. Im letzten Quartal seines letzten Kammerjahrs, Anfangs Mai 1786, war er noch einmal mit Karl August in Ilmenau, wo wieder (mit dem eintreffenden Herzog von Meiningen) „auf Waldweise gelebt wurde, doch ziemlich mäßig." Ueberhaupt aber war Goethe in dem Halbjahr 1786 vor seiner Abreise besonders häufig an der fürstlichen, meist engsten Tafel, elfmal im ersten Vierteljahr, zwölfmal im zweiten, dann im Monat Juli siebenmal bis zu seinem Aufbruch am vierundzwanzigsten. Auch diesen Aufbruch zur Reise hatte Goethe auf eine Epoche des fürstlichen Familienlebens ausgesetzt, auf die erwartete Entbindung der Herzogin. Da sie sich verzögerte, war der Reisefertige so wenig ein abspringender Flüchtling, daß er sich vielmehr nach erledigten Geschäften schon am 9. Juli „überreif" nennt, am 12. aber sagt: „Da ich einmal auf diese Entbindung wie auf einen Orakelspruch compromittirt habe, so soll mich Nichts zur Unruhe, Nichts außer Fassung bringen"; und nach der glücklichen Geburt der Prinzessin Karoline am 18., deren Taufe am 21. er mitfeierte, bestimmte er den 24. zu seiner Abreise, „wenn es der Wille der Himmlischen ist, die seit einiger Zeit gewaltsam liebreich über mich gebieten." So freundlich war der Weggang, daß sich darin die gleiche Totalität des Dichters mit dem Staatsmann völlig bewährte, der nach seinem eigenen heiteren Ausdruck (an Seidel, aus Neapel 15. Mai 1787) „die Grille Karls V. hatte, sein Leichenbegängniß bei lebendigem Leibe anzusehn." Während dieser „Exsequien" begann schon der Dichter das Inventar seiner Erbschaft vom

Hof- und Staatsmann aufzunehmen. Unmittelbar nach Ablauf des vierten Kammerjahrs hat er Mitte Juni in Ilmenau seine „kleinen Gedichte" geordnet und arbeitet den „Triumph der Empfindsamkeit" durch, nach acht Tagen bessert er am früher schon überarbeiteten Werther und an Iphigenie mit Antheil Wielands und Herders, auch am Götz. Am 6. Juli ist er schon mit Göschen über die Ausgabe seiner Werke einig und hat den Ankündigungsbrief für das Journal von Bibra geschrieben. Nach Karlsbad nimmt er seinen Abschreiber mit und vollendet hier den Werther. Vierzehn Tage war er hier noch vereint mit der geliebten Vertrautesten, deren Rückweg er bis Schneeberg begleitete, woselbst er zwei Tage in den Gruben zubrachte. Wieder dann in Karlsbad vereinten ihn noch vierzehn Tage mit seinem Fürsten, der Anfangs August ihm nachgekommen und mit Herders und einem glänzenden Kreise nun auch am Inventar des Dichters theilnahm. Jeden Abend las Goethe vor; die „Vögel" machten unsägliches Glück; Iphigenie „ward gut sentirt; dem Herzog ward's wunderlich dabei zu Muthe." Als Karl August abreiste, gab ihm Goethe noch ein schlichtes Maskenspiel in der Weise seiner früheren zu Weimar, den „Abschiedsgruß der Engelhäuser Bäuerinnen." In demselben Stil und Versmaß, in welchem einst der junge Staatsmann, als Bauer verkleidet, dem herzoglichen Jüngling das „bäurischtreue Blut" als „sein bestes Gut" ans Herz gelegt, ließ er ihm jetzt von Bäuerinnen nach Erinnerung an seinen lustigen Badehumor sagen: „So laß in Deines Herzens Schrein die Freunde desto fester sein." Und dann wählte er zu seiner eigenen stillen Abreise den Morgen von Karl Augusts Geburtstag. 236

Diese rein persönliche Anhänglichkeit und Verbindlichkeit blieb allein übrig aus der bisherigen Staatsrolle des Dichters. Für den Fürsten war er noch der Vertraute, Hochgehaltene, auch noch Kammerpräsident, während er selbst wohl wußte, daß er diesen ganz ausgezogen, die Rückkehr ins Finanzwesen ihm erlassen bleiben werde. Für ihn war Karl August noch der fürstliche Freund nach seinem wahren natürlichen Charakter, von dem er nun ferner nicht verlangte, daß er nach

seinen, des lebensweisen Staatsmanns, des Wahrheit schauenden Künstlers Grundsätzen handeln und genießen solle. Um dies nicht ferner verlangen zu müssen, hatte er sich der Verwaltung so planmäßig begeben, als er planmäßig hinein und darin fortgegangen war. Mit jedem Fortschritt in seinem Staatsdienste hatte er sich fester in Natureinigkeit, tiefer in das Erschauen des Vollkommenen in der Wirklichkeit getrieben, von den dogmatisch abstrakten, von den abstrakt politischen Idealen durch die praktische Probe sich objektiv befreit, und nun vollzog er auch von seinem eignen Ideal des poetischpolitischen Bundes mit Karl August die Befreiung mit gleich ruhiger Erschöpfung der Probe gleich objektiv. Zu jeder Aenderung seiner Vertrauensrolle hatte er sich natürlich und die natürliche Entwicklung seines Fürsten begleitend verhalten, wie in den Lehrjahren der Abbé zu der jungen Familie, deren Leitung ihm der Oheim vertraut, zu der Thurm-Gesellschaft, deren Zweck und Formen er in bewußt natürliche, praktische Freiheit auflöst, und zu dem in diesem Kreise frei werdenden Wilhelm Meister. Jetzt mit der Vollführung von Goethes naturgemäßer Begleitung seines Fürsten war er als erprobter Meister der Politik bei der nur natürlichen Einstimmung mit der wirklichen Individualität des Fürsten stetig angekommen, und war seine politische Meisterschaft mit der Amtsentkleidung nur Natur an ihm selbst, Alles, was er auf dem Staatsmannswege in sich ruhig aufgesammelt, Alles, was der Meisterbrief in den Lehrjahren enthält und die Begebenheiten darin nach entgegengesetzten Seiten veranschaulichen und verbinden, nur seine innere Totalanschauung, und seine Befreiung mit ihr, jetzt auf dem einsamen Wege nach Italien, natürlich wirklicher Zustand. Der Geliebten, die beim Betreten, bei dem Fortgang und im Ausgange der Bahn des Staatsmannes seinen Energien die völlige, in Selbstverleugnung begeisterte Natürlichkeit der Harmonie verwirklicht und erhalten hatte, schrieb er aus Karlsbad am 23. August 1786: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber alles so sanfte endigen und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen

und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind.“ So hatte der 37jährige Goethe den Anspruch seiner Jünglingsgenialität auf vollkommene Wirklichkeit praktisch durch das gegebene System des Menschendaseins hindurch und mit männlich behauptetem Gleichgewicht zur individuell freien Plastik hinausgearbeitet, so seiner konkreten Poesie die epische Totalität gewonnen. Der ganze Plan und die Ausgestaltung des Epos der Lehrjahre war nun dem freien Geist des Dichters überantwortet. Er hatte ihn nicht mehr aus dem Widerspruch der Amtspraxis heraufzuheben, seit er, diesen lösend, auf Planmäßigkeit des Regenten und auf die eigene Staatspraxis verzichtet hatte. Um so reiner war von da an die Planmäßigkeit in das Epos selbst übergegangen. Im zweiten Quartal seines letzten Kammerjahrs sagte er (an die Stein 7. November 1785), er habe „am Fertigen der Lehrjahre gebessert und mit großer Sorgfalt es durchgehend gefunden, daß man es immer besser machen könnte. Will's Gott, sollen die folgenden Bücher von meinen Studien zeugen“; im letzten Quartal dieses Erledigungsjahres (13., 21., 23. Mai 1786), daß „ihm die Fortsetzung recht wohl gelungen — daß er einige Sorge für dies Buch [das siebente] habe — daß er denke, auch dies Buch solle glücken, aber bei allen diesen Dingen, was freiwillig kommt, das Beste sei.“ So war sein epischer Fleiß schon ganz Eins mit der freien Gabe der Dichternatur. Vollendet traten daher die Lehrjahre erst nach neuen zehn Jahren ans Licht. Daß aber die Hauptbestandtheile ihres Inhalts und ihrer Verknüpfung, daß die Grundform der epischen Begeisterung und die Plastik der Ausführung in diesen Lehrjahren Meisters der wahre und größte Gewinn vom Staatsdienste des Dichters gewesen, das haben wir gesehen: und das ist die allgemeine Bedeutung dieses Staatsdienstes für die sittliche Welt, für unsere Bildung, die Lehrjahre als Frucht für die Menschheit. Sie waren und sind seit Homer das erste Epos, sie geben uns unsere wahr ausgeführte Wirklichkeit als behagende Schönheit: sie können uns frei machen vom Grundübel der modernen Bildung.

Das homerische Epos gehört der Menschheit, es bleibt unsere

Jugendwelt und ist plastische Darstellung vollkommener Wirklichkeit. Denn auch die homerischen Götter und Phantasmen gehen als plastische Gestaltungen der schaffenden Natur und der sittlichen Macht, in der Ausführung offenanschaulich, behaglich mit der wirklichen Mitte des Menschenlebens und Handelns zum vollkommenen Dasein zusammen. Ungleich trüber sind die Nibelungen, gepflanzt auf die barbarische Kultur-Auflösung und Vermengung der Völkerwanderung und disparate, unausgeführte ideale Elemente. Sie sind mehr unsere abgelegte Weltjugend, als, wie Homer, die bleibende, klare, sind heißblütige, traumschwere Morgendämmerung. Dantes divina commedia, die Nekyia des Mittelalters, kann uns durch großartige Glieder und die gewaltig einige Mechanik der Ausführung ergreifen; aber um in seiner Hölle, Fegfeuer und Himmel mit Behagen zu wandeln, muß man scholastischer Katholik und Ghibelline sein. Hingegen müßten wir protestantische Puritaner sein, um in Miltons „verlorenem 238 Paradiese" die Vollkommenheit unserer Welt zu finden. Das vollendete Epos des Mittelalters, das zugleich die Wahrheit unserer Wirklichkeit hat, darum komisches Behagen gibt, ist der Don Quixote. Er bleibt unschätzbar. Wie er jedoch ganz heimisch nur in dem Lande ist, das am meisten im Mittelalter stehen geblieben, so greift er, wegen dieses parodischen Bezuges auf die spanische Wirklichkeit, nicht ganz so umfassend plastisch in die Tiefen der unsrigen ein. Gerade das positive Behagen, das er auch gibt, kann uns eher einen Reiz aus unseren Städten heraus nach den sonnigen Abenteuern der spanischen Sierren und Weiden zurücklassen.

Meisters Lehrjahre geben uns ganz unsere Welt, ihre Stadt und Landschaft, ihre Stände und Gewerbe, Arbeiten und Vergnügungen, Leidenschaften und Ideale. Und welche Leichtigkeit, welche leise Feinheit der Vergegenwärtigung und Bewegung, der Führung und Wandlung hebt sie uns in eine Helligkeit, worin wir sie nie zuvor gesehen, in eine Welt-Einheit, die sich als ewig ruhiger Aether über sie ausbreitet! Die Seele saugt sie ein mit dem stillen Erstaunen, das Alltägliche so offen sinnreich, das Bekannte so bedeutend schön, das Leichtsinnige, Thörichte, Frivole

so unbeschönigt und so unverletzend, das Verwickelte so verständlich, das Ueppige und Schmerzliche so rein, das Erschütternde, Herzzerreißende so durchdrungen von mächtiger Liebe, das Ernste, Edle, Heilige so menschlich zu finden. Welche Fülle ganz bestimmter Physiognomien, individueller Gestalten verschiedenster Art, jede einig mit sich, das Versteckte an jeder, wo es zu Tag tritt, am fühlbarsten wahr, das Räthselhafteste, wie es gelöst wird, von der stärksten Seeleneinheit! ihre Verbindung jetzt in kleinen, jetzt in dichtgedrängten Gruppen immer ungezwungen in Anziehung und Bewegung, immer so maßvoll in Schatten und Licht, daß es der Tag der Wirklichkeit, die Familie unserer Menschheit ist. Wohl sind frischer anmuthige, tiefer rührende Geschöpfe, originellere und edlere Charaktere darunter als die geläufigen unserer Erfahrung; aber sie prägen unsern Sinnen und Gefühlen sich ein, daß sie uns gegenwärtiger leben als die Lebendigen um uns her. Wir zerstreuen uns in dieser Wirklichkeit und sind immer gesammelt, wir werden überrascht und erkennen das Seltsame vorbereitet, das Zufällige folgerichtig. Wir genießen und irren mit, sehnen uns und leiden mit, und ein stets wachsender Gehalt macht uns dies Leben immer lieber und stärkt das Behagen bis in seine bittern Widersprüche, bis in seine ehrwürdigen Höhen. Es ist die moderne Welt, ist unser Dasein, aber getaucht in den Frieden schöpfungseiniger ewiger Wahrheit. Es ist das deutsche Epos unserer Bildungsperiode, aber es kann so wenig veralten als das homerische und wird andern Völkern und spätkünftigen Geschlechtern noch wahr und wirklich, schön und behagend sein.

Der Dichter, der die Lehrjahre bildete, ging bei der praktischen Erfahrung dieser Wirklichkeit und Bildungsgegenwart, in unvorgreifender Selbstverleugnung, von Natur auf Natur mit der natürlichen Harmonie eines individuell in Liebe Beseligten. Das Bedingte, Unvollkommene, Gebrechliche im Dasein leugnete er sich nicht ab, er nahm es in ungetheilte Anschauung, verfolgte es mit gelassener Ausdauer und sah, daß es mit Nothwendigkeit hervorgehe und zurückgehe auf einigschaffende, allverbindende Natur. In seiner epischen Anschauung tritt daher das menschlich

239

Beschränkte, Mangelhafte, Widersprechende deutlicher als bei irgend einem Zeichner und dennoch frei vom übertreibenden oder abstoßenden Ausdruck eines selbstgereizten Darstellers in der nur natürlichen Wahrheit hervor, zu der es in seinem naturbefriedigten Geist sich klärte. Auch was zeitsittlich, Kostüm, moderne Wirklichkeit in diesem Epos ist, hat von diesem reinen Bezuge auf den beständigen Naturgrund und die immerwährende menschliche Natur, die hier die Bestimmtheit seiner Vorstellung und Einheit der Verknüpfung macht, eine überall gültige Wahrheit, und dies ist die Idealität dieser reellen Gestalten und Szenen. Es hat hier auch das Geringe, mit keiner geliehenen Trefflichkeit Herausgesteigerte einen fühlbaren Adel, hat diese Idealität lediglich von seiner richtigen Stellung zur Gesammtanschauung, welches die des vollkommenen Daseins in der Natureinheit ist. Diese Idealität ist so unvergänglich wie die Natur selbst, diese epische Form wahr für alle Zeiten. Nicht um ein historisches Inventar seines Zeitalters war es diesem Epiker zu thun, sondern um die wesentliche Wahrheit desselben. Er ging in praktischer Uebung der Aufgabe nach, innerhalb des Sittensystems seiner Gegenwart auf ein vollkommenes Leben, nach Ordnung und Genuß der Existenz, hinzuwirken. Er erprobte an diesem Zeitsystem, daß es nach allen Seiten bedingt, in dieser Bedingtheit nur das Natürliche, so nützlich wie schädlich wirksam, unbedingt wirkend nur das einige Totalwesen der Schöpfung sei. Auf allen Stufen des Naturreichs erschaute er die Gegenwart dieses schaffenden Wesens in der Einstimmigkeit der Theile und Glieder als Lebensgrund und Leben, das Vollkommene als Wahrheit des Daseins. Am Menschen erprobte er, daß er wahrhaft nur durch natürliche Totalität lebe, wirke, genieße. Alle Individuen und Gruppen seines Epos sind in bedingten Zuständen innerhalb des Zeitsystems, in schädlichen und nützlichen, alle deutlich nach ihrem Verhältniß zur wirklichen Totalität der Menschennatur vorgestellt und entwickelt. Geschlechter und Stände werden nach dieser Beziehung auf harmonische Totalität verglichen, Ungebildete und Gebildete, Unschuldige und Bedachte, Leichtsinnige und Begeisterte, Glückliche und Unglückliche in diesem Licht unter-

schieden und verbunden. Der Mensch hat die Totalität seines 240
Wesens in sich, wirklich aber nur im harmonisch-thätigen Leben. Sie wirkt in ihm als Anspruch auf Herrschaft, Freiheit, Lebensgenuß, und da er sich jederzeit in bedingten Zuständen findet, wird sie ihm gebrochen wirklich im Mißverhältniß seiner Zustände zu seinen Ansprüchen. Dies sind die Ideale der Menschen. Auch diese bringt das Epos der Lehrjahre zur Vorstellung, die zeitsittlichen Ideale des Lebensgenusses und der Virtuosität, der geerbten oder erarbeiteten Herrschaft, naiven oder erschlichenen Freiheit, der künstlerischen, politischen, religiösen Begeisterung. Es führt an individuellen Darstellungen auch ihre Wahrheit auf Natureinigkeit, auf harmonische Totalität zurück und macht rein anschaulich, daß sie in jeder unnatürlichen, abstrakten Wirklichkeit nur pathologische Ergänzungen unreifer oder stockender Zustände, verstimmter Individuen, flickende Einbildungen für gestörte menschliche Totalitäten sind. Und es gipfelt seine immer anschaulichen, lebensgleichen Prozesse mit den Lehren und dem Gemälde eines durch natureinige Lebensökonomie, Bildungsverbindung, Kunst vollkommenen Menschendaseins. Der moderne Mensch kann dies Epos durchwandern zu einer Wallfahrt, die ihn aus seinem betäubten Wesen zu sich selbst, aus dem zerstückten Leben ins ganze führt.





IV.

Goethes Verhältniß zum Theater.

(Weimarische Beiträge zur Literatur und Kunst. Weimar 1865. S. 1—22.)

Es ist nicht meine Absicht, das Verhältniß unseres großen Dichters zur Schaubühne in einer geschichtlichen Ausführung durchzugehen. Sieht man auf Goethes Dramenproduktion, so hat man einen Zeitraum von 58 Jahren vor sich — so lang ist es von der effektvollen Erscheinung des Götz 1773 bis zu der des vollendeten Faust 1831. Sieht man auf seine dramaturgische Thätigkeit: auch diese — von seiner Leitung des fürstlichen Liebhabertheaters bis zu seinem Rücktritt von der Hoftheater-direktion — erstreckt sich über 41 Jahre, von Anfang 1776 bis in den Anfang 1817. Eine Auseinandersetzung von Goethes Leistungen und Wandlungen in diesen Wirkungszweigen würde sehr weitläufig, eine bloße Uebersicht des Thatsächlichen als trockenes Register von großentheils Bekanntem lästig werden. Eine beurtheilende Uebersicht, die recht gut ist, haben wir schon. Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst hat das Thatsächliche von Goethes dramaturgischen Absichten und Einflüssen achtsam zusammengestellt. Devrient hat nicht verkannt, daß durch Goethes Führung die deutsche Schauspielkunst ihren, wie er sich ausdrückt, erhabensten Aufschwung gewonnen, eine innere Veredlung, die sie zu der Poesie und der Befriedigung der Gebildetsten in ein würdiges Verhältniß brachte, und daß mit diesen Intentionen Goethe „die Bühnenpraxis der besten

Schauspieldirektoren in einer Handhabung der Studien und Proben zu vereinigen wußte, welche die Wirkungen bis an die Grenze des Möglichen sicher stellte." Läuft bei Devrient zwischen dieser wesentlich richtigen Auffassung Einzelnes über die Schulstrenge, die gedrückte Lage der Schauspieler, den Autokratismus mit unter, was ihm eine wenig genaue mittelbare Tradition zuschob, so lassen hiefür sich jetzt genügende Berichtigungen aus den Aktenstücken der Weimarischen Theaterverwaltung entnehmen, die Pasqué mit einem sehr dankenswerthen Fleiß zusammengebracht, geordnet und herausgegeben hat. Von einer umfassenden Arbeit über die Geschichte des Weimarischen Theaters, die unsern Hofrath E. Weber seit vielen Jahren beschäftigt, haben so eben einige ausgewählte Abschnitte von vorzüglichem Belang die Presse verlassen. *)

Was ich in diesem Felde mannigfaltiger Erinnerung und Betrachtung hervorheben will, das ist die sittliche Seite im Verhältniß des Dichters zum Theater, die edle Menschlichkeit, in der Goethe eine entschieden sittliche Haltung mit der Zweckmäßigkeit der Oekonomie und den Erfolgen der Technik in der Spitze zusammenführte. Unnöthig ist es nicht, auf diese Seite zu dringen. Denn bei aller Unleugbarkeit der Resultate, die Goethes Bühnenleitung erreicht hat, wollen ganz verständige Historiker immer noch finden, daß er in den beiden Anfangsperioden erstlich der Liebhaberspiele, dann des eingerichteten Hoftheaters ohne sonderlichen Ernst und Fleiß eben nur sich habe gehen lassen. —

Goethes Thätigkeit für die poetischen Spiele des herzoglichen Hofs und in ihnen bezeichnet Devrient nicht unrichtig als eine geniale Vorübung experimentirender Art, um in einer leicht beweglichen Praxis den Umfang poetischer und szenischer Möglichkeiten durchzukosten.

Aber diese Beweglichkeit, die einem recht deutlich wird, wenn man die barocke Phantastik in der „geflickten Braut" mit der genauen Genrebildlichkeit in den „Geschwistern", das fastnachts-

*) Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. Von E. W. Weber.

mäßige „Narrenschneiden“ mit dem idyllischen Liederspiel „die Fischerin“ vergleicht, hatte noch ein anderes Gemeinschaftliche als die Experimentirlust, welches eben so wenig von Cholevius bemerkt wird, der in seiner schätzbaren „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen“ alle diese Dramolete Goethes für flüchtige Tagespoesien erkennt, wenn auch mit einem gewissen Fortschritt im poetischen Gehalt. Er hätte die innere Einheit nicht verkennen sollen, Goethes eben so freisinnigen und humoristischen als auch wieder zarten und wohlwollenden Anschluß der Thätigkeit ans Gegebene der Personen, Zustände, Stimmungen. Dem entfloß eben so wohl die Mannigfaltigkeit und der leichte Wechsel der Spiele und Stilformen; indem es darauf ankam, gerade die Neigungen und Bestrebungen, Talente und Kräfte, wie sie im wirklichen Kreise sich boten in den fürstlichen Personen, den Hofleuten, den zugezogenen und zugelassenen Artisten und Dilettanten, miteinander zu beschäftigen, die Stimmungs-Elemente, wie die zeitlichen Zustände sie brachten und wechseln ließen, ermunternd oder weckend, versöhnend oder hebend zum geselligen Leben zu bringen, einen wohlthuenden Einklang zu bewirken oder herzustellen. So verband des Dichters Betrieb den mütterlichen und den jungen Hof, den Adel und die Stadt, Höhere und Geringere, älteren und neueren Geschmack, Natur und Bildung auf einem Boden der Erholung und Sympathie. Er schlang das sozial Geschiedene so zusammen, daß jeder Theil unschuldigen Vortheil gewann, nahm die Zustände so hinüber ins ideale Spiel, daß Reibungen komisch verbrausten, Affekte sich läuterten, Mißgefühle sich sänftigten, Huldigungen verschönten. Humanes Gemeinleben war der Grundton dieser Wandlungen, und wo diese dienende und werbende Hingebung des Dichters durch ungesuchte Neigung volle Wahrheit gewann, da strahlte so sittlich edle unvergängliche Poesie empor wie in Iphigenie.

Von dieser ersten Periode seiner Bühnenleitung hat Goethe selbst das Resumé gegeben. Er führt darin die Rührigkeit und Kontraste dieser Wald- und Parkdramen, Masken und Festsaalschauspiele uns reizend vorüber, und er läßt den ideal-

politischen Geist, in welchem dieser heitere Kunststaat von dem ernsten Staatsleben, in dem er einbegriffen ist, mit seiner Aufgabe und Mechanik, seinen Sorgen und Erfolgen das Wiederspiel darstellt, lebenstreu uns in der Gruppe des wirklichen Personals der dienenden Kräfte schauen, im Antheil ihrer Talente und Bedürfnisse am Zurüsten und Bilden dieses Mikrokosmus, der aus gebrechlichen Stoffen ein rührendes Dasein zaubert. Die Humanität des Dichters, die von diesem Zusammenwirken die Seele war, beseelt auch diese Darstellung desselben. Sie drückt in der Familiarität, welche die untergeordneten Organe, den Coulissenmaler, den Schneider, den Hofjuden individuell mithereinnimmt, und in der hohen Wärme sich aus, welche die gesammte Schilderung konzentrirt auf das Charakterbild des Maschinenmeisters Mieding, des kränklichen, aber erfinderisch unermüdlichen, armen, aber genialen Zaubertechnikers. Der Tod des Arbeitsfrohen sammelt im Spiegel der Rührung die unentbehrliche, sein selbst vergessende Geschäftigkeit des Tausendkünstlers. Indem der Dichter diese Selbstopferung Miedings in uneigennütziger Berufslust an seinem Sarge kränzen und preisen läßt durch Korona Schröter, die hierbei leibhaft in der Weihe natürlicher Schönheit und Kunstbegeisterung erscheint, gipfelt sich sein poetisches Gemälde dieser ersten Weimarischen Theaterepoche im sittlichen Prinzip der Dramatik, das er zugleich ausspricht und übt. Denn er hat die menschenverbindende Macht des Schönen in dieser Trauerfeier Miedings und reinen Sympathie der Korona so individualisirt, daß er in der Mitte seines wirklichen Theatervölkchens diese zwei verschiedenen, aber musterhaftesten Gestalten, den genialen Mechaniker und die seelenvolle Schauspielerin mit der Plastik seiner eigenen Sympathie völlig und unverlöschlich vergegenwärtigt und dem immer wieder erwärmten Gefühle der Nachwelt als Unsterbliche überliefert hat.

Einen in dieser Vollwirklichkeit und Wärme beweisenden und bewahrenden Rechenschaftsbericht hat noch kein zweiter Intendant hinterlassen. So manifestirt der Dichter schon in dieser Vorperiode den höchsten theatralen Begriff, den der geselligen und gesellenden Kunst.

Nun die zweite Periode, die nach sieben Zwischenjahren eintrat im Frühjahr 1791, wo aus den Trümmern der Belluomo'schen Truppe und Hinzugeworbenen ein stehendes, obwohl im Sommer auswärts gastirendes Hoftheater gebildet ward. Hier kann man wieder einen Vorübungsabschnitt von acht Jahren rechnen bis zur dramaturgischen Verbindung Goethes mit Schiller. In diesem [5] Anfang findet nun Devrient Goethes Dirigiren „wenig angestrengt". Daß sein Sinn und Wirken ganz im Theater aufgehe, war freilich zu fordern unmöglich von einem Manne so umfassenden Berufs, den sein Genius in Naturforschung und Studien bildender Kunst, in neue Wege epischer Dichtung, wie des noch nicht vollendeten Wilhelm Meister, des Reineke, Hermann und Dorothea, in Elegien- und Epigrammenplastik hineingeleitet hatte, und den dabei das Vertrauen seines Fürsten mit noch andern Bildungsanstalten als dem Theater und mit persönlichen Ansprüchen beschäftigte. Gleich ins zweite Theaterjahr fällt vom August bis Dezember Goethes Zureise zu seinem Herzog auf dem schauerlichen Feldzug in der Champagne und die beunruhigte Rückreise, ins dritte vom Mai bis August die Gesellung zum Herzog bei der Belagerung und Einnahme von Mainz, in die folgenden zunehmende Geschäfte in Jena nebst dem produktiven Verhältniß zu Schillers Horen und dem Musenalmanach und den Studien Heinrich Meyers. Unter alledem war, was Goethe damals fürs Theater that, nicht wenig.

Aus seinen eigenen Angaben in den Jahresheften, daß er den Dittersdorfschen Operetten und verwandten französischen und italienischen nicht ohne Sorge für Textbesserung Spielraum gegeben, ferner, daß an der Tagesordnung Schröders, Ifflands, Kotzebues Stücke gewesen, auch Hagemann und Großmann etwas gegolten, und er selbst ein Stück wie Maiers Sturm von Boxberg zugelassen, damit man auch das einmal gesehen habe, hieraus schöpft Cholevius mit Andern den mißverständlichen Vorwurf, Goethes damalige Direktion habe statt klassischer die seichtesten Dramen gebracht. Goethe hätte wohl die nicht vorhandenen deutsch-klassischen oder klassisch-verdeutschten Dramen sammt den fehlenden Schauspielern für solche, und dem für sie empfäng-

lichen Publikum, das eben so wenig da war, aus dem Boden stampfen sollen? — Die genannten Singstücke und Schauspielarten herrschten damals, nebst niedrigern, im Repertoire aller, auch der größten deutschen Bühnen, in der ausschließlichen Routine der Truppen und in der Gunst des Publikums ganz und gar.

Der ausgezeichnete Schröder hatte in der zweiten Periode seiner Direktion zu Hamburg 1787 mit Schillers Don Carlos in Jamben einen Erfolg erreicht, den damals keine andere Bühne nur zu unternehmen gewagt. In den nächsten Jahren suchte er von deutschen, französischen, englischen Dramen ernsteren Stils, was er wählen konnte, so sorgfältig in Szene zu bringen, als seiner tüchtigen Technik möglich war, er vermochte aber damit den Geschmack nicht zu bestimmen, er mußte gleichfalls ein Verhältniß seiner Bühne zum Publikum vorzugsweise mit Ifflands und Kotzebues Stücken suchen. Dennoch konnte er für das Schauspiel das Interesse nicht erobern, wie für die Dittersdorfschen und ähnlichen Operetten. Schröder wollte sich 1790, also im Jahre, wo Goethe seine Theaterdirektion antrat, mit Entlassung der ausschließlich singenden Mitglieder auf das Schauspiel beschränken. Umsonst. Schon im Oktober des Jahrs war er genöthigt, das Singspiel neu einzurichten und neben den wenigen angehenden schönen Opern von Mozart, den leichteren von Salieri oder Wranitzki mußte er jene zahlreicheren leichtesten und die Wiener Possen mit Gesang den Raum für das Schauspiel verengen, mußte im Schauspiel eben jene Lust- und Rührstücke Großmanns und Kotzebues die wenigen gehaltvollern Dramen überwuchern lassen. Auch in Berlin eröffnete noch 1801 der zur Hebung des Residenztheaters hinberufene Iffland das neue Schauspielhaus mit Kotzebues Kreuzfahrern.

Hätte also Goethe seinen eigenen hohen Kunstbegriff sofort von seinem Theater fordern wollen: er wäre damit nur in eine ganz unfruchtbare Negation gefallen. Statt dessen ließ ihn seine Humanität vor allem das wirklich Gegebene, das ihm selber weniger als Einem genügen konnte, verbindlich annehmen, um es, gehoben, auf natürlichem Weg zum Bessern zu leiten. Indem

er die Stücke annahm, die er als wirkende antraf, die Schauspieler-Bildung, wie sie zu haben, und das Publikum, wie es zu gewinnen war, verhielt er sich zu allen Theilen harmonisch. Dadurch aber, daß er dies Miteinander und Füreinander beim Wort nahm, zum Programm der Direktion, Kanon der Uebung, Zweck der Anstalt nahm, machte Goethe den adoptirten Zustand zur Mutterschale des wahren Kunstprinzips.

Den vorhandenen läßlichen Naturalismus der Schauspieler führte Goethe hinüber in bewußte anständige Aufmerksamkeit durch eben diese Anfeuerung, verbindlich für einander zu spielen und, was damals andere Dramaturgen sie gerade vergessen hießen, niemals zu vergessen, daß sie miteinander für das Publikum spielen. Damit ward aus der Konzession ihres Einwirkens in den mitgebrachten Fertigkeiten die Schule eines geselligen Geistes und aus der Anknüpfung an der Einzelroutine der Fortschritt zum künstlerischen Ensemble. Der sittliche Zug, der an diesem Zusammenspiel die gemeinsame Achtung für das Publikum fühlbar machte, wandelte auch in diesem den mitgebrachten Geschmack in gesellige Neigung, die Vergnügenslust in Gefallen an Bildung und zunehmenden Kunstsinn. Und so pflegte Goethe in dem theatralen Apparat und Geschmack, die er vorfand, durch Erwärmung ihrer Wechselseitigkeit einen Familiengeist herauf, der die Harmonik, welche das Vollkommene der Technik und das Schöne der Wirkung gibt, zur wirklichen Bewegung einer Theaterschule und sittlichen Blüthe der öffentlichen Anstalt machte.

Nicht mehr und nicht weniger als diesen rein menschlichen Sinn und Zweck, der die ideale Einheit der Kunstvorstellung als sittlichen Einverstand und zum sittlichen Einverstand verwirklichen will, sprach der Meister in dem Prolog aus, den er zur Eröffnung des neuen Hoftheaters am 7. Mai 1791 der Vorstellung von Ifflands Jägern vorhergehen ließ.

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht;

Der Meister eines Baues gräbt den Grund
Nur desto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Maler gründet
Sein aufgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,
Eh er sein Bild gedankenvoll entwirft,
Und langsam nur entsteht, was jeder wollte.

Nun dächten wir, die wir versammelt sind,
Euch manches Werk der Schauspielkunst zu zeigen,
Nur an uns selbst: so träten wir vielleicht
Getrost hervor, und jeder könnte hoffen
Sein weniges Talent euch zu empfehlen.
Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle mit einander
Ein schönes Ganzes vor euch stellen sollen:
So reget sich die Furcht in unsrer Brust.

Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen, sind einander fremd,
Und fangen erst nach jenem schönen Ziel
Vereint zu wandeln an, und jeder wünscht
Mit seinem Nebenmann, es zu erreichen;
Denn hier gilt nicht, daß Einer athemlos
Dem Andern heftig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinweg zu haschen.
Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu eurer Freude knüpfen möchten.

Und so empfehlen wir, mit bestem Willen,
Uns eurer Billigkeit und eurer Strenge.

Dieser Prolog ist so musterhaft als einfach. Nur natürlich und bescheiden scheint er das Bedürfniß der Gesellschaft, daß sie wohlwollend aufgenommen werde, vorzutragen und wendet dies Geständniß unmittelbar zur Vorstellung des reinsten Kunstbegriffs, dieser Einstimmigkeit zum Ganzen, die, nur langsam zu erreichen, einen eben so hohen Anspruch an die Schauspieler als an eine nur billige, aber nicht träg nachsichtige, sondern in der Billigkeit strenge Theilnahme des Publikums feststellt.

So setzte der Meister diese Schule sofort in Gang in der Anwendung des gegebenen Repertoires und der herkömmlichen Kombination der Spielkräfte — zu einer Steigerung und Erweiterung der Fähigkeiten und Verstärkung des kunstgeselligen Sinnes.

Da die bereiten Mittel eine große Truppe nicht erlaubten, das Publikum aber doch neben Schauspielen Operetten verlangte, war von der Sitte der bis dahin vorherrschenden wandernden und auf Zeit gemietheten Truppen das aufzunehmen, daß dieselben Stücke in einer öftern Wiederholung, als es jetzt ertragen wird, gespielt wurden und das Personal der Oper und des Schauspiels eines war. Die bei den bisherigen Truppen coulantesten Mitglieder waren zu Oper und Schauspiel gleich routinirt, und die, welche nur einer Gattung geeignet waren, mußten doch in der andern möglichst aushelfen; nur so konnten von kleinen Truppen beide Gattungen besetzt und nur bei öfterer Wiederholung derselben Stücke konnte diese Inanspruchnahme der meisten Kräfte für fast jede Aufführung von einer im Ganzen nur kleinen Truppe prästirt werden. Indem nun Goethe zu diesem schon herkömmlichen öfteren Wiederbringen derselben Vorstellungen solche nahm, die bereits wohlbeliebt oder den beliebten durch Verfasser und Stil verwandt, darum auch für die überkommenen verschiedenen Schauspieler die handlichsten waren, wurden ihm diese die Mittel, um die neu zusammengekommenen Mitglieder sich am müheloseſten und in Folge der Wiederholung sichersten zueinander stimmen und miteinander einspielen zu lassen. Und unter diesem Wiedergeben des schon Gelernten und immer Geläufigern blieben Zeit und Kräfte der Mitglieder geschont genug, um ihnen das Vornehmen neuer Aufgaben mit höheren Anforderungen und methodische Einstudiren derselben unter seiner Anleitung anmuthen zu können. So betrieb er verträgliche Stilreinigung im Alten und ruhige Anbahnung von Leistungen höheren Stils.

Dies war in Betracht des Repertoires die Weise des Fortschritts, wie sie gleich im ersten Jahr seiner Hoftheaterdirektion sich zeigt. Es wurden in diesem im Ganzen 112 Vorstellungen

zu Weimar, Lauchstädt und Erfurt gegeben, davon 55 zu Weimar, die ersten 14 in Weimar vom 7. Mai bis 7. Juni, eine am 6. September, 40 vom 1. Oktober bis letzten Dezember, dazwischen die in Lauchstädt im Juni und August, die zu Erfurt im September. Die ersten 14 zu Weimar nun enthielten keine Wiederholung, enthielten zwei sehr beliebte Schauspiele von Iffland, vier von Kotzebue, worunter zwei damals allgemein wirkende; als ein strenger dramatisch gespanntes Trauerspiel aber den Graf Essex nach dem Englischen, außerdem vier Singspiele, darunter die noch lange wohlgelittenen „Eingebildeten Philosophen“ von Paesiello und Dittersdorfs „rothes Käppchen“. Letzteres ward am 6. September zu Weimar wiederholt. Alle diese waren auch in Lauchstädt wiederholt worden, außerdem aber 16 noch nicht in Weimar aufgeführte gegeben, darunter Ifflands noch neuer „Herbsttag“, wie auch „Elise von Valberg“ nach dem Manuskript und zwei historische Dramen von dem damals florirenden Babo. In der zweiten Weimarischen Saison, vom Anfang Oktober bis Ende Dezember war nun die Mehrzahl der Vorstellungen Wiederholung der theils hier im Frühling, theils an den andern Orten schon gebrachten. Dies zum Vortheil des Einspiels der Truppe und der Zeitersparniß für gesteigerte Studien. Und diese letzteren bethätigte Goethe einmal an zwei neuen vorzüglichen, mit Textbesserung verschönten Singspielen: Cimarosas „Theatralischen Abenteuern“ und Mozarts Entführung aus dem Serail, jene am 24. Oktober und 3. Dezember, diese am 13. Oktober und 8. Dezember aufgeführt, ferner durch die Uebung an seinem Groß-Kophta, der ohne seinen Namen am 17. und 26. Dezember zur Vorstellung kam, an Schillers Don Carlos, der nach dessen neuer Bearbeitung zum erstenmal am 25. September zu Erfurt gegeben wurde, und an Shakespeares König Johann, damals einem großen neuen Unternehmen, das er auf das Sorgfältigste einleitete, für Krüger als Faulconbridge, Becker als Hubert, besonders aber für die dreizehnjährige Neumann als Arthur förderlich, die bisher in leichten Lustspiel- und großentheils ganz unbedeutenden Knabenrollen beschäftigt, hier zum erstenmal ihr frühreifes Talent ganz

nach des Meisters Sinn in der Vorstellung des 29. November auf das rührendste bewährte.

Diese vortheilhafte Vereinigung eines befestigten Repertoires mit Hebung desselben durch bedeutende Neuvorstellungen, deren Szenirung und Proben er selbst leitete, befolgte Goethe durch die ganze Bildungsperiode des Hoftheaters.

Zu gleich methodischem Gebrauche verstärkte er die herkömmliche Rollen-Kombination der einzelnen Acteurs für Singspiel und Schauspiel zugleich dahin, daß er keinen festen Rollenbesitz des Einzelnen aufkommen ließ. Haupt-Sänger oder Sängerinnen hatten auch Neben-Rollen oder bloße Figuranten im Lustspiel und Drama zu machen, Helden und Heldinnen in diesen auch wieder in solchen ganz untergeordnete Rollen, in Opern Bediente und Zofen, unerhebliche Sprechrollen und Statisten zu geben. Für ihre Gewandtheit und die immer frische Berücksichtigung des Verhältnisses ihrer Rolle zum Stück war dies sehr nützlich. Der tragische Held, der morgen im Lustspiel als Bauernjunge, hierauf in der Oper als Bediente aufzutreten, die Liebhaberin, die bald auch eine alte Frau oder einen Pagen zu spielen hatte, konnten sich in Gang und Gesten keine persönliche Spreizung, in der Stimme kein habituelles Pathos, keine immer gleich kadenzirte Sentimentalität angewöhnen. Ebenso wechselte mitunter die 11 Besetzung einer vortheilhaftern und einer ungünstigern Rolle in einem und demselben Lustspiel oder Schauspiel zwischen zwei Mitgliedern ab. In diesen Einrichtungen lag die nothwendige Anerkennung der Schauspieler, daß keine noch so geringe Rolle gleichgültig, sondern als Beitrag zum Ganzen von dessen Werthe gleichfalls betheiligt sei, daß keiner bloß seine Rolle zu spielen habe, sondern schlechthin alle miteinander das Stück, ihre Aufgabe und Ehre solidarisch verbunden bleibe und das Verdienst des Einzelnen nicht nach dem Hervorstich der Rolle, sondern nach der Willigkeit und schicklichen Einstimmung zum gemeinschaftlichen Zweck und der Totalwirkung der Gesellschaft gemessen werde. So war Goethes technische Methodik Erziehung der Künstler zur Empfindung und Uebung sittlicher Geselligkeit. So brachte er in das Schulmanöver die Wärme des Familiengefühls.

Und in diese Wärme des Familiengefühls versäumte er auch nicht das Publikum hereinzuziehen. Er ließ die Spätjahrsaison seines ersten Theaterjahrs mit Babos Strelitzen und diesen 1. Oktober 1791 wieder mit einem Prolog eröffnen. Er lautet:

Wenn man von einem Orte sich entfernt,
An dem man eine lange Zeit gelebt,
An den Gefühl, Erinnerung,
Verwandte, Freunde fest uns binden,
Dann reißt das Herz sich ungern los, es fließen
Die Thränen unaufhaltsam. Doch gedoppelt
Ergreift uns dann die Freude, wenn wir je
In die geliebten Mauern wiederkehren.

Wir aber, die wir hier noch fremde sind
Und hier nur wenig Augenblicke weilten,
Wir kehren freudig und entzückt zurück,
Als wenn wir unsre Vaterstadt begrüßten.
Ihr zählt uns zu den Euern, und wir fühlen,
Welch einen Vorzug uns dies Loos gewährt.

Seid überzeugt, der Wunsch euch zu gefallen
Belebt die Brust von jedem, der vor euch
Auf diese Bühne tritt. Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; vielleicht in Deutschland mehr,
Als anderswo.

Von diesen Schwierigkeiten
Euch hier zu unterhalten ist nicht Zeit;
Ihr kennt sie selbst, und besser ist's vielleicht,
Ihr kennt sie nicht. Mit desto froherm Sinn
Kommt ihr in dieses Haus und hört uns zu
Und seht uns handeln. Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekostet. Aber dann, wenn eben das
Gelingt, wenn alles geht als müßt' es nur
So gehn: dann hatte Mancher sich vorher
Den Kopf zerbrochen, und mit vieler Mühe
War endlich kaum die Leichtigkeit erreicht.

Der schönste Lohn von allem, was wir thun,
Ist euer Beifall: denn er zeigt uns an,

Daß unser Wunsch erfüllt ist, euch Vergnügen
Zu machen; und nur eifriger bestrebt
Sich jeder das zum Zweitenmal zu leisten
Was einmal ihm gelang. O, seid nicht karg
Mit eurem Beifall! denn es ist ja nur
Ein Kapital, das ihr auf Zinsen legt.

Wie einfach verbindlich läßt dieser Prolog die Truppe in dem Bewußtsein, daß sie schon eine sittlichthätige Gesellschaft sei, das Gefühl ihrer sozialen Einbürgerung und Angehörigkeit zur Gesellschaft der Hauptstadt ausdrücken und läßt sie es zum Anspruch der Empfänglichkeit des Publikums für ihr treugemeinsames Bemühen und seiner Aufmerksamkeit für das in der Leichtigkeit der Wirkung verschwindende Verdienst erheben. Das Publikum wird so der Schule familiarisirt, mit Kaptation auch für die Wiederholungen, wo jeder nur eifriger das, was ihm einmal gelang, wieder zu leisten strebe, und mit Andeutung des Größeren und Besseren, worin sich diese humane Zugewährung verzinsen soll.

Diesen ehrenverbindlichen Anspruch, mit welchem Goethe seine Schauspieler so vor dem Publikum einführte, flößte er ihnen durch seine Behandlung ein. Die Aufmerksamkeit auf die Szenirung, die Geflissenheit der Proben-Leitung, von einem Manne geübt, dessen Größe im Inland und Ausland galt, mußte ihren Stand und ihre Aufgaben in ihren eigenen Augen heben. Die Besten wurden innig erwärmt durch das humane Wohlwollen, das ihnen der Meister bewies.

Als Einer (so nannte sich der vorzüglichste Schauspieler des ersten Jahrs in Helden- und ernsten Liebhaberrollen) wegen pathologischer Rückwirkung seiner Hingebung auf seine Nerven um seine Entlassung vor Ablauf des Kontraktes bitten mußte, war die Art, wie sie Goethe zugleich in seinen Willen stellte und mit Schonung verzögerte, so wohlthuend, daß Einer schrieb: „Ew. Excellenz handeln gegen mich groß, Ihrer Denkart würdig, das ist Alles, was ich mit Worten sagen kann.“ Als Vohs, der damals neben Krüger in Einers Hauptrollen eintrat, nach lebhaftem mannigfaltigem Spieleifer acht Jahre später in

krankhaftem Zustand seine plötzliche Veränderung durch auswärtige Debütrollen erwirken wollte, hielt ihm Goethe die Nothwendigkeit einer ruhigern Lösung zu seiner eignen Erholung mit Gründen vor, welche — gestand Vohs — „seine Verehrung forderten.“ Leißring, zu Anfang 1796 als entlaufener Student angekommen, von Goethe auf sechs Jahre verpflichtet, mit Lehrern im Singen, Tanzen, Fechten versehen und rasch zum beliebten Sänger und Schauspieler in jugendlichen und Humor-Rollen ausgebildet, fand sich im dritten Jahr wegen der lebelustig kontrahirten Schulden, — die er nachher aus der Entfernung alle bezahlt hat, — zur Wegflucht in eine äußerlich vortheilhafte Stelle gedrungen; er schrieb auf der Flucht an Goethe: „Es schmerze ihn, so tief ins Unglück gerathen zu sein, daß er einen Mann beleidigen müsse, den er als Vater ansehe, und der mit wahrer, väterlicher Liebe immer an ihm gehandelt habe. Was er auf der Bühne geworden, habe er Goethen zu danken.“ Von den Ersteingetretenen blieben der begabte Malcolmi, von Goethe selbst der unvergeßliche genannt, der solide praktische Genast (Vater) und mit einer nur kurzen Unterbrechung auch Becker bis ans Ende ihrer Laufbahn mit treuer Anhänglichkeit an Goethe gefesselt, wie denn auch später Eingetretene, Graff, Haide, Oehls sich nicht trennten.

Nur dieser in Goethes Leitung von Anfang her gepflegte und erwärmte gesellige Kunstgeist machte es möglich, daß nach sieben Jahren die neuen großen Tragödien Schillers, welchen die Truppe weder an Zahl, noch an Kräften eigentlich gewachsen war, doch durch ihre willigfleißige, sich selbst überschwingende Hingebung so edelwirksam in Szene traten. Dies für Wallenstein zu erreichen, mußte und konnte die jüngste Malcolmi, obgleich kaum sechszehnjährig und bisher selten über Knaben- und Zofen-Rollen hinausgeführt, sich zur Partie der Herzogin von Friedland schicken und sie so ausfüllen, daß man hier zuerst an ihr die nachmals so berühmte Wolf sah. Im Jahre darauf für Maria Stuart bequemte sich das junge Mädchen eben so trefflich zur Rolle der alten Hanna Kennedy, während die Hauptrolle der Maria, statt deren die begabte Jagemann sich

zur schwierigern der Elisabeth entschloß, der strebsamen Vohs
14 Gelegenheit gab, ihre bisher mehr im naiven Ton und Gehaben
erprobte Anmuth höher zu spannen.

Diese Bildsamkeit, die sich dergestalt im Anbruch der großen Epoche an Goethes Truppe bewährte, und der Geist, dessen Frucht sie war, der in Plan und Führung von ihm unterhaltene Geist sittlichen Wohlwollens, offenbarte schon in der Anfangsperiode sich ganz vorzüglich an einem seltenen Talent, der schönsten Blume der jungen Bühne, Christiane Neumann, deren rascher Entwicklungslauf nicht in die große Epoche hinüberreichte. Schon als kleine Christel lieblich rezitirend, betrat sie die Hofbühne gleich bei der Eröffnung, in ihrem dreizehnten Lebensjahre, verließ sie und das Leben im neunzehnten. Zögling Goethes von Anfang, entfaltete sie in diesen sechs Jahren eine so vielseitige Begabung, daß Iffland, der als Gast 1796 vom 28. März bis 25. April mit ihr in fünfen seiner Stücke und zweimal in einem Schröderschen, und in noch drei andern Lustspielen und in Kotzebues Sonnenjungfrau, wo sie Kora, Schillers Räubern, wo sie Amalie, Goethes Egmont, wo sie Klärchen war, zusammenspielte, bewundernd sagte, sie „könne alles". Goethe im Gedenken schon seines ersten Theaterjahrs bezeugt: „König Johann von Shakespeare war unser größter Gewinn. Christiane Neumann als Arthur, von mir unterrichtet, that wunderbare Wirkung; alle die Uebrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge sein." Hier zeigt sich wieder, wie für die gesellige Harmonik, aus welcher und zu welcher er die Kunstbildung bewegte, Goethe die ungesuchte Neigung, die ihm wahre Liebenswürdigkeit und reines Bestreben abgewann, zum Mittelpunkt seines thätigen Wohlwollens und homiletischen Uebereinstimmens der Gesellschaft machte. Er hat daher auch von dieser ersten Hoftheaterperiode und der Einheit auch in ihr seiner Kunsterziehung mit sittlichem Wohlwollen einen individuell überzeugenden Rechenschaftsbericht geben können, an der reinen Darstellung dieser musterhaftesten Blüthe seiner Pflanzschule und dieses wärmsten väterlichen Verhältnisses, das unmittelbar als Zeitigung des Schönen zu Tag trat. Ich meine jene Elegie

Euphrosyne, die ihm mitten in den Schweizer Alpen die Nachricht vom Tode der Frühvollendeten in herrlichverklärenden Dichterthränen erpreßte. Er spiegelt darin am rührenden Vorgang seiner Probe mit ihr als Arthur die entzückende Entfaltung der kindlichen Künstlerin an seiner Vaterbrust, vergegenwärtigt 15 die edle und schöpferische Humanität, die der Maihauch der ganzen Kunstpflanzung war, und hat das lieblichste Geschöpf dieses vergangenen Mai mit diesem lebenswahren Zeugniß unsterblich gemacht.

Die Neumann war von jener oben bezeichneten Methodik der leisen Repertoirebewegung und der tauschenden Rollen-Auf- und Niederführung das erste, jüngste und virtuoseste Beispiel. Unmittelbar, ehe sie in Shakespeares König Johann excellirte, gab sie die Ernestine in Ifflands Herbsttag, unmittelbar danach die Bärbel in den Jägern; zwischen zweimaligem Auftreten als Nichte im Groß-Kophta den Schlorum in Beils Schauspieler-Schule; dann Anfang 1792 in den Geschwistern die Marianne, Tags darauf in Shakespeares Hamlet den für Hamlet so rührend recitirenden Schauspieler, am 9. Februar wieder den Arthur, kurz darauf Bretzners Hannchen, im Don Carlos und im Essex bloß Pagen, bald, nach drei Lustspielrollen, im ersten Theil von Shakespeares Heinrich dem Vierten den gehänselten Kellnerjungen Franz, im zweiten den jungen Herzog von Glocester, nächst darauf den Junker Fritz im Muttersöhnchen und weibliche Hauptrollen in Jüngerschen Lustspielen. 1793 war sie Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, Amalie in den Räubern, zwischen leicht naiven und leicht sentimentalen Rollen in komischen und Konversationsstücken, hernach die Gurli in den Indianern in England, die Dame in Schröders Uebereilung, Heinrich Seefeld in Ifflands Scheinverdienst, im Herbsttag jetzt die Marie, im Mädchen von Marienburg die Kathinka und in der Zauberflöte eine ganz unbedeutende Rolle.

Auch in den folgenden Jahren, wo sie zu Hauptrollen in neuen Kotzebueschen, Ifflandschen und dergleichen Stücken, im Abällino die Rosamunde, Benjowsky die Afanasia, Julius von Tarent die Blanka, Kabale und Liebe die Luise, Don Carlos

die Eboli, Egmont Klärchen, Hamlet die Ophelia darstellte, war sie nicht nur die erste Schauspielerin der Gesellschaft, sondern auch die Aushelferin in der Mehrzahl der repertoirefüllenden Stücke mit ihrer Unermüdlichkeit und gefälligen Anstelligkeit für die mannigfaltigsten kleineren Rollen im populären Genre, Dämchen, Soubretten, Knaben — also die Hauptträgerin des Familien-Geistes der Truppe, aus dem Goethe ihr harmonisches Zusammenspiel hob.

16 Als verbindlichstes Mitglied der Gesellschaft und Liebling des Publikums war die Neumann eben so natürlich die Hauptvermittlerin der sittlichwohlwollenden Familiarität des Publikums für die Kunstanstalt und strebende Truppe. Das Vergnügen der Zuschauer ward so ein schöneres Mitgefühl, das Kunstinteresse wuchs mit einem Pulsschlag persönlichen Lebens, die Produktion gewann die höchste Form der Wirklichkeit, die individuelle. Dies trat vorzüglich in den Prologen und Epilogen in Sicht, mit welchen Goethe die Neumann als Vermittlerin des ganzen Gesellschaftsstrebens auftreten ließ. Sie sprach den Epilog des ersten Theaterjahrs, den am ersten Saisonschlusse des zweiten; im dritten den Prolog vom 15. Oktober. Dann, als sie zur Höhe ihrer schnellen Entwickelung kam, fünfzehnjährig sich mit dem Schauspieler Becker vermählt, sechszehnjährig ihm eine Tochter gegeben, in Weimar aber ihre Berufsthätigkeit nur sehr wenig unterbrochen hatte, war das Einverständniß zwischen Publikum und Kunstanstalt schon so traulich, daß Goethe die mit der jungen Schauspielerin zur Frau und Mutter vorgegangene Veränderung selbst, in der Form des naivsten Selbstgeständnisses zum Ausdrucksmotiv des Prologes nehmen konnte, mit dem er sie die zweite Saison des Jahres 1794 am 7. Oktober eröffnen ließ. Das Eröffnungsstück war Ifflands Alte und neue Zeit, worin die Neumann-Becker den studireifrigen Knaben Jakob spielte. In diesem Kostüm zum Prolog auftretend, ließ sie Goethe den Kontrast dieser Verkleidung mit ihrer wirklichen Persönlichkeit und neuen Rolle im Leben wie unwillkürlich aussprechen, das Ueberraschende des Lebensfortschritts mit dem schnell verflüchtigten Scheindasein der Bühne zusammenhalten und ganz leicht

andeuten, daß weder das wirkliche Leben noch das Scheinbild Etwas wäre, wenn es sich nicht zur bleibenden Wirkung einer sittlich gemeinsamen Bildung verbände, und dies ideale Verhältniß spricht sie nun wie erwachend als das begeisternde aus, das ihr und ihrer Mitgenossen Leben und Streben mit dem Fortschreiten der Hauptstadtbevölkerung in allem Guten verbinde.

So hätt ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun soll,
Im vielgeliebten Weimar, wieder
Zum erstenmal ein neues Stück gegeben werden,
Das Alt' und neue Zeit zum Titel hat.

Ja, alt' und neue Zeit, das sind fürwahr
Besondre Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen, auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Muthe. — Jakob soll ich heißen?
Ein Knabe sein? — Das glaubt kein Mensch.
Wie Viele werden nicht mich sehn und kennen,
Besonders die, die mich, als kleine Christel,
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt.

17

Was soll das nun? Man zieht sich aus und an;
Der Vorhang hebt sich, da ist Alles Licht
Und Lust, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel. —
Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich ist die Frau,
Die Mutter da, die selbst nicht weiß,
Was sie zu ihren Kindern sagen soll. —

Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agiren, als da draußen leben.
(Sie blättert in den Büchern, schlägt sie endlich zu, und legt sie hin.)
Jakob — was fällt dir ein?
Man sieht doch recht, daß du ein Schüler bist,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein
In seinen Büchern steckt. — Hinweg die Grillen! —
Hervor mit dir!
(Hervortretend.)
Begrüße diese Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt;
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe

An Wissenschaft und Künste schließt; wo der Geschmack
Die dumpfe Dummheit längst vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns diesen Trost, daß wir nicht ganz umsonst
Hier oben uns bemühn. Wenn Herz und Geist
Sich euch erweitern, wenn ihr zu Geschäften
Euch wieder muntrer fühlt,
Wenn der Geschmack sich allgemeiner zeigt,
Wenn euer Urtheil immer sichrer wird,
So denkt: Auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beigetragen! und seid ihm,
Seid Allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, so wie zur alten, günstig.

Was Goethe hier zu Gunsten der Schauspielerin und der Kunstgesellschaft anwendet, daß das Theater in den Kreis des Guten gehöre, das hatte er von Anfang auch in dem Sinne zur Wahrheit gemacht, daß er seiner Bühne einen direkten Bezug zur öffentlichen Sittlichkeit gab. Er hatte den Familiengeist, den er in Truppe und Publikum zur Kunstharmonik und aus ihr bewegte, auch bestimmt hingeleitet auf Befestigung des 18 Heimathgefühls, Erleuchtung des Gemeinverstandes, Erwärmung patriotischer Treue.

Damals war Deutschlands Ruhe schon empfindlich beeinträchtigt von der französischen Revolution durch die Umtriebe der Emigrirten und die Koalitions-Aufgebote, durch die Propaganda der Republik und den Krieg an den Grenzen. Dieser reichte zwar ins Weimarische Land noch nicht unmittelbar, aber der Herzog war in seine Mühen und Gefahren hineingezogen. Goethe erkannte für Aufgabe der Bühne, sich mit dem wirklichen Gemeingefühl in den Zuständen, wie es angetroffen wird, zu befassen, es zu klären, zu erheitern, zum Guten zu begeistern in der friedlichen und tröstlichen Weise, wie sie der Orpheusleier der Kunst geziemt. Er gab im ersten Jahr in seinem Groß-Kophta eine Vorstellung von der Verkehrtheit, mit welcher die blöde Betäubung einer verdorbenen Aristokratie sich und das gemeine Wesen gefährdet. Die nüchterne Bloß

legung dieser Schwächen und vorgestellte Demüthigung des Mißbrauchs derselben durch die Obrigkeit wirkte so erheiternd nicht, als er gedacht. Aber ein richtiger Weltblick lag in dieser für ein Lustspiel nur zu wenig muthwilligen Zeichnung. In einem leichteren Ton, anknüpfend an zwei beliebte kleine Lustspiele von Wall und eine habilitirte burleske Rolle führte Goethes „Bürgergeneral" im dritten Theaterjahr die Entzündung eines windigen Kopfes durch die republikanische Propaganda und ihre einfach drastische Heilung schwankhaft aus. Dieser Scherz, der auch Becks komischem Talente Spielraum gab, hielt sich länger.

Noch näher gehend aber und schöner entwickelte Goethe in den Theaterreden aus dem einfachsten Ausdruck jener Sympathie, die er als den Lebensgeist dramatischer Unterhaltungen vom Publikum ansprach und in ihm weckte, die Mahnung und Erhebung zu sittlicher Eintracht und Treue im Heimathkreis. Gleich im Epilog des ersten Theaterjahres, in welchem er seine junge Schule sich in der Form und Zutraulichkeit eines pflegebedürftigen Familientheils der größeren städtischen Familie einschmiegen läßt, schreitet er fort zum Wunsch und Preise dieser Familientreue, der Befriedigung in Haus und Heimath durch gegenseitiges Dienen und Wohlwollen. In merklichem und eindringlichem Gegensatz zu den revolutionären Stimmungselementen der Zeit hebt er dies natürlichste Glück friedlichen Gemeinsinns hervor, in welchem auch allein geistiger Genuß und schöne Bildung gedeihen könne.

Dies war am letzten Dezember 1791 der erste Epilog des neuen Theaters. Die dreizehnjährige Neumann trat hervor, von vielen Kindern umgeben, und sprach:

> Sie haben uns herausgeschickt, die Jüngsten,
> Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
> An euch zu bringen. Kinder, sagen sie,
> Gefallen immer, rühren immer; geht,
> Gefallt und rührt! Das möchten denn die Alten,
> Die nun dahinten stehen, auch so gern,
> Und wollen hören, ob es uns gelingt.

Wir haben euch bisher von Zeit zu Zeit
Gefallen, und ihr habt es uns gezeigt;
Das hat uns sehr gefreut und aufgemuntert.
Doch haben leider wir von Zeit zu Zeit
Euch auch mißfallen; das hat uns betrübt
Und angefeuert. Denn man strebet fast
Viel stärker zu gefallen, wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man stets gefällt
Und endlich denkt, man müsse nur gefallen.
Drum bitten wir vor allen andern Dingen,
Was ihr bisher so gütig uns gegönnt,
Aufmerksamkeit; dann euern Beifall öfter,
Als wir ihn eben ganz verdienen mögen;
Denn wenn ihr schweigt, das ist das Allerschlimmste,
Was uns begegnen kann.

Und weil denn endlich hier nur von Vergnügen
Die Rede wäre, wünschen wir euch Allen
Zu Hause jedes Glück, das unser Herz
Aus seinen Banden löst und es eröffnet:
Die schöne Freude, die uns Häuslichkeit
Und Liebe, Freundschaft und Vertraulichkeit
Gewähren mögen, hat uns auch das Glück
Hoch oder tief gestellt, viel oder wenig
Begünstigt; denn die allerhöchste Freude
Gewähren jene Güter, die uns Allen
Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns Niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dies Recht
Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt.

So seid denn Alle zu Hause glücklich!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,
Verwandte, Gäste, Diener. Liebt euch,
Vertragt euch! Einer sorge für den Andern!
Dies schöne Glück, es raubt es kein Tyrann;
Der beste Fürst vermag es nicht zu geben.

20 Und so gesinnt besuchet dieses Haus,
Und sehet wie vom Ufer manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenschaften zu.
Genießt das Gute, was wir geben können,
Und bringet Muth und Heiterkeit mit euch;

Und richtet dann mit freiem reinem Blick
Uns und die Dichter. Bessert sie und uns!
Und wir erinnern uns in späten Jahren
Mit Dank und Freude dieser schönen Zeit.

Am Schluß der ersten Saison des zweiten Theaterjahrs war im Epilog vom 11. Juni 1792 dem Abschiede die poetische Wendung gegeben, daß die Sprecherin sich die Wiederkehr zur Herbstzeit mit steigender Wärme ausmalt:

— Wir finden
Euch immer freundlicher für uns gesinnt:
Wir sind nicht Fremde mehr, wir sind die Euren;
Ihr nehmet Theil an uns, wie wir an euch.
Ein günstiges Geschick giebt uns den Fürsten
Zu unserm Wohl, zu unsrer Lust zurück,
Und neue Friedensfreuden kränzen schön
Die Tage seiner Gattin, seiner Mutter;
Und wie ihr sie verehrt, und ihres Glücks euch freut,
So mög' euch Allen eignes Glück erscheinen! —

und wie der warme Erguß weiter lautet.

Hier ist schon der volle Kreis der wirklichen Gemeinsittlichkeit in die Sympathie der öffentlich gesellenden Kunst hereingezogen; hier hebt sich im Namen Aller das gegenwärtige Pietätsgefühl für den vom Kriege ferngehaltenen Fürsten, die Theilnahme und Hoffnung für die landesherrliche Familie als patriotische Wärme im Altarfeuer des Kunsttempels.

Der letzte Beleg dieser Art, den ich für denselben edelsittlichen Sinn der Bühnenleitung Goethes hier noch anführe, ist der stilvollste und in Lebenswahrheit mächtigste. Es liegt da der Ansprache durchweg fühlbar die Zeitsituation zu Grunde: die Ruhe im Lande, das vom Krieg verschont, aber doch schon beschattet ist vom Dunkel des äußersten Horizonts, indem am Rhein der Kampf mit den französischen Heerhaufen sich in stürmischen Wechselfällen hin und her wirft, theils in blutigen Schlachten, in welchen Herzog Karl August mitwirkt, theils in jenen inneren Unstetigkeiten der Koalition, welche die Landschaften dort der Verwüstung, dem Elend bloßstellen, die Politik räthselhaft machen, dem Leichtsinn und Eigennutz Spiel geben, weiter-

greifende Gefahren ahnen lassen — alle diese aus der Entfernung halb merklichen Mißstände, die den Herzog kurz darauf ungeachtet seines hohen Kriegsmuths zu Austritt und Heimkehr bestimmten.

In dieser Herbstzeit 1793 hatte Goethe die zweite Saison am 10. Oktober mit einer Oper ohne Prolog eröffnet. Am 15. aber gab er Goldonis Lustspiel: Der Krieg, worin die Neumann-Becker die Rolle der Florida hatte. Vorher sprach sie den Prolog:

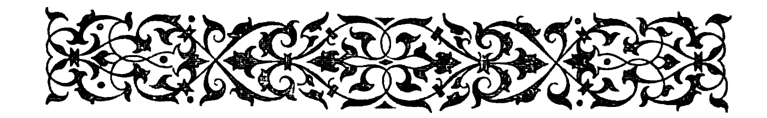
Den Gruß, den wir zu Anfang schuldig blieben,
Mit frohem Herzen sprech' ich heut ihn aus;
Und die Gelegenheit giebt mir das Stück,
Es heißt: Der Krieg, das wir euch heute geben.
Zwar werdet ihr von tiefer Politik,
Warum die Menschen Kriege führen, was
Der letzte Zweck von allen Schlachten sei,
Fürwahr in unserm Lustspiel wenig hören.
Dagegen bleibt ihr auch verschont von allen
Unangenehmen Bildern, wie das Schwert
Die Menschen, wie das Feuer Städte wegzehrt,
Und wie im wilderregten Staubgetümmel
Die halbgereifte Saat zertreten sinkt.
Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde selbst,
Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
Der Leichtsinn herrscht und mit bequemer Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegenführt;
Ihr werdet sehen, daß die Liebe sich
So gut ins Zelt als in die Häuser schleicht,
Und, wie am Flötenton, sich an der rauhen
Eintönigen Musik des Kriegsgetümmels freut;
Und daß der Eigennutz, der viel verderbt,
Auch dort nur sich und seinen Vortheil denkt.
So wünschen wir, daß dieses schwache Bild
Euch einiges Vergnügen gebe, euch das Glück
Der Ruhe fühlbar mache, die wir fern
Von allem Elend hier genießen.

Doch wir leiden
Ein einziges durch jenen bösen Krieg;
Und dieses Einzige drückt schwer genug! —

Ach, warum muß der Eine fehlen! der
So werth uns Allen und für unser Glück
So unentbehrlich ist! Wir sind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
Und Er entbehrt. — O, mög' ein guter Geist
Ihn schützen! — jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen; seinen Kampf
Fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen! —

Die Stunde naht heran, Er kommt zurück,
Verehrt, bewundert und geliebt von Allen! —
Er tritt auch hier herein. Es schlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen;
„Willkommen!" riefe jeder gern;
„Er lebe!" schwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verstummt. —
Das volle Herz macht sich durch Zeichen Luft:
Es rührt sich jede Hand! Unbändig schallt
Die Freude von den Wänden wieder;
Durchs Getümmel tönt der allgemeine Wunsch:
„Er lebe! lebe für uns, wie wir für Ihn!"





V.

Goethes Tasso und Schillers Don Carlos.

Ueber sein Verhältniß zu Schiller hat uns Goethe mit lichtvollen Zeugnissen versehen. Daß es in der Geschichte der deutschen Idealbildung eine Bedeutung wie kein zweites habe, hat er in der angelegentlichen Herausgabe seines Briefwechsels mit dem genialen Freunde bezeugt und in erzählenden Rückblicken mit der Wärme tiefer Ueberzeugung erklärt. Auch in Urtheilen über einige von Schillers Dichtungen drückt sich seine ganze Würdigung der Kunsthöhe des großen Nebenbuhlers aus. Ueber Don Carlos indessen hat er sich nur gelegentlich und in ungleichen Bezügen geäußert.

In jener Erklärung der Schwierigkeiten, die bei seiner Rückkunft aus Italien der Befreundung mit dem inzwischen in Weimar eingetretenen jüngeren Dichter entgegenstanden, bezeichnet er von dem aufgeregten, seine eigene Sammlung störenden und herabstimmenden Zustand, in welchem er die deutsche Poesie antraf, als Hauptfermente Schillers Dramen, die seiner Aesthetik so unheimlich und nach dem Urtheil seiner einsichtigsten Verehrer der allgemeineren Empfänglichkeit für seine Dichtweise schädlich waren. „Schillers Räuber widerten mich an, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen

hatte.“ Dann sagt er nur kurz: „Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen.“ Es bedurfte auch keiner Erklärung des Warum. Daß Goethen die schwärmerische Weltanschauung, die studentische Tendenz und überspannte Pathetik dieser Tragödie mißfiel, konnte sich jeder sagen, und es genügte, um seine Zurückhaltung gegen den Verfasser zu begreifen. Aber alles war es gleichwohl nicht. Die Schwächen des Stücks brauchten den Meister nicht zu beunruhigen. Sie gaben ihm zu freier Güte dem Menschen gegenüber das ruhige Gefühl des Uebergewichts. Da war noch etwas Anderes, das ihm zu schaffen machte. Wenn Goethe den hinreißenden Einseitigkeiten und Ausschweifungen schon der Räuber Verwandtschaft mit jenen seines eigenen Jugendfeuers zugestand, so verhehlte er ohne Zweifel sich noch weniger bei dem Don Carlos, daß die Abstoßung, die sein Selbstgefühl von Schillers kraftvollem Talent erlitt, durch eine wunderliche Gleichheit in der Ungleichheit, durch eine ähnliche Größe der Energie und eine bei allem Unterschied unverkennbare Verwandtschaft der Entwicklung erst recht verstärkt war.

Goethe selbst hatte nach seiner Ueberzeugung in den letzten Jahren bei seiner Ausarbeitung und Umarbeitung von Iphigenie und Egmont, Erwin und Claudine einen Fortschritt gemacht vom genialen Naturalismus zum edeln Kunststil, der sich äußerlich in der durchgeführten jambischen Versform ausdrückte. Ein ähnlicher Uebergang Schillers von stoffartig derber, ungebundener Darstellung zu einem gemessenen Vortrag von totaler Haltung und ein bedeutender Fortschritt zum edeln Kunststil in der Gestaltenplastik und in der dramatischen, nun gleichfalls jambisch gehobenen Sprache lag am Don Carlos zu Tage. Goethe stand eben im Begriff die neuen Schwingungen seiner bildenden Phantasie an dem vorlängst entworfenen Tasso zu erproben. Er hatte bei Wiederaufnahme dieser Tragödie von jener Begeisterung, die ihre Erstgestalt hervorgetrieben, durch die mit ihm vorgegangene Entwicklung sich entfernt und statt der damals eingeflossenen subjektiven Wärme und Weichlichkeit eine völlig veränderte Fassung nöthig gefunden. Aehnlich war Schiller bei der unter-

brochenen Dichtung seines Carlos von dem subjektiven Behagen an der Anfangsform durch seinen persönlichen Bildungskampf abgerückt und zu wiederholter Umarbeitung mit ringendem Fleiß gedrungen worden. Und nicht nur in der Selbstzüchtigung des Bildungstriebes zu dem einen wie andern der beiden Gedichte, in der Anlage selbst von beiden ist die Gleichheit der Dichter im Unterschied und der Gegensatz im Gleichen wahrzunehmen.

Im Carlos wie im Tasso ist es das begeisterte Streben nach Verwirklichung des Ideals freier schöner Menschlichkeit durch überschwengliche Rührung und feinste Seelenführung der Höchstgestellten dieser Welt, das mit der isolirenden Erhabenheit und der grausam einschnürenden Etikette, welche diese Mächtigsten und Edelsten dem unglücklichsten Verkennen und gefährlichsten Verkanntwerden aussetzt, sich verfangend, verwirrend, überstürzend in unheilbaren zerschlagenden Konflikt fällt. Die höchsten Ansprüche menschlichen Bildungsadels und Bildungsgenusses, wohlthätigster und glückseligster Erhebungen, athmen sie nicht unter den stärksten Reizen mit einer gleich unheimlichen Heimlichkeit in der Sommergluth des Parks von Belriguardo und in den Gärten von Aranjuez? Die schwüle Luft des Hofes, unter welcher in Goethes Torquato die tiefsten Leidenschaften so geängstet und bezaubernd hin- und herschwanken, ist sie nicht ebenfalls in betäubender Empfindlichkeit als Atmosphäre des katholischen Absolutismus und brennender Glanz kastilischer Grandezza durch die Palastzimmer Philipps ausgebreitet, wo dem König seine menschlichsten Seelenbedürfnisse sich zum tödtlichen Mißtrauen versetzen; wo die Leidenschaft des Prinzen in gedrungenster Aufwallung ringt; wo Posas heroischer Geist den zurückgehaltenen, von Furcht bewachten Gesinnungen der hohen Personen gewandt sich anzuschmiegen, der Herzensgeheimnisse sich zu bemächtigen weiß mit so feiner Anstandshieroglyphik und anmuthiger Blumensprache, als jene ist, die in den Dialogen der hochgebildeten Ferraresen Zuneigung und Eifersucht, Bekenntniß und Ausweichung rührend und reizend umkleidet. Daß dergestalt in beiden Dichtungen das ideale Hochstreben an den mächtigen Reizen und der gefährlichempfindlichen Etikette eines Hof- und Herrscherkreises

ebenso vordringend zu schöner, leidenschaftlich witziger Entwicklung gesteigert als widersprechend mit diesen Zauberringen verwickelt und in tragischer Zerwürfniß erschöpft wird, diese sichtliche Gleichheit der Formgründung macht freilich die Ungleichheit im Ideal selbst, im Auftrag und der Führung der Mittel, in der Gewalt des Ausgangs desto auffallender.

Das Ideal in Goethes Tasso ist nur der höchste Lebensgenuß in gebildetem Umgang, die Verklärung fürstlichen Wohlstandes in schöner Entfaltung und Spiegelung, die Rührung des Hofes durch Poesie, die Befriedigung des Dichters im Zusammenwallen der Seelen. Posas Ideal ist Handlung für die Menschheit, sein Absehen geht nicht auf behagliche Veredlung fürstlichen Wohllebens, sondern auf Bestimmung der allgemeinsten Macht und Herrschergewalt, daß sie mit Willen oder wider Willen den Völkern gerecht werde. Die schöne Rührung des Hofes, die geistreiche Bewegung in seinen Schranken ist ihm nur Mittel. Er will den Prinzen zum Thathelden und Volksbefreier werben. Wie er sich zum Vermittler seiner Liebe macht, um durch ihre Gewißheit seinem Geiste den höchsten Aufschwung zur Tugend zu geben, wie er den König frappirt und bei kühnster Offenheit sich seines Interesses bemächtigt, die ganze Intrike einer so weit ausgreifenden Humanitätspolitik, die sich mit dem finstersten, starrsten Fanatiker des Despotismus in den Formen und Masken des spanischen Hofes auseinandersetzt, mochte und mußte Goethe exzentrisch verstiegen, wirklich unmöglich, abstrakt figürlich finden. Er wußte gleichwohl, daß sein beschränkteres Dichter-Ideal von mehr individueller Wahrheit dem Publikum für kleiner und schwächer gelten werde als dieses auf moralische Großthat gespannte weltbürgerliche, und daß keine Schilderung der tiefen und zarten Empfindsamkeit edler Seelen so imponiren werde, wie diese hochheroische Prätension, die ihr Jahrhundert in die Schranken fordert.

Die Einheit in Goethes Dichtung war ohne Frage größer, ihr Kunststil reiner. Er hatte von Anfang die beiden Kreise, deren Einverstand zum tragischen Mißverstand umschlagen sollte, den Hof und die Gemüthswelt des Dichters einander von Grund

aus gleichgestellt und die fürstlichen Personen dem Dichter in Bildung, Poesiebedürfniß, rein menschlicher Gesinnung so wahr und innig genähert, daß die Scheidegrenze, die ihre unveräußerliche Prärogative durch die Vereinigung zog, die zarteste war. Es ist die Einhaltung dieser Grenze in der unbedingten Hingebung, die der Leidenschaft Tassos den Ausdruck der Poesie, der tiefen Neigung der Prinzessin die starke Innigkeit in ihren gebundenen Geständnissen, den Dialogen der wechselseitigen Steigerung in Leidenschaft und Idealbegeisterung die seelenvolle Harmonie gibt. Umgekehrt sind in Schillers Tragödie die Hofhierarchie und der Idealheroismus, die miteinander anbinden, im stärksten Gegensatz hingestellt. Die einschnürende Zusammenziehung der Weltmacht in die spanische Majestät ist so in der fixen Imagination und Phraseologie des Königs wie in der geschlossenen Gegenwart seiner Kronschergen, der schleichenden seiner geweihten Spione, und der Gefängnißpracht der Szene ausgeprägt. Die Sehnsucht und der Enthusiasmus der in dieser Umschränkung nach Befreiung und Erhebung strebenden Liebe, Freundschaft, Seelengröße ist in ihren nur innerlichen Ansprüchen, in der Gewalt nur der Leidenschaft, der Stärke nur des Willens ebenso absolut angelegt und vorgetragen. Wenn nun gleichwohl, um die beiden Potenzen in totalwirklichem Kontakt und Konflikt vorzustellen, die Handlung an jeder derselben die Attribute der andern als mitenthalten in ihrem entgegengesetzten Charakter auszudrücken hat, fällt die Figur in das Barocke und das Phantastische. Die Sentimentalität, die auch der König haben muß, exponirt sich in seiner Erhabenheit komisch. Das Bestehen der moralischen Heldenseelen auf ihrem Selbstzweck inmitten des Despotenwillens, trotz ihm durch unbeugsame Geistesfreiheit, unter ihm durch gewandte Intrike und mit ihm durch offene Auslassung, die ihn hinreißen oder erschüttern soll, wirft ihre Schritte in Wendungen hin und her, die sich abenteuerlich, ihre Aeußerungen in Kontrasten, die sich phantastisch ausnehmen. Gegen diese Sprünge mußte Goethes Stilgefühl sich sträuben, der Selbstwiderspruch im König ihm lächerlich sein. Schillers Philipp hat durch den Aberglauben an seine Majestät, womit er dem Anspruch auf

Ergebenheit seiner Machtorgane im Staatsmechanismus und Hofzeremonial die extremste Realität gegeben, selber sich der Möglichkeit beraubt, ihr Gewissen zu erkennen, das er ihnen ja nicht zugestanden, sondern in seinen hierarchischen Willen zusammengezogen hat. Daß er darum diese seine Sicherheitsversieglung als baare Unsicherheit empfindet, seine grandiose Isolirung mit greulichen Farben als Perfidie seiner nächsten Diener malt und ihre offizielle Gebundenheit als abscheuliche Herzlosigkeit mit verzweifelten Tropen klagt, damit exaltirt er sich zum grotesken Narren seiner selbst. Und wenn kraft derselben vollzogenen Abstraktion seiner unmenschlichen Erhabenheit sich die Gattenliebe des Monarchen als Eifersucht, seine Vaterwürde als fataler Argwohn empfindet, so werden die spanischen Hoheitsblitze zum Augenzwinkern der spöttlichsten Furcht, die Donner seiner Majestät zum Schwächegepolter eines gemeinen Haustyrannen.

Ein merkwürdiges Zeugniß dieser dem Dichter sich aufdrängenden Kritik bietet ein bisher unbekanntes und von Goethe augenscheinlich später unterdrücktes Epigramm, das von der Hand des Prinzen August von Gotha für Herder abgeschrieben und mit einer paraphrastischen Uebersetzung ins Französische begleitet sich erhalten hat.

Philipp II. an Posa.

Herr! ihr seht nach meiner Krone,
Seht mir offen ins Gesicht;
Ich mißtraue meinem Sohne,
Traue meinem Weibe nicht:
Herr! ihr seht nach meiner Krone,
Seht ihr denn die Hörner nicht?

Goethe.

Mit wie spitzem Blick wohl Goethe das Parodische dieser pathetischen Grandezza traf, es ließ sich doch nicht leugnen, daß die wahre Dialektik zu Grunde liege, mit welcher überall Tyrannei sich selbst ironisiren muß, und daß damit der überraschende Kontakt dieses sublimirten Tyrannen mit dem Idealpolitiker Posa nachdrücklich motivirt sei. Denn einem Charakter, dem von den Seinen, weil er sie schlechthin abhängig hält und weiß, niemand imponiren kann, muß ein Charakter, der, weder gezwungen noch

bedürftig, in seinen hochverfänglichen Kreis mit anspruchsloser Selbständigkeit hereintritt, frappant und imponirend sein. Und wenn er gepeinigt von Argwohn an der Gesinnungsoffenheit und Wahrheit der Seinigen verzweifelt, weil sie hörig sind, muß ein so bescheiden von Diener-Zwang und Diener-Ehre Losgesagter der einzige sein, von dem er sich Wahrheit hoffen, zu dem er ein Vertrauen fassen kann. So ist es bei Schiller ein wahrer Punkt der reellen Größe Philipps und der sittlichen Posas, in dem sie sich berühren, und entwickelt sich in der steigenden Wärme ihrer Verständigung bis zu Posas verwegenem Fußfall um Gedankenfreiheit eine schwunghafte Zusammenführung der Gegensätze, die auch darin ihre Großartigkeit behauptet, daß gerade die Verwegenheit dieser Freiheitsforderung, der unerhörtesten, unzulässigsten für einen Philipp, sein Vertrauen in die rückhaltlose Offenheit und Redlichkeit des arglosen Schwärmers bestärkt. Sie wechseln denn die Rollen: der König läßt den Ritter als freien Vertrauten, damit er für ihn die Wahrheit seiner Zustände erkunde, das Innere des Hofes beschreiten, der Ritter fügt in diese Mission mit Hofmanns Feinheit seinen selbständigen Plan. Indem er so der Sehnsuchtstillung des Königssohnes und Befreiung zu seinem heroischen Zweck gewandt nachgehend sich unglücklich verwickelt, ist es nicht einfach die fortschreitende Entwicklung der Charaktermotive, die den Kontakt in Konflikt umsetzt, sondern die verwirrende Störung erfolgt durch den unversehenen Zwischengriff heimlich eingemischter fremder Leidenschaft.

Im Gegentheil hat in Goethes Tasso der Uebergang aus dem tiefen Einverstand in peinlichen Bruch die größte Stetigkeit. Zusehends ist es nur die gedrungenste, liebedurchglühte Deferenz des Dichters für den Hof, die seiner Werbung um Antonios Freundschaft die Zudringlichkeit, die dem Weltmann mißfallen muß, und seiner Erzürnung durch des Letzteren unfeine Abfertigungen die brennende Heftigkeit verleiht, die ihn hinreißt mit Degenzückung zur Heimforderung seiner Ehre die Hofsitte zu verletzen. Und indem nun der Fürst in seinem edeln Mitgefühl für den Dichter der nöthigen Zurechtweisung die schonendste Form gibt und ernstlich den Weltmann zur Begütigung und Versöh-

nung des Gekränkten verpflichtet, muß der empfindliche Günstling sich gerade diese fürstliche Milde zur sachten, sichern Entfremdung des hoch Ueberlegenen und den eben so wohlwollenden als verständigen Vermittlungsversuch Antonios zur listigen Abführung von jedem persönlichen Anspruch an den Hof, der die Frucht seiner Poesie sich angeeignet, selbsttäuschungsvoll umdeuten. Denn die Grenze, für welche seine leidenschaftliche Begeisterung, da sie ihr Anziehungs-, Berührungs-, Verbindungslinie war, die höchste Empfindlichkeit gewonnen hat, wird nothwendig, sobald sie, wie leise, wie zart immer, als trennende sich geltend macht, für die umgewendete Reizbarkeit auch in dieser Richtung gleich unendlich; so daß die zurückbrandende Leidenschaft unaufhaltsam die Kluft erweitert und das Mißverständniß mit der Virtuosität der dichterischen Einbildung selbstquälerisch ausführt. Das erfinderische Mißtrauen Tassos, der Witz, der ihm die heitere Verbindlichkeit der Sanvitale in übermüthige Netzwerfung kalter Eitelkeit übersetzt, seine glühende Selbstüberredung, daß auch die Prinzessin ganz von ihm abgewendet sei, der schwärmende, malerische Vorausblick auf den Weg seiner Entsagung und den Eintritt in sein heimathliches Sorrent, entwickelt alles, wie mannigfaltig im Ausdruck, wie bilderreich, nur in einem unabgerissenen Strome, wie schnell jede Regung, jede Zuckung im Dichtergemüth der Uebermacht seiner idealen Anschauung über die wirkliche heimfällt. Man fühlt ins Kleinste wie ins Ganze denselben Puls der Nothwendigkeit, denselben Zauber der Seelenerschöpfung, wie in der wachsenden Selbstbethörung und Schwermuth des ohne Noth Niedergeschlagenen, der sich im Ueberfluß hilfreichen Zuspruchs verlassen glaubt, so bei der plötzlichen Wiedererhebung in der Abschiedsszene mit der Prinzessin. Aus dem möglichstweiten Abstand, auf den der demüthig Stolze seine Leidenschaft in engster Empfindlichkeit zurückgezogen hat, muß ihn die Fassung der Edelzarten, die nur Aetherhülle der weichsten Innigkeit ist, die Zurückhaltung, in der die tiefste Neigung bebt, die Entlassung, die Geständniß ist, daß sie ihn nicht aufgeben kann, erschütternd, beschämend, beseligend in einem Wirbel von Empfindungen aufrichten. Ueberrascht, entzückt, vernimmt er feinhörig aus jedem

ihrer Worte, jedem ihrer Athemzüge das Verständniß ihrer Liebe, ganz Auge für ihre leuchtende Güte, ganz Ohr für den berauschenden Wohllaut ihrer Huld, nur nicht für ihre Bitten um Schonung, um sittliches Maß. Die Dichtervirtuosität, die, aufgerollt aus seinem Innersten, ihm die rührende Anziehung der Geliebten mit jeder nacheilenden Aufwallung verstärkt, diese Idealgewalt, die mit so erhöhter Mächtigkeit der Anziehungsempfindung zum totalen Ausdruck drängt, hebt mit dem Taumel, der die Hohe erschreckt, dem Wonnesturm, den sie umsonst beschwört, ihn, da er sie flammend umschlingt, auf den Gipfel des Glücks in dem Augenblick, wo auch schon die Entsetzte ihn zurückstoßend hinwegfliehen und den Schwindelnden aus seinem höchsten, im Berühren verschwundenen Himmel in die tiefste Ernüchterung stürzen muß. So ununterbrochen geht bei Goethe aus der Steigerung der Einheit selbst der Widerspruch, aus des Dichters zartestem Bunde mit der sittlichen Hochblüthe des Hofes die Zerwürfniß mit der Hofsitte, aus der höchsten Wirklichkeit seines Ideals die schneidende Trennung seiner Wirklichkeit von demselben hervor.

Es ist nicht in solcher Kontinuität der Entwicklung, daß bei Schiller Posas Idealpolitik zur Katastrophe umschlägt. Da sie in ihrer Verbindung mit dem Hofe den Gegensatz gegen denselben so bewahrt wie steigert, ist ihre Entwicklung ein in sich kontrastirtes Doppelspiel und wird in der störenden Kollision zur gedoppelten Verwirrung. Die Einmischung der Eboli, durch welche das Doppelspiel des Ritters mit den Hofbedingnissen gekreuzt wird, hat in sich den pathetischen Reiz jener Spannung von Schlauheit und Gluth, wie sie in den Schraubengängen der spanischen Palastsitte die Leidenschaft annimmt und den inneren Widerspruch der Etikette unheimlichfunkelnd erleuchtet. Es ist mitten im lebhaften Vorschreiten Posas mit seinem verdeckten Plan, daß er dessen Heimlichkeit von der Eboli durchschnitten und bloßgegeben sieht. Von seiner Aufregung bei dieser überraschenden Wahrnehmung, da er ihren Ausdruck in die Form seiner Hofrolle zwingen muß, ist nicht sofort ersichtlich, ob er aus Bestürzung seinen Plan preisgebe und heftig nach Mitteln zu seiner

persönlichen Deckung greife, oder ob er mit gewaltsamer Selbstbeherrschung und kühner Wendung ihn doch festhalte. Unter dem Widerschlag der verfänglichen Mittel, die er in die Hand genommen, drückt sich in seinem hastigen Handeln zusammenfallend der Kontrast von Hofhierarchie und Idealheroismus aus, den er zu überblenden gehofft hat. Um den Prinzen sicherzustellen, muß er schroff seine Freundschaft verleugnen, um ihn frei zu machen, ihn gewaltsam in Haft nehmen. Um das, was er mit dem geliehenen Vertrauen des Königs eingeleitet hat, noch jetzt, wo des Königs Enttäuschung unaufhaltsam ist, hinauszuführen, muß er mit diesem unfehlbar einschreitenden Mißtrauen rechnen, und ist nun seine List, es noch schärfer zu reizen, aber so, daß er es ganz nur auf sein eigenes Haupt ablenke. Auch ihm ist also der wahre Kontakt seines Idealstrebens mit dem Bedürfniß der Königsmacht und den Interessen des Hofes zum stärksten Konflikt ausgeschlagen; aber er setzt im Konflikte den Kontakt selbstthätig fort. Da er sein feines Spiel verstört, den Einsatz des königlichen Vertrauens verloren sieht, so weiß er, daß der König zurücktreten wird in die Unmenschlichkeit seiner Hoheit, und tritt seinerseits auf die Unbeugsamkeit seines Idealheroismus zurück. Er braucht die Fäden des Kontakts, um den Konflikt zum Ausschlag zu bringen, Philipps Despotenfurcht und Tücke zu steigern, den Prinzen aber und die Königin aus der Kollision herauszuheben und den Durchschlag des Despotismus mit seiner Brust aufzufangen. Er opfert sein Leben, nicht aber sein Ideal, das um so sicherer auf den Königsohn vererben soll.

Wenn also Tasso dadurch, daß er sein Ideal verwirklichen will, es ganz aus seiner Wirklichkeit verlieren muß, gibt im Gegentheil Posa seine Wirklichkeit mit dem Bewußtsein ganz verloren, daß er dadurch sein Ideal verwirklicht. Wenn Tasso zu seinem Unglück sich durch sein Vergehen unheilbar mit dem Hof zerfallen fühlt, bricht Posa in einem und demselben freien Entschluß entschieden mit der einen Seite des Hofes, um eben so entschieden die andere für sein Ideal zu gewinnen. Er fühlt die Nothwendigkeit sich zu opfern als sein tragisches Schicksal („Königin, o Gott! das Leben ist doch schön!"), dieses sein Unglück

aber nicht, wie Tasso, als Sturz aus seinem Himmel, vielmehr als Bekräftigung seines Heroismus, Ueberwältigung der Königsmacht, Sieg für die Sache der Freiheit. Wirklich gelingt es ihm, die kostbaren Augenblicke zu erhaschen, um dem Prinzen zugeeilt Erklärung der Lage und das Vermächtniß seines Heldengeistes vertraut zu haben, als ihn an Carlos' Seite die tödtliche Kugel trifft und Philipp selbst das Zimmer in dem Augenblick betritt, wo er es zur Richtstätte seiner unantastbaren Majestät gemacht hat. Wirklich reißt dieser tyrannische Mordstreich den entsetzten Königsohn im Innersten los von dem Unvater, der denselben so roh führen konnte, und der untröstliche Schmerz um den unersetzlichsten der Freunde, der nach Ausdruck lechzende Dank für den Großmüthigen, der sich ihm geopfert, reißt alles was er an Liebe und Treue, an Pflicht- und Ehrgefühl, an edlem Willen und hohem Verlangen in sich hat, hinüber in unveräußerliche Erinnerung des Geliebten, Bewunderten, Ersehnten, mit dem Drange, seinem Wesen und Willen sich zu vermählen, dem Entschlusse, der Erfüllung seines Vorbildes das eigene Leben und Blut zu weihen. Wirklich ist Carlos in dem Abschiedsgespräch mit der Königin, das ihm Posa vermittelt hat, und zu dem er in Maske und Mönchsgewand als Gespenst seines Großvaters durch die Palastwachen schreitet, ein all seinen fürstlichen Ansprüchen auf persönliches Glück entsagender, für immer aus Philipps Hof abscheidender Geist, der nur dem Dienste von Posas Idealpolitik sich angelobt und indem er zur Aufrichtung der Unterdrückten und Befreiung der Gewissen nach den Niederlanden eilen will, in der ersten und letzten Umarmung der edeln, unglücklichen Königin sich nur den Segen der reinen Frau, der Märtyrerin des Despotismus, zum Antritt dieses heiligen Vermächtnisses des gefallenen Freundes, des Ritters für die Menschheit holt, dem jeder seiner Athemzüge angehört. Aber auf der Höhe dieser Verwirklichung von Posas Ideal in Carlos' Gesinnung und Person schreitet zu seiner Vernichtung der Despotismus ein. Philipp tritt hervor und übergibt den Sohn dem gewissenmörderischen Gericht des Großinquisitors. In der Wirklichkeit siegt also der Despot, jedoch so, daß er sich selbst

der sittlichen Macht, die er in ihren Bekennern vernichtet, vollkommen beraubt und von der Tyrannei, für die er sie opfert, selber der Sklave, der jeder Menschenwürde entblößte, seelenlose Knecht ist.

Der tragische Ausgang bei Schiller ist so das völlige Auseinandertreten der beiden totalen Gegensätze. Indem der Fanatiker der Majestät den Ritter der Freiheit dahinstreckt, gibt er dem Todten in dem blutenden Herzen seines leiblichen Sohns und legitimen Erben die Würde eines Heiligen von hochgebietender Macht über seine Entschlüsse und zerschneidet im Gewissen und Willen des Prinzen jedes Band seiner väterlichen und königlichen Autorität, seiner göttlichen und menschlichen Ansprüche. Er hört die schneidendsten Betheuerungen, daß der Sohn für ihn kein Gefühl als den tiefsten Abscheu, keine Pflicht mehr hat als Lossagung auf ewig. Damit nöthigt aber der Prinz den König, die Thatfolge dieser Lossagung und Realisirung von Posas heiliger Macht in seinen Staaten ihm abzuschneiden. Und Carlos vollzieht Angesichts der Königin seine Selbstaufopferung und sittlichreine Erhebung nur in seiner Person, um als dieses lebendige Zeugniß von der Unüberwindlichkeit der Idealmacht und Selbständigkeit der Gewissen auch schon sofort seiner Freiheit beraubt und der erstickenden Nacht des würgenden Aberglaubens überliefert zu sein. Denn der König setzt die gewaltsame Behauptung absoluter Monarchie durch die Inquisition damit in Kraft, daß er sein eigenes Fleisch und Blut, sein Herz und Gewissen, die Würde und Wahrheit seines Familienlebens, den ganzen menschlichen Gehalt seines Daseins diesem Höllenrachen opfert. Die tragische Ausführung der Einheit in den Gegensätzen ist also bei Schiller nur die, daß jeder den andern steigert und zur Entwicklung seiner größten Stärke drängt, der Idealheroismus den Despotismus zu seiner Verwirklichung in baarer Gewalt, aber mit vollendeter Selbstentwerthung von Freiheit und Sittlichkeit hinnöthigt, dieser aber den Idealheroismus zur Darthat seiner ganzen sittlichen Freiheit mit Opferung seiner Wirklichkeit.

Allerdings konnte hiergegen Goethe sich sagen, daß in seinem

Tasso die Einheit der Widersprüche bis in den Austrag der Katastrophe mit der flüssigsten Stetigkeit entwickelt sei. Weil bei ihm von Anfang nicht exklusive Macht hier, und dort sittliche Freiheit einander entgegengestellt sind, vielmehr die Sittlichkeit des Dichters auch an dem Fürsten und der Prinzessin, nur stärker und klarer, fester und reiner gefaßt, und an dem idealmächtigen Dichter Ueppigkeit und Selbstverblendung hervortreten, fällt natürlich die Nothwendigkeit des Konflikts, die Gewaltsamkeit der Trennung und die Unversöhnlichkeit ganz in den Charakter des Tasso. Daß der entzückte Dichter die Prinzessin ans Herz gedrückt, sie ihn zurückstoßen müssen, und der Fürst mit den Damen sich schleunig entfernt, das bedeutet mit nichten, daß durch diesen Verstoß gegen die Schicklichkeit der Hof unversöhnlich beleidigt, des Fürsten Freundschaft in Ungnade, der Prinzessin Liebe in Abscheu verwandelt, jede Wiederannäherung des Dichters untersagt und unerwünscht sei. Es ist einzig Tassos eigene Haltungslosigkeit, seine leidenschaftliche Ungemessenheit, die das wohlwollende Verweilen der Edeln bei dem auserwählten Günstling unmöglich und den Wunsch der Liebenden, sich seiner glücklichen Nähe noch künftig zu erfreuen, zum hoffnungslosen macht. Daß ihm der Stab gebrochen sei, ihn der Tyrann verstoße, nachdem er ihn ausgenutzt, die Sirene, die mit ihm gespielt, ihn wegwerfe, urtheilt nur diese Ungemessenheit des furchtbar Bestürzten. Der Fürst hat im Gegentheil im Trennungs-Augenblick seinem vertrauten Antonio den schwindelnden Tasso zu halten befohlen, und im Sinne des Fürsten urtheilt dieser über die wahnwitzigen Anklagen, sie seien den Schmerzen Tassos zu verzeihen, nur Tasso selber könne sie sich nie verzeihen; und nach dem Willen des Fürsten ebensosehr als aus eigener Gesinnung versichert er auf Tassos Beschwörung, daß er ihn seiner Betäubung überlassend hinwegweise: „Ich werde dich in dieser Noth nicht lassen; und wenn es dir an Fassung ganz gebricht, so soll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen." Indem nun Tasso in diesen treuen Beistand des fürstlichen Betrauten sich ergibt, geht alsbald sein Gefühl zurück in die Wahrheit der beglückenden Verbindung, der begeisternden Liebe, in das schmerzliche Ent-

zücken, „wie schön es war, was ich mir selbst verscherzte!“ Tief anhänglich blickt er den Dahinfahrenden, ruft ihnen mit reuevollem Flehen nach, nur noch einmal des Fürsten Hand küssen, nur Abschied nehmen, nur: O verzeiht! sagen, nur noch hören zu dürfen: Geh, dir ist verziehn! Und wenn er sich gleich das Urtheil spricht, daß er nie wieder genesen könne, für immer sich verbannt habe, diese Stimme nicht mehr vernehmen, diesem Blick nicht mehr begegnen werde, so begegnet ihm aus des Hofmanns Stimme die wahre Rührung, die ihm erwiedert, er gehe zu weit in seiner Selbstverurtheilung, er sei so elend nicht als er glaube. Und sofort erfüllt sich von Seiten des Hofes die Versöhnung, die den Dichter und sein Glück in schöner Freundschaft mit den hohen, edeln Seelen nach dem Willen des Fürsten und der liebevollen Sorge der Prinzessin für immer befestigen sollte. Tasso und Antonio sollten Freunde werden, Antonio neidlos in die Hochschätzung von Tassos Poesie und mächtig einnehmender Begeisterung miteinstimmen, Tasso in der Erwärmung für den reichen Verstand und die gewandte Tüchtigkeit Antonios die männliche Haltung gewinnen, die seinen idealen Schwung in sicherem und wohlthätigem Gleichgewicht mit den Gesetzen der Wirklichkeit erhielte. Wenn die Anregung, welche hierzu die Prinzessin ihrem Lieblinge gab, nicht ohne Schuld Antonios zu des Dichters Empörung und wüthender Entrüstung gegen ihn, dann die Anregung, die der Fürst Antonio zum Wiederaufrichten Tassos in Selbstgefühl und Einmuth mit dem Hofe gab, durch Schuld des Dichters zu Verstärkung seines kleinmüthigen Mißtrauens und eigensinniger Lostrennung vom Hof, die treue, zarte Abmahnung aber der Prinzessin von dieser Selbstberückung, und seine Ueberstürzung im Rückstrom aller Gefühle, zur erschütterndsten Trennung sich verkehrt hat: jetzt ist es dahin gekommen, daß wirklich die Stellung beider Männer diesen wohlwollenden Absichten rein entspricht. Antonio hütet mit inniger Theilnehmung den Dichter, er ruft das Selbstgefühl des Hinschmelzenden auf, er gemahnt ihn, vergleichend sich seines Vorzugs bewußt zu werden: Tasso folgt der Mahnung und bekennt, daß für seine unstillbare Qual ihm un-

erschöpflicher Wohllaut der Klagen verliehen sei. Indem er so als Blüthe seiner Leiden die Poesie hervorhebt, die ihn auszeichnet, nimmt ihn Antonio in gerührter Anerkennung bei der Hand, und Tasso erkennt in ihm den edeln Mann von felsenfester Kraft, an dem er mit beiden Armen sich hält. Allein daß so von Seiten des Hofes alle Bedingungen zum Einverstande mit dem Dichter da sind, kann ihn nicht herstellen. Wohl hat Antonio ihn zu sich selbst gebracht; er verkennt nicht mehr die reine Huld der Edeln, verkennt nicht mehr sich in seiner Leidenschaft; zurückgeführt aber auf seine Talente und Geistesschätze findet er, „es ist alles da: und ich bin nichts; ich bin mir selbst entwandt: sie ist es mir!" Der Inhalt der Poesie, die er sich zuerkennt, ist nur Klage um die Verlorene; und so wahr Antonio von diesem Dichterpathos mitfühlend ergriffen wird, ohne selbst zum Dichter werden zu können, so wahr gerührt von Antonios edler Festigkeit wirft sich Tasso in seine Arme, ohne daß er diese sichere Haltung des zuverlässigen Mannes sich anzueignen vermag. Er betheuert, daß die mächtige Natur, die diesen Felsen gründete, ihm gegentheils die Beweglichkeit der Welle gegeben, in der so schön die Sonne sich gespiegelt, die Gestirne geruht, und die nun ergriffen vom Sturm, des Glanzes und der Ruhe beraubt, schwanken, schwellen, schäumend sich überbeugen müsse. Wie also der Dichter wieder ganz der fürstlichen Huld, der neigungsvollen Werbung der Prinzessin um sein sicheres, dauernd harmonisches Einverständniß unter Antonios treuem Zuspruch inne wird, geht zugleich damit die Selbsterkenntniß der unveräußerlichen Gefühlsüberschwenglichkeit ihm auf, die als das Gegentheil so ruhig sicherer Harmonie ihn unaufhörlich, unwiederbringlich von dem Gegenstand selbst und lebendigen Ideal dieses überschwenglichen Gefühls trennen und entfernen muß. Er fühlt die Versöhnung selbst als Unversöhnlichkeit, die Selbsterkennung als Selbstwiderspruch, und spricht, indem er an den festen Mann sich klammert, die Auflösung seiner Besinnung aus.

Gewiß, die Einheit der Entwicklung ist größer in Goethes Tasso als in Schillers Carlos. Die individuelle Einheit, so klar in allen Wandlungen des Personenverhältnisses, so fühlbar un-

unterbrochen in allen Gegensätzen, hat Schillers Drama nicht. Wenn man bei Tassos erster Verletzung der Hofsitte die Unvermeidlichkeit aus seinem Charakter und eben so bestimmt die innere Nothwendigkeit des überempfindlichen Rückzugs begreift, mit dem er des Fürsten gütige Friedenswahrung als unbillige Herabsetzung seiner Ehre nimmt, so ist von der gespannten Entschlußwendung im Spiele Posas weder die Nothwendigkeit aus den Momenten der Situation so gemessen deutlich, noch versteht sich von der Wirkung, die er sich dadurch zuziehen will, daß sie gerade so und nicht anders erfolgen könne, wie sie seiner Absicht und Opferwilligkeit entsprechend hernach allerdings eintritt. Nur ein so großer Dichter wie Goethe konnte in so formbildender Bewegung aller Handlungsmomente einen so melodischen Schwung und harmonischen Ausdruck dem Thema geben, daß die Tiefe der Liebe Eleonorens zum Dichter und die Leidenschaft Tassos für die Unvergleichliche immer wieder es ist, was sie auseinander führt. Ihr zarter und weiser Bedacht, sich den geliebten Mann edel und sicher anzueignen, gibt ihm den Rath dazu so rührend lieblich, daß es die übereifrige Befolgung des liebend Entzückten ist, die den Erfolg ins Gegentheil und seine feinfühlige Erkennung in hitzig spitzfindige Verkennung umsetzt; und nachdem wieder nur der rührend gefaßte Seelenlaut ihrer schönen Liebe ihn aus der Tiefe seiner Selbstbethörung wecken kann und den Erlösten zu dem Ueberstursz der Zärtlichkeit hinreißen muß, der sie verscheucht, wird auch Tassos Erkennung der Selbstschuld durch die in dieser Erkennung tief empfindliche Größe ihrer Huld zum Schmerz eben so unmöglichen als nothwendigen Verlustes. In ungleich schrofferen Uebergängen durchsetzen einander in der spanischen Tragödie Schillers die absoluten Ansprüche des verknoteten Despotismus und der kämpfenden sittlichen Freiheit und unterbrechen einander in extremen Ausbrüchen. Aber diese grelleren Kontraste der Darstellung sind die Folgen und Ausdrücke davon, daß der Gegensatz ein Willensgegensatz, die Handlung ein reeller Kampf, die Katastrophe eine wirklich durchschlagende ist. Im Tasso ist die anschauliche Identität der Entwicklung in allen Umwandlungen, die stetige Fühlbarkeit des Uebergangs der An-

ziehung in Abstoßung und das Ineinanderfortgehen dieser entgegengesetzten Affekte noch im Schluß nur darum wahr und möglich, weil der ganze Vorgang nicht auf dem Boden der praktischen Menschenwelt, sondern des Empfindungslebens liegt, die bewegten Interessen nicht konkrete Zwecke, die sich ein- und ausschließen, sondern Bedürfnisse und Reize der Empfindungserfüllung in idealisirender Verklärung, und daher auch der Kampf Tassos, die Schuld und die unglückliche Katastrophe vielmehr ideal als reell, d. h. gefährlich, gewaltig, unversöhnlich nicht in erschöpfender Wirklichkeit, sondern wesentlich in seiner Einbildung und überreizten Empfindlichkeit ist. Der Prozeß ist zu ätherisch, um dramatisch zu sein, der Ausgang zu unentschieden, um tragisch zu erschüttern.

Anders bei Schiller. Posas Konflikt ist keine Einbildungskrankheit. Daß ihn die überraschende Störung seines gewagten Spiels betroffen macht, ist begreiflich; daß er keinen andern Ausweg als die Preisgebung seiner Person, in dieser aber die Rettung seiner Sache sieht, mag Ueberstürzung sein: es drückt gleichwohl die Totalität seines edeln Willens aus. Es ist groß gehandelt, da er unbedenklich sich selbst opfert. Philipp, da er mit Posas Entseelung seinen extremen Despotismus bekräftigt und seinen Alleinwillen zu wahren glaubt, vollstreckt nur, was Posa gewollt hat, und vernichtet seine eigene Würde und sittliche Macht im Gewissen dessen, der seiner Person und seinem Thron der Nächste ist. Auch Carlos hat seine Willensstärke zur Selbstaufopferung für die Idee der Menschheit im frommen Abschied von der Königin entschieden bezeugt, als ihn der König seinem Höllentribunal übergibt. Der Kampf ist ausgekämpft. Der Despotismus hat wirklich das Feld behauptet, aber mit grauser Ertödtung seines menschlichen Lebens. Die Wirklichkeit der Helden ist erschöpft, aber so, daß in ihrem Willen das Gute sich mächtiger darthat als Tod und Königsgericht. Diese Katastrophe ist gründlich entscheidend, der Ausgang tragisch erschütternd.

In Goethes Drama dagegen drängt der Konflikt nicht in die Wirklichkeit, so daß er sie nach irgend einer Seite vernichtete. Die Existenz des Dichters wie des Hofes bleibt un-

beeinträchtigt. Die Vergehen Tassos haben in Wirklichkeit nicht viel auf sich. Wie ungefährlich sein erster Verstoß gegen die Hofsitte sei, macht die äußerst linde Ahndung des Fürsten, die in Wahrheit nur Beilegung des Streites und Einleitung einer freundlichen Satisfaktion für den Günstling ist, hinreichend klar; so wie die ganze Verschwörung des Hofes gegen ihn und seine Ehre, die der Verstimmte sich einredet, in jedem Zug unwirklich und von dem gleichzeitigen Verhalten des Hofes, wie es in Gesinnung und Handlung sich ausspricht, das äußerste Gegentheil ist. Wie ihn die Prinzessin davon überzeugt, muß er sich freilich diese grobe Verkennung und die Falschheit, womit er vom Hofe sich loszureißen strebte, zum großen Vorwurf machen; daß aber der Hof weit entfernt ist, diesen Vorwurf wirklich geltend zu machen, zeigte die edle Art, wie der Fürst ihn entlassen hat, und zeigt über alles die himmlische Güte, wie die Prinzessin ihm sein Unrecht weist. Im Vollgefühl dieser Huld begeht er den zweiten Verstoß gegen die Hofsitte, dem sich die Prinzessin erschrocken entreißt. Indessen läßt auch für diesen der Fürst, der sofort mit der Prinzessin die vorher schon beschlossene Abreise antritt, kein Strafmandat zurück, sondern die Weisung an seinen Vertrauten, den Sinnberaubten nicht seiner Verzweiflung zu überlassen. Dieser Hofmann erklärt die sträflichen Lästerungen, die der Fassungslose zunächst wieder ausstößt, für verzeihliche Symptome seines Schmerzes, bringt ihn rasch zur Wiederanerkennung der Huld und Güte der fürstlichen Personen und seiner unzertrennlichen Anhänglichkeit. Und wenn wir nun vollkommen begreifen, daß Tasso in seiner Reue und Selbstverwerfung sich ebensosehr zur Unwiederbringlichkeit als Unveräußerlichkeit seiner Liebe und seines Glücks bekennt, so wissen wir doch nicht, ob dies die endliche und unabänderliche Entscheidung seines Schicksals sei. Denn alle Personen der Handlung sind noch wohl bei Leben, alle Faktoren seines Glücks existiren noch. Daß die Prinzessin ihr heftiges Hinweg! als unwiderruflichen Spruch der Verbannung gemeint habe, steht nicht fest. Man müßte annehmen, daß das Vergessen der Etikette und Umarmen der hohen Freundin ein unverbesserliches Verbrechen sei.

Dies ist der Punkt im Schauspiel Goethes, wo es im Licht natürlicher Wirklichkeit angesehen fast noch schlimmer an seinem Ende, als die Tragödie Schillers in ihrer Exposition der parodischen Auffassung ausgesetzt ist. Kontrastiren Philipps ehemännische Skrupel sich mit seiner majestätischen Erhabenheit und die Verzweiflungstiraden am Herzen der Hoftrabanten sich mit seiner gespreizten Grandezza komisch: so kommt nicht minder der gerade menschliche Sinn in Versuchung humoristisch dreinzureden, wenn es dem Weltuntergang gleichgeachtet werden soll, daß eine liebenswürdige Prinzessin von ihrem Liebling ans Herz gedrückt worden ist. Nennt es Antonio unmittelbar nach dem Auseinanderprall etwas ganz Unerwartetes, etwas Ungeheures, vor dem der Geist eine Weile still stehe, weil er Nichts hat, womit er es vergleiche: so kann der natürliche Verstand dies Bekenntniß einer so völligen Maßstablosigkeit für das Vorgefallene, als hofmännische Religion der dehors, der eine taktlose Herzlichkeit jenseits aller Begriffe liegt, lächerlich finden. Gleichwohl ist der starke Ausdruck tiefer motivirt als durch den Schrecken über Tassos Anstandsverletzung als solche. Es liegt ihm ohne Zweifel ein Gefühl der ganz besonderen Empfindlichkeit zu Grunde, welche in dieser Situation und diesem Moment die enthusiastische Umarmung für die Prinzessin und die Zurückstoßung für Tasso haben müsse. Und daß uns diese ganz besondere Bedeutung ebenfalls gegenwärtig ist, dafür hat Goethe durch alles Vorhergehende gesorgt, dies aber so, daß wir um so weniger die zärtliche Freiheit des Dichters für die That nehmen können, die sein Verhältniß zur Prinzessin unheilbar durchschneide und die gründliche Erschöpfung seines Schicksals darstelle. Die Dame, die den Dichter so sehr liebte und so ganz ihm ausgedrückt hatte, daß sie ihn liebe, konnte es ihm nicht zum Verbrechen machen, wenn er dadurch zum natürlichsten Ausdruck der Zärtlichkeit hingerissen wurde. Sie konnte nicht gemeint sein, eine so persönliche Hingebung dem Geliebten ein für allemal streng zu versagen, nachdem sie ihm gestanden hatte, ihr Herz könne ihn nicht verlassen und es mache sie trostlos, wenn er in der Angehörigkeit zu ihr sein Glück nicht finden könne. Aber sie hatte ihm bei dieser

höchst vertraulichen Eröffnung, wie in vorangegangenen eben so zart warnenden als werbenden Zureden auf das eindringlichste gesagt, daß ihr so warmes Einverständniß gegenseitig beglückend nur werden könne, wenn er dabei die vollkommene Selbstbeherrschung behaupte, die ihm verständige Klarheit und sicheres Gleichgewicht in allen persönlichen und geselligen Verhältnissen und in diesem diskretesten zuverlässige Fassung und Haltung gebe. Da er nun hieraus nur vernahm, was ihn in Flammen setzte, und nur mit ausgelassenem Huldigungs-Erguß und stürmischer Umarmung antwortete, mußte sie freilich erschreckt sich von ihm losreißen, aber auch ein tiefes Gefühl von seinem peinlichen Erwachen mit sich fortnehmen. Sie „läßt ihn" mit dem Bewußtsein, daß sie ihn lassen muß, so lange sie ihn mit jeder Güte zu ihm nur in exzentrische Zustände werfen kann, und mit dem eben so entschieden dauernden Schmerz, daß „ihr Herz ihn nicht verlassen kann." Wenn nun Tasso, aus der Erschütterung zu sich gekommen, ganz fühlend, daß er sein Glück in ihr nur selbst sich verscherzt, auch den Wunsch und die Bedingung der Wiedervereinigung in ihre Seele fühlen muß, so ist seine Klage, sie und sich selbst unwiederbringlich verloren zu haben, nichts anderes als die Betheurung, daß ihm sittliche Selbstbeherrschung unmöglich sei, daß die unendlich Geliebte keine sittliche Macht über ihn habe, weil sein rastloses Empfindungsleben der Fassung und Selbstbestimmung ein für allemal unfähig sei. Er spricht diese unheilbare Charakterlosigkeit als seine Dichternatur aus, die von Grund aus verstört, im Sturm der Selbstverdunklung fortwüthen müsse. Das hat uns keine objektive Wahrheit; weil weder das Vergehen, noch die Trennung gründlich vernichtend, die totale Erschütterung aber ebensowohl angethan ist, den Niedergeschlagenen aus Reue und Versöhnungsbedürfniß zum Entschluß der Wiedereinstimmung und sittlichen Herstellung zu drängen. Der Dichternatur, wenn sie der Schuld und Trennung die höchste Empfindlichkeit gibt, muß es eben so nahe liegen, auch der sittlichen Forderung der Geliebten, die der stärkste Ausdruck ihrer Liebe ist, der Würdigung ihres Leidens und der treuen Aneignung an ihren Edelsinn den empfindlichsten Reiz und die bildendste

Energie zu geben. Die objektive Wahrheit also aus der Wirklichkeit der Situation und der Dichternatur als solcher, die uns als Vollendung der Anschauung in allgemeiner Gesetzmäßigkeit beruhigen würde, hat der Nothschrei nicht, in den sich Tassos Besinnung auflöst. Subjektiv hingegen, aus dem Seelenzustand und für den Seelenzustand dieses einzelnen Dichters, spricht er wahrhaft aus, was sich nothwendig verwirklicht.

Diese Nothwendigkeit hat Goethe allerdings im Verlauf der Handlung herangeführt. Wir haben Tasso von Anfang als ein frühreifes, anspruchsvolles, raschpulsiges Talent kennen gelernt. Wie seine zarte Empfindung und schwunghafte Begeisterung sich zu rührender Poesie und hoher Liebenswürdigkeit entwickelte, so zugleich zu kindischer Fahrlosigkeit, Verwöhnung durch Gunst, überspanntem Selbstgefühl, überreizter Einbildung. Diese Schwächen sind, als wir sie mit den schönsten Bewegungen seiner Seele unglücklich vermählt sehen, bereits in Folge seiner üppigen Diät durch Bluterhitzung und Nervenverstimmung verschlimmert. In wahnhaften Anfechtungen und phantastischem Argwohn hatte sich schon seine Geisteskrankheit verrathen, ehe sein Dichtergefühl und seine Liebe die höchste Leidenschaftlichkeit gewann, die sie in den widersprechendsten Einbildungen und Empfindungen hin und her schlug. Es war die ringende Bewegung einer wahren Liebe, und ihre wandelvollen Aeußerungen waren die rührend schönen und zauberisch wilden eines ganzen Dichters. In diesem Aufgebot aber aller Gemüths- und Sinnenkräfte mußte die Krankheit der Organe sich mit zum äußersten steigern, und bei der plötzlichen Störung der höchsten Aufwallung das krampfhafte Zusammenzucken die Besinnung zerreißen und in der verworrenen Seele der Wahnsinn ausbrechen. In diesem Sinn ist die Katastrophe durchschlagend, nicht aber zu einem Handlungsabschluß, sondern zum Abbrechen im Angang eines neuen Zustandes von unbestimmter Dauer und unbestimmbar wechselnder Qual. Die Reinheit des Kunststils, die hohe Identität der Anschauungen in allen Wandlungen und Kontinuität in den extremsten Widersprüchen erweist sich als naturtreue Entwicklung eines individuellen pathologischen Prozesses, dessen idealmächtige

Bewegung in blindwuchernde Seelenkrankheit, dessen rührende Schönheit in schauderhafte Häßlichkeit mündet. Denn das Individuum lebt weiter in einer vegetirenden Erhaltung, die fortwährend die Seele sich selbst entfremdet. Trotz der Schönheit der Vorstellung, in welcher noch Tasso seine unaufhaltsame Selbstverdunklung ausdrückt, und des Scheines von Versöhnung, mit welchem er an den standfesten Antonio sich klammert, ist es doch schon das Reißen der Identität, das er als äußere Sturmgewalt, Bruch des Steuers, Krachen des Schiffs an allen Seiten fühlt, schaut, wirklich wähnt, und das sein Leben in eine Flucht vor Phantomen verwandelt. Der Rückblick auf die schönste Begeisterung im Ausblick auf Wahnsinn, der letzte Akkord zur versiegenden Harmonie im Aufschrei der Dissonanz läßt nothwendig trübe Verstimmung zurück. Das Gefühl wird auf widerliche Trennung der Naturgewalt von der Idealmacht und verstörenden Gegensatz von sittlicher Freiheit und Wirklichkeit hinausgetrieben, und das Aufhören des Dichters bei dieser kränkenden Vorstellung wird nur als matte Schonung, als vergebliches Abwenden von ihr empfunden, weil sie in demselben Moment als endlos schwebende gegeben ist und ihre kränkende Einbildung unaufgelöst in uns fortdauert.

Wie rein war die Anschaulichkeit, mit welcher Goethe in der Heraufführung dieses Prozesses die Naturgewalt der Leidenschaft zu idealer Totalität der Wirklichkeit in Poesie und Liebe entwickelte! Wie sicher wurde selbst der Widerspruch mit sittlicher Selbstbesinnung und mit wahrer Wirklichkeit in Tassos Leidenschaft durch die darin fortgehende Steigerung der Idealmacht und Liebe und die erhöhte Gegenseitigkeit versöhnt, mit welcher ihr Kampf in der Theilnahme des fürstlichen Hofes das wahre Verhältniß des Dichters zu diesen Edeln, die wirkliche Lage Tassos zu desto reinerem, sittlich klarem Ausdruck hervornöthigte, die großmüthige Güte des Herzogs, die redliche, verstandvolle Dienstwilligkeit Antonios, die heitere Wohlgunst der Sanvitale, die alles übertreffende Seelenschönheit der Prinzessin zum Leben und Licht hob. Nie und nirgends ist lautere Natürlichkeit als tiefes Bewußtsein, Geständniß menschlicher Schwäche als innigste

Stärke, Hingebung gesammelt in hohe Besonnenheit und Leidenschaft erhöht in sittliche Selbstbeherrschung einfacher und rührender, zarter und größer in einer Dichtung verklärt worden, als in dieser Gestalt der Prinzessin in Goethes Tasso. Es war eben diese Entwicklung des Idealen aus dem Natürlichen, der Wirklichkeit als Dasein der Besinnungsentfaltung, des Sittlichen als Einheitsblüthe naturvoller Empfindung, was als Goethes Genialität und Stil seines Tasso das Unterscheidende von Schillers Begeisterung und Darstellung im Carlos machte.

Die schroffe Entgegensetzung bei Schiller des Idealen und der reellen Macht, der fixirten natürlichen Uebergewalt und der sittlichen Freiheit war abstoßend für Goethe. Die fürstliche Existenzialmacht, bei Goethe gerade der Pflegeboden für Tassos ideale Größe durch die sittliche Freiheit, mit der sie ihn gewinnt, hebt, trägt und aufs reinste sich aneignen will, bei Schiller in der Gestalt des spanischen Absolutismus der naturschönen Freundschaft und Liebe des Prinzen und der sittlichen Freiheit Posas entgegengesetzt zu sehen, empfand Goethe als abstrakte Spannung. Zwar den wesentlichen Zusammenhang des Idealen mit dem Natürlichen hatte Schiller am Despoten Philipp damit ausgedrückt, daß dessen absoluter Machtbesitz nothwendig genußlos und ganz unbefriedigend, ihm selber in seiner Unnatürlichkeit als Mangel an Liebe und Freundschaft peinlich wird, während es in den sittlichen Helden der Tragödie gerade diese jugendnatürlichen Empfindungshöhen, Freundschaft und Liebe sind, mit welchen sie zur sittlichen Freiheit sich aufschwingen. Daß aber jener menschliche Heißhunger des absoluten Königs als Narrheit erscheint, und der Despot nach seiner tödtlichen Kollision mit dem Idealheroismus in einer nur wahnsinnigen Würde und entsittlichten Wirklichkeit zurückbleibt — wenn darin Goethe Häßlichkeit sah, konnte er sich verhehlen, daß er mit dem Ausgang seines Tasso auf Wahnsinn in ebendiese Entgegensetzung der sittlichen Freiheit und der Naturgewalt, diese häßliche, von ihrer Idealität getrennte Wirklichkeit um so peinlicher fiel, als er sie in der äußersten Kontinuität mit der stärksten Wechselseitigkeit und innigsten Einheit beider absetzte? Die Poesie als Empfindungsblüthe der

Natur, die leidenschaftliche Liebe als totale Selbstbesinnung, diese Darstellung des individuellen Lebens als Schönheit gipfelte in der tiefbesonnenen Theilnahme, mit welcher die Prinzessin Tassos kämpfende Begeisterung und Liebe zur reinsten Besinnung herstellen, zur stärksten Einheit der Selbstbestimmung erheben will, und mit dieser tiefsten Theilnahme an seiner Leidenschaft, dieser größten Schönheit, dieser innigsten Einheit von natürlicher Sympathie und sittlicher Freiheit macht sie das mächtigste Bewußtsein von seiner und ihrer Liebe, das sie ihm einhaucht, zur höchsten Erregung seiner Passivität, den stärksten Aufschwung seiner Empfindung zum letzten Ruck der Krankheit, das befreiende Aufgebot seiner Besinnung zum Durchbruch seines Wahnsinns. Auf der Höhe ihrer Identität entzweien sich Natürlichkeit und Seelenfreiheit, die Freiheit wirkt unmittelbar naturzerrüttend, die zerrüttete Natur besinnungstörend, und indem die wesentliche Identität sie aneinander festhält, dauert die Entzweiung in dem einen und selben Tasso als unheilbare Selbstentfremdung. Die thätige Versöhnung selbst wird zu diesem unversöhnlichen Leiden, die lebendige Schönheitsentfaltung schlägt in diesen häßlichen, die empfindlichste Sympathie in diesen antipathischen Zustand nieder, und der Aether der Poesie breitet sich um uns als die drückende Luft der Krankenstube, welche die Welt für Tasso bleibt.

Wenn hingegen in Schillers Don Carlos die Salbung, womit Philipp die Unnatur seines freiheitsmörderischen Despotismus wahnwitzig heiligt, die dämonische Häßlichkeit seiner Majestätsfratze vollendet, so ist uns dieser Anblick vielmehr befriedigend als niederdrückend; weil er die Antipathie, die uns der König mit seinem Handeln erregt, an ihm selbst ausdrückt und wir mit gerechtem Sarkasmus empfinden, daß die Wirklichkeit, die sein Giftweihrauch verödet, nur ihm bleibt, das Leben, das er behauptet, nur die brennende Einathmung dieser Mordgrubenluft ist. Die Helden der Menschheits-Idee haben es nicht zu erdulden, da sie daraus zu scheiden sich mit bewußtem Opfermuth selbst bestimmt haben. Mit Philipps Häßlichkeit zugleich erschauen wir die tragische Schönheit des Ritters und des Königsohns, deren Untergang als Charaktervollendung unsere ganze Sympathie hat.

Ihre sittliche Freiheit als die Energie, die ihre eigene Wirklichkeit erschöpft, durchdringt die herbste Erschütterung mit dem Schwung vollkommener Erhebung. Den entscheidenden Prozeß also und tragisch richtigen Schluß, der die Sympathie erschöpft, verdankte Schiller im Carlos gerade der extremen Entgegensetzung von Idealität und reeller Macht, sittlicher Selbstbestimmung und Naturgewalt, die der poetischen Anschauung Goethes zuwiderlief; und diese, die ihre Schönheit von der Individualität aus im Festhalten der Identität entwickelte, war damit im Tasso gerade auf den unlöslichen Widerspruch und anstatt, wie Schiller, auf eine Versöhnung durch Aufhebung der Wirklichkeit, nur auf eine unversöhnliche Wirklichkeit hinausgekommen. Die Vergleichung des Fazit vom Carlos mit dem des Tasso zeigte den Kunststil Schillers stark in dem, worin der Goethes eine Schwäche zeigte. Jener hatte Handlung erfüllt, dieser einen pathologischen Verlauf; jener trieb den mächtigsten Sinn des Gedichtes auf den Ausschlag, wie es das Gattungsgesetz des Dramas verlangt; dieser konnte die reine Schönheit in der Mitte seiner Dichtung durch den pathologischen Ausschlag nur trüben. Die Zerwürfniß des kühnsten Idealismus mit dem grausamsten Realismus war kothurngerecht, und der Dichtergeist, der sie unternahm, gab, wenn auch mit überspannter Exaltation, seinen Beruf zum Erhabenen sicher zu erkennen. Für einen Kampf dagegen, dessen Bedeutung in der zarten Stetigkeit des Empfindungslebens beschlossen ist, war die Wahl der dramatischen Form ein Mißgriff, welcher die innere Größe, die dem Gedicht keineswegs fehlt, mißkennender Unterschätzung aussetzt.

Ist nun das auch von Goethe in Hinsicht auf Schillers Don Carlos bezeugt, daß er selbst an der dramatischen Stärke desselben des Nachtheils dieser Form in seinem Tasso gewahr geworden? — Die Antwort fehlt nicht. Als Leiter des Weimarischen Hoftheaters hat Goethe schon in der Angangszeit dieser Anstalt den Carlos zur Darstellung gebracht*) und, nachdem die

*) Die erstmalige Aufnahme des Carlos in Goethes Theateranstalt, über zwei Jahre vor der persönlichen Annäherung der beiden Dichter im Früh-

erste Aufführung unter Schillers unmittelbarer Theilnahme vor sich gegangen war, dauernd im Repertoire behalten, hingegen seinen Tasso in Szene zu führen gar keinen Versuch gemacht.

---

jahr 1794, geschah allerdings noch nicht aus der Ueberzeugung und mit der Anerkennung, die der spätere Rückblick darauf in Goethes Theater-Chronik (s. unten S. 339 fg.) ausdrückt. Vielmehr war es damals nur mit Ueberwindung seines persönlichen Gefühls, daß Goethe diese Aufnahme billigte. Noch widerstand seiner Aesthetik in Schillers Charakter und Poesie das sittlich Fordernde, den Naturtrieben und Weltmächten die Selbstbestimmung Entgegensetzende, und nun wohl doppelt in der Anwendung dieser Tragödie auf den Kampf um politische Freiheit gegen den Despotismus. Dies zwar nicht aus Unempfänglichkeit für humane Politik, aber im Hinblick auf die augenblickliche Entzündung der deutschen Geister in Mitleidenschaft von dem Taumel der französischen Revolution. Anstatt aufregender Theatervorstellungen hielt Goethe vielmehr abmahnende und ernüchternde für geboten: wie er diese Ueberzeugung in seinem gleichzeitig mit der Annahme des Don Carlos eingelernten Großkophta und nächstdarauf im Bürgergeneral bethätigte. Damals, wo er in gleichem Sinn auch das Lustspiel „Die Aufgeregten", das nicht ganz ausgearbeitet wurde, und den politisch-satirischen Roman „Reise der Söhne Megaprazons" unter der Feder hatte, war die Aufführung der Freiheitstragödie Schillers keine Angelegenheit seiner Direktion, sondern ein Zugeständniß. Was die Besetzung betrifft, so erhielt seine Lieblingsschülerin Neumann, die in späteren Wiederaufführungen sich als Eboli auszeichnete, nur die kleine Rolle eines Pagen, während ihr im Großkophta, dessen erste Darstellung in Weimar der ersten des Carlos daselbst um zwei Monate vorherging, die schwierigste und bewegendste Rolle des Ganzen, die der Nichte anvertraut war. Erworben übrigens hatte Goethes Truppe den Carlos im vorangegangenen Vierteljahr durch die Aufführung desselben in Erfurt am 25. September 1791. „Ich habe ihn dort", schreibt Schiller an Körner, „von der Weimarischen Gesellschaft spielen lassen, für welchen Dienst ich das Stück der Gesellschaft überlassen mußte." Der Koadjutor Dalberg nahm an dieser Aufführung in seiner Residenz, während der Dichter für einen Kurmonat sein Gast war, angelegentlich Interesse und machte bei der Truppe Schillers Anordnungen als seine persönlichen Wünsche und Winke geltend. Schon die Vorläuferin der Goetheschen Truppe in Weimar, die gemiethete Belluomo'sche, hatte die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko von 1784 bis 1790 gegeben und wiedergegeben. Seiner Mittheilung an Körner, daß er den Carlos der Weimarischen Gesellschaft überlassen, fügt Schiller bei: „nun wollen sie auch die Räuber und den Fiesko, weil ich hatte verlauten lassen, daß ich nächstens eine verbesserte Auflage davon veranstalten würde."

Der Grund war nicht etwa, daß Goethe seine eigene Poesie überhaupt von der Bühne zurückhalten wollte. Er hatte im Gegentheil bei der Operndichtung, die vor der Uebernahme und noch im Anfang der Theaterleitung ihn angelegentlich beschäftigte, die ernstliche Absicht, seine Poesie in fortgehenden Zusammenhang mit der Bühne zu setzen. Er ließ auch von Anfang seine Geschwister geben und erhielt sie durchaus im Repertoire. Er führte seinen Großkophta, da es mit der angelegten, theilweise schon komponirten Opernform desselben nicht rasch genug vorangegangen war, als Lustspiel (zuerst ohne sich als Verfasser zu nennen) schon im dritten Monat nach der Aufführung des Carlos mit vieler Sorgfalt in Szene und ließ das Stück in der Folge wiederholen, obwohl er sich nicht darüber täuschen konnte, daß es weder eine komische noch sonst eine sichere Wirkung erlangte. Noch anhaltender wiederholte er das kleinere neue Stück, das er im dritten Theaterjahr brachte, den Bürgergeneral. Daß er diesen Schwank den bereiten Mitteln der Komik angepaßt, die das Publikum ergötzen konnten, genoß er mit unverhaltenem Behagen. Und daß man nicht glaube, der Meister habe von seinen Dramen bloß die leichtere Waare auf der Lampenbühne ausstellen wollen, so finden wir seinen Egmont schon am 31. März 1791, also im Frühling jenes ersten Jahrs der Intendanz Goethes, in dessen Spätjahr die erste Carlos-Aufführung fiel, zur Darstellung gebracht. Aber von einem Gedanken, den Tasso auf die Bretter zu bringen, ist in dieser ersten Periode der öffentlichen Dramaturgie Goethes keine Spur und ebensowenig in der zweiten, die vom Jahr 1794 an durch die kongeniale Verbindung mit Schiller und Heranziehung desselben zum unmittelbaren Eingriff in die Theaterangelegenheiten sich über zehn Jahre hin entwickelt hat.

Es ist der Don Carlos, mit welchem Goethe bei Einleitung dieses neuen praktischen Verhältnisses das Interesse Schillers anregen will. Zu dessen Vorstellung, in diesem Jahre der vierten, im Oktober, lädt er den Dichter ein, mit seiner Frau von Jena herüberzukommen: „Wenn Sie auch nicht ganz von der Aufführung erbaut werden sollten, so wäre doch das

Talent unserer Schauspieler, zu dem bekannten Zwecke, bei dieser Gelegenheit am sichersten zu prüfen." Und nachher (16. Oktober 1794): „Wahrscheinlich wären Sie mit der Aufführung des Carlos nicht ganz unzufrieden gewesen, wenn wir das Vergnügen gehabt hätten, Sie hier zu sehen; wenden Sie nur manchmal Ihre Gedanken den Malthesern Rittern zu." Und jetzt nahm die Absicht auf theatrale Vorführung seiner eignen Dramen die Gestalt an, daß er sie ganz zum Vertrauensgeschäft Schillers machte, dem er eine eigene Loge im Theater einrichtete, und der den Egmont für die Gastrollen-Reihe Ifflands, im März und April 1796, autokratisch veränderte, neue Szenen hineindichtete, und von dem vorangehenden Aufenthalt in Weimar aufs beste, auch für seine dramatische Produktion belebt, bei Uebersendung des Personenverzeichnisses von Jena aus, vier Tage vor der Aufführung an Goethe schrieb: „Montag Abends, noch voll und trunken von der Repräsentation des Egmont, sehen wir uns wieder."

Bekanntlich wurde diese Anwendung des Dichterbundes auf szenische Vollendung von Goethes dramatischen Gedichten fortgesetzt. Nachdem Schiller in der Wallenstein-Trilogie, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans Theaterstücke eines bisher unbekannten großen und mächtigen Stils gegeben, außerdem mit der Bearbeitung des Macbeth und des Nathan, auch der Turandot der Weimarischen Kunstanstalt gedient, Goethe den Mahomet und den Tancred für die Bühne übersetzt, legte Goethe Anfangs 1802 seine Iphigenie in Schillers Hand. Daß er von jenem reinen Kunststil, den er zuerst an diesem Drama bis in die Oberfläche der Form durchgeführt hatte, inzwischen, was dessen Angemessenheit zur dramatischen Vorstellung überhaupt und insbesondere zu den gegebenen Handlungsbedingnissen dieser griechischen Fabel anbelangt, selbst nicht mehr befriedigt war, bekannte er Schillern vorhinein und schrieb ihm bei Zusendung des „gräcisirenden Schauspiels": „Ich bin neugierig, was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingesehen; es ist ganz verteufelt human." — Und Schiller, der es mit der aufmerksamsten Prüfung für mimischen Vortrag las, bemerkte: „Das, was Sie

das Humane nennen, wird diese Probe besonders gut aushalten und davon rathe ich nichts wegzunehmen." Hernach bezeichnete er die Partien treffend, in welchen die Gesammtfassung den Körper des Dramas nicht in der Energie der Wirklichkeit hervortreten läßt, ohne daß man dieselben ändern dürfte, weil der Geist des Stücks, die überwiegend sittliche Anschauung erhalten bleiben müsse, dies tiefrührende Ganze, das er Seele nennen möchte. Es waren daher nur etliche Kürzungen und kleine Aenderungen, die er dienlich fand, überzeugt nicht nur von dem Erfolg für diesmal, sondern der Unschätzbarkeit des Gedichts für alle Zeiten. Goethe blieb allen Proben fern und kam zum Aufführungsabend in Schillers Loge, „um an Ihrer Seite einen der wunderbarsten Effekte zu erwarten, die unmittelbare Gegenwart eines für mich mehr als vergangenen Zustandes."

Gewiß war die schöne Wärme der Darstellung und Aufnahme für Goethe von zweifacher Bedeutung. Sie steigerte seine Hoffnung, mehr und mehr seine Poesie mit der Bühne zu vermitteln. Hat doch die natürliche Tochter, die schon zwei Jahre her sich in seiner Einbildung bewegte, Verwandtschaft zu der in seiner Idealphantasie verjüngten griechischen Heroine. Wie die grausen Schicksale der Tantaliden ihre letzte Verknotung und Lösung in dem ungemeinen Loos und schönen Charakter Iphigeniens finden, so sollte Eugeniens verwickelte Schickung und schöne Individualität die bewegte Mitte einer Handlungsverknüpfung bilden, in welcher der große Gesellschaftskampf der französischen Revolution in seinen Krisen und Folgen sich auslegte. Von Seiten aber der Ausbreitung des Handlungsfeldes, der Zahl und des Wechsels der Situationen stand dieser Plan mit der begrenzten Szene und der einfachen Handlungsökonomie der Iphigenie im größten Gegensatz. Auf eine dramatische Komposition von solchem Umfang und Gestaltungsaufwand sich einzulassen, war Goethe ohne Zweifel gereizt und ermuthigt durch die Erfolge, die in diesen Jahren Schiller mit dem großartigen Bau und mächtig breiten Rhythmus seiner historischen Tragödien erreichte, und sah es mit seinem Vorhaben auf einen ähnlich ausladenden Stil und auf eine Dramengruppirung wie des

Wallenstein ab. Dies war nun wohl die andere Bedeutung, die für ihn die neue Aufführung seiner Iphigenie gewann: der Eindruck, daß sein Idealstil, wenn er schon tief rühren konnte, von einer feinfühligen Darstellung der Mimen ungleich abhängiger und in der Wirkung so imposant und hinreißend doch nicht sei als der Schillersche. Und darum stimmte ihn diese Erprobung zu einem Wetteifer mit dem letzteren in der Behandlung der „natürlichen Tochter", deren ersten Theil er nun ausbildete. Allein den Einfall, seinen zartgebauten Tasso jetzt ebenfalls zur Probe zu bringen, hielt sie ihm fern.

Von Tassos Antagonisten aber, dem Don Carlos, war die Neubearbeitung für Goethes Theater zugleich mit jener der Iphigenie beschlossen. Noch während der Inszenirung der letzteren meldete Schiller dem Freunde (20. März 1802), er sei mit dem Carlos auf ziemlich gutem Wege und hoffe, in acht oder zehn Tagen damit zu Stande zu sein. Um ein befriedigendes Ganze zu machen, sei freilich das Stück zu breit zugeschnitten, habe jedoch einen sichern theatralischen Fond; so daß er sich begnügen könne, das Ganze zum Träger des verschiedenen Einzelnen zu machen, das ihm Gunst zu verschaffen zureiche. In dieser Gestalt frisch besetzt und einstudirt, ging der Carlos damals in dem Kranze bedeutender Bühnen-Erscheinungen mit nach Lauchstädt, der dort das Publikum zweier Akademiestädte anzog und begeisterte, und blieb zu Weimar in der Gunst, die er schon im Anfang der Theater-Epoche und dann neben dem von Schiller bearbeiteten Egmont genossen hatte, wo die Neumann-Becker als Eboli wie als Klärchen die Wirkung erhöhte.

Die Darstellung der natürlichen Tochter im folgenden Jahr fand bei weitem nicht die enthusiastische Aufnahme wie kurz vor ihr die der Braut von Messina. Wenn die letztere, in der Handlungsmotivirung mangelhafter als die andern Trauerspiele Schillers, durch die antikisirende Form und die Breite der lyrischen Partien alles bezauberte und bei Goethe eine Hochschätzung fand, die dem nahen Verhältniß dieser neuen Weise Schillers zu seiner eigenen poetischen Anschauung entsprach, so

zog Goethe bei seiner neuen dramatischen Produktion nicht den Vortheil von einer Aneignung der Schillerschen Technik, wie er sich versprochen. Es waren an dieser dramatischen Dichtung nur der breite Zuschnitt und das größere Stoffgerüste nach Schillers Maßstab, nicht aber in seinem Stil die bestimmenden und kollidirenden Motive in die Vorstellungsoberfläche und Bewegung der Auftritte getrieben. Goethe hatte vielmehr sich der weiträumigen Anlage bedient, um nach der ihm eigenen Anschauung jedes Glied in der Form der individuellen Totalität auszurunden, so daß im Situationsbilde das Weilende über das Vorwärtsdrängende, der Ausdruck des Ausempfindens und Nachfühlens über den des Handelns, und in der Diktion die Figur der Betrachtung über die der Aktion überwog. So bedeutend daher die Intrike, so ansehnlich und pathetisch die Eröffnungsmomente waren, gab doch die plastische Breite der Ausführung den Nebenmotiven, Vorspiegelungen, vermittelnden Reden eine Schwere, die dem Zuschauer das Gefühl des Zusammenhangs und das Verständniß der bewegten Absichten entziehend, mehr drückend als reizend und nicht so begeisternd als ermüdend wurde. Es konnte dem Dichter nicht verborgen bleiben, daß selbst in Weimar nur die festesten Gönner und ihm zugebildetsten Verehrer seiner Poesie dem Stück ungetheilten Beifall zollten, daß es anderwärts mißfiel, und daß auch die lobenden Stimmen von da und dort, die ein einsichtiges und vorzügliches Interesse bezeugten, ihr Verlangen nach der Fortsetzung und Vollendung so lebhaft aussprachen, weil sie erst von dieser die genügende Sicherheit in der Auffassung dieses ersten Theils, die Erfüllung der Schönheit und die Belohnung des Aufwandes von Anstrengung, den er heischte, sich versprachen. Bei diesen Aufforderungen und eigener Neigung kam Goethe doch zu keiner weiteren Ausgestaltung, wie er sagt, weil er den unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war. Die Anweisung freilich auf die folgenden Theile, welche die Anzahlung dieses ersten mitenthielt, war so groß, daß derselbe unzweideutiger hätte einschlagen müssen, um dem Dichter nicht eine stille Furcht zu lassen, daß die Baarleistung und gleich vollwichtige Auslösung für ihn selbst nicht

leicht und für Darstellerkräfte und Zuschauer-Ausdauer allzuschwer werden könnte.

Da überdies zunächst andere Arbeiten und Geschäfte sich Goethen aufdrangen, gewann sein Vorsatz, im Wetteifer mit Schiller sich zu neuen dramatischen Schöpfungen aufzuschwingen, keine weitere Folge und mußte er, während Schiller wieder ein Meisterstück, den Wilhelm Tell förderte, seinerseits zur Beisteuer für das Weimarische Theater Stücke seiner früheren und frühesten Epoche heranziehen: das kleine Singspiel Jeri und Bäteli, das im Juni 1804 neu auftrat, sodann seinen Götz, den er bühnengerecht zu machen schon im vorigen Jahr sich angeschickt, in diesem mit Beihilfe Schillers fortgefahren hatte, und der im September zuerst in einem Stück, dann in einem ersten Theil, worauf der zweite im Oktober folgte, im Dezember wieder als ein Stück zur Darstellung kam; ein Versuch, wie Goethe selbst sagt, der seinem Zwecke nicht genug thun konnte. In der nächsten Zeit, da Schiller zwischen den würgenden Anfällen seiner Todeskrankheit noch im Stande war, in vier Tagen die Huldigung der Künste hinzuwerfen, ums Jahresende die Phädra zu übertragen, und dann in leidlichen Momenten seinen Demetrius im Geiste zu bewegen, theilte er bis dahin immer noch mit Goethe, dessen Gesundheit auch unterbrochen war, die dramaturgischen Geschäfte und währte das Zurückgreifen auf Goethes alte Spiele fort. Am 16. Januar 1805 wurden seine Mitschuldigen, am 6. März die Laune des Verliebten neu eingeführt und einem aufmerksamen Bericht über die günstige Aufnahme der ersteren fügte Schiller die Bemerkung bei, wie der Bürgergeneral zu fernerer Sicherung seines komischen Anspruchs noch etwas erleichtert zu werden werth wäre. Da noch der letzte Brief Schillers an Goethe (24. April 1805) zeigt, daß der Wiederangriff der Tragödie Elpenor zur Frage kam, wovon Goethe die ersten zwei Akte vor zwanzig Jahren gedichtet hatte, und da Goethe nachher die noch ältere Stella hervorgeholt und seit Anfang 1806 zuerst nach Schillers Redaktion wenig verändert, dann mit neuem tragischem Schluß seinem Repertoire einverleibt hat, so wird es bei so erwiesener Ausdehnung der

Verwendung seiner Dramen für seine Theaterschule um so bezeichnender, daß er den Tasso, dessen Vollendung dem Antritt seiner Theaterleitung so viel näher vorherlag, immer nicht zur Aufführung bestimmte. Er hat es selbst ausdrücklich bekannt, daß er an eine dankbare Darstellung des Tasso durchaus keinen Glauben hatte, und als ihn seine Zöglinge auf ihre Hand einstudirten, die Vorstellung hartnäckig für unmöglich erklärt, die er ihrer freundlichen Zudringlichkeit im zweiten Jahr nach Schillers Tod halb unwillig zugestand.

Es galt damals, nach der Ueberstürmung des Weimarischen durch die Franzosen, das Theater wieder in Gang zu bringen; zu Neuem (wie es Schiller Jahr um Jahr gebracht) fehlte Gelegenheit und Muth, während nothwendig zu feiernde Festtage sich drängten; so war es in der That gefordert, von diesem edeln Gedicht Gebrauch zu machen, das durch seinen Dichter und durch seinen Inhalt, diese (wie Goethe sagt) „zarten, geist- und liebevollen Hofszenen" für Weimar vorzügliche Bedeutung hatte, zumal in einem Augenblick, wo die vom Kriegsunglück erschütterte herzogliche Familie sich eben erst in ihrer beruhigten Hauptstadt wieder zusammenfand. Als eine schöne Probe der Theaterschule in einem Zeitpunkt, wo alle heimischen Pflanzungen bedroht schienen, als Aufweisung einer Perle deutscher Idealpoesie in einem Moment der Demüthigung unserer Nation, als eine Frucht und eine Feier bildungpflegender Fürstlichkeit mußte Goethes Tasso in dieser ersten Aufführung am 16. Februar 1807 Epoche machen, er wurde natürlich ein Hauptstück der Weimarischen Truppe und blieb auch für folgende Epochen des Hof- und Staatslebens von Weimar ein erlesenes Festdrama. Er blieb überhaupt dem Deutschen Theater ein geschätztes Eigenthum und eine interessante Aufgabe für höhere Bestrebungen der Schauspielkunst. Dabei ist es allerdings zur Erfahrung geworden, daß eine reine Durchführung der Hauptrollen sehr selten erreicht wird, und daß auch bei den bezüglich besten Aufführungen das Ende den Eindruck ungeschlossener Handlung und unaufgelöster Stimmung zurückläßt. Des Dichters Unglauben an die dramatische Sicherheit des Stücks war also nicht nur, wie er sich ausdrückt, verzeihlich, sondern

begründet, und nicht so völlig widerlegt, als er gern einräumen mochte. Aber völlig berechtigt war er, diese Verwerthung seines bedeutenden Gedichtes für die Auszeichnung seiner Kunstanstalt mit Genugthuung anzuerkennen und in der Periode seines Theaters aufrecht zu halten, in welcher er für dasselbe Neues, mit Ausnahme von Festspielen und Prologen, nicht mehr dichtete.

Nach dem Verlust seines großen Freundes waren es Wolfs, des musterhaften Schauspielers, Leistungen, die noch am meisten Goethes abnehmendes Interesse am Theatergeschäft erfrischten. So ergab sich von selbst, daß von diesem auch dramaturgische Bearbeitungen mitveranlaßt wurden. Neben einer Inszenirung des Faust, wozu Wolf mit Riemers Beihilfe den Plan entwarf, für welchen Goethe selbst nähere Bestimmungen traf, war das erheblichste die neue Redaktion des Egmont, mit welcher diese Beiden von Schillers Umarbeitung nach der ursprünglichen Gestalt zurückgingen. Goethe, wo er ihrer Thätigkeit (z. J. 1812) erwähnt, beschränkt sich auf die Bezeichnung „Redaktion des Egmont mit Wiederherstellung der Herzogin von Parma, die sie nicht entbehren wollten.“ Hierin liegt nicht der Widerspruch gegen Schillers dramatische und dramaturgische Meisterschaft, wie ihn Goethes Anhänger besonders rücksichtlich der Behandlung des Egmont erhoben und damit die Tradition von eingelegten krassen Theatercoups im Athem erhalten haben, welche die urkundliche Bühnenhandschrift des Egmont von Schiller (herausgegeben von Diezmann, Cotta 1857) gar nicht enthält. Auch findet sich nicht die leiseste Andeutung davon in dem Szenen-Inhalt, welchen Goethe in dem Aufsatz „über das deutsche Theater“, der zuerst 1815 im Morgenblatt erschien, eben als die Redaktion des Egmont von Schiller mittheilt, in der das Stück noch jetzt in Weimar und an einigen andern Orten gegeben werde. Nach diesem Szenar folgt nur die Bemerkung: „Wegen der letzten Erscheinung Klärchens sind die Meinungen getheilt; Schiller war dagegen, der Autor dafür; nach dem Wunsche des hiesigen Publikums darf sie nicht fehlen.“ Der Wiedereinführung aber der Herzogin von Parma ist vorhinein so gedacht, daß sich ergibt, jener Versuch Wolfs und Riemers kam nicht zur An-

wendung. „Die persönliche Gegenwart der Regentin vermißt unser Publikum ungern, und doch ist in Schillers Arbeit eine solche Consequenz, daß man nicht gewagt hat sie wieder einzulegen, weil andere Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden." Dieser Respekt vor der Konsequenz des Freundes temperirt den vorhergehenden Satz: „Daß auch Schiller bei seiner Redaktion grausam verfahren, davon überzeugt man sich bei Vergleichung nachstehender Szenenfolge mit dem gedruckten Stücke selbst." Um dies „grausam" nicht mißzuverstehen, muß man die Tendenz des ganzen Aufsatzes wohl im Auge haben. Sie ging auf Empfehlung des Weimarischen Repertoires, wie es vornehmlich durch Schiller hergestellt worden, dabei auf Einschärfung des Grundsatzes, daß die in der Literatur älter vorhandenen dramatischen Gedichte, ohne deren Einbürgerung im Repertoire keine nationale Bühne erwachse, zu diesem Zweck nothwendig Bearbeitungen auf bühnengerechte und dem Sinn und Geiste der Gegenwart gemäße Form, wie Schiller solche unbedenklich vorgenommen, erleiden und sich gefallen lassen müssen. Die Spitze, zu welcher der Aufsatz hinausläuft, ist indirekte Vertheidigung gegen die Rügen, die sich Goethe unlängst mit seiner allerdings unglücklichen Bearbeitung von Shakespeares Romeo und Julie zugezogen hatte, mittelst Protestes gegen „das Vorurtheil, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutsche Theater bringen müsse." Dagegen wirft der Schluß den Handschuh hin: „Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig ausgesprochen werden, daß in diesem Falle, wie in so manchem andern, der Leser sich vom Zuschauer und Zuhörer trennen müsse; jeder hat seine Rechte und keiner darf sie dem andern verkümmern." Dies Endurtheil stützt und unterbaut der Aufsatz von Anfang durch Darlegung der Unweigerlichkeit, mit welcher der Verfasser selbst seine eigenen großen und kleineren Schauspiele der dramaturgischen Kastigation durch Schillers Rath und Hand unterworfen. Und wenn er die des Egmont „grausam" nennt, hingesehen auf die Dichtung an sich, wie sie der Leser mag liebgewonnen haben, so verstärkt dies Geständniß nur die Ernstlichkeit seiner Anerkennung

der dramaturgischen Maxime, die für die Rechte der Zuschauer und Zuhörer einschritt, da er ja thatsächlich und ausdrücklich dies Gefühl auch jetzt noch gegen ihre Strenge und Konsequenz nichts gelten läßt. Der Schwerpunkt liegt auf der Empfehlung dieser Strenge, die das Weimarische Repertoire gebildet, welches mit diesem Aufsatz Goethe als grundlegend für eine nationale Bühne den thätigen und empfangenden Interessenten jetzt in der Epoche der Befreiung der Nation aufzuweisen gerathen findet, „zu einer Zeit (wie der Eingang lautet), wo das deutsche Theater als eine der schönsten Nationalthätigkeiten aus trauriger Beschränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst."

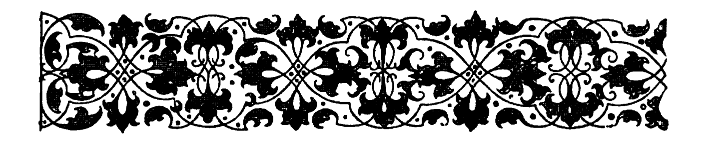
Der maßgebende Vorgang auf dem Weimarischen Theater mit Beschaffung eines nationalen Repertoriums wird unter der Ueberschrift: „Ein Vorsatz Schillers und was daraus erfolget", als Ergebniß der dichterischen Entwicklung und Selbsterfahrung des genialen Freundes und seiner produktiven Kritik bezeichnet, und dabei kommt Goethe auf die Dichtung und die dramaturgische Redaktion des Carlos ganz in demselben Sinne zu sprechen wie nachher auf seinen Egmont und die beschränkende Einrichtung desselben für die Bühne. „Don Carlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Pläne unbegränzt zu Werke ging, bei einer späteren Redaktion seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck, durch Ueberzeugung den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen." „Unbarmherzig" hier, wie dort „grausam", enthält sowohl das Lob der praktischen Strenge als die Anerkennung von Schönheiten des Carlos im ausführlichen Gedicht, die der Autor diesem dramaturgischen Ernst geopfert.

Wiederum ist dieses Zeugniß, daß durch Schillers Geist und Charakter eine deutsche Kunstbühne angebahnt worden, in der Chronik seines Theaters niedergelegt, welche Goethe den „Tag- und Jahresheften" einverleibt hat, die erst in der Ausgabe seiner Werke von letzter Hand herauskamen. In dieser Chronik hebt Goethe den Don Carlos gleich für den Anfang seiner Theater-

schule mit Auszeichnung hervor. Indem er von der Einspielung der zusammengebrachten Truppe spricht, bezeichnet er seine planmäßige Führung zu größeren Aufgaben und Kunstleistungen nach Erwähnung der leichteren Unterhaltungsstücke, welchen Raum zu geben war, mit den Worten: „Bedeutendes aber geschah, als wir schon zu Anfang des Jahrs [1792] Mozarts Don Juan und bald darauf [28. Februar] Don Carlos von Schiller aufführen konnten.“

Hier hat denn Goethe über Schillers Carlos deutlich gesagt, daß er ihn für ein Theaterstück edler Art, für ein Werk des dramatischen Kunststils erkannte. Nimmt man die Erinnerung zum Jahr 1796 hinzu, wo Goethe „die merkwürdigsten Anfänge für das deutsche Theater“ herleitet von einer gewissen „Mäßigkeit, welcher sich Schiller schon in seinem Carlos beflissen“, und von der beschränkenden Formstrenge, zu der sich die Fülle und Großheit seiner Anschauung „durch Redaktion dieses Stücks für das Theater gewöhnt“, und überblickt nun, wie wir oben gethan, daß Goethe die dramaturgische Geschäftsverbindung mit Schiller im ersten Schritt zur Anknüpfung und in den Fortschritten immer wieder mit dem Interesse der Darstellung, Neubesetzung, Neugestaltung des Carlos kombinirt hat, so darf man wohl die ausdrückliche Erklärung Goethes, von der wir ausgegangen sind, in anderem Sinne aufnehmend und bestreitend sagen: daß allerdings thatsächlich ihn dieses Drama seinem Dichter näher geführt hat.





VI.

Goethe und die Wendung der modernen Kultur.

Es hat einmal — nicht der junge Doktor, aber der alte Geheimrath Goethe gesagt: „Shakespeare und kein Ende!" Dieses Wort ist dann meist im Sinne eines Vorwurfs gefaßt worden, als tuschender Zuruf gegen immer neue Belästigungen. Aber es half nichts; weit mehr fand der Satz, ganz naiv genommen als direktes Urtheil, seine Bestätigung in der Wirklichkeit. Denn der moderne Geist wollte noch lange nicht loslassen und kann heut noch so wenig loskommen von Shakespeare, daß wir ja jenes wehrende Wort fast täglich mit Angst und Hitze wiederholen hören. Wie muß der beredte „Realist", der in bewußter Begeisterung für unsere Klassiker, am Stil und gerade auch an Goethes Dichtergröße festhält, im Losgehen auf die endlosen Shakespeare-Verherrlicher sich ereifern, die, wenn er über ihre Köpfe weggeschritten ist, hinter ihm lachend zeigen, daß er auf dem englischen Felde, auf dem er sich tummelt, nicht recht orientirt sei. Wie hält gleichzeitig der wohlbeliebte Unterhalter des lebenden Theaterpublikums eine Spieß- und Stangenjagd auf die ins dritte Jahrhundert herüberreichenden Arme des genialen Briten für nothgedrungene Vertheidigung seines Gütchens, und lassen die erst noch beliebtwerdenwollenden Bewerber um die Einnahmen der Gegenwartsbühne fort und fort ihr wachsames Gekläff schallen wider den

großen Schatten des alten Zauberers, der ihre nächsten Interessen beeinträchtigt. Neben und über diesen oppositionellen Geständnissen und Bezeugungen, daß es mit Shakespeare immer noch kein Ende geworden, sehen wir das Studium des Gewaltigen in der ganzen gebildeten Welt nur weiter um sich greifen, die kritische, historische, ästhetische Reproduktion der schöpferischen Dichtergestalt, zumal im englischen und im deutschen Schriftenthum unablässig sich erneuen. Je weiter wir abkommen von den Lebenstagen Shakespeares, um so näher kommt das gehobene Studium seiner wahren Gestalt, und der immer länger her Vergangene wird immer mehr gegenwärtig. Ist es zu leugnen, daß die Sprache· Shakespeares, wie sie der Dichter selbst verstand und wie sie der Empfindung seiner Hörer sich bestimmte, von der zweiten Generation nach ihm weniger eigentlich und richtig verstanden wurde, als der heutige Shakespearekenner sie versteht? Und seine Lebensverhältnisse, der Gehalt und die Formen seiner Werke, sind sie nicht von der näheren Folgezeit nur in leichtsinnigen Fabelzügen, schwachen und verstumpften Abfassungen, unzulänglichem Verständniß fortgepflanzt worden, bis erst die genauere und umsichtige Forschung der letzten fünfzig Jahre das Urkundliche von seinem Leben konstatirt, aus dem unordentlichen und verwirrten Bild seines Auftritts und Wandels die authentische Entwicklung, aus der trüben Firnißkruste auf seinen Werken die ursprüngliche Farbenkraft herausgereinigt und mit den Wirkungen dieser originellen Persönlichkeit Schritt zu halten sich geübt hat?

Also hat Goethes „Shakespeare und kein Ende!" wofern es als Verweis genommen wurde, nichts gefruchtet. Wenn aber solchen Einspruch die Shakespeare-Begeisterung hinsichtlich ihrer Stärke und ihres Rechtes durch ihre Geschichte und die schöne Frucht ihres Fortschritts widerlegt, so vertheidigt dieser Erweis ihrer Nothwendigkeit und Fruchtbarkeit nicht minder Goethen selbst in seiner uns Nachkommen unveräußerlichen Bedeutung, rechtfertigt ebenso die unablässige Reproduktion auch seiner wirklichen und wahren Dichtergestalt und das Zurückdringen in alle Wandelbahnen und Epochen seiner Poesie,

auf alle erreichbaren Stadien und Phasen seines individuellen Lebens.

Es ist ja nachgerade auch schon lange her, daß bei uns und unsern Nachbarn „Goethe und kein Ende!" gerufen wird. Wer hätte es nicht gehört, nicht gelegentlich selbst mitgerufen und nicht, wie wenig damit ausgerichtet war, in umgekehrter Progression erfahren? Sehr natürlich waren vor Jahrzehnten schon die zeitweiligen Seufzer über das endlose Aufstöbern der vertrödelten Garderobestücke, Kinderwäsche, Speisezettel, Billetdoux und Weinbestellungen des Genies; natürlich sind jetzt noch die Augenblicke der Ungeduld im Publikum, wenn emsiger Stoppellesebetrieb nicht abläßt, für verflogene Papierschnitzel, die etwa die Variante eines Goetheschen Verses oder ein unedirtes Verschen enthalten, das von ihm herrührt oder herzurühren scheint, seine Aufmerksamkeit wie für neuentdeckte Planeten in Anspruch zu nehmen. Kein Wunder, daß auch lernbegierige Seelen Ermüdung und herzlicher Ueberdruß ergreift Angesichts der immer neuen, immer breiteren Kommentare zu den großen und den kleinen Gedichten des Meisters, die hier ihnen mit weithergeholter Material-Anfahrt und hochkritischer Zerlegung, dort mit abcschützengemäßer Plattheit zu Hilfe kommen wollen. Und nun die Illustrations-Mode-Industrie unserer Tage, die sich der Dichtungen und der Lebensbilder Goethes mit immer krasserem Materialismus bemächtigt hat, uns die Szenen und Gestalten, die seine Poesie in ätherischer Klarheit durch die Seele führt, in ein kokett aufdringliches oder plump karikirendes oder coulissenpathetisches Genre travestirt, — und dazu die dieser entstellenden malerischen obligate feuilletonistische Illustration, die Goethes Friederiken, Charlotten, Ottilien im Stil sensationsnovellistischer Geschichtschreibung breit herausmalt und mit der Kunst, aus persönlichem liberalmoralischem Bedürfniß gegebene Charaktere umzuerfinden und mittelst fetter Rührung oder stechender Entrüstung wahr zu machen, die Herzensverhältnisse des Dichters und ihre Wendungen für das Restaurationsbüffet zurechtmacht — was soll ich von dieser Epidemie sagen? Kann ein Deutscher, der sich an Goethes Poesie hält, weil sie ihm eine wohlthätige Macht war, ein edler Genuß und

Schatz von Bildung bleibt, und der auf den Lebensgang des Dichters als einen der denkwürdigsten deutschen Gedächtnisses mit Ernst und Liebe zurückblickt — kann er, wenn ihm die Augen wehthun von dieser grellen Vervielfältigung Goethescher Gestalten und Erinnerungen für die Schaufenster des Bazars, etwas anderes wünschen als einen jahrelangen Charfreitag, um einen schwarzen Vorhang über diese Schminkbilder, ein Fasten-Verbot dieser falschen Goethe-Genüsse und Enthalten der Garköche von seines Namens Nennung unverbrüchlich zu verhängen?

Allein das bleibt ein frommer Wunsch; und all diese Seufzer, Klagen, Proteste sind, wie nicht minder die Ansprüche, Reizungen, Aufdringlichkeiten, deren sie sich erwehren, nur eben so viele Beweise, wie sehr unsere moderne Bildung überall durchschossen ist von Goethes vielstrahliger Poesie und dem ganzen großen Phänomen seines langen, mannigfaltig nachpulsenden Lebens. Jeder jetztlebende gebildete Deutsche, der sich in der Anschauungsweise des modernen Geistes bewegt, ist und wird darinne von Goethes Geist und produktiver Einbildung in weit mehr Graden, als er weiß, bestimmt. Denn der unterscheidende Geist dieses Jahrhunderts, der seiner Generationen gemeinsamen Bildungscharakter macht, ist aus den Kultur-Hülsen und Banden des vorigen Jahrhunderts durch kein Ereigniß mit einer mehr elementaren Kraft, mehr tiefen Eindringlichkeit und mehr unmerklich unaufhaltsamen Verbreitbarkeit entbunden und ausgegossen worden als durch Goethes Poesie. Sie war der wirkliche Morgen des Jahrhundertlichtes, der aufglänzende Frühlingshorizont der neuen Aera. Denn was Philosophie nur den Wenigen, die ihre dialektischen Anstrengungen durchzudauern vermögen, nur als Wissen geben kann, und womit praktischer Zweckwille sich in Meinungs- und Gewaltkämpfe furchtbar verwickeln muß, das flößt friedlich und mühelos die Dichtung, die als totalmenschliche Energie in jeder offenen Seele den ganzen Menschen trifft, einnimmt, sympathetisch erfüllt, in die Mitte der Gesellschaft als Zustand, als Genuß, als Leben. Und indem sie, als diese Erholung und harmonische Stimmung Aller, in der ätherischen Verkörperung ihrer schönen Sprache über Allen in dauernder Jugend schwebt, bleibt sie der

Himmel und klare Tag des zu sich kommenden Jahrhunderts. Nachdem Goethes Werther alle Herzen erschüttert, sein Götz das Mark des deutschen Volks geregt hatte, nach seinem Faustfragment, nach seinem Wilhelm Meister sah dem deutschen Jüngling und Mädchen, dem Studenten und den reifsten Männern die Welt inwendig und auswendig anders aus als den Leuten des vorigen Jahrhunderts. Der Grundton dieser Goetheschen Weltanschauung und Selbstempfindung ist, fortgepflanzt als Familienodem, Gesellschafts-Lebensluft, Bildungstemperament, so unreflektirt in die Sinnesart des heutigen, in des Jahrhunderts zweiter Hälfte lebenden Deutschen mit seinem Heraufwachsen im Heimathkreis übergegangen, daß er diesen Grundton gar nicht für Bildungs-Erbschaft und Form, sondern für seine und der Dinge Natur hält. Denn „was ist", sagt Goethe sehr wahr, „was ist der Himmel, was ist die Welt, als das, wofür eben einer sie hält", und wofür sonst wird sie zunächst jedes Menschenkind halten, als wofür die lebendige Sprache sie nimmt und gibt, mit der sein Leben und Denken von klein an heraufgekommen ist?

Daß nun die Anschauungsweise des heutigen Deutschgebildeten dergestalt in Grundzügen, wenngleich ihm unbewußt, von Goethe-schem Geist ist, das macht ihm die Auffassung von Goethes Charaktergestalt und Bildung, wie sie in der befestigten Erinnerung und in den Werken rein verkörpert über ihm und vor ihm steht, natürlich leichter; aber auch den Eindruck derselben weniger tief und mächtig: weil sie sein schon assimilirtes Organ nicht mit dem Bedürfniß der Befreiung aus anders befangenem Zustand und nicht mit dem Reize der Neuheit, darum auch nicht im gründlichen Schwung ihres Ausbruchs und thaufrischen Licht ihrer vollen Eigenheit wahrnimmt, sondern wie über etwas bereits Familiäres mit oberflächlicher Geläufigkeit darüber hinschlendern kann. Was der Genosse des gegenwärtigen Kulturzustandes vom Poesiegehalt Goethes im Umgang mit den schönen Werken selbst aufnehmen, welche Geltung er in seiner Gesinnung diesem Genius einräumen mag, welche Charakterseite des großen Mannes und Partie seines Lebens ihn zumeist interessiren kann, das bestimmt sich nothwendig vorerst im Allgemeinen nach dem Abstande der

gegenwärtigen Bildungsphase der Gesellschaft von den Kulturtagen, die aus dem Aufschwunge von Goethes Dichteranschauung und der Kulmination derselben sich in die Gesellschaft verbreitet haben. Denn neben dem, daß diese Kulturtage in den Abstrahlungen seines Lebensfortgangs und den nacheinander aufrückenden Werken am Horizont des Jahrhunderts hafteten und noch forttagen, sind ihre ersten Erleuchtungen und Erregungen in den Zeitgenossen mit verschiedengradigem und verschiedenartigem Uebergang in deren Ansichten und Bedürfnisse des gemüthlichen Lebens, deren Bestrebungen und getheilte Arbeiten des praktischen Lebens, zu Ansaaten von besondern Bildungsprozessen geworden, die von Geschlecht zu Geschlecht sich weitertrieben und abwandelten und durch die Produktivität und die Empfänglichkeit verschiedener Menschenklassen im Bienenkorbe der Kultur, und verschiedener Individuen in der Epochenfolge, ihre besondern Abschlüsse neben und gegeneinander, nach und übereinander suchten und fanden. Insofern alle diese, was ihre ersten Erweckungen und mächtigsten Impulse betrifft, von den lebhaft rührenden und mit stillster Unwiderstehlichkeit umstimmenden Zaubern Goethes anhuben, sind sie Generationen von einer und derselben Herkunft, Arten von *einem* Stamm, nach ihrer Theilung aber und Wandlung in Sonderprozessen wurden es Nebenarten, Spielarten, Abarten, Degenerationen. In diesem Betracht ist jede Kulturphase unsres Jahrhunderts vom bildunghebenden Geiste Goethes ebensowohl einerseits hergekommen als andererseits abgekommen; und weil obenein dies entgegengesetzte Verhältniß in den Facetten, die jede Kulturphase hat und auf die ihre individuellen Träger divergirend vertheilt sind, sich unterschieden wiederholt, so ist natürlich in jeder ein höchst mannigfaltiges Zurückkommen und Wiederanders-Zurückkommen auf Goethe wahrzunehmen.

Die ersten Zeitgenossen des überraschend schnell aufglänzenden Weltverjüngers wurden alsbald, je mehr der Dichter an die Wurzeln ihrer Gefühle und Wünsche griff und ihre Gesinnungen im sausenden Flug aufsträubte, um so lebhaftere Bekenner seiner Bedeutung für Alle. Die Jugend, entzückt und berauscht von

seinen Liedern und mit ihren eigensten Trieben aus den Sittenknoten, worein diese gepreßt waren, durch seine Leidenschaftspoesien zur Aufwallung in ein neues Leben gelöst, nahm eben so unwillkürlich, als sie ihm zufiel und anhing, alles was er schuf und versprach, als ihr angehörig und zugeeignet auf und war warm beschäftigt, ihr bisheriges Eigenthum und Wesen darnach zu schätzen und mit der Betheiligung an seinem Geiste zu erhöhen. Reifere Seelen, in welchen sich auch schon die Bildungsformen des alternden vorigen Jahrhunderts geklärt und zu schöner Individualität vereinfacht hatten, hefteten mit einer Neugier edler Art auf den reizenden und hinreißenden Sänger tiefe Blicke; und Männer, die mit selbstthätiger Zusammenfassung oder durcharbeitender Schärfe bereits auf ihre Hand aus der Sittlichkeit des verlaufenden Jahrhunderts zu größeren Einsichten oder in selbständige praktische Richtungen vorgeschritten waren, achteten in Hinsicht der Gesellschaftsverfassung und Befriedigung, welcher sie zusteuerten, den Dichter als Berufsverwandten so eigener Art, daß sie den Gehalt und Nachdruck seines Geistesaufgebots im Verhältniß zu den Stellungen, die sie eingenommen und dem Bereich ihrer Mittel zu erwägen und zu messen sich aufgefordert fühlten.

Aber eben so mannigfaltig und lebhaft bezeugte die allgemeine Bedeutung von Goethes so eigenartiger Erscheinung der Lärm im Lager des alten Jahrhunderts. Es fand sich durchaus von ihm angegriffen. An den erblichen Festungen seiner Behauptung und neueren Vorwerken seiner Versteifung rührten sich die Posten. Von der einen Seite gedachten die schulmeisterlichen Aufklärer und Gesundheitsräthe des Publikums ihn und seine ansteckende Schwärmerei noch mit geringem Aufwande von Witz und ihrem häuslichen Haberschleim für Kinderkrankheiten zu dämpfen. Von der andern hielten redliche Jünger des alten Christenglaubens die ergreifende Wärme des Seelenbewegers ihrem Heiligungskampfe so ähnlich, daß sie hofften und trachteten, durch Zeugniß und liebevollen Zuspruch ihn ganz herüberzuziehen ins rechte Geleis der Bekehrung. Andere Erweckte schöpften jedoch aus ihrer Demuth vor dem Herrn die Befugniß, durch brieflich ausgesprochene Verachtung seiner Person und Verwerfung

seiner ärgerlichen Vorstellungen sich ihm als seine Richter strafend bekannt zu geben. Und die wohlbestallten Zionswächter, die kapitelfesten Polizisten der Gesellschaftsmoral tobten in öffentlichen Zornmanifesten zur Vertheidigung der ständigen Meinungspflichten und Wohlanständigkeits-Rücksichten und riefen gar ernstlich die hohe Obrigkeit auf, nachdrucksamst einzuschreiten gegen den gemeinschädlichen Gewissensruhestörer und ruchlosen Sittenverderber.

Also gleich in der ersten Aufgangsepoche Goethes, als er selbst nach Jahreszahl, Erziehungsform, bürgerlichem Charakter, Werktags- und Sonntagstracht noch im achtzehnten Jahrhundert stand, kam schon an der Vorschwelle von dessen letztem Viertel zur unverkennbaren Gewißheit, daß er es als Phosphoros zum ersten Viertel von der Kultur des neunzehnten Jahrhunderts umstimmte. Nicht bloß auf Geschmack, Sprachkunst, belletristisches Vergnügen erstreckte sich seine bewegende Poesie, sondern in alle Gebiete, die das individuelle Denken und Leben nach allgemeingültigen Begriffen zu bestimmen das Recht oder den Anspruch haben, in Vernunftaxiome, Maßgaben, wie sie die öffentliche Zucht, der Staatsschematismus oder die soziale Konvention fixirt hatten, bis in die Gründe und Höhen der Moral und der Religion schlug der Dichterflügel. Diese Empfindung derjenigen Zeitgenossen, welche andern Interessen als dem der schönen Literatur, vielmehr der wissenschaftlichen und positiven Dogmatik, der Kritik des praktischen Lebens und Homiletik hingegeben waren, daß Goethes Poesie gleichwohl sie und ihre Interessen gar sehr angehe, daß jeder von ihnen, um seine Zwecke zu behaupten, mit der starken Anschauung des Poeten sich benehmen und durch Vergleich oder Abwehr fertig werden müsse, hat sich im weiteren Verlauf in gleich ausgedehntem Sinn unter immer wechselnden Formen wiederholt. Mitfolgend hat bis heute jeder natürliche Zweig unserer Bildungsentwicklung, jede Klasse von Führern und Vordrängern des Gemeinlebens und Zeitgeistes und jede Individualität von besonderem Beruf mit Goethe nach eigenem Maße zu thun. Da jede sich schon in einem besondern Stadium und Verhältniß zu seinem Geiste trifft, findet sie sich auch bewogen

und berechtigt, nach dem Bedarf ihrer Aufgabe und ihrer Kräfte seine produktive Anschauung sich zuzueignen und zuzuschneiden, seine Autorität zu verwerthen und zu beschränken. Sie muß und will nach ihrer Oekonomie mit ihm ein Ende machen. Und das müssen und wollen die von einander entlegenen Betriebe, wie sie im Umfang, und die einander bestreitenden Stellungen, wie sie im Inhalte jeder Kulturentwicklung liegen, in so verschiedenem und entgegengesetztem Sinne, daß in der unsrigen, je mannigfaltiger „Goethe und kein Ende!" gerufen wird, um so weniger ein Ende werden kann.

Die Stellung des Dichters, die Stellung der Poesie überhaupt zu den positiven Begriffen und Disziplinen des Weltverstandes und der Sittlichkeit wurde gegen jene von Goethes erster Aufschwungsepoche zur umgekehrten in dem Prozeß der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, in welchem sich mit der Kulmination der Dichtererscheinung Goethes der Durchbruch des modernen Geistes vollzog und ins neunzehnte Jahrhundert als Geist unserer Bildung verbreitete.

Dieser Durchbruch erfolgte als Umstellung der Poesie im Range unter den Kulturfakultäten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte in der deutschen Gesellschaft, der Goethe entwuchs, die Ansicht, daß die Poesie wesentlich dienende Form sei, die ihren Gehalt nicht aus sich, sondern aus der positiven Oekonomie der Wirklichkeit zu schöpfen, ihre Zwecke nicht in sich, sondern über sich in der prosaischen Weisheit und Tugend, der loyalen Gesinnung und rechtgläubigen Gottseligkeit habe. War ihr schon gestattet, die Gemüther von diesen Aufgaben und Gesetzen zeitweilig zu entbinden, so doch nur auf den Grund ihrer wesentlichen Werthlosigkeit und unter dem Selbstverstande, daß das Schäferkleid ihres Getändels und ihre Gaukelei in der Ballmaske am Tag der Wirklichkeit nichts gelte. Sonst sollte sie nur als submisse Randverzierung bei fürstlichen und Honoratioren-Kasualien, als Front- und Schlußornament gelehrtinstruktiver, weltlich und geistlich regulativer Werke dienen. Um geschätzt zu werden, sollte die Poesie nützen, belehren, bessern, d. h. ihre grünen Reiser zu Rechenstäbchen und Ruthen für die

Schule, ihre Blüthen und Würzen zum offizinellen Gebrauch für die Apotheke der Weltklugheit und der Moral, die Pulse und Noten ihres Wohllauts für den Glöckner- und Kantordienst nach der Liturgik der Kirche einrichten. Daher eben kam es ganz folgerichtig, daß die regelfesten Doktrinäre des gemeindeutschen Pflichtensystems die Spiele des jungen Frankfurter Poeten, die am hellen Tage Kinder und Alte fortrissen, und seine wie bitterer Ernst wirkenden Lebensgemälde darauf examinirten, ob sie auch die richtigen Stempel plausibler Vorstellung und den gehörigen Abtrag von Sporteln an die Moralkanzlei aufweisen könnten; die Lehrer und Censoren der schönen Wissenschaften den Mangel eines nüchternen Fabula docet von besserer Gemeinnützigkeit rügten; die Religiösen einen solchen Ueberschwang nur zugeben wollten, wofern er vom rechten Glauben wäre. Denn überall wußte man damals von keinem Werthe der Poesie, den sie nicht von den positiven Kulturinstanzen zu Lehen trüge.

Zwar rückten bereits die Würde der Mission und die besondern Rechte der Poesie in ein neues Licht, namentlich durch Klopstock und durch Lessing. Allein Klopstock, der seine poetische Begeisterung durch Thatversuch für gewachsen der Geschichte aller Geschichten, und der höchsten überweltlichen Weltordnung adäquat erklärte, unterwarf nichtsdestoweniger ihre Imaginationen eingestandenermaßen dem Kanon der orthodoxen Dogmatik und retraktirte pflichtlich die Partien seiner Messiade, worin er unversehens gegen denselben verstoßen. Und Lessings Urtheil über Goethes Werther, das einen recht cynischen Schluß forderte, war das leibhafte Geschwisterkind von Nicolais lehrhaft schmutziger Parodie der Wertherfabel. Es ist ja aber bekannt genug, nicht allein, wie sehr gegen diese Kontroversen der Zeitbildung wider Goethes Jugendpoesie der Enthusiasmus der Mitlebenden für dieselbe hoch und breit überwog, sondern auch, wie im Ganzen unter den Fortschwingungen der Schule Klopstocks, den kritischen und dichterischen Leistungen Lessings, dem Zuwachs von so erheblichen andern aufgekommenen Kunstpropheten, Sängern, Belletristen damals die Neigung zur Poesie in allen gebildeten Kreisen, die Vorliebe für Lesen und Leben in Dichter-

hainen, das Interesse für ästhetische Literatur mehr als jeden andern Literaturzweig von Jahr zu Jahr überhandnahm. Und damit wurde thatsächlich in den drei letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts die Poesie immer autonomer.

Wo damals diese Emanzipation der deutschen Poesie von den andern Gesellschafts- und Kulturmächten auf das gelindeste, stetigste, umfassendste vorging, das war in der Selbstentwicklung und Selbstbildung Goethes, wie sie in dessen so ganz eigenthümlicher bürgerlichen und sozialen Stellung am Weimarischen Hof und Staat sich ausreifte. Ganz eigenthümlich müssen wir sie nennen, da sie von der einen Seite eine Folge von Hofrollen, von Dienst- und Amtsbekleidungen, von förmlichen Missionen für innere und äußere Verhältnisse des Herzogthums, von der andern eben so völlig freie Genossenschaft des Genius an den Zwecken und Genüssen des Fürsten, dem Leben und den Bestrebungen der ihm Angehörigen und der Bewegung ihres empfangenden und thätigen Antheils an Geist und Bildung war. All diesen praktischen und geselligen Verhältnissen zur näheren und ferneren Mitwelt wußte der originelle Gast gerecht zu werden, wußte die Geschäfte und Ergötzungen des Heimathbezirks, die verbindlichen Bezüge über diesen hinaus, Korrespondenzen mit praktischen Fachmännern und Gelehrten, Künstlern und bewegenden Geistern der Zeit zu führen und seinen Umgang in weitgezogenen Kreisen der Rücksicht, Gunst, Neigung und enggeschlungenen der Mitbegeisterung, Freundschaft, Liebe geehrt, hochgeschätzt, lieb und theuer zu machen — alles in den Spitzen zusammenbiegend zu einem einigen Selbstzweck: dem Zweck reiner Vorstellung, harmonischen Daseins-Genusses in thätiger Anschauung der natürlichen Schöpfung, der Gesellschaft, der wahren und wirklichen Welt als vollkommener Entwicklung seiner Seele, Vergegenwärtigung seiner totalen Individualität. Das innere Gesetz, dem Goethe all seine Verhältnisse und Handlungen unterwarf, war sein persönlicher Dichterberuf; der Anspruch, welchen er allen bedeutend ihm Verbundenen für sich abgewann und für sie zudachte, die Läuterung und Förderung seiner schöpferischen Anschauung, und ihre sympathische Betheiligung am Ausdruck

derselben. Und gleichermaßen achtete und brauchte er die Wissenschaft, die naturerklärende und die sittenregelnde, mit Lösung ihrer Formeln in die bildende, ihrer Spannungen in die befreiende Bewegung seiner konkreten Selbstanschauung. Ausübend also behauptete er die Mündigkeit der Poesie, die Idee des Schönen als positives Prinzip, und thatsächlich an seinem Theil die Selbstherrlichkeit der Kunst.

Zu dieser Thathandlung des Genius verhielt sich die gebildete Mitwelt nicht einfach konzentrisch. Zwar ein vorwiegendes Interesse für schöne Literatur und ein gesteigertes Poesiebedürfniß war verbreitet, im Allgemeinen aber nicht mit diesem Bewußtsein der absoluten Berechtigung, wie es dem produktiven Genius natürlich war, wie es hingegen den Andern in dem Maße als sie am bildenden Genusse des Schönen mehr empfangend und minder selbstthätig theilnahmen, mehr oder minder abgehen mußte. Durchschnittlich angesehen, brachte Goethes Genius das an den Tag, worauf insgemein die offenen Gemüther, die sinnigen Kinder der Zeit alle zuwollten, ohne doch es recht zu wissen und zu wagen. Die nächste Wirkung in die Breite konnte keine andere sein als Ueberraschung in entgegengesetztem Sinne.

Als Goethe in Italien weilend und zurückkehrend nach Weimar die erste Sammlung seiner Werke und neben ihren abschließenden Bänden Aufsätze und Monographien herausgab, die seine produktive Anschauung der organischen Natur, und der Menschenwelt im Künstlerblick, darstellten, und sofort neue poetische Schriften erscheinen ließ, erwiederte dieser Aufrichtung seines Genius im Angesichte der Heimat ein mannigfaltiger Ausdruck des Unerwarteten, befremdlich Ergreifenden. Die gemeinsame Empfindung war, daß diese vielartig reizende Erscheinung hinaus sei über die herkömmlich herrschenden Kulturformen, mit welchen die Meisten noch nicht glaubten gebrochen zu haben, oder abzurechnen jetzt erst sich genöthigt sahen, um unbedenklich dem Zuge des Dichters folgen zu können. Diese Abrechnung vollzogen von den Anhängern Goethes die lebhaftesten, seinem Geist am frischesten zugebildeten. Sie priesen seine Poesie als Kultur-

Evangelium, als Befreiung der naturgleichsten Denkart, Erhöhung und Verklärung des Menschenlebens. Dagegen machte in der Weimarischen Gesellschaft, der Goethe offiziös angehörte, die Ueberordnung seines Dichterberufs über alle seine praktischen Beziehungen, die jetzt erst recht deutlich hervortrat, und die Befriedigung seiner natürlichen Individualität in stillschweigender Abtrennung von seinem sozialen Verkehr den Eindruck wesentlich veränderter Stellung und Gesinnung, und erschien diesen Altvertrauten auch in seinen Dichtungen die freie Naturoffenheit als eine Wendung seiner Poesie ins Würdelose, hinwieder sein gleichzeitiges Beobachten der Stetigkeit der Natur in der Genesis und Bildung organischer Geschöpfe, sein Verfolgen der Einheit in den Farbenerscheinungen, wie ein Herabsinken aus der Poesie in einseitige wissenschaftliche Richtungen. In leiseren und lauteren Stimmen hob sich dem Dichter aus diesem Kreise der Vorwurf entgegen, daß seine naturgenießende Lebensfassung und die totale Versenkung seiner produktiven Idealität in die Sinnlichkeit unverträglich mit den Verbindlichkeiten, die er in eben diesem altvertrauten Kreise so lange, so reichlich und innig gepflogen, und mit der allgemeinen Sittlichkeit unverträglich sei. Selbst der Herzog, der Goethes amtliche Stellung und Befugniß, wie er es wünschte, für die Zwecke seines Dichterberufs eingerichtet, und der bei der rücksichtsvollen, durchaus wohlthätigen Art, wie der Vertraute ihm, seiner Familie und seinem Hof Gesellschaft leistete, die der Sozietät verdeckte privateste Freilebigkeit des Freundes vielmehr ermunterte als daß er sie ihm hätte verargen mögen, konnte doch nicht umhin, die poetische Ausstrahlung dieses um die Gesellschaftsmoral unbekümmerten individuellen Naturkultus, die römischen Elegien, gegen den Herausgeber als eine Poesie zu bezeichnen, die in dieser Form nicht hätte veröffentlicht werden dürfen, da sie, zu unverschleiert, das Sittengefühl beleidige. Auch Herder, dessen Antheil an der Selbstbildung Goethes, wie der wechselseitige Goethes an Herders Bildungsaufschlüssen und Ideen bisher der innigste war, und den er auch der jetzigen Entstehung seiner neuen Schriften als vertrautesten Theilnehmer und Beurtheiler nahe hielt, fühlte mit leise wachsender Bitterkeit, wie

der Charakter des Freundes von dem Ideal, das seine Begeisterung in ihm gesehen, und die produktive Anschauung desselben von den Zielen, auf die sein eigener vielseitiger Beruf hinstrebte, unaufhaltsam divergire. Noch früher aber und peinlicher äußerte sich von Seiten des Verhältnisses, welches längsther unter seinen Weimarischen das zarteste totaler Freundschaft gewesen, der Anstoß an der neuen Fassung seiner privaten Lebenslust, der es zerstörte, als Vorwurf schnöder Untreue, unbegreiflichen Abfalls von seinem besseren Selbst und unentschuldbarer Frivolität auch seiner Poesie. Und die sympathische Einstimmung in diesen Vorwurf, wie sie Goethen aus der feineren Gesellschaft Weimars mannigfaltig fühlbar ward, ließ ihn nicht ohne eine Verstimmung, die auf die Wahl des poetischen Theiles seiner neuen Schriften zurückwirkte. Er hielt mit seinen größeren Vorhaben noch zurück und gab geringere, in wenig schwunghafter Form ausgeführte. Indem nun dieselben bei der Lesewelt, zumal der, die schon groß von Goethe dachte, unter der Erwartung blieben, entstand zunächst auch in weiteren Kreisen, wie in dem verstimmten engeren, von dem gesammelten Aufgang des Dichters, der bald sich wirklich als Kulmination bewähren sollte, die zweifelnde Auffassung, daß er schon Niederneigung sei. Denn gegen die gewaltige Macht des Faustfragments erschien etwa noch oder kaum der lebensvolle Egmont und gegen die seelenvolle Schönheit der Iphigenie der zartpathetische Tasso gleich hochgehalten, gewiß aber der Großkophta, Reineke Fuchs abgespannt, kalt, frivol.

Allein dieser Eindruck eines Rücktritts im Schwunge von Goethes Produktion machte den nächstfolgenden der Stärke seiner plastischen Anschauung, wie Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea, nebst Idyllen, Balladen, Gnomen und einem neuen lyrischen Flor ihn bewirkten, desto frappanter und imposanter. Und für ebendiese reiche Gruppe glänzender Erscheinungen, die den Hochstand seiner Poesie darstellten, waren die Bedingungen ihres Hervortritts und die Friktion desselben an den Aufnahme-Kreisen ganz dazu angethan, ihr im Selbstgefühle des Genius und in der Bewegung der Mitwelt den frischen und vollen Charakter einer Kulmination deutscher Poesie zu geben.

Was nämlich zu jener vorläufigen Verstockung und Verstimmung der genialen Zuversicht Goethes den empfindlichsten Anstoß, und von dem sie verursachenden aus jenem ihm nächstverbundenen Kreise sich regenden Vorwurf seines Abfalls in egoistischen Naturgenuß den stärksten Ausdruck, und überhaupt für die Erhellung der Differenz zwischen dem Anspruche der Poesie Goethes und den Ansprüchen des gebildeten Publikums im Vaterlande das wirkliche Hauptmoment abgab, das war Schillers Auftritt neben Goethe.

Als Goethe mit dem Geschäft seiner Werkesammlung nach Weimar zurückkam und in seine neugefaßte Stellung eintrat, stand hier Schiller bereits in Verbindung mit den literarisch Thätigen und persönlicher Freundschaft mit den bedeutendsten Männern Weimars und Goethes alten Freunden. Durch das Band der Liebe, das zwischen ihm und den Schwestern Lengefeld sich wob, ward er in zartvertraulicher Theilnehmung dem Weimarischen Damenkreise, der längst des Dichters Goethe vertrautester Umgangszirkel war, gerade in dem Zeitpunkte verknüpft, als die Erneuung dieses Umgangs mit Goethe in der langjährigen Seelenfreundschaft beklommen gesucht, befremdet wiederversucht, durch Goethes Bestehen auf seinem privaten Genußleben vereitelt, in bittere Kränkung durch seinen Naturkultus und Aergerniß an der freien Natürlichkeit seiner Poesie hinübergetrieben wurde. Der Kampf um Goethes idealen Werth und den Wiedergewinn seiner beseelenden Wärme, und der Wunsch einer Annäherung Goethes an Schiller war in diesem Freundschaftskreise gleichzeitig sowohl im Interesse der Förderung Schillers als der Hebung Goethes aus einseitiger Leidenschaft, in wiederholter vorsichtig schwankender Bewegung. Gerade diese Verwicklung mußte der Annäherung die Unbefangenheit nehmen. Da nach der rein verstandenen Natur des Falles entgegenkommen nur Goethe konnte, und da er, bei dieser Verwicklung desselben, nur um so zurückhaltender war, erfuhr Schiller in eigenem Bezug die persönliche Unnahbarkeit und Abgeschlossenheit, von welcher er die Freunde und Freundinnen Goethes im Tiefsten verwundet wußte; und indem er diese schlimme Kehrseite der genialen Selbst-

behauptung mit der gründlichen Schärfe des Urtheils bezeichnete, die ihm eigen war, blieb gewiß der bündige Ausdruck, den Schiller der leise durch die Sozietät gehenden Klage lieh, Goethen selbst nicht unvernommen. Durch dieses sympathetische Verhältniß Schillers zu der engeren Gesellschaft, mit welcher Goethe unter allen Umständen sich verträglich zu stellen hatte, und zu ihren Beschwerden, und dadurch, daß seit Schillers Anstellung zu Jena und seiner Vermählung mit Lotte Lengefeld diese Sympathie der Weimarischen für ihn und das Halten auf seinen Geist und Charakter in gleichem Verhältnisse zunahm als ihre Theilnehmung an Goethe und seiner Produktion herabgestimmt war, fand sich der vornehme Meister im eigenen Lager von Schiller angegriffen und beeinträchtigt. Nicht minder aber sah er im ganzen Umkreis der deutschen Mitwelt sich und seiner Poesie den Weg durch Schiller vertreten.

Schiller war gleichzeitig mit Goethes angehender Werkesammlung seinerseits in die zweite Epoche seiner Erfolge als Dichter mit dem Don Carlos eingetreten, der die große Popularität, die der dramatische Feuergeist schon hatte, überall in Deutschland warm erhielt und steigerte. Unter den fortwährenden Mittheilungen seines hervorbringenden, darstellenden und urtheilenden Geistes in seiner Thalia, dem Merkur, der Literaturzeitung war und wurde diese Popularität Schillers mehr und merklicher, als jene Goethes durch dessen wieder aufgenommene und neue Publikationen, in Kontinuität erhalten, und sichtlich fiel sie auch jetzt seinem neuen Auftritt als Geschichtschreiber von blühendem Stil und Sammler von Hauptstücken der Historie unter große leitende Gesichtspunkte rascher, lebhafter, allgemeiner zu, als den gleichzeitigen naturerklärenden Abhandlungen Goethes.

Die Schärfe und Spitze aber dieser in so enger Nähe und so weitem Bereich beglaubigten Nebenbuhlerschaft mit Goethes Dichteransehn lag in dem prinzipiellen Gegensatze des Dichtercharakters. Wenn Goethes Genialität die Idee in der totalen Wirklichkeit schaute: Schiller im Gegentheil war ausgegangen von dem Widerspruche der Idee und der Wirklichkeit; die Schönheit, die Goethe als reine Wahrheit der Natur ergriffen hatte, suchte

Schiller in der Unterwerfung der Natur unter den Geist, und die Poesie, die Goethe in der Hingebung der ganzen Seele an die Sinnlichkeit als Befreiung der Individualität übte und mit Schöpferbehagen genoß, übte Schiller als Kampf des vernünftigen Willens gegen die Sinnlichkeit und Sieg der Idee in der Aufopferung der Individualität. Bei dieser Spannung und Richtung seines Talents hatte nothwendig die Entwicklung von Schillers Poesie sich auf die Vorstellung, Gestaltung, Steigerung des praktischen Ideals der Menschheit zusammengezogen. Indem er die stärksten Triebe des individuellen Lebens in ihren Konflikten mit den realsten Mächten und den allgemeinsten Pflichten zum pathetischen Ausdruck schwellte, erschien er als ein kühner Richter der gemeinen Welt und schlagfertiger Anwalt der allgemeinen Menschenrechte, ein begeisterter Prophet moralischer Größe und erhabener Opferpriester des Vernunftgesetzes. Dabei schien seine Poesie sich vollkommen zu bescheiden, daß die Wahrheit und Güte über ihr zum eigentlichen Ausdruck nur durch reinen Verstand und vernünftigen Willen komme, den die Kulturfakultäten der Logik und Moral bestimmen, welchen verglichen ihr Organ der Vorstellung in dem Maße, als es einnehmender und rührender wirke durch sinnliche Einbildung und Empfindungsreiz, auch unreiner und zweideutiger sei.

In aller Strenge ihrer Forderungen und Hoheit ihrer Ansprüche galt daher Schillers Poesie der strebenden und gebildeten Gesellschaft für grundsätzlich ihren normalen Instanzen botmäßig, selbstlos ihren allgemeinen Interessen ergeben, und dieser Dichter mit all dieser Gedankenmacht und volltönenden Sprache seines Kothurns nur für den edelsten Herold ihrer Moral. Dies machte ihn ebenso wie seine eigenthümliche Einflechtung in die Sympathie der Weimarischen Sozietät zum nächststehenden und stärksten aller Gegner Goethes, indem die aktuelle Form seiner Popularität gerade auf die Differenz des heimathlichen Zirkels und der gebildeten Zeitgenossen mit dem Anspruche der Poesie Goethes und seiner genialen Selbstbestimmung traf. Wirklich in diesem Charakter war gleich dem heimkehrenden Goethe Schiller öffentlich in der Rezension seines Egmont gegenübergetreten,

welche bei der ausgesprochensten Würdigung der Dichtergröße des überlegenen Meisters in dem, was sie an der Zeichnung des tragischen Helden und der metaphorischen Krönung seines Pathos rügte, die Forderung der moralischen Würde und des ernstlichen Opfers der Individualität geltend machte. Indem Schiller ferner in einer Folge von Abhandlungen über die Mittel, Bedingungen, Formen der Tragik dieses sein Bekenntniß des maßgebenden sittlichen Zwecks der Kunst verfolgte, hielt er, auch mit Anerkennung der natürlichen Schönheit einer harmonisch entwickelten Individualität, die Unerläßlichkeit bewußter, der Neigung gebietender Sittlichkeit fest. Seine Anmerkung, wie ohne diesen Primat des Geistes die sinnliche Grazie in animalische Ueppigkeit, die schöne Individualität in schwerfällige Fleischlichkeit zu sinken Gefahr laufe, war schonungslos anzüglich auf Goethes gleichzeitige Situation und persönliche Befangenheit in jenem, seinen Altverbundenen und Schillers Neuverbundenen so anstößigen Verhältniß.

Allein der kritische Prozeß, dessen negativer Zug mit dieser speziellen Anwendung gegen Goethe an seine äußerste Grenze rührte, hatte mit ebenderselben seinen Wendepunkt ins Positive und in schlagende Entscheidung für Goethes vollgültige Genialität erreicht. Von Anfang nichts weniger als eine persönliche Fehde, vielmehr im Bedürfniß reiner Abrechnung mit der eigenen bisher geübten Virtuosität und strenger Frage nach der Erstreckung ihrer Befugniß unternommen, war er, als ein Examen rigorosum des Kunstproblems im Allgemeinen, mindestens ebensosehr gegen sich als gegen Goethe gerichtet. In dieser Entschließung gründlichster Aufrichtigkeit bewegte sich zwar gegen Goethes gleichzeitig von befreundeten Seelen und von Schiller selbst erfahrene Verschlossenheit ein Gefühl von Haß, jedoch ging demselben das Geständniß zur Seite, daß über sich selbst als Dichter kein Urtheil ihm wichtiger und zuverlässiger sein könnte als Goethes. Und wie dies ihm aufgenöthigte Zurücktreten von Goethe auf sich doch nur Bestärkung in dem schon vollzogenen Rücktritt von der eigenen Poesie auf Schulung des Geistes in Geschichte und kritischer Selbstbesinnung war, dies aber mit dem Vorbehalt, nach

dieser Askese mit gereinigter und voller Kraft sein Dichten wiederaufzunehmen: so war parallel diesem Vorbehalt auch der zugleich mit jenem Haßgefühl betheuerte, daß er groß von Goethe denke und seinen Geist wegen der steten Richtung auf ein Ganzes lieben müsse. So gewiß nun der denkeifrig ausgeführte Rückgang Schillers von der eigenen Poesie auf ihre abstrakten Gründe der Weg wurde, auf welchem er dem Aufschwung zur Höhe seiner Poesie sich zuversichtlich näherte, so sicher war der mitbewegte Widerschlag wider Goethes Verschlossenheit Zuversicht auf dessen Idealität und unaufhaltsame Annäherung an seinen großen, auf ein Ganzes gerichteten Geist. Festhaltend an der sittlichen Aufgabe der Kunst und ihrer Lösung mittelst vollkommener Durchdringung von Geist und Natur, wurde Schiller Schritt vor Schritt von dem naturwidrigen Moralgebot auf die zwanglos gute Neigung, von der abstrakten Vernunft auf die produktive Vorstellung, damit auf die prinzipielle Natur des Schönen geführt, das weder von der Moral noch der Vernunftlehre abgeleitet, naturbefreiende Geistesmacht und freie Natürlichkeit des Geistes sei. War ihm die ästhetische Sittlichkeit nun nicht mehr bloß konzessionirt von der moralischen, sondern vor ihr bevorrechtet, sofern sie den Menschen in den Grundbestandtheilen seines Wesens, in welchen ihn die andern Kulturfakultäten entzweien, vereinigend vollendet, die Kunst also vollkommene Bildung, die Poesie Bildung des ganzen Menschen ist, so ruhte die Möglichkeit und die ganze Stärke dieser Ueberzeugung auf dem Vollbegriff der Individualität. Nur dann kann ja, und nur darum die ästhetische Bildung und Kunst den Menschen in seiner wahrhaften Natur sittlich vollenden und frei machen, wenn und weil er in sich eben so ganz geistiges als natürliches Wesen ist. Und so war Schillers begeisterte Rechtfertigung der Mission der Kunst begeisterte Erkenntniß der Berufshöhe Goethes und Rechtfertigung der Standhaftigkeit, mit der Goethe für die Entfaltung seiner Poesie ein anderes Gesetz nicht anerkannte als das Totalbehagen seiner natürlichen Individualität.

Sofort erfolgte der öffentliche Antritt von Schillers Sachwalterschaft der Poesie als der oberherrlichen unter den Kultur-

mächten und seine persönliche unwiderstehliche Annäherung an Goethe, erfolgte unter Schillers erwärmendem und hebendem Antheil der leuchtende Aufzug der Goetheschen Dichtung in den Erscheinungen ihrer Kulmination und Schillers dialektische Proklamation der Aesthetik in der Form, wie sie maßgebend wurde für den allgemeinen Bildungsfortschritt, erfolgte Goethes und Schillers Bund und Wetteifer in Poesie, Kunstsinn, Theater und der Durchbruch des neuen Geistes des Jahrhunderts in der deutschen Nation — alles im Schwung und Zusammenhang einer und derselben Handlung.

Dieser bestimmte Zusammenhang war es, der dem Hochauftritt der Goetheschen Poesie die größtmögliche Federkraft so in der allgemeinen Wirkung wie unmittelbar im Selbstgefühle des Dichters gab. Gewiß: was konnte Goethen in dem Zeitpunkte, wo er seinen Wilhelm herauszugeben mit halbgezwungenem Entschluß und ernstlichem Zweifel am glücklichen Ende angefangen, Aufrichtenderes begegnen, als daß der stärkste Rival seines Dichteransehns in zartgewonnenem offenem Meinungstreit und raschvertieftem Austausch der unveräußerlichsten Maximen sich ihm als sein redlichster Bewunderer enthüllte? Was ihn gerührter und heiterer aus der Verstimmung heben, als daß der Mann, welchen er bis diesen Augenblick von jenem Mißverständniß, das seinen nächsten Umgangskreis ihm schwierig machte, für den bedeutendsten Vertreter und im großen Publikum für den Befestiger des Mißverstandes halten mußte, der seine Poesie in Nachtheil setzte, auf einmal mit edler Offenheit in einer krystallklaren Sprache ein Verständniß seiner Genialität ihm darthat, groß, wie er es bei den lebhaftesten seiner Anhänger nicht gefunden, bewußtvoll, wie es kein anderer in der lebenden Welt ihm entgegenbringen mochte, und so rein zuversichtlich, daß die Erschütterung zum Zweifel, die unausbleiblich ist, wenn einem Sterblichen sein Eigenstes in der Stärke seines höchsten Anspruchs ausgesprochen wird, der Ueberzeugung und Ermuthigung durch diesen Odem der Wahrheit weichen mußte. Und nicht genug: als dergestalt dieser ebenbürtige Geist der genialen Produktivität Goethes nach ihrem innersten Impuls die Freiheit wiedergab,

machte ihr derselbe schon auch äußerlich Bahn mit der Einladung zum beitragenden und mitleitenden Eintritt in seine konstitutiv-ästhetische Zeitschrift; und indem in dieser Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ und die anmuthigen Episteln, und jene römischen Elegien erschienen, gegen deren Abdruck die alten Vertrauten sich erklärt hatten, waren sie das Morgengewölk des Kroniden, das aufrollend Schillers Horen das Thor öffneten zur hohen Ausfahrt des Olympiers Goethe. Ihm zuerst hatte Schiller auch die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“, in welchen gleichzeitig die Horen das selbständige Reich des Schönen verkündigten, zum Vorkosten gereicht, und sie flossen durch des Dichters Adern als ein köstlich heilsamer Trank: da Goethe in ihnen „das, was er für recht seit langer Zeit erkannte, was er theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand“. Inzwischen waren aber auch schon die Bücher, in welchen Goethes Wilhelm Meister die reine moderne Weltanschauung entwickelte, zuerst unter Schillers Augen und durch seinen Geist gegangen, und wie dessen tiefe Auffassung derselben auf Goethes Ausführung bestärkend, erwärmend in einem Grade zurückwirkte, daß sie förmlich mitdichtend wurde, so gab Schillers Begeisterung, die sich an Goethe über diesen Roman bei der Vollendung in Urtheilen richtete, welche nach allem, was fernerhin Eingehendes und Geistreiches darüber ausgesprochen worden ist, an Innigkeit und Feinheit einzig bleiben — sie wie Nichts anderes gab dem großen deutschen Dichter das seligsichere, fruchtbarfortschwingende Gefühl seiner Epoche. Er selbst hat Schillers Theilnahme als die höchste und die Briefe, die ihren Ausdruck bewahren, als ein Geschenk für immer an die gebildete Welt bezeichnet; er selbst den „alle seine Wünsche und Hoffnungen übertreffenden“ thätigen Einverstand mit Schiller einen „neuen Frühling“ seines Lebens genannt, „in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging.“ Die Blumen dieses Frühlings brachte Schillers Musenalmanach, in den auch die wunderleichtlebigen venetianischen Epigramme einflossen, und in den Horen stellte Schillers Abhandlung „über naive und

sentimentalische Dichtung", diese Urkunde des gesammten Poesiegebiets nach festen Gemarkungen, in die Mitte seines Umfangs auf die Höhe der modernen Poesie Goethes Dichtergestalt im klargespiegelten Licht ihrer Ausstrahlungen.

Von dieser mit so hochsinnigem Ernst um ihn wallenden Bekräftigung seines Berufs getragen, zeitigte Goethe in der warm theilnehmenden Nähe Schillers mit gemüthvoller Leichtigkeit das tiefsittliche und in klassischer Formreinheit deutscheste seiner Gedichte Hermann und Dorothea. Und wie zu diesem unverlöschlichen Gebilde seines Genius und zur Vollendung jenes lichtgesättigten Romans, war noch zur Wiederaufnahme des Faust der Antrieb des edeln Genossen wesentlich bewegend; so daß unter Schillers Antheil auch die Ausgestaltung von Fausts Erstem Theil hervorging, die mit jenen Epen und den schönsten der Elegien, Idyllen, Gnomen, Romanzen, Lieder Goethes den Sommersonnenhochstand seiner schöpferischen Kraft, den Hochstand deutscher Poesie an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet.

Auch für den nachdrucksvollen Eindruck dieser Kulmination in der Mitwelt war die Verknüpfung ihres Vorgangs mit Schillers praktischer Charaktermacht und Perikleischer Popularität höchst bedeutend. Das erweckende Aufsehen bei den Einen, unwillige Staunen bei den Andern, daß der, welcher als Züchtiger weltlicher Unsitte und Vertheidiger strengster Moral sie begeistert, nun für den Fürstengünstling Goethe und seine Genußpoesie, und im Prinzip für die Freiheit der Kunst vom Gesetz der Moral sich so hochherschreitend erkläre, ergab sofort eine ungleich gereiztere Aufmerksamkeit auf die Dichtergestalt, Kunstform und Hervorbringung, die er für mustergiltig pries, als derselben ohnedies würde zu Theil geworden sein. Die Publizisten sodann, die bisher als Kulturführer einiger Popularität genossen oder ihr zustrebten, fanden sich von den Schiller-Goetheschen Horen, die so diktatorisch über ihren Häuptern sich aufpflanzten, um so empfindlicher gestört, als diese die bisherigen Größen der poetischen, kritischen, unterhaltenden Literatur nach neuen Maßstäben zensirten

und etliche anmaßliche Ventilatoren des Zeitgeistes ganz gehörig geißelten.

Solcher Konkurrenten kurzsinnige Proteste und schnöde Auslassungen veranlaßten von Seiten des Heroen-Paars die Xenien, diese echtpoetischen Geschosse der Kritik, deren leichter Flug und rhythmische Kürze im Treffen des Gegners auch schon ausdrückte, wie hoch und weit über ihn hinaus der spielende Pfeilsender sei. In der dichten Folge und weiten Umherstreuung ihrer eben so schonungslosen als unblutigen Darniederstreckungen erwiesen sie sich als olympisch unbekümmerte, blitzgeschwinde Manifeste der Souveränetät der Poesie in der hellen Gegenwart, über dem ganzen dermaligen Kulturstande. Denn an Poeten und Philosophen, Akademie und Theater, an Dogmatikern der Naturwissenschaft, Rationalisten und Mystikern, politischen Agitatoren und wässerigen Pädagogen, Prinzipalen und Handlangern der Literatur übten sie mit schwirrendem Flügel ihren heitern Uebermuth. Das war der tumultuarische Einschnitt des Räderschwungs der Epoche Goethes in die Breite und Masse der Zeitgenossen: er verlieh der Erhebung der Poesie durch gewaltige Friktion eine Wirklichkeit, die ihre reine stille Macht, wie sie unmittelbar hinter den Xenien in den Schiller-Goetheschen Votivtafeln leuchtete, für sich allein so rasch und empfindlich in der Lesewelt nicht gewonnen hätte. Denn durch ihre persönlichen Bezüge waren die Xenien der Majorität der Mitwelt ein Skandal. Selbst Viele, die bereits in Verständniß und Hochschätzung Schiller und Goethe nahestanden, ärgerten sich daran, so daß die mehr zu Goethe geneigten auf Schiller, die mehr für Schiller eingenommenen auf Goethe den Tadel frecher Vermessenheit warfen; und wenn bei diesen hinwieder die versöhnende wechselsweise Vertheidigung der Dichter durcheinander die Verwirrung in erhöhtes Verständniß lösen konnte, durchschnittlich schlug die moralische Mißbilligung dermaßen vor, daß ihr Bedenken, und das Vertheidigen einzelner mitüberrittener guten Leute, und dabei eine Verkennung der großen in diesen kleinen Schelmereien pulsenden Poesie sich in der Literaturgeschichte fortgepflanzt hat. Wie tief darunter die hageldicht erfolgenden Repliken blieben, wie unbedeutend dagegen

auch die wenigen unter den epigrammatischen oder satirischen Repressalien waren, die von der großen Mehrzahl elender sich noch mit einigem Witz und Stil abhoben, ward keineswegs richtig ermessen. Aber der laute, lange Lärm bezeugte den Umfang, in dem die Sinne und Nerven der Zeit aufgerüttelt wurden, die nach der starken Aufregung unwillkürlich anders blickten und fühlten. „Die Xenien machten", sagt Goethe rückblickend, „die größte Bewegung und Erschütterung in der deutschen Literatur; sie wurden, als höchster Mißbrauch der Preßfreiheit, von dem Publikum verdammt; die Wirkung aber bleibt unberechenbar." Sie war gleich so um sich greifend, daß die kaum ausgegebene Auflage des Musenalmanachs unmittelbar erneuert werden mußte, und indem diese negative Wirkung fortwühlend die Gemeinplätze des Kulturstandes durchschnitt, die Meinungen und Gesinnungen aus dem Gleichgewicht warf, drang in die taumelnden, gelockerten, gelösten Reihen die bestimmende Macht, die sie aufrollte, auch schon besitzergreifend ein und breitete positiv, gebildet und bildend sich in die Sinne der Gesellschaft aus. Denn die selbstgewisse Schönheit, die in den Xenien kritisch gewitterte, war gleichzeitig als Pflanzung und Flora entwickelt in den erhebenden Gesängen und lebenathmenden Liedern und den darstellenden Gedichten Schillers und Goethes; die freie Anschauung der Welt und des Gesellschaftslebens, aus deren Prinzip die Xenien die selbstgenügsamen Unzulänglichkeiten und falschen Prätensionen der Zeitbildung abführten und knickten, lag in sinnlich erfüllter Gemüthsoffenheit ausgeführt dem bildungsbedürftigen Deutschen vor in dem Roman Goethes, dessen letzte Bücher in demselben Herbst erschienen, in welchem die Xenien ausflogen.

Wie sehr diese im zweiten Jahrzehnt ihres Wachsthums an den Tag tretende epische Schöpfung in Hinsicht auf ihr Verhältniß zu den vorhandenen Weltansichten und den verschiedenen Formen, zu welchen sich für die Forderungen des Gemüths die Zeitgenossen bestimmt oder bequemt hatten, den Xenien gleichstand, hatte schon die Aufnahme der ersten Bücher in den Kreisen dargethan, die lange her dem Dichter und seinen Gaben zugethan waren. Es traf diese Aufnahme, wie mannigfaltig sie war, nach Auffassungs-

weisen und Graden gerührten Interesses, in dem bestimmten Gefühl überein, daß mit den Vorstellungen dieses Romans ein gründlich neuer Geist über die gewohnten Geleise ihrer Gedanken und Neigungen mit leiser Festigkeit hinstreiche und übergreife. Wie Goethe bemerkt hat, erklärten bei der frischen Bekanntschaft mit den Lehrjahren sich „Herzog und Prinz von Gotha, Frau von Frankenberg daselbst, von Thümmel, meine Mutter, Sömmering, Schlosser, von Humboldt, von Dalberg in Mannheim, Voß, die meisten, wenn man es genau nimmt, se defendendo, gegen die geheime Gewalt des Werkes sich in Positur setzend." Wie aber über diese „im Ganzen keineswegs förderliche" Theilnahme damals der Dichter durch die „innigste und höchste" Schillers glücklich hinausgeschwungen war, so erfuhr er beim Abschlusse seines weitherzigen Menschengemäldes neben dem fortdauernden Widerstande gegen dessen freie Natürlichkeit, der doch das Anhalten der Gewalt in den befangenen Seelen bezeugte, den Fortschritt der sammelnden Wirkung aus den Bestrebungen, ihn sich freundschaftlich ganz anzueignen, z. B. von Seiten jener gräflichen Familie in Holstein, in deren Mitte der alte Freund Jacobi sich so wohl fühlte. Erschien zwar diesem gemüthvollen vornehmen Zirkel „das Reale im Wilhelm Meister, noch dazu eines niedern Kreises, nicht erbaulich, und hatten die Damen an der Sittlichkeit gar manches auszusetzen", so wünschten und baten sie gleichwohl den Dichter mit lebhafter Freundlichkeit zu sich. Und daß in diesem Zirkel selbst „ein tüchtiger überschauender Weltmann, Graf Bernstorff, die Partei von Goethes angefochtenem Buche nahm", daß ihm ebendamals aus Wilhelm von Humboldts Briefen „eine klare Einsicht in das Wollen und Vollbringen" entgegenkam, verbürgte schon die allgemeine Bedeutung, die unaufhaltsam Platz griff.

Denn die Bewegung schlug ein, mit welcher Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen die denkenden Geister in die Arbeit eines neuen höheren Prinzips der Aesthetik und die produktive Schönheit an die Spitze der Kulturfakultäten hoben, und seine unmittelbar folgende Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung setzte die Grundmotive der konkreten

Poesie ins Zeitbewußtsein, die alsbald für die wissenschaftliche Kritik der Dichtung, für die unterscheidende und sammelnde Betrachtung der antiken und modernen Kunstformen und forthin für den erweiterten Betrieb der Geschichte der schönen Literatur maßgebend wurden. In der Mitte aber dieses Aufgebots für die hohe Vollmacht des Schönen und für die Ausbreitung seiner Weihen über die lebende Welt, welches aus der Begeisterung Schillers an alle geistig empfänglichen Deutschen erging und alle Talente von produktivem Beruf spannte, stand und leuchtete in den Pfingstflammen dieser Begeisterung Goethes musterhaft ausgereifte Poesie als blühendes Kronland des neuen Reichs, Goethes Genialität als die ergossene Schöpfungswärme über den morgenhellen Feldern und Knospentrieben der Kulturverjüngung. Wilhelm Meisters Lehrjahre waren die Fibel und Bibel der nun erwünschtesten Selbsterfahrung und Welterfahrung, das Handbuch, in dessen offenen Blättern und unterhaltenden Bildern die stetig gehobenen Seelen den Umfang ihrer Empfindungen und den Inhalt ihrer Gesellschaft und Mitwelt vielseitiger, sinnenfälliger, bestimmter und doch unendlich linder, harmonischer, freier als in den Engen ihres wirklichen Lebens und besondern Verhältnisses zur Gesellschaft erlebten, Verständniß ihrer Daseinsgründe, Nahrung des Lebensmuthes und Reize grenzenloser Ahnung schöpften. Sie sahen hier mit Verwunderung und Erheiterung, mit Rührung und Entzücken ihre Welt schön, und forthin die eigene Wirklichkeit in diesem Sonnenlichte schön zu sehen, ward ihnen zur glücklichen Bestimmung, das ganze Leben in und mit der Gesellschaft ins Schöne zu bilden und zu vollenden, zur Aufgabe und Verheißung des neuen Welttages.

Dies war die Macht und Bedeutung, wie in den letzten Jahren des achtzehnten und ersten des neunzehnten Jahrhunderts Goethes Wilhelm Meister immer weiter durch alle Schichten der gebildeten Zeitgenossen, immer tiefer in alle jugendlich regsamen Geister drang, Goethes Weltanschauung die erbauliche der gefühlvollen Seelen, die Konfession der Dichtungs- und Kunstjünger, der Geist unseres Jahrhunderts wurde. Goethes Antwort auf die erbosten Proteste gegen die Xenien mit der herrlichen

Verklärung deutscher Landesnatur und Bürgersittlichkeit in Hermann und Dorothea, und der edeln Zueignungselegie, in welcher er als Homer des deutschen Volkes die Mitlebenden an sein Herz rief, ging unwiderstehlich in Erfüllung.*) Wie dem Griechen Homer das positive Fundament und Instrument seiner Kulturentwicklung, ist es Goethes Poesie der Kultur unseres Jahrhunderts geworden.

*) In welchem Grade es wirklich ein neuer Bildungsgeist und eben der uns Kindern des neunzehnten Säkulums angeartete war, dafür gibt es keinen besseren Maßstab als die Urtheile der ansehnlichen Kultur-Zunfthäupter Ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts über Hermann und Dorothea. Daß der, dessen Vortritt als Homeride Goethe so huldigend anerkannt und seine Landpastoralepopöe so generös als Vorbild gepriesen hatte, daß Voß ohne eine Ahnung von der Größe der Plastik und seelenvollen Harmonie des Goetheschen Epos es wirklich in ehrlicher Meinung beträchtlich unter seinem Meisterwerke fand, das begreifen wir noch so ziemlich: da sich bei diesem respektabeln Ludimagister jede Form seiner philologischen und poetikalischen Verdienste mit Brettern einer harten Beschränktheit beschlagen und überall sein patriotischer Eifer untrennbar zeigt von einer ihm tief ins Fleisch gewachsenen handwerkstolzen Selbstgefälligkeit. Wenn beitretend Vater Gleim betheuert: „Luis' ist mein im Vers und im Gedicht, die Andre mag ich nicht", so bezeichnet diese platte Gefühllosigkeit des sonst so sympathiefrohen Dichterwirthes, wie hoch man dabei seine noch unverharschte Verwundung durch die Xenien anschlage, doch sehr deutlich, daß er von der Empfindungsweise, die uns rein menschlich und nur natürlich scheint, durch die ganze Interpunktion getrennt sei, die der ihm unveräußerliche Zopf des achtzehnten Jahrhunderts macht. Nun aber, sehen wir den Sänger deutscher Innerlichkeit, den Seelenerheber der Jugendtage Goethes und immer noch priesterlich verehrten Klopstock mit der trockensten Selbstgewißheit das deutsche Epos Goethes als mangelhaft in Vers und Sprache und schließlich unlesbar abschätzen und über die Zahl von Graden, die es unter das Vossische falle, sich wie mit einem strengen Formkenner und einverstandenen Taxator mit dem haltungslosesten Gelehrten, dem Antiquitäten- und Neuigkeiten-Schwamm Böttiger in vertraulicher Kürze austauschen — wie müssen wir staunen, das, was dem vorigen Jahrhundert als feinstes Sensorium und Geistesorakel galt, plötzlich in so gähnender Leerheit so weitabstehend zu finden von dem, was uns gehaltvolle Wahrheit und reine Schönheit ist, und was als Goethes Dichtung uns mit einer Rührung erfüllt, die für vollkommen und allgemein befriedigend zu erklären wir nicht umhin können.





VII.

Goethe in seinen Zeiten.

Mit diesem Titel meine ich die verschiedenen Spiegelungen und Brechungen, die Goethes Dichtergestalt unter den Literatur- und Zeitbewegungen im Laufe der sechzig Jahre (1770—1832) erfuhr, über die seine Schriftstellerthätigkeit sich erstreckt hat. Die Fülle und Höhe seiner Wirkung in der Zeit war nicht immer dieselbe; bald drängten sich die Erscheinungen, dann schien er wieder zu feiern; oder wenn er weithin erwärmend gewirkt hatte, folgten Früchte, die kälter ansprachen und ihn im Fernstande von den Zeitsympathien zeigten. Diese Hochstände und Abstände, die wechselnden Wirkungen einer Poesie in ihrer Zeit sind nicht ihr einziger Maßstab. Die unechte wirkt oft im Augenblick am stärksten, weil sie den Stimmungen entspricht, mit welchen sie untergeht. Die große ist zeitlos, da sie die vollkommene Vorstellung ihrer selbst enthält und in ewiger Jugend mit sich bringt. Wir genießen und schätzen den Homer, ohne die Geltung des Dichters unter seinen Zeitgenossen zu kennen. Die Welt in sich, die jedes Kunstwerk macht, in ihren Gesetzen und ihrer Harmonie, ihrer ewigen Wahrheit zu erkennen, ist etwas anderes, als den Einfluß wahrzunehmen, den es zu seiner Zeit ausüben oder nicht sogleich gewinnen konnte. Alles, was wirklich werden soll, muß in eine Zeit gebracht werden, die nicht bloß für dieses geebnet und geeignet ist, sondern auch für vieles Andere, das mitläuft,

querläuft und gegenläuft. Wie aber der Dichter ebensowohl ein Sohn seiner Zeit ist als ein Sohn der Götter, seine Sprache, wie unübertrefflich sie sei, doch nur die Sprache seines Volkes in seiner Epoche, so enthält auch die Art, wie er in seine Zeit trat und durch ihre Bildungsbedingungen hinging, sie steigerte oder brach und die gleichzeitig strebenden Geister in unwillkürliche Verhältnisse zu seiner Einwirkung setzte, die Wirklichkeit seiner Poesie in ihrer Unterscheidung und Stärke. Wenn man nicht etwa nur (was an sich unausführbar ist) abzählen will, wie Viele er angezogen und abgestoßen, befriedigt oder zum Widerspruch erregt, sondern auf die Gründe der auffallendsten dieser Spiegelungen und Refraktionen im Zusammenhang der Bildungsgeschichte und in der immerwährenden Natur des Menschen zurückgeht, so führen sie auf die wahre Beurtheilung der Dichtung und des Dichters selbst. Von dieser Seite sucht der folgende Aufsatz den Dichtergang Goethes im Leben nach einigen Hauptkonstellationen zu zeichnen und im Wechsel der Wirkungen seine dauernde Macht und Größe sichtbar zu machen.

1. Goethes zweimalige Erhebung
1773—1800.

Im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, um sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr erhob sich Goethe zu einer lebhaft und weit um sich greifenden Berühmtheit. Die Vorstellung vom Genie, als einem lebendigen Ideal, das durch eigenmächtige Persönlichkeit und leuchtende Gaben die von der gemeinen Welt und Gesellschaft unbefriedigten Geister emporzureißen gemacht sei, trat damals in die Tagesordnung, und der junge Dichter des Götz und Werther war durch die Zuneigung oder Aufmerksamkeit der Literatur-Größen, durch den Enthusiasmus der aufgeregten Jugend und vergebliche Empörung der Gegner der ausnehmendste Gegenstand dieser beliebten Vorstellung.

Nach 1775 bis 1787 sah die Lesewelt von Goethe nur Dichtungen von geringerer Wirkung und sparsam in dies oder jene Journal zerstreute, während die jungen Talente, die sich um ihn her gereiht hatten, dem Genie-Trieb und Drang mit mehr Hast

und Betriebsamkeit in Schauspielen und Romanen nachhingen, dann auch einzelne neue Sterne mehr Aufsehen machten. Wenn schon im Beginn dieses Zeitraums Goethes Freundschaft mit dem jungen Fürsten von Weimar und seine Rolle an diesem Hof die Erwartungen von ihm, die Neugier, die Klatschlust viel beschäftigte, im Verlaufe sein Steigen in Amt und Titel ihm Achtung und Geltung als Weltmann sicherte, trat doch sein Ruhm als Dichter und Kraftgenie zurück.

Aber vom Jahr 1787 an stellte die erste authentische Sammlung von Goethes Werken mit jenen Dichtungen, die seinen Namen zuerst groß gemacht, eine Anzahl noch wenig oder nicht bekannter zusammen, die theils (wie auch die vorerwähnten) durch ihre Ueberarbeitung, theils als neue Erscheinungen den Umfang seines Genius und eine unerwartete Wendung und Bildung seiner Kunst ins Licht hoben. Besonders Iphigenie, Egmont, Tasso erschlossen eine ungemeine Feinheit und Klarheit der Charakterausführung, der Empfindungsentwicklung, des abgewogenen Ausdrucks. Die Durchhauchung dieser Werke mit einem Geiste der Mäßigung setzte sie in Kontrast mit gerade der Wirkung, welche die früheren zumeist gehabt hatten. Und in diesem Maße, in dieser Reinheit ließ sich doch ein Sinn auch hier bemerken, der über Schranken der geltenden Sittlichkeit hinausgehoben war. Was man gleichzeitig von des Dichters Aufenthalt in Italien hörte, von seinem anspruchslosen Leben und Studiren mit Künstlern und Gelehrten, und nach seiner Rückkehr Gerüchte über Liebesverhältnisse stimmten von der einen und andern Seite zu diesen Eindrücken einer ungewöhnlichen Freiheit. Gleichzeitig mit Tasso erschien (1790) das Fragment des Faust, längst vorher verkündet und doch überraschend mächtig. Nun kam jedes Jahr Neues, kam 1794 Reineke Fuchs, von frivolem Inhalt und unbefleckt heiterem Geist, und 1795 der Roman Meisters Lehrjahre, ein Buch wie kein anderes an Ruhe der Weltbetrachtung, Gleichstimmung des Vortrags, Umfang und Zartheit der Seelenbewegung. Auch hier aber war bald der Stoff, bald der Standpunkt denjenigen befremdlich, ja ärgerlich, die sich vorzugsweise im Sittlichen und Religiösen

richtig und fest glaubten. Gleichzeitig hervortretende Gedichte, die in gebundener Form dieselbe zwanglose Vollendung, dasselbe anmuthige Gleichgewicht hatten, namentlich die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme, wurden noch lebhafter auf die Person und praktische Bedeutung des Dichters bezogen, und als Zeugnisse seines genialen, obwohl jenen Andersdenkenden anstößigen Lebensgenusses aufgefaßt. Auch Goethes Zusammenwirken mit Schiller, in dessen Horen und Musenalmanach die letzteren Gedichte und verwandte herauskamen, ging sichtlich auf eine selbstherrschende, nur sich verantwortliche Schönheit; zumal ihre gemeinschaftlichen Votivtafeln und Xenien (im Almanach für 1797) ließen entschieden die Höhe Beider über den weltlich Beschränkten und den geistlich Befangenen, ihren Gegensatz gegen Pedanten und Demagogen, Sentimentale und Moralisten, gegen philosophische Fanatiker und deren platte oder engherzige Widersacher nach allen Seiten fühlen. Da diese Epigramme wenig verschleiert oder ganz offen alte und neue Autoritäten angriffen, da sie mitlebende Tonangeber verschiedener Bildungskreise theils mit Blitzesleichtigkeit, theils mit derben Schlägen trafen, konnte in der Schriftsteller- und Lesewelt eine lebhafte Parteiung nicht ausbleiben. Sie hob in Hinsicht auf Goethe die Bewunderung sowohl als die Ungunst, in welche die Zeitgenossen über seinen Roman, über jene klassischen Gedichte und über sofort folgende Idyllen und Balladen sich theilten, die nicht minder entzückend waren und nicht minder ketzerisch erschienen. Und schon war auch sein Epos Hermann und Dorothea da (Herbst 1797), für jeden Sinnbegabten ein wunderbares Zeugniß von Vereinigung klassischer Bildung und Form mit reinem Tiefgefühl der Heimath, behaglicher Wirklichkeit mit idealer Anmuth.

Also in dieser zweiten Epoche steigenden Aufschwungs vom Ausgang seiner Dreißiger- bis gegen Ausgang seiner Vierziger-Jahre, somit fünfundzwanzig Jahre nach seiner ersten Glanzepoche erschien Goethe wieder als Erwecker einer neuen Bildung und als ihr lebendiges Ideal; auch diesmal um so nachdrücklicher wegen des unvermeidlichen Widerspruchs mit herrschenden Vorstellungen empfindlicher Art und Abstandes selbst von alten

Freunden und Genossen. Diejenigen, deren Bedürfnissen er entgegenkam, fühlten desto mehr das Selbständige, das Untrübliche seines Genius. Sie dankten ihm eine innere Befreiung, die ihnen für sich nicht gelungen wäre und an den entgegenstrebenden Verwahrungen und Verwerfungen sich ihnen erst recht erhellte und erwärmte. Und so war Goethe wieder für die, welchen es um Freiheit des Gemüths galt, der Held und Meister, aber in einer andern Bedeutung als das erstemal.

Jenesmal waren seine Dichtungen zum Theil nach seinem eigenen Sinne, noch mehr nach dem, in dem sie aufgefaßt wurden, gegen den erschlafften Zeitgeist und die verschrobene Gesellschaft gerichtet. Dem durch Kultur entnervten Geschlecht sollten sie ursprüngliche Kraft bis zur Rohheit, schalem Uebereinkommen die Rechte der Natur bis zur wilden Leidenschaft entgegensetzen und selbst in der Form und Sprache den Schranken und Regeln der Kunst absagen. Aber von dieser Richtung, die Andre ins Tolle oder gemein Ueppige trieben, hatte sich Goethe sehr bald und leicht weggewendet. Eine polemische Ader gegen die Zeitkultur war nicht in den Werken, mit welchen er zuerst wieder hervortrat, und schon dem Blick auf ihre äußere Form begegnete das Gemessene bis ins Zierliche, das Gebildete bis ins Zarteste. Auch insgemein hatte sich inzwischen die deutsche Bildung gesteigert.

Jene Erschlaffung war durchbrochen von äußerst regen, wenn auch untereinander sehr ungleichartigen Bestrebungen. Jener gedankenlosen Abhängigkeit von Ueberlieferung und Einfluß war ein Selbstdenken gegenübergetreten, das sich bereits zu Kantischer Kritik, zur Willensfreiheit im Sinne Fichtes heben konnte. Des Aufrüttelns also, des Entfesselns, wie damals, bedurfte es nicht, sondern einer Sammlung der bei allen Gebildeten hin und hergezogenen, sehr ungleich gereizten Seelenkräfte, Beruhigung der geschraubten Vernunftthätigkeit und Versöhnung mit theils entlassenen und verwilderten, theils durch moralischen Vorgriff einseitig geforderten Gefühlen. Diese Sammlung der Seelenkräfte, diese Harmonie des denkenden und empfindenden Menschen, diese lebendige Ruhe des freien Willens in der Natur ist nur

in der Kunst. Nie war in Deutschland das Bedürfniß der Kunst größer, als in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Nie war seine Erfüllung besser vorbereitet als dazumal durch Winckelmanns Begeisterung, durch den Scharfsinn und die Bildungsgymnastik Lessings, durch die sympathetische Umfassung Herders. Alle, deren Geist nicht von niederem Lebensdienst oder Berufsenge verschlungen war, drängte es hin nach der Aufathmung und Selbstergänzung im Schönen. Am gründlichsten und entschiedensten sprach die Allgemeinheit dieses Bedürfnisses Schiller in jenen Neunziger-Jahren aus, wo sich seine Bahn mit Goethes zusammenschlang. Seine beredt entwickelte Lehre wirkte bedeutend und in noch weiteren Kreisen seine priesterlich tönenden Gedichte. Auch von der herzhaft kritischen Anwendung auf die damaligen Träger der einseitigen Richtungen, wie sie in den Xenien losknallte und die Bekenner der Majestät des Schönen zur Munterkeit rief, kam nicht der kleinste Theil auf Schillers Rechnung. Er war wohl würdig, Führer der Bewegung zu sein, die nun wirklich erfolgte, und die bald, besonders in dem Kreis um die Brüder Schlegel den gebildeten Genuß des Schönen und die durchgeführte Anerkennung des Schönen zum Ziele nahm. Wirklich schloß sich, indem sie hervortrat, die Thätigkeit des ältern dieser Brüder durch Beiträge zu den Horen und zum Musenalmanach und durch einstimmende Kritik dem Wirken und den Weisungen Schillers an. Und in ihren ästhetischen Lehren und Unterscheidungen war noch hernach diese Schule weit mehr von Schiller abhängig, als sie jemals eingestanden hat. Allein der Meister, der König gleichsam dieses neuen Reiches konnte nur Goethe sein.

Schiller lehrte, daß die Schönheit weder der moralischen, noch irgend einer andern Nützlichkeit zu dienen habe, daß sie ihre göttliche Macht, den Menschen, den jeder andere Zustand und jede andere Thätigkeit in sich theilt, einstimmig in sich und ganz zu machen, nur behaupten könne, wenn sie in freiem Spiele Trieb und Empfindung mit Erkenntniß und Willen, das leidende Wesen des Menschen mit dem thätigen vereine. Diese vollkommene Verfassung aber, setzte Schiller hinzu, die Schönheit dem Menschen

gebe, diese natürliche Verwirklichung seines höchsten Selbstbewußtseins hinterlasse ihn auch natürlich befähigt zur Weisheit und Gerechtigkeit, zur sittlichen Freiheit. Von der nunmehr um sich greifenden vollen Würdigung der Poesie als der freien, seligen Mitte aller Menschenbildung, von dieser Begeisterung, welche die Schlegel herrschend zu machen suchten, war also Schiller der Herold, der bewußtvolle Anwalt, nicht aber ihr Gegenstand, nicht der Schöpfer dieser Poesie. Seine früheren Dramen lagen im Zusammenhang jener vergangenen Bewegung, die gegen die Schwächen der Gesellschaft auf Naturbefreiung und Kraftideale gerichtet war, seine lyrischen Gedichte drückten mehr den Kampf um die Schönheit und ihre Rechte aus, als daß sie das Schöne selbst in freier Entfaltung gaben. Die meisterlichen traten eben erst hervor, und seine großen Dramen waren noch nicht vorhanden. Goethe aber hatte die hohe Forderung, die Schiller zuerst philosophisch aussprach, aus der Selbständigkeit seines Genius in sein Leben entwickelt, das Kulturbedürfniß, wie es Schiller durchschaute, bereits aus der Macht und Milde seines Genius mannigfaltig gestillt, gesteigert und neu befriedigt.

Schon Goethes feurige Jugendwerke hatte das angeborene Gleichgewicht seiner Gaben und sein Ausharren in Selbsterfahrung über die nächsten Absichten hinaus zur Aufschließung wahrer Menschlichkeit gedeihen lassen. Seine Lieder und Gedichte athmeten jene völlige und lautere Naivetät, die uns die Seele, ganz versenkt in Wirklichkeit, und darum das Bedingteste, das Aeußerliche selbst als Seele entgegenbringt. In seiner Iphigenie war eine vorzeitliche Griechenfabel, in Tasso Situationen einer sehr verfeinerten Bildung, im Egmont gewaltsame politische Zustände von großem Naturverstand und harmonischer Betrachtung durchdrungen. Im Fragment Faust verfolgte ein scharfer Dichtergeist die gefährliche Zweideutigkeit und unendliche Spaltung im Wesen des Menschen und stellte mitten zwischen die klaffenden Abgründe das vollendetste Bild der reinsten und rührendsten Naivetät. Entgegengesetzt dieser tragischen Zersetzung des innern Menschen entfaltete das Fabelepos Reineke das Treiben gemeiner Politik und barbarischer Sittlichkeit oder, nach Goethes

eigenem Ausdruck, die „unheilige Weltbibel“ als ein leichtes und ergötzliches Spiel der Phantasie. Im Roman Wilhelm Meister waren es die Elemente und Bedingungen der neueren Bildung, die an ruhig gehobenen, reizend sich verschlingenden Lebensbildern durch ergreifende, heitere, tiefe Stimmungen und Wandlungen hindurchgeführt, in den offenen Tag einer eben so natürlichen als edlen Anschauung zusammenflossen. In welchem Grade diese zwanglos sich erfüllende Anschauung dem Bedürfniß der Gebildetsten und jenen Forderungen Schillers entsprach, bewies am besten eben Schillers rege Theilnahme an der schließlichen Abfassung dieses Romans, seine ganze Bewunderung und Befriedigung über dem vollendeten, und die ausführliche Beurtheilung, die er sich zur Angelegenheit machte. Die innern Bezüge dieses Romans bewegten sich vorzugsweise um die Bildung zu Lebensverständniß und Lebensgenuß, zu Seelenfreiheit und Seelenfrieden: die Bedingungen des Schönen selbst in der Wirklichkeit mit den Störungen, die es leidet oder bringt, in die es sich verliert oder mit ihnen sich steigert, machten den leisen, tiefen Zug der Einheit: und darum sind es auch vorzugsweise Interessen und Gestalten derjenigen Stände, die unter der bürgerlichen Mitte und die über ihr ungebundener leben, welche sich in dieser schönen Darstellung abbilden. Mit dem Epos Hermann und Dorothea trat aber nun Goethes Muse auch in den Kreis des Bürgers und Landmanns, des Menschen, der in feste Schranken der Gesellschaft und auf den festen Boden der Heimath gestellt, für die Begründung seines Daseins an eigene Arbeit und Pflichtleistung, Erwerb und Haushalt gewiesen, aus dieser bedingten Selbstthätigkeit und stetigen Erfahrung sein Verhältniß zur Natur und Sitte, seine Charakterbildung und sein Behagen gewinnt. Und auch aus diesem Lebensgebiet hob an den eigensten Kennzügen seiner Gestalten Goethe mit eben so tiefem Antheil als reiner Unbefangenheit den wahren Gehalt bis zu vollkommen schöner Menschlichkeit an ein tief wohlthuendes Licht.

Erklärlich war es nach allem, daß Goethes Unparteilichkeit und ganze Menschlichkeit Mißwollen und Bedenken bei allen denjenigen erregte, deren ganzes Streben bisher gewesen war,

eine Seite der Natur zum Besten der andern zu unterdrücken, sei es daß sie, in trockner Verständigkeit, jede Entwicklung der Gefühlswelt aus sich, jedes Erheben der Einbildung als Träumerei und Aberglauben verwarfen, sei es daß sie aus Bildungshochmuth Vorstellungen einer vermeintlich bessern Welt als der wahren vom Dichter verlangten, oder wohlwollend ängstlich der Naivetät von der Zucht, der Weltkenntniß von der Seelsorge, der immerwährenden Natur von der gewünschten ein demüthiges Stillschweigen auferlegt wissen wollten. Je mehr aber hier leise Klagen, dort plumpe Angriffe, endlich die maßlosen Ausbrüche über die Xenien zum Rückblick auf des Dichters ganze Wirksamkeit nöthigten, um so minder konnte die Größe verhehlt bleiben, mit der seine Anschauung Vorzeit und Neuzeit, Fabel und Geschichte in sich genommen, das volksmäßige und das fein gesellige Leben hell durchdrungen, in die Gänge und Winkel der ursprünglichen und der niedern Natur, wie die zarten Labyrinthe geistiger Entwicklung sich ausgedehnt hatte. Recht wie ein Genius mußte er erscheinen, bestimmt, die ganze Welt in einiger Seele zu verjüngen, bestimmt, das Reich des Schönen allseitig nach dem Maße der unendlichen Schöpfung zu erweitern.

Viele zog daher, je nach dem Stand ihrer Bildung, doch dieser oder jener Theil von Goethes Poesie mächtig an, während Anderes ihnen fremd blieb oder sie beleidigte; tief Empfängliche wurden ganz hingerissen; die aber, deren Gemüth schon erregt war gegen Schranken und Scheidewände, womit herrschende Moral und Kritik ihr Leben engte, priesen in ihm den Befreier, die, welche selbst Muth und Lust fühlten, auf den bisher verdeckten und verbotenen Wegen neue Wunder des Schönen zu erreichen, huldigten ihm als dem Wiedereroberer ihrer unendlichen Rechte. Die beiden letzteren Antriebe waren besonders in den Schlegel und ihren Freunden wirksam, und ganz persönlich wurde Goethe das Ideal dieser neuen Schule. Denn nicht bloß der Sinn seiner Werke, auch sein Leben und Charakter machte ihn zum Muster der erweiterten und gesteigerten Bildung.

Es war nicht unbekannt, wie sich Goethe in seinen jungen Tagen in den verschiedensten Kreisen umgetrieben, bald mit den

sogenannten gemeinen Leuten, bald mit den Vornehmsten in ihrer Art verkehrt, sich gleichzeitig den Stillen im Lande und den thätigsten Rationalisten freundlich gesellt, mit Künstlern und Philosophen, abenteuernden Poeten und steifen Geschäftsmännern sich eingelassen. Man bewunderte, wie er dann am Weimarischen Hof mit allerlei Spielen und Fahrten die Rolle im Staats-Rath und im persönlichen des Fürsten vereinigt. Man wußte, daß die Bewegungen und Erfahrungen des eignen Lebens den Nährboden seiner Poesie gaben, und darauf wies, auch wenn Kunde und Gerücht nicht nachgeholfen hätten, schon das Momentane und Individuelle seiner Lieder und Gedichte und der Naturhauch zurück, der in den größern Werken an Physiognomien und Leidenschaften zu bemerken war. So sah und ahnte man besonders die Kette von interessanten Verhältnissen der Neigung und Liebe, die sich durch alle die blühenden Jahre des Dichters wand. Wunderbar schien, wie er nach so mannigfaltigen Verbindungen und Berührungen immer wieder einen so frischen Sinn jedem neuen Morgen, eine so freie Seele jeder schönen Stunde entgegenbringen konnte. Wunderbar, wie der Geheimerath und reife Schriftsteller, über die Alpen geeilt, mit der Offenheit eines Jünglings unter dem schönen Himmel Italiens und Siziliens, mit der Begeisterung eines Schülers unter den klassischen Denkmalen gelebt. Aus den Elegien und Epigrammen las man heraus, daß er sich dort mit klassischer Männlichkeit auch den persönlichsten Genüssen hingegeben. Und es war dieses Doppelseitige, daß nicht nur Goethes Dichten aus dem Leben erwuchs, sondern ebenso sein Dichtersinn sich in seinem Leben durchsetzte, was ihn zum Vorbilde dieser jungen Männer machte, die auch für sich nicht lebhafter auf eine aus der Wirklichkeit bereicherte Poesie als auf ein schönes, genußreiches Leben hofften. Er war ihnen der Meister glückseligen Behagens ebensosehr als vollkommner Dichtkunst. Er konnte es mit um so mehr Ansehen sein, als nicht zu leugnen war, daß er mit diesem freien Gemüthsleben Würde der Geltung und Wirksamkeit vorzüglich zu verbinden verstand.

In Goethes Besitz und Hause war Einfachheit und Wohl-

stand, Natursinn und Kunstsinn zu sehen. Spielen und Wandern des Dichters, Sammeln und stilles Forschen des Gelehrten hatten ihn nicht gehindert, ein Mann von Stand zu werden, und unter allen poetischen und persönlichen Neigungen behauptete er ganz wohl den Minister. So wie es nicht an Anekdoten fehlte, die ihn mit alten Kameraden oder neuen Geistesverwandten jovial und ungebunden, in der Gesellschaft mit Humor und Freimuth ausfallend, bei andern Vorkommnissen auch derb und rund finden ließen, und wie ihn die näher Zugelassenen als sehr liebenswürdigen Hauswirth, die Schönen als aufmerksamen und feurigen Freund kannten, so war auf der andern Seite sein oft sehr schweigsamer Ernst in weiteren Zirkeln, seine Förmlichkeit bei öffentlichem Erscheinen, Gemessenheit und manchmal gebieterische Strenge in Dienstverhältnissen allgemein bekannt. Für den ersten und gewöhnlichen Eindruck lag in seinem Gehaben Zurückhaltung und etwas Achtungforderndes, Imposantes. Hatte vordem der schlanke Jüngling mit dem anziehenden Gesicht, dem lichtvollen Auge, dem reizenden Mund aufs trefflichste in seiner Wertheртracht, auch wohl einmal mit fliegendem Haar das Genie, wie man es damals nur wünschte, vorgestellt: jetzt eignete sich der völlige Mann mit der aufgerichteten Gestalt, mit dem bedeutenden Haupt und herrlichen Blick, und dem Stern auf der Brust, ebenso ganz bis in dieses Aeußerliche zum Großmeister der Dichter und der Schöngebildeten. Es kam dazu, daß er, in dieser Weltstellung selbst, leitend und fördernd für Wissenschaft und Kunst wirkte.

Goethe hatte eigenthümliche Wege in der Naturwissenschaft, im Betrachten der Erdbildung, des Baues der organischen Geschöpfe, des Gesetzes der Pflanzenentwicklung, des Prozesses aller farbigen Erscheinung eingeschlagen. Waren auch die Schriften, worin er bereits Beobachtungen dieser Art mitgetheilt, von der gelehrten Welt nur in beschränktem Umfange bemerkt worden, so ahnten doch seine Anhänger den ernsten Zusammenhang dieser Richtungen mit seiner schönen Anschauung des Lebens. Offenkundig war, daß Goethe als Aufseher der wissenschaftlichen Sammlungen und Anstalten Jenas mit den dortigen Naturgelehrten anregend und mitforschend verkehrte. Auch mit den

hervorragenden Männern der andern Universitätsfächer stand er neben dieser amtlichen in geistiger und gemüthlicher Berührung. In Weimar Vorstand der Bibliothek, der Kunstsammlung, der Zeichenschule, hatte sich Goethe das Beischaffen von Kunstmitteln, das Heranziehen und Bilden von Künstlern zur Angelegenheit gemacht. Für Geschichte und Kritik der Kunst lebte er längst mit Heinrich Meyer im Austausch, knüpfte ihn fest an Weimar und gab jetzt (1798) mit seiner Beihilfe die Propyläen, eine Zeitschrift für Kunstbildung heraus, mit der zugleich er Preisaufgaben für Maler, Ausstellungen und Beurtheilungen einleitete. Ebenso planmäßig war unter seiner Leitung seit einer Reihe von Jahren die Bühne zu Weimar gehoben worden, und nach seinem Wunsche nahm bereits an ihrer Vorbereitung zu weiteren Leistungen Schiller Antheil und fand in ihr den Darstellungsboden für die erhabenen dramatischen Schöpfungen, deren Reihe er jetzt eröffnete. Wirklich also und öffentlich war Goethe ein Bildungsfürst, ein Chorführer für alle schönen Künste. Denn auch der darstellenden Musik war er mit Pflege der Oper auf der Weimarischen Bühne, mit Aufmerksamkeit auf ihre leichtere Gattung in Italien und einigen eigenen Operetten entgegengekommen; besonders aber bot kein anderer Dichter so viel Anziehendes und Günstiges den Liederkomponisten dar, so daß die Thätigsten derselben damals wie nachher sich an ihn hielten.

Uebersah man das alles: man konnte sich nicht bergen, daß dieser schöpferische Geist einen Wirkungskreis gefunden und sich bereitet hatte, der nach allen Seiten für Verwirklichung und Befestigung des Schönen, für Vollendung der Natur im menschlich Edeln Mittel und Maßgaben gewährte, und daß er im Brennpunkte dieses Kreises, an sich selbst die schwunghafteste Bewegung seines heitern Lichtes zugleich mit der nöthigen Kernfestigkeit und gewichtigen Ruhe darstellte. So stand Goethe am Ende des Jahrhunderts da, und mit Fug und Recht machten die jungen Geister, welche die Weihe der Poesie in sich mächtig und in der Welt sie herrschend wollten, die Begeisterung für ihn zum Erkennungswort ihres freien Ordens.

2. Goethes Ruhm durch Anhänger verbreitet, benachtheiligt und scheinbar überflügelt.

1800—1806.

Vorzüglich diese Begründer der romantischen Schule haben gegen Ende des achtzehnten und im Anfang unsres Jahrhunderts Goethes Verständniß und Anerkennung durch die Wärme gehoben, die sie der Zeichnung seiner Dichtergestalt und dem Entwickeln seiner Werke widmeten. Sie thaten dies mit glücklichem Eifer in Zeitschriften und wiederholt in den öffentlichen Vorlesungen, welche mehrere von ihnen während der ersten zehn Jahre dieses Jahrhunderts über Theorie und Geschichte der Poesie oder besondere Literaturzweige in verschiedenen deutschen Hauptstädten hielten. Auch in Gedichten huldigten sie dem Herrlichen, und indem sie seine Formen nachahmten, ihre Versuche und Bestrebungen ihm mittheilten, ein persönliches und briefliches Einvernehmen mit ihm sich angelegen sein ließen, machten sie seine Großmeisterwürde nach allen Seiten sichtbar und geltend.

Dieser Beistand war für Goethe nicht gerade unnöthig. Denn abholde Kritiker einer ältern Schule, die zu entthronen waren, ruhten auf breiten Anstalten. Die Lesewelt war abgestumpft für Poesie durch anhaltenden Zufluß theils platter und roher, theils kitzelnder und weichmüthiger Romane, und von der Bühne nährten ebenfalls die Sittenmalerei Ifflands und das frivole Talent Kotzebues eine Gewöhnung, sich auf wohlfeilere Weise in einem Schein von Weltklugheit, Menschenfreundlichkeit, Edelsinn zu wiegen. Es war nöthig, daß zugleich mit der Hinweisung auf die Vorzüge klassischer Literatur und der Beleuchtung von Goethes naturvoller Kunst sich Kritik und Witz der jungen Geister gegen die Hohlheiten und Halbheiten der Günstlinge des Publikums und seine träge Selbstgefälligkeit richteten. Aber auch gegenüber den höheren Gemüthsrichtungen und dem durch Philosophie gehobenen Theil der Gesellschaft verdienten die Schlegel den Dank Goethes, daß sie den Umfang und Werth seiner Leistungen zusammenfassend und nachdrücklich genug am Eingang des Jahrhunderts vorstellten.

Denn was Goethe in den nächsten sieben Jahren Neues herausgab, war zur Bewegung der Geister und zu gleichzeitigen Eindrücken anderer Dichter nicht in solchem Verhältniß, daß es seine ganze Größe, wäre sie nicht schon im vollen Licht gestanden und noch mit frischer Eifrigkeit erinnert worden, im Gefühl der Gegenwart erhalten konnte. Zwar erschien gerade im Anfang des Jahrhunderts der Band von Goethes Neuen Schriften, der jene Gedichte in klassischer Form, die den Freigebildeten Hauptsymbole seiner Meisterschaft waren, vermehrt und unter August Schlegels Theilnahme überarbeitet enthielt. Ferner brachte 1804 das Cottasche Taschenbuch eine Anzahl Lieder und Balladen, welche die immer neue Blüthe von Goethes Lyrik reichlich bewährten. Aber sie fielen zwischen mächtige und anreizende Eindrücke, die von Andern ausgingen.

Schiller ließ in eben dieser Zeit auf die Trilogie Wallenstein Jahr um Jahr seine vier andern großen Tragödien folgen, die in Weimar, Berlin und anderwärts Bühnenwirkungen machten, wie sie bisher nicht erhört waren, und sofort gelesen und wiedergelesen, den Deutschen einzige Genüsse des Erhabenen und Edelgebildeten gaben. Hierzu die neue Sammlung seiner lyrischen Gedichte, vermehrt mit ähnlichen Früchten einer gedankenvoll und herrlich hinschreitenden Muse, und nach einer so gedrängten Folge unvergleichlicher Wirkung sein jäher Tod, vertieften eine Begeisterung, die bald bei Vielen zur Vorliebe ward, für welche der ältere Meister, der an der Entstehung und Einführung von Schillers großen Erzeugnissen den ersten und engsten Antheil genommen, gegen ihn als den deutscheren, ernsteren, geweihteren vermeintlich zurückstand. Es war außerdem für die leselustigen und gesprächliebenden Kreise ein neuer Stern in Jean Paul aufgegangen. Schon seit den Achtziger-Jahren immer am Horizont, bewegte er sich mit freundlichen Lichtern um jene Gemüthsfrommen, die an Goethe einige Aergerniß gefunden, schnitt eigene Querschwünge durch die neu aufleuchtende Philosophie, warf aber zugleich überraschende Strahlen in Kammern und Winkel des Menschenlebens und Falten des Herzens hinein, und neben ziemlich weichmüthigen Erwärmungen

hielten die Blitze eines rüstigen Humors und ein Witz der Sprache, der alle Kisten und Kasten der Bildung und Wissenschaft durcheinanderschüttelte, den Leser in Spannung. Zahl und Enthusiasmus der Verehrer Jean Pauls wuchsen damals beträchtlich, nicht zum wenigsten in vornehmen Kreisen; wie sich schon 1800, als er Berlin besuchte, aufs lebhafteste kundgab. Gar Manchem schien in seinen Ergießungen eine größere, lehrhaftere Innigkeit, in seinen Gedankensprüngen und dieser den Weltverstand und sich selbst parodirenden Sprache eine höhere Freiheit zu liegen als in den Werken stilvoller Poesie. Aehnlich von Seiten dieses Eindrucks einestheils einer tiefern Innigkeit, anderntheils einer freieren Laune und Ironie hatte sich Tieck bereits mit seinen Volksmärchen einen vielleicht kleineren, aber desto eifrigeren Anhängerkreis gewonnen, welchen jetzt (1799—1804) Zerbino, Genoveva, Octavianus mehrten und steigerten. In Stoffen zwar und Fassungen lehnte sich Tieck an geschichtlich gegebene Phantasiegründe und Poesiemittel an und war in seiner Darstellungsweise malerischer und musikalischer als Jean Paul, allein mit der ungebundenen Innerlichkeit und humoristischen Formlosigkeit des Letzteren kam er von entgegengesetzten Wegen doch insofern überein, als er jene typischen Mittel bald elegisch, bald komisch in moderne Stimmungen, Ansprüche und Ausfälle hinüberspielte und durch das Mischen der epischen, lyrischen, dramatischen Stile den Stil, durch üppigen Wechsel gebundener Formen die Form aufhob. Hierneben gab Tieck, wie vorher in den Phantasien über die Kunst den Klosterbruder-Nachlaß des jung verschiedenen Wackenroder, nun das mystische Vermächtniß des frühgestorbenen Novalis heraus. Noch auffallender verlor sich dieses von dem Naiven des Lebens, der Sitte, des Glaubens, womit es anhub, in eigenpersönliche, jedem Boden, jeder Bindung mit Traumeswillkür entgleitende Phantasien. Aber diese Räthsel neben lieblichen Bildern, diese Sinnesungebundenheit neben Klängen der Andacht und einer unendlichen Sehnsucht schienen den bewegten Lesern die Offenbarung eines neuen Lebens. Daß eine solche widersprechende Verbindung von Naivheit und Willkür, Freilassung der Sinnlichkeit mit Heiligung in der Witterung der

Zeit lag, hatte sich greller bereits in Friedrich Schlegels Lucinde, einer Dogmatik pflichtfreier Geschlechtsliebe, und mehr noch darin gezeigt, daß dieses Buch und seine verwegene Theorie der Unschuld an dem Redner für die Religion, Schleiermacher, einen Vertheidiger gefunden.

In der That, Goethes Beispiel einer seelenvollen Natürlichkeit, Schillers Lehre von der Vereinigung der Vernunft und der Triebe im Spiel der Poesie, Fichtes unendliches Ich, dem alles Aeußere nur Anstoß unerschöpflicher Selbstbestimmung ist, waren in aufstrebenden und reizbaren Jünglingen zu Ansprüchen ausgeschlagen, die sie zwischen sehnsüchtiger Selbstentäußerung und zügelloser Selbstüberhebung hin und herwarfen. Was in den Offenbarungen jener Dichter, wie in der neuen Philosophie enthalten war, die Wesen-Einheit des Inneren und Aeußeren, des Bewußtlosen mit dem Bewußten, die aber im Menschen nur durch klarste Selbstthätigkeit wirklich wird, diese Vollkommenheit hatten die Romantiker nicht so sehr thätig selbst sich errungen, als daß sie vielmehr aus gegebener Poesie und Philosophie davon ergriffen und übernommen, sie nicht erst handelnd erwerben, sondern an sich schon haben, nicht denkend erschöpfen, sondern als Freibrief anwenden, und diese höchste Sammlung als Gegebenes finden und genießen wollten.

Darum sagte Novalis, alle unsere Neigungen scheinen nichts als angewandte Religion zu sein; Schleiermacher, nicht Denken, nicht Handeln, sondern Anschauung und Gefühl sei Religion; und Friedrich Schlegel, die wahre Tugend sei Genialität. Darum gingen die Romantiker, statt aus sich zu dichten und zu streben, an ein begieriges Aufsammeln vorhandener Poesien und Einbilden gegebener Religionen und Mythologien. Zur Mitte dieses Schwelgens ward ihnen das Mittelalter, weil diesem das Gottselige gegenständlich gegeben, seinen Rittern die Tugend angeboren, sein Denken Einbilden, die Natur ihm durch Mystik und Zauberglauben ein Reich der Wunder und Mittel der Willkür war. Immer mehr trat diese Wendung zu Tage. August Schlegel, der sich schon als Verdeutscher des Dante

und Shakespeare hervorgethan, pflückte nun die Blumensträuße aus italienischer, spanischer und portugiesischer Literatur. Tieck sammelte und erneute Minnelieder, bald auch Friedrich Schlegel romantische Dichtungen des Mittelalters, der außerdem mit der Poesie der Spanier, aus welcher Tieck den Cervantes übertrug, sich bewundernd und nachahmend befaßte, während sein Bruder schon ihre Dramen übersetzte, und bereits ihnen Calderon über Shakespeare stieg, weil er mit allem Glanz des Witzes und Verses nicht aus der fixirten Phantastik des Mittelalters heraustritt. Zur klassischen, von den Schlegeln bisher geliebten und poetisch behandelten Mythologie sollte nun die nordische hinzutreten, deren Symbole Novalis, der auch griechische neu angewendet, in seinen Dichtungsplan mischte, und die indische sich aufthun, in welcher Friedrich Schlegel die höchste Romantik vermuthete. Zumal war es aber das Mittelalter, in dessen Glauben und Kunst der Klosterbruder hinschmolz, an dessen Sage und Mystik Novalis' Roman anknüpfte, dessen Heiligenlegende und Mönchspoesie Tieck in der Genoveva, die Ideale des Ritter- und Minneglanzes im Octavianus, dort mit glühender Leidenschaftsmalerei, hier mit spanischer Pracht und dem Spiel aller südlichen Versformen verband. Und hierdurch sollte nach Meinung der Schlegel der Weg in gotterfüllte Gemüthsandacht zur Aufhebung der Vernunft und durch Rückkehr in das schöne ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu einem grenzenlosen Weltgenusse führen. Auch der Philosoph für diese Phantasievergöttlichung war gefunden. Mit immer neuen Schriften hatte sich in den letzten Jahren des alten Jahrhunderts Schelling aus Fichtes unendlichem Ich in die Naturphilosophie hinübergetrieben, welche nun forthin wiederholt Natur und Geist auseinander abzuleiten, und ihre göttliche Unterschiedlosigkeit zu ergreifen behauptete; was nicht in Vernunft und Begriffen geschehe, sondern in unmittelbarer Anschauung durch Einbildungskraft, Mythologie, Kunst, mit der Aussicht, daß die Philosophie als die ursprüngliche Tochter der Poesie auch schließlich sammt allen von ihr geleiteten Wissenschaften in den Ozean der Poesie zurückfließen werde. Wie dieser Philosoph den Roman-

tikern in Gedichten sich anschloß, so spielte hinwieder die Lyrik ihres Musenalmanachs in mystischem Umgange mit dem All-Einen.

Die Romantiker selbst also, während sie bis über das erste Jahrzehnt des Jahrhunderts in ihren Zeitschriften und Vorträgen fortfuhren, Goethe als den Meister zu preisen, trieben zugleich eine Bewegung immer weiter, mit der sie ihn von der einen Seite für ihre Ueberspannungen mitverantwortlich machten, von der andern durch dieselben zur Seite drängten.

Die Mitverantwortlichkeit für das Treiben so erklärter Anhänger war doppelt scheinbar, seit Goethe (1802) den preziösen Jon von August und den neuspanischen Alarcos von Friedrich Schlegel in Weimar aufgeführt und durch die Stützung derselben mit seinem ganzen Ansehn den abstoßenden Eindruck vielleicht noch vergrößert hatte. Da er nun gleich darauf gegen Kotzebue, der allerdings keiner Schonung werth war, vornehm verfahren, und dieser bereits von August Schlegel empfindlich persiflirte Klätscher nun desto lebhafter seine Fehde gegen die neue Schule und gegen Goethe führte, die Romantiker aber mit der bekannten göttlichen Grobheit für Goethe und für sich erwiderten, so sah es immer mehr aus, als sei Goethe Parteihaupt. Hierdurch mochte seine Auffassung bei Manchen um so eher leiden, als die Gegner absichtlich die Bewunderung für Schiller vorschoben, der von den Schlegeln sich bald und merklich geschieden, und dessen sie nicht nach Gebühr gedachten. War nun auch Goethe ungleich einiger und vertrauter mit Schiller als mit den Schlegeln: ein Gegensatz wurde vorgespiegelt und konnte nie ungünstiger wirken als jetzt, wo auf der Bühne Schiller im frischesten Glanze stand, Goethe mit den Uebertragungen von Voltaires Mahomet und Tancred Anstoß erregt hatte und mit seiner Natürlichen Tochter keinen rechten Beifall, ja in Berlin das Gegentheil fand. Da es außerdem nur leichtere poetische Gaben und wissenschaftliche Aufsätze waren, womit Goethe in diesen Jahren bis 1807 hervortrat, so konnte er damit weder denjenigen sich aufdrängen, die nicht zur neuen Schule gehörig, wegen seiner Verwicklung mit derselben ihn schief

ansahen, noch erschien selbst den von der letzteren Angezogenen seine Bedeutung in gleichem Grade gegenwärtig, wie sie als Grund und Anfang der neuen Bewegung anerkannt war. Diese zeigte sich ja vielmehr durch den schon sich erschließenden Reichthum mittelzeitiger und romanischer Poesie, durch Novalis' und Tiecks fromme Zauber und so manche Klänge einer mystisch-musikalischen Lyrik, dazu durch die poetisch umherstrahlende Naturphilosophie, aus eigenen Mitteln und auf eigene Hand in einer Blüthe, gegen deren Düfte und Schimmer die neusten Erscheinungen des Großmeisters als nüchtern und kalt abfielen. Ja, daß die Romantiker nicht eben nur unwillkürlich Goethen überboten, sondern, wie sehr sie seine Dichtung als Poesie der Poesie, seine Werke als Aufgang eines neuen Lebens rühmten, die höhere Sonne doch aus ihrer Mitte zu entzünden sich vermaßen, war auch schon merklich. Stellten sie doch auf den Gipfel ihrer Theorie den Plan, über dem Novalis gestorben, und den Geist eben dieses Jünglings, der in seinen Aphorismen es nicht verhehlt, daß ihm Goethe seine großen Mittel an zu niedere Zwecke schien gewendet zu haben, und knüpften an Tiecks Poesie des Glaubens und der Ironie ihre Zukunftshoffnungen.

In rascher Folge war diese Verselbständigung vorgerückt. Schon vor Ablauf des Jahrhunderts hatte August Schlegel, bisher hauptsächlich in Schillers Horen und der Jenaschen Literaturzeitung thätig, mit seinem Bruder, Novalis, Tieck, Schleiermacher für eine eigene Zeitschrift sich vereint. Doch waren noch 1800 die Schlegel als Lehrende an der Universität, wie auch Schelling, und als Gast Tieck in Jena weilend, in unmittelbaren Berührungen mit Goethe. Vom Jahre darauf an zogen sie aber aus seiner Nähe, und als zwei Jahre später auch Schelling mit andern Trefflichen Jena verließ, sah Goethe die Bedeutung der Hochschule beträchtlich sinken und hatte gleichzeitig zu kämpfen, daß die Literaturzeitung, die von den bisher sie Redigirenden nach Halle verpflanzt wurde, doch als Jenasche mit einer neuen Redaktion fortzweige. In diesem Organ konnte er nun seine Zeitschrift für die Kunst, die Propyläen, die keinen Fortgang gefunden, wenn auch in beschränkter Weise fortsetzen.

Ohnehin zeigte sich bereits, daß die Preisaufgaben den gewünschten Erfolg und Einfluß nicht erreichen mochten, und ward (1804) sie aufzugeben beschlossen. Bereits hatte sich ja in Bezug auf die Kunst eben die Forderung des Rückganges auf die Phantasie des Mittelalters von Seiten der Romantiker hervorgethan, die sie in der Poesie feurig bewerkstelligten. Eben hierdurch fühlte sich Goethe, dem es mit seinem Freunde Schiller um Idealreinheit und klassische Form zu thun war, zur Seite gedrängt. Wie sehr Goethe an den Schlegeln, besonders August, die literarische Umsicht, die schildernde Kritik und das gebildete Formgefühl, und an Tieck seine anmuthigen Gaben schätzte, so hatte er doch längst über ihre Ausschreitungen und besonders Friedrichs Ueberspannungen sich im Vertrauen gegen Schiller bitterlich beklagt, auch verhehlte er dem August nicht, wie wenig Tiecks Octavian ihm behage. Wenn er Friedrichs interessante Mittheilungen aus Paris still hinnahm und Augusts wiederholte Aufmerksamkeiten erwiederte, als er ihn für die Literaturzeitung zu bethätigen verlangend war; wenn er dessen Verdeutschung spanischer Dramen als Aufschluß der kunstreichen Manier dieser bestimmten Bildung würdigte: so empfand er weit mehr noch die Forderung des Rückganges auf eine innerlich beschränkte Bildung als Widerspruch gegen sein ernstlichstes Bestreben und Wirken. Und als ihm nun dieses Wirkens einverstandenster Genosse, als dicht nach all den Widerwärtigkeiten ihm Schiller starb, da mochte vielleicht er selbst sich nicht minder in seinen wohlangelegten Planen gekreuzt und verarmt vorkommen, als manchem Sohn des Tages das lebendige Eingreifen des hohen Fünfzigers beendet und hinter den Flügeln der Zeit zurückweichend schien. „Die, welche Goethe früher gekannt haben“, schrieb Schleiermacher im Sommer 1805, „sagen fast einstimmig, daß er sich sehr zu seinem Nachtheil verändert habe, in eben dem Sinne, wie man das von seinen Werken und seinen Kunstansichten sagen kann.“

3. Seitenschwenkung der Anhänger nach einem selbständigen praktischen Einfluß mit uneingestandenem Abfall von Goethe.
1806—1808.

Die Erwartungen, die sie gehegt und erregt, vermochten die Romantiker nicht zu erfüllen. Tieck, seit Novalis' Tod ihre Hoffnung, kam aus Italien zurück mit lyrischen Gedichten, für die sich der Vers nicht gefunden. Die dramatische Behandlung des dreißigjährigen Kriegs, womit er Schillers Wallenstein in Schatten stellen sollte, machte sich nicht. Er lag an Gichtleiden und trat als Dichter fünf Jahre in Stille zurück. August Schlegel, in den letzten Jahren Gefährte der Frau von Stael, erwarb sich das Verdienst, die Nachbarn etwas von der Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes ahnen zu lassen und sie in ihrer großen Sicherheit auf ihre Bildung zu beunruhigen. An ihm selbst aber bildete sich eine in der That mehr französische als deutsche Form heraus, eine Eitelkeit auf seine äußerliche Person, Toilette, modische Lebensart, und auf die elegante Handhabung des Französischen selbst, in welcher Sprache er nicht nur Angriffe auf ihre Klassiker, sondern auch mit etwas Voltairischer Lust, eine Rolle in der großen Welt zu spielen, politische und sittengeschichtliche Tendenzaufsätze herausgab. Größere Dichtungen unternahm er jetzt nicht mehr; und wie seine kleinen meistens anstatt dichterisch kritisch-ästhetisch, als gereimte Schilderungen den Bund der Kirche mit den Künsten, einzelne Künstlercharaktere und Dichterfiguren, einzelne Gemälde oder Gedichte, ja die bloßen Versformen besangen, so empfahl er auch nicht mit schöpferischer Begeisterung, sondern in kritischer Prosa das christliche Prinzip der Poesie und bildenden Kunst. Desgleichen that sein Bruder in rednerischen, nur mit mehr Aufwand von Abstraktion verfaßten Aufsätzen, daneben in kleinen Romanzen und mystischen Lehrgedichten. Seine Studien über die Jungfrau von Orleans blieben auf historische Beiträge, sein dramatischer Karl der Fünfte, gleich jener Tragödie Tiecks, auf den Vorsatz beschränkt. Der Anspruch freiester Genialität, von dem Friedrich ausgegangen war, endigte jetzt damit, daß er, wie

sein ästhetischer Mitapostel, Adam Müller, unter die Autoritätspflichtigkeit der alten Kirche zurücktrat und in demjenigen deutschen Staat, wo der strengste Mechanismus herrschte, eine Anknüpfung seiner Thätigkeit suchte. Um für die Widersprüche zwischen seiner Vergangenheit und Gegenwart und zwischen den Bestandtheilen seines Inwendigen selbst vor sich und der Welt eine scheinbare Einheit zu erreichen, mußte Friedrich jetzt in seiner „Weisheit der Indier" die Betrachtung in weiten und unklaren Begriffen herumtreiben, in welchen Vermischung und Verwirrung unmerklich wird. Und so konnte er auch in der sehr anerkennenden Beurtheilung der neubegonnenen Ausgabe von Goethes Werken sich nicht ganz frei bewegen, sondern mußte seine Aushebungen nach dem darunter verborgenen Schema des angenommenen Bekenntnisses richten. Indessen sollte er ja ohnehin zum Diplomaten eben jetzt sich anschicken; und wirklich war die äußerlich gewaltsame Weltlage für die Romantiker nicht ungünstig.

Die Auflösung Deutschlands und Erniedrigung unter den Feind verbreitete ganz allgemein ein Bedürfniß, sich gegen die drückende Gegenwart zu helfen mit schwebender Einbildung, sei es im bloßen Traum und Märchen, sei es im Spiegeln einer schönern und rühmlichern Vergangenheit, sei es im Wunderglauben, der um Besserung zu hoffen nöthig schien. In diesem Gemüthezustande fand sowohl die verdienstliche, von den Romantikern ausgegangene Wiedererweckung altvaterländischer Poesie und Volkserinnerung bei nun ferner dafür thätigen Gelehrten, Sammlern, Dichtern, als auch ihre Glaubensgenußsucht und ihr Hang zum Ueberschwänglichen und Betäubenden bei Vielen einen fruchtbaren Boden. Die Nibelungen erwachten, von der Hagen, die Grimm und Andere arbeiteten im alten Sprachschatz der Nation, Görres hob die deutschen Volksbücher hervor, Arnim und Brentano ließen des Knaben Wunderhorn ertönen, Fouqué beschwor Sigurd den Schlangentödter. Selbst die Studien des Alterthums, selbst die Erfahrungswissenschaften, erhitzt bereits durch die eingedrungene Naturphilosophie, erfuhren die Rückwirkung dieses neuen Glaubens an Heiligkeit und Heilkraft der Sage und fabelhaften Ueberlieferung, mit einer wach-

senden Vorliebe für das Ahnungsreiche, Gespenstige, Ungeheure. In die Naturwissenschaft riß das Herumtasten an der Nacht- und Traumseite und den Wundern des Magnetismus, in die Alterthumswissenschaft nach Friedrich Schlegels Vorgang eine über Menschenverstand und Geschichtswahrheit ganz hinausgreifende, Orient und Occident, Uroffenbarung und Tagesmeinung durcheinandermischende Mythologie und Symbolik ein. Um vieles natürlicher folgten Kunstforschung und Kunst dem andachtsvollen Rückblick. Boisserée bethätigte, von Friedrich Schlegel angeregt, die fromme Begeisterung für den gothischen Dombau, und gemäß dem Entzücken an kirchlicher Malerei, wie es von Köln Friedrich, von Italien aus August Schlegel ausgesprochen, bildete sich bereits in Wien im Zwiespalt mit der Akademie ein Verein deutschfrommer, bald römischfrommer Kunstjünger. Diese Bestrebungen waren an der Zeit. Oesterreich, durch die Oberherrschaft Frankreichs über die deutschen Staaten gefährdet und in der Stille schon zum schweren Kampf sich rüstend, fühlte seinem Bedürfniß eines Aufgebots auch der Geister und Gemüther diese Wirkungen der Romantiker entgegenkommen. Nicht bloß ein Heben der öffentlichen Stimmung, ein Begeistern zum Kriege konnte man sich von ihren patriotischen Erwärmungen versprechen, sondern zugleich Gegengewichte und Beschwichtigungsmittel gegen die Nachwirkung der französischen Umwälzung, die selbst bei äußerem Sieg im Innern zu fürchten war. Da der Witz der Romantiker die von Frankreich ausgegangene Aufklärung und Freigeistigkeit befehdete und sie mit Leidenschaft hinarbeiteten auf eine Verklärung des alten Glaubens, der alten Sitte, des alten Staats, schienen sie den Staatsmännern, wie zur nöthigen Aufregung gegen den Feind, auch zu der nachher wünschenswerthen Beruhigung der Unterthanen brauchbar. Der alten Kirche aber und ihren in den hohen Schichten stets einflußreichen Betrauten mußte es, abgesehen von dieser politischen Verwendung, immer willkommen sein, wenn die gewandtesten und eifrigsten Führer des neuesten Geschmacks durch äußeren Vortheil nicht minder als ihren Seelenzustand bewogen wurden, die Zahl der Gläubigen zu stärken und durch

sich selbst und alle, die sie nach sich zogen, zu mehren. Also ging der bekehrte Friedrich Schlegel (im Frühjahr 1808) nach Wien, wo seine ästhetische Sendung in eine politische überging, und wo sein Freund Müller schon früher angeknüpft hatte. Auch hielt nun August Schlegel, obgleich unschlüssig, ob auch er sich bekehren solle, in Wien die Vorlesungen über dramatische Literatur, in welchen er ideal Krieg führte gegen die französische Bildung und zum alten Glauben sich ideal in der Hochstellung Calderons gegen den angeblich kalten Shakespeare bekannte. Als im nächsten Jahr der wirkliche Krieg ausbrach, ging Friedrich als kaiserlicher Hofsekretär und Verfasser von Proklamationen mit, wie auch Adam Müller in Oesterreichs Auftrag thätig wurde; August Schlegel aber spielte erst 1813, und zwar im Schwedischen Lager, eine ähnliche Rolle.

Solcher äußern Bedeutung also sahen die Romantiker entgegen. Indem sie aber darauf zulenkten, konnten sie noch keineswegs ihren Einfluß auf die Geister gesichert fühlen. Die andersgesinnte Bildung, von der aus sie selbst ihre Abschwenkung gemacht, war in den Gebildeten noch zu mächtig. August Schlegel mußte daher in seinen Vorlesungen den verhaßten Schiller mit einer sehr unfreiwilligen Rücksicht behandeln. Und als Adam Müller in den kurz vorher erschienenen Vorträgen über Literatur, die er zu Dresden gehalten, unter allen Huldigungen gegen Goethe doch insoweit aus der Schule geschwatzt hatte, daß er das Bewußtsein von der Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte und in allen Formen der Poesie bei Goethe vermißte, steuerte rasch dieser Voreiligkeit Friedrich Schlegel in einer Rezension dieser Vorträge mit der Erklärung, „der Verfasser sei durchaus nicht berechtigt gewesen, dem vortrefflichen Dichter sein Glaubensbekenntniß auf eine so harte Art abzufordern, oder ihm das seine aufzudringen.“ Freilich mit Goethe, mit dem berühmten Meister, an den Adam Müller selbst von diesen Vorträgen, noch ehe er sie herausgab, Proben übersendet, an den auch August Schlegel von Rom sein Sendschreiben über die Kunst gerichtet hatte, und dessen Empfehlung Boisserée für sein Domwerk suchte, mochte die Schule sich mög-

lichst im Zusammenhang halten, um eher bei seiner Geltung für die ihrige zu borgen, als daß sie gewagt hätte die ihre getrennt der seinigen entgegenzusetzen. Denn in ihrer eigenen Mitte fehlte ein gleich standfester Dichter.

4. Goethes dritte Erhebung über die Literaturführer der Zeit und Hochstand seiner Kunst (Faust. Die Wahlverwandtschaften). 1808 und 1809.

Die jungen Talente, die in den letzten Jahren den Romantikern sich angeschlossen, nährten die Reize einer sehnsüchtig-suchenden, irrenden, kämpfenden Einbildung; nicht so konnten sie eine sammelnde und erhebende Begeisterung ausüben. In Fouqués Anfängen fand sich neben fließenden Nachspielen spanischer und romanischer Bilder und Versarten oder dem Abglanz nordischer Reckenphantasie viel Unbestimmtes, Unfertiges. Was Brentano mit Anmuth, mit Humor bieten konnte, ging meist in Wirrwarr unter oder in muthwillige Schnurren und kindische Witzreißerei. Arnims Pietät, Sinnigkeit, mannigfaltige Einbildung und ruheloser Witz berührten und störten einander wie in chemischem Bindungs- und Zersetzungswechsel, wie in elektrischen Vertheilungen und Ableitungen; aber sie ermangelten einer organisch durchwaltenden Kraft, um sie zu einigen Gebilden zu ergänzen. Heinrich von Kleist, der unter diesen zu gestaltender Energie wohl am meisten begabt war, litt seinerseits auch an einer Unstetigkeit und Gewaltsamkeit, die ihn aus dem Naturmaß abspringen und ausschweifen und im überspannt Grausenhaften oder im leer Phantastischen die Wirkung verlieren ließ. Immer mehr stellte sich als das Gemeinsame der Romantiker der Zug zum Exzentrischen heraus, der hier in bloße Laune, Grille, Spielerei, dort ins Verschrobene, Schauerliche, Wahnsinnige geht. Wenn daher Zacharias Werner, was ihnen nicht gelingen wollte, sich der Bühne bemächtigte mit absonderlichen Helden- und Tyrannentragödien, worin bombastische Nüchternheit mit verzückter Phantastik Fratzen erzeugte: so ward er von Vielen für einen echten Romantiker nicht eben mit so großem Unrecht gehalten als den Romantikern selbst jetzt gerade

däuchte, wo sein überschwänglicher Luther ihre Hinneigung zur alten Kirche beleidigte. Werner war ja doch auf dem Wege, auch von dieser Seite den Wortführern der Romantik gerecht zu werden, da seine Bekehrung auf die ihrige nach wenigen Jahren (1810), gleichzeitig mit der von Tiecks Familie, folgte und seine Einkleidung der von Clemens Brentano noch um sieben Jahre vorherging.

Das Ueberspringen der Gegenwart war den Romantikern zu verzeihen; es war mit Patriotismus, bei Fouqué mit gutmüthigem, bei Arnim mit edlem, bei Kleist (dessen Prinz von Homburg und Hermann deutscher Bühnen würdiger gewesen wären als Werners Larven) mit feurigem Patriotismus verbunden. Wenn aber in der Flucht Einiger unter die Flügel der Kirche kein Zeichen von der Hilfsbedürftigkeit der Schule liegen sollte: darin, daß sie alle als Schriftsteller oder Dichter, jeder in seiner Art, das Vernunftaufhebende und Zauberische, das Wunderbare und Wunderliche für das Höchste nahmen, zeigten sie von der Zeitkrankheit sich vielmehr selbst ergriffen als zu ihrer Heilung befähigt.

Goethe blieb diesen Ausschweifungen gegenüber mäßig und unbefangen. Er sprach Adam Müller für die mitgetheilten Vorträge seine Dankbarkeit aus, er brachte Kleists „zerbrochenen Krug" in Weimar auf die Bühne, einer Betheiligung aber an der Zeitschrift dieser beiden, dem Phöbus, wich er aus. Gegen die persönlichen und brieflichen Huldigungen des romantischen Kindes Bettina betrug er sich artig, bis ihm dieses Schwesterblut von Clemens Brentano, halb Engel, halb Kobold, einen Hausrumor machte und von ihm verbannt wurde. Wernern, dessen Dramen ungelesen auf seinem Tische lagen, führte Goethe persönlich in Weimar zum Vorlesen seiner Stücke und auf die Bühne seine „Wanda" ein. Ihn selbst konnte er nicht lange ertragen, brachte aber noch nachher seinen „vierundzwanzigsten Februar" zur Darstellung. Für die Zeitschrift Prometheus, bestimmt, Wiens geistigen Aufschwung zu fördern, gab Goethe seine Pandora, deren bedeutsame Schönheit freilich, zumal sie Fragment blieb, für breite Wirkung zu ideal und in ihrer alt-

klassischen Symbolik und Form mit den Wirkungsmitteln der Romantiker nicht im Einklang war. Indessen nahm er Friedrich Schlegeln auf seinem Wege nach Wien freundlich auf. Er hatte dessen Rezension der bisherigen Bände seiner neuausgegebenen Werke mit Vergnügen gelesen. Als er jedoch nach der Besprechung diese Kritik, wie auch das Buch über die Weisheit der Indier näher ansah, entging ihm nicht, daß die sämmtlichen Gegenstände, die Friedrich behandelte, „eigentlich nur als Vehikel gebraucht wurden, um gewisse Gesinnungen nach und nach ins Publikum zu bringen und sich mit einem gewissen ehrenvollen Schein als Apostel einer veralteten Lehre darzustellen." Auf Boisserées Versuche, ihn für sein Domwerk zu interessiren, ging er deshalb nur sehr vorsichtig und erst, als er auch ihn zart und vorsichtig fand, mit Wohlwollen ein.

Während denn unter diesen Verhältnissen von dem innern Widerspruch der Romantiker mit Goethe wenig verlautete, und die poetische Anschauung, von der aus sie nach geistlicher und weltlicher Wirksamkeit hinübertrachteten, noch kein eigenes Dichtungswerk von durchschlagender Wirkung, wenn schon allerlei Zauberwürzen und Geistererscheinungen, heraufgebracht hatte, überflügelte diese Wirkungen der alte Meister mit zwei in diesen Jahren (1808 und 1809) herauskommenden Werken. Es war der erweiterte und gesteigerte Erste Theil seines Faust und der tiefproblematische Roman Die Wahlverwandtschaften.

Wie verschieden unter einander, sind diese Dichtungen doch beide unter allen Goetheschen diejenigen, die in Stoffen und Richtungen am meisten selbst für romantisch gelten konnten. Da sie aber zugleich an Gemäßheit der schönen Form und Stärke der Wirkung alles Neuromantische weit übertrafen, so hat durch dieselben damals Goethe die jungen Ritter und Propheten auf ihrem eigenen Felde entscheidender und glänzender geschlagen als es in jenen äußerlich bewegten und innerlich zerstreuten Tagen sogleich ermessen und erschöpft werden konnte.

Der Faust, als deutsche Sage von noch mittelalterlichem Kostüm, hindurchgegangen durchs volksthümliche Puppenspiel, magisch und mystisch in Handlung und Vorstellung, die weiteste

Spannung des Menschlichen zwischen Himmel und Hölle umfassend, war ganz ein Stoff und Vorwurf, wie sie die Romantiker vor allen empfahlen und suchten. Und gerade in den jetzt erst erscheinenden Szenen, welche das Fragment Faust, wie es Goethe 1790 gegeben, ausfüllten und abschlossen, fanden sich diejenigen Phantasiemittel und Darstellungsformen, in welchen die Romantiker sich gefielen, mit einer Fülle und Sicherheit wie bei ihrer keinem in Wirkung gesetzt. Da war Ironie und Schauer der Andacht, da war süße Traumbildermagie und schlagende Drastik, da war Zauberspuk, großartig phantastischer und barock ausgelassener, da war Seelenbrechung, Tiefsinn, Wahnsinn — in welch mächtiger und reiner Anschaulichkeit! Die Ironie gleich im Prolog auf dem Theater parodirte mit darstellendem Humor furchtlos des Dichters eigene Vorstellung, der Prolog im Himmel kleidete eine hochkühne in die gelindeste, zierlichste Form, zu geschweigen jener durch die ganze Handlung durchgreifenden Ironie, die mit Goethes ursprünglicher Fassung des Verhältnisses von Faust und Mephisto sinnreicher und schärfer als in irgend einer Poesie gegeben und nun in den weiteren Szenen zwischen diesen beiden noch völliger entwickelt war. Schauer der Andacht aber, wer fühlt sie nicht aufs tiefste in der Szene, wo über Faust, indem er schon die Giftschale ansetzt, der Ostermorgen mit Geläut und Chorgesang anbricht? Wenn ferner irgend ein Romantiker sich einer schmelzenden Lyrik, eines traumleichten Bilderspiels rühmen durfte, Gelungeneres derart konnte er gewiß nicht aufweisen als jenes duftige, feine Bilder melodisch erweiternde Geisterlied, womit Faust eingeschläfert wird. Hiergegen von Drastik, die in den wirklichen Moment selbst versetzt, will ich nur an Fausts und Mephistos Vorbeigehn des Nachts an der Sakristei und Zusammentreffen mit Valentin, oder an ihr Vorüberbrausen unter dem Rabenstein erinnern. Und wenn von Zauberphantastik die Rede ist, wem fällt nicht die Gewalt des Harzgebirgsturms, das Hexengedräng am Brocken, die ganze tolle und trübe, luftige und grelle Walpurgisnacht mit jener mitten in dem verruchten Spuk einzig schauerlichen Erscheinung des verurtheilten

Gretchens ein? Dies alles war damals neu und neu auch der Schluß, die überwältigende Kerkerszene mit dem wahnsinnigen Gretchen.

Aber keineswegs bloß an Gradstärke der beliebten Wirkungen überbot Goethes Faust die Summe dessen, was die neue Romantik erreicht hatte, viel mehr noch durch eine in diesem äußersten Romantischen unverwüstliche Klassizität. Wohl haben wir nichts, was uns die geschichtliche Gestalt der deutschen Bildung, Stadt, Dom, Zwinger, bürgerlich enge Häuslichkeit, mauerdumpfe Klosterschule und darin den frommgläubigen und sittlichharten, beschränktkräftigen, trübgährenden, tiefgrübelnden Geist näher und vollkommner ins Gefühl brächte als dieser Faust. Aber geht nicht ebenso durch all diese trauliche und schreckliche, rührende und barbarische Bestimmtheit höchst klar die Natur und die Menschlichkeit mit, die immer war und ist und sein wird? Schaut nicht in diesem Faust und seinem bösen Mitgesellen jeder von uns auf das vollständigste seine eigene wesentliche Doppelheit? Die Gespräche des Faust mit dem Famulus, mit Mephistopheles beim Eingehen des Vertrags, des verkappten Doktors Gespräch mit dem Schüler — was anders legt darin eine hellsichtige Erfahrung und unbestechlicher Verstand vor den Sinn und Begriff als den ganzen immer lebendigen Widerspruch in der Tiefe und Breite des Individuums, der Fülle und Armuth des Lebens, diese unaufhörliche Zerwürfniß zwischen Gehalt und leerer Form, Vertauschung von Hoheit und Nichtigkeit, Begeisterung und Frivolität, Idee und Gemeinheit im Reiche der Sittlichkeit, der Bildung, der Wissenschaften und Berufe? Bis in das alberne Gethier und Geräth der Hexenküche, bis unter Trödel und Gesindel der Walpurgisnacht hinein ist es überall ebensowohl als die seltsam hinreißende Fabel unsere große und kleine Welt, das Modernste, das Nächste, dem an Bein und Nerv gegangen wird. In diesem Gedicht trifft die Jugend ihre reinsten und kindlichsten Gefühle, wie Natur und Schule, Seelenfrühling und Bibel sie erbaut und beklemmt, Weltreiz und Liebe sie beseligen und ängstigen, — in diesem Gedicht der reife Mann seine nüchternsten Wahrnehmungen und ernsten Gedanken, Eins voll und klar wie das Andere, — es

trifft in diesem erinnerungs- und ahnungsreichen Symbol wahrlich der Sohn des Jahrhunderts den Inbegriff seines Gemüths und Umfang seiner Welt mit offnen Knospen künftiger Geistesentwicklung an. Das alles aber wie ungezwungen, wie geräumig, wie lauter! Es ist, als ob die Empfindungen, die Dinge, die Gedanken, die Vorgänge sich selbst vorstellten. Das Wort ist dergestalt vollkommen, daß es nicht mehr Wort, daß es nur Anschauung und Geist ist. So weit und leichtvertieft ist kaum bei Homer und Shakespeare eine Szene als im Faust z. B. die damals auch neumitgetheilte jenes Spaziergangs, der sich vom Stadtthor über Fluß und dörfliche Wege mit den hellsten Abschattungen von Geschlecht, Alter, Stand verbreitet und in Fausts Blick und Wort mit dem reichen Naturgrund zu einem großen Feiertagsbilde zusammenfaßt. Wie geht man dann in immer offner Anschauung an der Dorflinde, dem Tanz, der zuthulichen Bauerngruppe vorüber mit dem ernsten Sprecher hügelan in die goldensten Abendblicke und Abendgefühle, bis die Dämmerung zunimmt, Geisterschauer wehen, Nacht einsinkt und im Dunkel der feurige Pudel seine Kreise zieht. Hatte Schiller am Symbol der Glocke das ganze Menschenleben entwickelt: hier bildet sich am Motiv des Spaziergangs auf einer blühenden Landschaft die Gattung mit ihren Arten und Abwandlungen rein wie von selber und in den Hauchen des Frühlings das Menschenherz mit seinen Trieben, unter dem seelenweitenden Abendhimmel mit seinem höchsten Sehnen sich ab und taucht mit der Verkühlung und Verfinstrung der Naturszene in die eignen Räthsel. Man kann aber die Ausführung dieser einen Szene zum Symbol der Ausführung des ganzen Faust nehmen: daß überall das Dargestellte auf die reinen Gründe der Wirklichkeit gebracht und in ihnen erhalten ist. Es ist nicht anders mit der letzten Spitze des Gedichts: der wirklichsten Feier des Göttlichen mitten im Sieg der Hölle. Ich meine diese heilige Natur, diese unzerstörliche Güte in Gretchen. Befleckung, Schuld, Pein, Todesangst ist auf das Kind gehäuft; und nicht Schrecken, nicht Liebe, nicht Wahnsinn können die Mißhandelte abhalten, sich dem rettenden Gericht Gottes zu übergeben. Und wo ist ein Zug, wo eine

Silbe in der Schilderung, an deren Wahrheit man zweifeln könnte? Zeiten, Meinungen, Kirchen mögen sich verändern: es wird in keiner künftigen keinen gesunden Menschen geben, der nicht in dieser mit geschichtlich höchstbestimmten Einbildungen zusammengeknüpften Fabel die Natur selbst, die Wahrheit fühlte und verstände. Und wie im Homer das Naturvolle, das ewig Menschliche uns nur desto frischer anmuthet und festhält, weil es das vorzeitlich Bestimmte, Zufällige durchfließt und übertagt, so hat Goethe den Faust, die zu seiner Zeit schon veraltete Fabel, durch reine Dichterkraft zum durchsichtigen Gewand der Wahrheit gemacht und in ewige Jugend gehoben. Das ist es ja wohl, was man klassisch nennt, und so stand Goethe mit einem Stoff, den sie nicht romantischer hatten, über den Romantikern in einer klassischen Größe, die sie nicht hatten.

Ob der Roman Die Wahlverwandtschaften eine gleich universelle Bedeutung habe, sei dahin gestellt. Daß er dem Umriß nach ganz im Kreise der modernen Gesellschaft und Bildung liegt, beschränkt auf der einen Seite den äußern Vorstellungs- und Beziehungsumfang, auf der andern macht es uns inmitten dieses Kreises Begriffenen eine unbefangene Auffassung des Ganzen schwerer. Zunächst ist nicht zu leugnen, daß er sich mit dem Romantischen berührt. Diese Zeitstimmung und Richtung vertritt in liebenswürdiger Form die sinnige Gestalt des Architekten, der eine Sammlung von Alterthümern aus nordischen Gräbern hat und eine von Durchzeichnungen altdeutscher Kirchenbilder. Die stille Befriedigung der Demuth und Andacht in allen Figuren dieser Bilder wird hervorgehoben, die zarte weibliche Hauptgestalt der Erzählung selbst in Beziehung zu ihnen gebracht, indem sie an Nachahmungen derselben mitmalt und durch unwillkürliche Einwirkung mit hineingemalt wird. So sehen wir sie auch zur Madonna eines Präsepe werden, das als lebendes Bild gestellt wird; ja eine gothische Kapelle, die der junge Architekt hergestellt und mit eben jenen Malereien alten Stils geziert hat, nimmt endlich dieses Mädchen, das Opfer tiefer Leiden und strenger Selbstüberwindung, wie eine Heilige und im Tode Wunderthätige in sich auf.

Was außerdem im Lauf der Erzählung ins Romantische geht, sind kleine Züge von Vorbedeutung und Vorbestimmung, wie der einseitige Kopfschmerz, worin Eduard und Ottilie einander ergänzen, das Glas mit den Namensbuchstaben Beider, das beim Richtfest aufgefangen und erhalten wird und bald nach ihrem, kurz vor seinem Tode zerbricht. Wenn überhaupt die Romantiker das Unbewußte gegen das Bewußte, Natur und Glauben gegen Verstand und Bildung bevorzugten, so war hier gerade in der Heldin dies in sich zusammengefaßte Wesen, die Gefühlstiefe bei zarten und langsamen Fähigkeiten, unbewußte Anziehung und Bestimmung bei hoher Anspruchslosigkeit, unfehlbare Natur gegen die mächtigsten Störungen überwiegend. Das Verfolgen dieser Natureinigkeit bis ins Physische, bis in die Empfindlichkeit ihrer Nerven für die Nähe eines verborgenen Kohlenlagers und die Erregung des Pendels in ihrer ruhigen Hand, erlaubte sogar die Auffassung, es sei eigentlich auf die Schilderung eines ganz magnetischen Wesens abgesehen. Nun ist es ja durchaus ein Anziehen und Abstoßen von Persönlichkeiten in ungleichen Stärken und entgegengesetzten Verhältnissen, worin sich die Gruppenordnung und das wandelnde Verhängniß des Romans bewegt, und der Dichter selbst hat das chemische Gesetz der Wahlverwandtschaften vorangestellt, nach welchem verbundene Körper mit gewissen andern verbundenen in Berührung gebracht, sich übers Kreuz unaufhaltsam scheiden und umgekehrt verbinden. Was wollte er also anders als das oft wiederholte Wort von Novalis, daß Gemüth und Schicksal Namen *eines* Begriffes seien, in der engsten und strengsten Bedeutung durchführen, die sogar Güte und Schuld, Willen und Liebe zu nothwendigen Verhältnissen desselben Allgemeinen macht, das die geist- und willenlosen Tiefen der Körperwelt beherrscht? — Darin müssen wir nun freilich ein Ueberbieten der Romantik anerkennen.

Obgleich eine Ansicht wie die vorstehende von jenen Aussprüchen der Romantiker, daß jede unsrer Neigungen angewandte Religion, daß Gefühl und Anschauung allein Religion, daß die wahre Tugend Genialität sei, nur die reine Konsequenz heißen dürfte, so hatten sie sich doch aus diesem Zauberzirkel in die

naturdurchbrechende Offenbarung und die naturaufhebende Kirche hinübergerettet. Nun stand für sie diese, aus ungebundner Macht bindend und lösend, das Geschehene ungeschehen, das Böse gut machend jener Naturnothwendigkeit als einer dämonischen und teuflischen gegenüber. Und weil wohl die Folgerichtigkeit des Natürlichen begreiflich und dieses Begreifen eben Vernunft, unbegreiflich aber das grundlos Einwirkende oder übernatürlich Natürliche ist: so war nunmehr das gegen die Vernunft, wie gegen Natur Gerichtete, das blind Geglaubte und Unerklärliche, das Verwirrende und gesetzlos Mächtige ihr höchstes und wahres Wunder. Wenn ihnen Natur noch heilig sein konnte, so mußte es unbegreifliche Natur, wenn ihnen Heiliges noch natürlich sein konnte, so mußte es nicht durch Vernunft, sondern durch Autorität und Macht der Kirche gegeben und gewirkt sein. Goethes Roman dagegen gibt das Natürliche als ein Zusammenhängendes, folgerichtig Wirkendes in verstandesgemäßer Form, und mit dem Kirchlichen, Wunderbaren berührt er sich an den Grenzen äußerlicher Scheinbarkeit nur so, daß er in seinen folgerichtigen Zusammenhang diesen Schein wieder merklich auflöst.

Wenn Ottilie in ihrer Entsagung und Selbstaufopferung eine Heilige heißen mag, so handelt sie doch dabei rein aus der Wahrheit ihrer Natur, nicht in einer Hingebung an die formulirte kirchliche Asketik. Im Gegentheil, wie ihr einmal die Klöster als Freistatt schwergekränkter Gefühle genannt werden, bemerkt sie: nicht die Einsamkeit mache die Freistatt, und alle Büßungen, alle Entbehrungen seien keineswegs geeignet, uns einem ahndungsvollen Geschick zu entziehen. „Nur wenn ich in müßigem Zustande der Welt zur Schau dienen soll, ängstigt sie mich. Findet sie mich aber freudig bei der Arbeit, unermüdlich in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche.“ Auch wunderthätig ist Ottilie nicht im romantischen Sinn. Wenn ihr Mädchen, vom Gefühl einer Mitschuld an ihrem Hinscheiden gepeinigt, die Verblichene auf der Bahre vorübertragen sieht, sich hinabstürzt, und wie es zuweilen bei so unüberlegtem Wurf geschieht, unverletzt bleibt, so ist es begreiflich, daß in diesem Mädchen sein jetzt mit der

Berührung der theuren Herrin und dem Gefühl der Unverletztheit erst eintretendes Bewußtsein der Gefahr sich mit dem vorhandenen lebhaftesten Bedürfniß der Seele zu der Vorstellung gestaltet, die todte Herrin selbst habe sie, die Reuige, in ihrem Sturze bewahrt oder hergestellt, und so ihre Verzeihung bekräftigt. Wer wundert sich über dieses Mädchens Versicherung, die Todte habe sich aufgerichtet und sie gesegnet, wer, daß diese Betheurung sich verbreitete und weil, wie der Dichter sagt, „jedes Bedürfniß, dessen wirkliche Befriedigung versagt ist, zum Glauben nöthigt", nun mancherlei Kranke zum Sarge Ottiliens gebracht, mancherlei Hilfen erzählt wurden? Allein diesem Zudrang läßt der Dichter die Grabkapelle verschließen, und ist ein so edles Wesen, ein so ergreifendes Geschick wie Ottiliens immer geeignet, auch nach dem Tode mächtig auf die Gemüther zu wirken: zu einer kanonisirten Wunderheiligen macht sie der Dichter keineswegs, viel eher verräth er an der Behandlung dieses Vorfalls, wie er ähnliche Mirakel der Kirche sich wohl natürlich erklären könne. Diese rationale Behandlung traf schon alles Uebrige, was ins Romantische spielte.

Die Erneuung der gothischen Kapelle wurde nicht als ein gutes Werk im orthodoxen Sinn, sondern als eine schickliche Herstellung, ihre Ausmalung mit jenen alten Bildern nicht als bedeutsame Glaubensverherrlichung, sondern als freundliche Denkmalsarbeit vorgestellt. Auch blieb die Stimme eines Verständigen nicht verschwiegen, der dem Vermischen des Heiligen mit dem Sinnlichen im Präsepe und den bildergeschmückten Andachtsräumen die nöthige Ausdehnung des Gefühls vom Göttlichen über Haus und Leben und die wahre Gestaltung des Höchsten im Erstreben edler That entgegensetzte. Gleich verstandesgemäß bleibt der Roman in dem, was dem abergläubischen Begriff der Vorbedeutung und Vorbestimmung Raum zu geben scheint. Daß auf Eduard bei seiner schon vorwaltenden Leidenschaft die Erhaltung jenes Glases und nach seiner Beschränkung auf Erinnerungspfänder von der Entrissenen das Zerbrechen desselben so tief wirkt, kann nicht mißverstanden werden, wenn an so vielen andern Stellen die Erzählung bemerklich macht, wie

oft ein gleichgültiges Gegenständliches, ein zufälliges Ereigniß oder Wort für heftig bewegte, für tiefgekränkte Gemüther eine nachdrückliche, eingreifende, auch wohl für Verschiedene sehr verschiedene Bedeutung gewinne. Der Kopfschmerz aber, der sich bei Eduard und Ottilien die entgegengesetzten Seiten gewählt hat, wenn er als eine sympathetische Theilung gefaßt wird, fällt nicht eigentlich unter den Begriff romantischer Vorbedeutung, sondern mit noch Anderem hier unter den des Naturzusammenhangs. Denn auch die hellsehenden Träume, die den entfernten Eduard Ottilien darstellen, und zu Ende des Romans die Anziehung, derzufolge diese Beiden unwillkürlich einander immer wieder nahen und in dieser bloßen Nähe sich beruhigt finden, gehören hieher, sowie der physische Magnetismus, der an Ottilien im Verhältniß zum unterirdischen Kohlenlager und zum Pendel wahrgenommen wird.

Den Magnetismus an sich ließ die Romantik gelten, ja befaßte sich gern mit ihm. Schien er als ein Wissen ohne Vermittlung, Sehen ohne Augengebrauch, Anziehen ohne oder gegen die Schwere, Traum von höherer Wahrheit als das Wachen ein Gebiet zu öffnen, in welchem die Naturgesetze sich aufheben: so war dieses Irrationale, diese Befreiung vom verständigen Denken dem Trachten der Romantiker nach dem Unbedingten willkommen. Allein die Erscheinungen des Magnetismus, so weit sie faktisch und nicht mit baaren Täuschungen übertrieben sind, lassen sich ebensowohl als ganz natürliche denken. Denn sie offenbaren immer nur einen Zusammenhang von Natürlichem. Daß dieser nicht unter den gewöhnlichen Vermittlungen stattfindet, beweist nicht, daß er ohne solche sei. Daß er gewisse Bedingungen aufhebt, ist an sich nicht wider die Natur, innerhalb welcher gar oft eine Wirkung in der andern erlischt. So gefaßt, ist der Magnetismus nur Naturnothwendigkeit. Auch diese, zumal ihr, wie es der Goethesche Roman darstellt, gewaltsames Hineinwirken in das Sittliche ließen die Romantiker sich gefallen, nur nicht als allgemeine Nothwendigkeit. Denn dann eben ist sie nicht wunderbar, sondern begreiflich, und läßt der Willkür keinen Spielraum. Die Romantiker im Gegentheil bewahrten die Will-

für, indem sie entweder die Naturnothwendigkeit von der befreienden und absolvirenden Kirche durchbrechen und vernichten ließen, oder ihr, als dämonischer, selbst eine Willkür zu Grund legten. In den romantischen Gedichten kommt daher insgemein die in das Sittliche einwirkende Naturgewalt nicht ohne einen dahintersteckenden Zauberer und bösen Geist oder den Teufel vor, den leibhaftigen, den Goethe auch mit nicht geringem Erstaunen in Friedrich Schlegels indischem Büchlein „auf eine sehr geschickte Weise wieder in den Kreis der guten Gesellschaft hineingeschwärzt" sah. In den Wahlverwandtschaften läßt nun zwar Goethe selbst an verschiedenen Stellen die Gewalten der Leidenschaft, der Ereignisse und ihres drängenden Zusammenhangs dämonisch nennen; aber so wenig in seiner Erzählung das Entsagen, das Opfer, und das scheinbare Wunder selbst, die kirchliche Form der Naturdurchbrechung annehmen, so wenig kommt darin das dämonische Schicksal anders als in natürlichen Ursachen und Verwicklungen zur Vorstellung. Es ist der unerbittliche Zusammenhang des Natürlichen, der diesem Roman die Einheit, und der ihm für das menschliche Gefühl das Tragische gibt.

Die schon erwähnten sympathetischen und magnetischen Symptome in Eduards und Ottiliens Verhältniß kann man seltsame nennen, keinenfalls übernatürliche oder unnatürliche. Sie sind von der Art, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen. Sogar hindert uns nichts, das getheilte Kopfweh für ganz zufällig (wie es bei hundert beliebigen Paaren sich finden kann), Ottiliens Traumvorstellungen vom entfernten Eduard für ein rein subjektives Eintreten des Seelenbedürfnisses in die hilfreiche Einbildung, und das unwillkürliche, stille Annähern der Beiden in der letzten Zeit für den ungesuchten Ausdruck ihrer nicht magnetischen, aber menschlich natürlichen Neigung zu erklären. Wenn indessen der Dichter selbst die Vorstellung eines magnetischen Zusammenhangs nahe legt, so doch keines andern als wie er im Kreise der gesetzmäßigen Natur gegeben sei. Auf diesen Kreis weist er uns durch Erwähnung des rein physischen Magnetismus, mit dem Ottilie auf den Pendel, und auf ihr Gefühl das Kohlenlager wirkt; auf diesen Kreis durch Anführung der Wahlverwandt-

schaften, die im Reiche der Körperverbindungen sich geltend machen. Auch dem also, welcher das Personenverhältniß im Roman für ein magnetisches nimmt, beschränkt sich seine Anwendung auf den Sinn, daß in Ottiliens und Eduards natürlichem Wesen etwas gegeben war, was eine unwillkürliche wechselseitige Anziehung und eine nothwendige Empfindlichkeit für die Zustände des Andern, wenigstens bei Ottilien sogar für die des abwesenden Eduard begründete. Dieses Beharren aber der Dichtung mit ihrem Nothwendigen, wie mit ihrem Schönen und Edeln, im Kreise natürlicher Wirklichkeit war nicht nur den Romantikern, sofern sie es durchschauten, unerbaulich, es ärgerte auch die Moralisten. Sie fanden der Naturgewalt gegen die sittliche Selbstbestimmung zu viel eingeräumt. Es fragt sich, ob mit Recht.

Daß die Individuen natürlichen Einflüssen der Zuneigung, wie Abneigung, vor allem sittlichem Anerkennen und grundsätzlichem Wählen unterworfen seien, leugnet kein Vernünftiger. Soweit diese Einflüsse natürlich sind, wirken sie mit Nothwendigkeit. Darum beherrschen sie noch nicht den ganzen Menschen, so daß sie Besonnenheit und Selbstbestimmung ausschlössen. Solche ausschließliche Nothwendigkeit legt ihnen auch der Dichter der Wahlverwandtschaften nicht bei. Sonst hätte Eduard der Anziehung schon damals folgen müssen, als vor ihrer Verbindung ihn Charlotte mit Ottilien, die sie ihm bestimmt hatte, zusammenführte und ihn auf sie durch den Freund aufmerksam machen ließ. Damals ließ sie ihn ohne Eindruck. Auch ist ja für Charlotten der Hauptmann und sie für ihn unwillkürlich anziehend, sie fühlen es tief, verhehlen es nicht sich selbst und müssen es in einem ungesuchten Augenblick einander gestehen, ohne daß diese Neigung sie aus dem Gleise der Besonnenheit und Selbstbestimmung verleitete. Erst wenn eine solche von argloser Seele, wie bei Ottilien, von unbewachter, wie bei Eduard, gehegt und unter verwirrenden Umständen mit den sittlichen Stärken der Persönlichkeit vermischt wird, dann wird sie in ihrem folgerichtigen Wachsthum leidenschaftlich, gewaltsam, furchtbar. Sie kann unüberwindlich werden, wie bei Eduard, sie kann das Leben zerstören, ohne die Seele zu zwingen, wie bei Ottilien.

Waren die Romantiker nach ihrer Vorstellung von Genialität und Eingebung überall geneigt, das Unbewußte und Unmittelbare über Bildung und Reflexion zu schätzen, so steht der Dichter der Wahlverwandtschaften unparteiisch zwischen Natur und Bildung. Die Klarheit und Macht der letztern herrscht im Hauptmann und in Charlotten vor, in Eduard und Ottilien die Natur, das Denken und Handeln aus dem Gefühl und Gemüth. Wenn Eduard gegen den Hauptmann gewinnen kann in genialer Offentragung seines Wesens, in kühner, hoffnungsmuthiger Tapferkeit, so blieben die Ungerechtigkeiten, die Pflichtvergessenheit, in die er sich verirrt, dem gehaltenen Hauptmann fremd. Und wie rührend Ottiliens ungetheilte Seele und nach unschuldiger Verwicklung in Schuld ihre flammenreine Selbstauflösung wirkt: die bewußtvolle Charlotte, mit ihrer reinen Ueberlegung, ihrer untrübsamen sittlichen Fassung, verliert sie etwa an Wahrheit des Gefühls, an weiblicher Güte, gedeiht nicht ihr heller, stiller Seelenadel, wie er zugleich mit der Nacht des Unglücks wächst, zu einer erhabenen Schönheit?

Schätzt der Moralist, wenn er den Menschen ein für allemal frei wissen will, die Reflexion des Möglichen für stärker als das unmittelbar Wirkende, so zeigt der Dichter der Wahlverwandtschaften, daß der Mensch bei allem Selbstbewußtsein ein natürliches Wesen und als solches dem Zusammenhang unterworfen, in diesem das Sittliche nur insoweit behaupten kann, als es ihm durch Bildung zur Natur geworden ist. Was Eduard in die rücksichtslose Neigung zu Ottilien treibt, ist deutlich genug kein bloßer Magnetismus, noch irgend ein einfach Angebornes, es sind seine sittlichen Schwächen, wie die Vorzüge, es ist die Ungewohntheit des bis ins Mannesalter Verzogenen, Gefühle und Wünsche zurückzuhalten, wie die raschthätige Wärme seines Mitgefühls, das aufrichtige, muthige Wesen, wie der mit Hindernissen wachsende Eigensinn. Ottilie aber, von so zarter Organisation als jene natürlichen Reizbarkeiten beweisen, die Seele von frühem Schicksalsernst in sich getrieben, ist aus dem Ganzen ins Ganze fühlend zu oberflächlichen Aneignungen nicht geschickt, aber wo sie ins Wesentliche geführt wird, richtig und gründlich, in An-

sprüchen enthaltsam und unterwürfig, aber in stillen Vorsätzen beharrlich und sorgfältig, und wo ein Wesen zum ihrigen stimmt, wo sie es liebend durcheilt, rasch und schmiegsam im Anverständniß, tief im Mitgefühl, voll inniger Thatkraft. Der absichtslos gütige, mittheilsame, heiterstrebende, in freier Gemüthlichkeit sich ganz auslegende Eduard, dessen Untergebene sie sich fühlt, muß überraschend und anziehend sie eben so natürlich einnehmen, beschäftigen und in ihr ganzes knospendes Wesen eindringen, als die gehaltene Charlotte ihr minder deutlich sein. Arglos wächst mit ihr selbst ihre Liebe, arglos nimmt sie von dem entzündeten Eduard die Verkennung Charlottens mit seinen Hoffnungen in sich auf.

So sehr die jungen romantischen Dichter auf ahnungsvolle, naive Gestalten ausgingen: in solchem Grade eine reine Natur einsichtig vor uns zu begründen und völlig in unser Gefühl zu bringen möchte kaum einem von ihnen irgendwo gelungen sein, und in diesem Bezug z. B. des talentvollen Kleist Käthchen von Heilbronn, das im Jahr nach den Wahlverwandtschaften erschien, die Vergleichung mit der Ottilie des neunundfünfzigjährigen Dichters nicht wohl aushalten. Aber sie nahmen, wie auch dies Beispiel zeigt, die Begründung, die Goethe lückenlos im natürlichen Zusammenhang entwickelt, vorweg als Forderung, sie ins Wunderbare legend; und was sie damit an vorübergehendem Reiz für die Phantasie gewannen, verloren sie an Kraft der Ueberzeugung und ausführbarer Tiefe. Dieser Mangel trieb sie im Verfolgen auch um der Wirkung willen, wie schon aus Vorliebe, ins Abenteuerliche und Maßlose, und so büßten ihre Werke in der Krone wie in der Wurzel das einseitige Festhalten und Werthhalten des Unmittelbaren gegen das Vermittelte, des Dunkelbewußten gegen die Reflexion. Wie in der Wahrheit und Reinheit des Naiven, übertraf Goethe sie auch von dieser Seite an Richtigkeit und an Wirkung, indem er die naive Natur eben so natürlich zur Reflexion hinüberführt, das zusammengefaßte Gefühl eben so stark zum sittlichen Bewußtsein entwickelt.

In dem ungewissen Zustande nach Eduards Entfernung, als Entbehrung Ottiliens hohes Mitgefühl auf sich zurück, Sehnsucht

und Zweifel den seelenvollen Sinn ins Allgemeinere der Natur und Gesellschaft führt, erhebt sich zusehends in ihr das Verständniß der Welt und der eignen Empfindung. Bei immer gleich sichrer Beschränkung auf das ihr Gemäße, bei unaufhaltsamem Wachsthum der Neigung, die ihre ungetheilte Seele in sich gesogen hat, treten ihre Fähigkeiten für das Schöne, ihr Thatsinn für das Gute, das Bewußtsein ihrer Liebe immer entwickelter in die Reflexionen herauf, die ihr Tagebuch sammelt. Schuldig kann sie sich noch nicht fühlen, weil ihre Hingebung keusch, ihre Täuschung unwillkürlich, ihr Hoffen unvorgreifend war; aber in dem Widerspruch der bedeutungsarmen Gegenwart mit dem tiefen Schwung ihrer Seele wird ihr Ahnen immer ernster, ihr Denken immer scharfsinniger. Leidend mußte sie sich fühlen, aber das reine Selbstgeständniß hält Verfinstrung, der willige Bildungsinn und thätige Pflichteifer Unmuth und Zwiespalt von ihrer Seele fern. So tief ihre Unbefangenheit gewesen, so tief ist die bewußte Feinheit, die ihr Gefühl für das Schickliche, das Rechte, das Sittliche gewinnt. Sobald sie Charlottens Kind auf den Armen trägt, weiß sie, daß ihre Liebe, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse; und der nächste Anlaß, der ihr Eduards Heimathlosigkeit vor die Seele bringt, gibt ihr den Entschluß, alles Mögliche zu seiner Wiedervereinigung mit Charlotten beizutragen, und ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem stillen Ort in irgend einer Art von Thätigkeit zu bergen. Als Eduard so plötzlich mit der unverhohlensten Liebe, mit der scheinbarsten Hoffnung sie überrascht, fühlt sie nicht lebhafter das Glück seiner Nähe, als sie die Pflicht erkennt, ihn unter Verweisung auf Charlottens Entscheidung zu entfernen. Und nach der unmittelbar folgenden entsetzlichen Erschütterung, da sie unschuldig schuld geworden an dem Tod des Kindes, hingegossen an Charlottens Knie, in dem Gespräch derselben über ihrem Haupt den Zusammenhang der bisherigen Verkettung überblickt, wird ihre ganze bisherige schuldlose Schuld ihr klar, sie schaudert über sich, über das Verbrechen, in dem sie befangen sei, und faßt den unerschütterlichen Entschluß der Entsagung und Buße. Weit entfernt, in diesen Entschluß durch Flucht in Ein-

samkeit oder irgend eine auffallende Askese Weichlichkeit oder Eitelkeit zu mischen, wählt sie sich einen verständigen Beruf wohlwollender, nützlicher Thätigkeit, dem sie sich entgegenbegibt mit dem Gelübde, jede Art von Anknüpfung mit Eduard zu meiden. Auf diesem Wege das erschreckende Zusammentreffen mit Eduard, den sie, treu ihrem Gelübde, stumm von sich weist, bringt ihr die Unaustilgbarkeit ihrer Liebe und die Vergeblichkeit der Hoffnung einer Beruhigung Eduards, so lange sie lebe, zum Bewußtsein. Sie willigt ein, zu den Seinen zurückzukehren; er folgt nach; dort drückt sie seine Hand in Charlottens und zieht sich zurück. Sie lebt nun wieder mit ihnen, aber nur noch wie ein freundlicher Geist, theilnehmend und gefällig, während sie die Sprache sich versagt, die Nahrung sich entzieht und dem Geliebten ohne Berührung nur mit der Seele nah ist, deren Hülle sie schon löst. „Versprich mir, zu leben!" das Erste, was sie wieder spricht, ist auch das Letzte, wozu sie den entfliehenden Athem aufgeboten, entkräftet im Augenblick der höchsten, himmlischen Stärke, das lieblichste Opfer der Natur und der Freiheit.

Zu viel hinreißende Macht bei mannigfaltigem Anstreifen an die Vorstellungen und Bestrebungen der Romantiker hatte diese Dichtung, als daß sie davon unergriffen und unbeschäftigt hätten bleiben können. Alle fanden darin zu bewundern, Einzelne schwärmten für den Roman. Da aber sein tieferer Sinn geradehin zur Widerlegung romantischer Weltansicht gereichte, da seine Form mit der ironisch abreißenden Manier der Romantiker, ihrem Ueberspringen vom Natürlichen zum Phantastischen, vom Tiefsinnigen zum Kindischen im größten Gegensatze eine durchaus verstandesmäßige Klarheit und im Leidenschaftlichen selbst, im Zweideutigen, Verwirrenden, Erschütternden eine ganz natürliche Verknüpfung und Stetigkeit behauptete, war das Werk nicht minder andern Romantikern und bedeutenden unter ihnen peinlich und verhaßt.

Diese Naturwahrheit, die sich im Faust durch die gothisch barbarische Sittlichkeit durchführt und mit ihr im Opfer versöhnt, setzt in den Wahlverwandtschaften ebenso durch die moderne Sittlichkeit und Bildung sich durch und versöhnt auch

hier sich mit ihr im Opfer. Ganz vergleichbar sind Gretchens Gestalt und Ottiliens in tiefer Seelennatürlichkeit, in der Unschuld und Güte, worin sie mit dem Sittlichen in Widerspruch gerathen, in der Reinheit und Stärke, womit sich ihre Natur durch den Widerspruch hindurch dem Sittlichen gleich und die Zerstörung, die sie erleidet, zur freien Selbstbestimmung, zur höchsten Sittlichkeit macht. Hier wie dort offenbart sich im Grunde wie im Ende die Einheit von Natur und Sittlichkeit, wenn auch in der Grundlage mehr die natürliche, unbewußte Sittlichkeit, in der Spitze mehr die bewußte sittliche Natur hervortritt. Hier wie dort wirkt der Widerspruch um so gewaltiger, je mehr die reine Darstellung, die in allen seinen Momenten die ursprüngliche Einheit erhält, ihn als durchgreifenden von unlösbarer Gegenseitigkeit ins Gefühl bringt. Bei Gretchen aber, wo die Schuld in äußere Handlung, Befleckung und Kampf mit der äußerlich gültigen Sittlichkeit übergeht, wird die um so mehr unterschiedene Vorstellung von der Unverderblichkeit ihrer Natur und unaufhaltsamen Selbstversöhnung mit dem Sittlichen um so wohlthuender; wie überhaupt im Faust gerade die Naturwahrheit der Darstellung, weil sie das romantisch Düstere und Zauberhafte der Fabel fortwährend klärt und reinigt, wohlthuend wirkt. Bei Ottilien hingegen bleibt, gemäß dem modernen Gedankenleben, der Widerspruch innerhalb der Persönlichkeit, so daß alles Thatsächliche der Erzählung nur die Gestalt des unglücklichen Anlasses, unglücklichen Zufalls hat, die Schuld aber als solche ohne Aeußerlichkeit so ganz in der Reflexion liegt, daß sie erst mit ihr eintritt. Wohl offenbart sich deshalb um so unzertrennbarer in Ottilien die Einheit von Natur und Sittlichkeit. Denn es ist in ihr dieselbe tiefreine Natur, die die Liebe zu Eduard annehmen und unveräußerlich machen mußte, die sich zur Reflexion der Verwerflichkeit dieser Liebe öffnet und sofort diese Reflexion zum Entschluß der Entsagung, des Verstummens, des Abscheidens aus dem Dasein fortführt. Man kann ebensowohl sagen, die standhafte Natur entäußert sich der wirklichen Reflexion, der Sprache und der wirklichen Sittlichkeit, der im Leben zusammentreffenden Bestimmtheit und Selbstbestimmung, als man

sagen kann, das aufgegangene Bewußtsein der Sittlichkeit in Ottilien hebt die Natur auf. Man kann, man muß Beides sagen; denn es ist ein Wesen, das ganz handelt und ganz leidet, eine Natur, die sich in die Freiheit aufhebend, mit sich auch ihre Freiheit aufhebt. Weil so bis zur Erschöpfung im Tode die Einheit im Gegensatz fortlebt, und weil überhaupt in den Wahlverwandtschaften der Widerspruch ganz in der Gestalt unserer Bildung durch die Tiefen unseres Personenlebens hingeht, so erhält die Naturwahrheit der Darstellung, wenn sie im Faust die Zaubergestalt der Fabel uns wohlthuend aneignet und reinigt, hier umgekehrt die Gestalt einer Bezauberung, die uns selbst uns zu entfremden und aufzulösen drohe. Denn da in den Wahlverwandtschaften, weil die Bedeutung immer nur in der Mitte der Seelen liegt, die sie herausfordernden Umstände und in sich treibenden Ereignisse an sich als zufällige sich darstellen, so kann auf ihre Verkettung der Schein einer Schicksalstücke oder auf den Erzähler, der sie erfunden und verknüpft, der Schein einer Verwegenheit fallen, die mit Berechnung und Kunst uns in unsern wesentlichsten Forderungen und Empfindungen zu verwirren und zu überwältigen beabsichtige.

Es konnte daher nicht ausbleiben, daß dieser Roman, wie einst der Werther, zwar die verschiedenen Abschattungen der Gebildeten mächtig rührte und erschütterte, die hingebenden, zumal Frauen erfüllte, aber um so heftigern Widerspruch aller derer erregte, die diesen oder jenen seiner Hauptbezüge zu erschöpfen durch vorbefestigte Meinungen verhindert waren. Er forderte, woraus er besteht, ebenso viel unbefangne Naturempfänglichkeit als reines Sittengefühl: was im Reiche bewegter Bildung immer ungleich vertheilt ist. Fiel dort einem Romantiker sein Rationalismus hart, so schalt hier ein Rationalist über Fatalismus, ein Dogmatiker über Naturalismus. Wer den Dichter mit sich selbst vergleichen konnte, mußte, was bei verwandtem Problem dem Jugendwerk Stella wesentlich abging, was beim Werther die Naturkühnheit des Jünglings richtig ergriffen und überarbeitend männliche Reife vollendet hatte, die strenge Folgerichtigkeit, unwiderstehliche Macht der Einheit der Seele und bis

ins ganz Einzelne die schöne Stilreinheit, hier als in einem Gusse erreicht bewundern. Denn selbst in dem lange zusammengedichteten Roman der Lehrjahre war diese Stilreinheit wohl in der Sprache und ruhigen Vorstellungsführung des Ganzen, diese Folgerichtigkeit wohl an den bedeutendsten der darin verflochtenen Novellen, aber an dem mannigfaltigen Gesammtgewebe der Erzählung nicht in so allseitig gleicher Strenge des Zusammenhangs anzuerkennen. Wenn dieser Unterschied für den Fortschritt Goethes, für die erhöhte Bewährung seiner Meisterschaft anzusprechen war: so konnte man zugleich gestehen, daß derselbe der Wirkung der Lehrjahre gegen die der Wahlverwandtschaften um soviel an Behaglichkeit mehr als weniger an Stärke gab. Denn das Gefühl des Zufälligen, das in der Vorstellung der Lehrjahre sich öfter dem des Harmonischen beimischt, erhöht den Eindruck ungezwungener, anmuthig abenteuernder Erfahrung, während in den Wahlverwandtschaften das Zufällige selbst, das die Erzählung braucht, durch die einleuchtende Anwendung, in der es nur der Schärfe des durchgängigen Prinzips dient, in das bange Gefühl eines verstrickenden Verhängnisses, einer unausweichlichen Nothwendigkeit hinübereilt. Auch im Tadel der Andersdenkenden zeigte sich dieser Unterschied, indem sie die Lehrjahre eines frivolen, also zu ungebundenen, die Wahlverwandtschaften eines fatalistischen, also zu gebundenen Geistes beschuldigten. Solche Urtheile waren gerade bei dem gebildeten Mittelstande Deutschlands nicht selten: weil dieser, für praktische Berufe sich bildend, auf seine mit den letzteren aufgenommenen Denkweisen, welche sie auch beim Einzelnen seien, beharrlicher gestellt und, was er liest, darauf prüfend, nicht leicht in eine so durchgreifende Dichtung sich fügen mochte. In den höheren Ständen dagegen, die sich selbst mehr persönlich als für praktische Zwecke bilden und über die Gründe und Verhältnisse der Persönlichkeit theils leichtsinniger und nüchterner, theils auch mit freierem und feinerem Blick urtheilen, konnte sich bei den Lesenden und Dichtungliebenden mehr in die Wirkung hingegebene Unbefangenheit, auch heller in die Wahrheit eingehende Menschenkenntniß finden. Und wenn der Faust immer mehr zu

einem Evangelium studirender Jünglinge, einem Lieblingsbuch praktischer und philosophischer Männer ward, steigerten die Wahlverwandtschaften die Geltung des Dichters gerade in den Kreisen, an welche sich heranzumachen einigen Hauptromantikern jetzt eben recht angelegen war. Es hat insofern etwas unwillkürlich Erheiterndes, daß Goethe gleich nach dem Eintritt seiner Wahlverwandtschaften in die Lesewelt der Kaiserin von Oesterreich Marie Luise Beatrix näher kam und von ihr im Karlsbade im Sommer 1810, und wieder 1812 von dem ganzen Kaiserlichen Hofe in einer Weise ausgezeichnet wurde, welche die Rangschätzung seiner Bedeutung und zugleich ein tiefes und zartes Gefühl von der Größe und Liebenswürdigkeit seiner Person ausdrückte. Das Vertrauen der Kaiserin und ihre anmuthige Huld reichten ins Innere des Dichters, während äußere Werthzeichen und Aufmerksamkeiten vor der Gesellschaft und Welt seine Geltung zu erkennen gaben. Unwandelbar hatte Goethe bis in diese seine Greisenjahre seine Kräfte und Zwecke für eine nur ideale Wirksamkeit ins Politische und Allgemeine geübt und zusammengehalten, und nur die Unwiderstehlichkeit und Fruchtbarkeit dieser geistigen Wirkung hoben ihn vor den Augen seiner Zeitgenossen zu einem Fürsten in seiner Art, zu einer herrlichen Macht. Es ist bekannt, wie Bestrebungen der Romantiker, auf eine realere Weise an der Macht der Wirklichkeit theilzunehmen, nur zu einer rascheren Verkümmerung und Verdumpfung der idealen Einflüsse ausschlugen, die sie errungen hatten. Als ihre Träger auseinander gesprengt waren und ein kleiner Kreis um Tieck in Dresden, fast kann man sagen eine Sekte der Poesie darstellte, war es Tiecks empfindlichster Schmerz, daß der bedeutendste Geist, der sich für die romantische Poesie erklärt hatte, der esoterische Freund, an den er sich mit der größten Hochschätzung seines ästhetischen Urtheils lehnte, daß Solger bei oft erneuten Versuchen weder von der Unbefriedigung an Tiecks Genoveva zurückzubringen war, noch von der höchsten Bewunderung von Goethes Wahlverwandtschaften.

Friedrich von Schlegels öffentliche Rolle von einiger Bedeutung begann und schloß mit seiner Abfassung von Proklamationen aus dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl im Jahre 1809. Sein Antheil am „österreichischen Beobachter", seine vorübergehende Stellung bei der österreichischen Legation am Bundestage haben weder auf die Nation in einem so erheblichen Sinn gewirkt, noch auf seine Person einen solchen Glanz geworfen, daß sie sich mit den Ansprüchen, von welchen sein Auftritt und Uebertritt ausgegangen, irgend in Verhältniß bringen ließen. Seine literarischen Unternehmungen, von den „Vorlesungen über die neuere Geschichte" (1811) bis zu jenen über „Philosophie des Lebens" und „Philosophie der Geschichte" (1828 und 1829) müssen als unfruchtbare Absichten bezeichnet werden. Verbreitung erreichte nur seine „Geschichte der alten und neuen Literatur", die sie großentheils dem Mangel an einem lesbaren Werke von ähnlicher Uebersichtlichkeit und Faßlichkeit verdankte. Auch in diesem aber haben weder die Gesichtspunkte diejenige Reife, noch die Darstellungen die wahren Kenntnisse zur Grundlage, um es von gänzlichem Veralten retten zu können. Und gerade die Stellen dieser Schrift, welche mit entschiedener Absichtlichkeit als Pfeile gegen Goethe oder als Remedien gegen das Klassische, wie es Goethe und Schiller verjüngt hatten, gemeint waren, sind die erfolglosesten geblieben. Gänzlicher noch drückt diese Unkraft die eingestandener praktischen Schriften. Die Philosophie nicht des Lebens, nicht der Geschichte sind die so betitelten Erzeugnisse, sondern eben nur die Philosophie Friedrich Schlegels, breite Versuche eines Rechenschaftlegens über eine gebundene Stellung, welches abzunehmen niemand veranlaßt ist.

Seines Bruders August Anknüpfungen mit der vornehmen Welt, das Sekretariat bei dem Kronprinzen von Schweden (1813) eingerechnet, gediehen ebenso wenig zu einer Weltrolle. Nur seiner Rückkehr zum Protestantismus und dem Rückzug auf die Philologie, die Wiege seines Talents und seiner wahren Wirkungen, jetzt zumal der Spezialität seiner indischen Studien verdankte er eine Thätigkeit von mehr Frucht und Geltung, als

Friedrich erlangt. So anerkennenswerth seine Auszeichnung in diesem Bezuge war, so reichte sie doch nicht hin, die von jenen äußerlichen Ansprüchen auf ihm sitzen gebliebenen Gewöhnungen und Erinnerungen so zu löschen, daß er einer dauernd anhaftenden Lächerlichkeit entkommen wäre.

In derselben Zeit, als Friedrich Schlegel eine publizistische Thätigkeit in Wien zu entwickeln trachtete, strebte auch Brentano in Wien eine populärpolitische Wirkung zu üben. Er wollte hier 1813 die Bühne gewinnen und um die Zeit der Schlacht bei Leipzig sein patriotisches Lustspiel „Viktoria und ihre Geschwister" im Theater an der Wieden spielen lassen; aber es gelangte nicht zur Aufführung. Brentano hatte in nicht gewöhnlichem Grade Bekanntschaft mit der alten deutschen Sage, den Volksbüchern, Volksliedern, Phantasien des Aberglaubens, Ueberresten des Volkshumors. Wofern seine Bestrebungen einen Kern des Ernstes hatten, so mußte das der Glaube und Wunsch einer lebendigen Poesie sein, die im Gegensatze zu gelehrter und konventioneller Bildung sich an volksthümliche Traditionen, Sitten, Formen, lokale Farben und Interessen und zeitgeschichtliches Leben anschlösse. Eine solche populäre Tendenz mit mannigfaltigem Anknüpfen ans Gegenwärtige, Lokale, Persönliche bewegt sich in dem genannten Lustspiel. In einer ernstlichern Spannung und größern Ausdehnung ist nach dem Ideal von volksthümlicher Poesie seine „Gründung Prags" gearbeitet. Diese erschien gedruckt 1816 in Pesth, die Viktoria erst 1817 in Berlin. Eine mannigfaltige Begabung, eigenthümliche Studien, sehr ergötzliche Partien, glänzende Einzelheiten zeigen diese Werke; sie können den Gebildeten interessiren, sind aber von nichts weiter entfernt als von einem heimathlichen und populären Charakter. Ein Beruf, eine Wirkung auf den Zeitgeist konnte sich aus seinen Schriftstellersprüngen nicht entspinnen. Sie isolirten sich selbst; wie die Aufführung seines „Ponce de Leon", dieses zehn Jahre vor Viktoria entstandenen Lustspiels, dessen Handlung und Poesie in einer Wortspielkrankheit untergehen, auf dem Wiener Burgtheater im Anfang 1814 eine vereinzelte Sonderbarkeit blieb. Bis 1817 war Brentano, wo er gesehen

ward, ein wunderlicher Vagant; von da an in allem, was die Welt von ihm sah und er ihr nachließ, ein wunderlicher Heiliger.

Tiecks Vorrede zum „Phantasus" (1812) mit ihren Rückblicken und Umblicken nach den ehemaligen Genossen gab schon den Eindruck einer Schule, die sich nach sehr verschiedenen Richtungen zerstreut hat. Tiecks Produktivität reichte hin, besonders mit dem neuen Aufschwung, den sie in den Novellen (seit 1820) nahm, ihm ein Verhältniß von mehr Umfang und Dauer zu den Zeitgenossen zu schaffen. Insofern aber Tieck in dieser spätern Epoche gegen Schiller in den „dramaturgischen Blättern", gegen Goethe in der Einleitung zu Lenz' Schriften (1828) die Reminiszenzen der Romantik geltend zu machen suchte, kämpfte er in Wahrheit nicht mit den vergeblich bemäkelten Größen, sondern mit seiner eigenen Unklarheit und dem Verdrusse verlorener Einbildungen und Hoffnungen. Die angefochtenen Dichtungen wirkten unaufhaltsam fort; der Kreis hingegen von entschiedenen Anhängern Tiecks ward mehr und mehr zu einer beschränkten Sekte. Womit er in weiterem Umkreis wirkte, waren Erzählungen, witzige Reflexionen, geistreiche Scherze, die, verglichen dem, was er als Kritiker und Romantiker forderte, sehr exoterisch, ja mit diesem Bekenntniß zum Theil in geradem Widerspruch waren.

Auf die verschiedenste Weise, aber in allen Bekennern, endigte die Romantik, ausgegangen von Universalismus, mit Partikularismus, sei es einer speziellen Gelehrtenstellung, wie August Schlegels, sei es eines außerordentlichen Kanzleidienstes, wie seines Bruders und Adam Müllers, sei es einer ästhetischen Sekte oder einer religiösen. So haben Friedrich Schlegel, Görres, Brentano an ein paar Punkten Deutschlands Epigonen hinterlassen, die durch plumpe und absurde Polemik bei schwächlicher oder gänzlich mangelnder Produktivität sich selbst als Sekte charakterisiren.

Gegenüber diesem versagenden und versiegenden Verlauf der Romantik behauptete sich Goethe in den zwei Jahrzehnten nach der Epoche, bei der wir ihn verließen, auf der reinen Höhe, in

der sie ihn darstellte. Die Art, wie er aus allen Theilen des Vaterlandes und dem fernen Ausland aufgesucht, geehrt, gefeiert wurde, machte es zum erstenmal in der Geschichte der deutschen Gesellschaft sichtbar, daß die Poesie auch eine Majestät in der wirklichen Welt sei. Die Bücher „aus seinem Leben", die zunächst jener Epoche folgten, legten auf die anspruchsloseste Weise den reichen wirklichen Zusammenhang seines Genius mit den wahren Traditionen, den sittlichen Zuständen und geistigen Bewegungen seines Volks vor Augen. Und seine Thätigkeiten in dieser letzten Lebensperiode, immer noch umfangreich und unabgerissen, gewährten zugleich den Eindruck einer merkwürdig verlängerten Jugend und einer erhabenen Weisheit. Für die besondere Betrachtung setzt sich auch noch in diese Periode das Verhältniß zu den Zeittendenzen fort, das wir in den früheren bemerkten. Sie finden den Dichter im Gegensatze mit sich, sie wollen ihn zu anderem Berufe verpflichtet wissen, damit er wahrhaft wirke, und immer ist es sein standhafter Verzicht auf solche einseitig praktische Bedeutungen, der ihm die echte und dauernde Bedeutung sichert. Jetzt waren es die Politiker, die Liberalen, aus deren Mitte dem Ehrengreis der Vorwurf gemacht wurde, er habe kein Herz für sein Volk, er habe zu wenig bei dessen äußerem Freiheitskampfe mitgewirkt, er versäume die Pflicht, jetzt beim innern mitzuwirken. So groß und verdrießlich war damals die Aufregung, daß wenige den Aberwitz einer Forderung fühlten, nach welcher der Hochbetagte seinen anerschaffenen, lebenslänglichen, so unvergleichlich bewährten Beruf aufgeben sollte, um sich auf dem Felde gährender Meinungen unter Genossen von unverbürgtem Charakter zu mischen und bei einem Betreiben, dessen Geleise und Wendungen ebenso unbestimmt waren als Zahl, Sinn und Leidenschaften der beliebig Mitwirkenden, seine Ehre und sein Gewissen miteinzusetzen. Erst nachdem der Erfolg die Unzulänglichkeit und Schädlichkeit dieses Betreibens erwiesen hatte, konnte es zur Anerkennung kommen, daß es der wahrste Patriotismus Goethes war, Dichter zu sein und zu bleiben. So gab er seinem Volk in einem Schatz edler Poesie ein unzerstörliches Heiligthum in seiner Sprache, einen

Hort gemeinsamer Erhebung und nationaler Einheit. So vermachte er ihm in einem unversieglichen Quell reiner Anschauung die Verheißung und das Mittel jener Freiheit, ohne die es eine politische nicht geben kann, der Freiheit wahrer Bildung.

Wie sich in der Regel mit einem trüben Zustande der innern Politik in symptomatischem Zusammenhang eine einseitige Moralität und engherzige Frömmigkeit hervorthut, wandte sich nun auch die letztere Zeitkrankheit mit Angriffen, Fälschungen und schmutzigen Einbildungen gegen den Heiden Goethe. Während überall diese Klasse nie aufhört, die von ihr behauptete Versöhnung in ihrem Heilande an sich selbst Lügen zu strafen durch Unfrieden und Angst in sich, Eifern und Geifern gegen Andere — wie versöhnt mit Gott und Welt wandelte der hochgreise Goethe! Er dichtete ganzes Leben und lebte ganze Poesie bis in die Klänge seiner letzten Tage. In der Geistesheiterkeit seiner Spätabend-Lyrik flossen die Sinnenfrische und Seeleninnigkeit des Jünglings zusammen mit Mannesweisheit und mit Patriarchen-Lobgesang. In diesem Aether der Lieder und Sprüche des Siebzigers und Achtzigers glänzt die Geistesharmonie eines vollendeten Menschen; aus der Seligkeit seiner letzten Hauche weht eine frohe Botschaft: und es liegen in diesen unverwelklichen Blüthen Samenkörner des Guten und Besten, welche dem Durchschnittsboden unserer dermaligen Bildung noch nicht gemein sind und einen höhergediehenen befruchten können.





VIII.

Ueber Goethes Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.

(Frankfurter Museum 1858 Nr. 47—52, S. 979—983. 1001—1004. 1025—1028. 1045—1047. 1055—1064. 1079—1088.)

Vom Leben dramatischer Dichtung.

Fragen wir uns, wodurch ein dramatisches Gedicht echte Wirkung gewinne, so ist es vornehmlich zweierlei. Fürs Erste eine lebendige Handlung, fürs Andere ein Gesetz — etwas Großes, Ewiges, das in ihr sich ausdrückt. Auf das Erste, die Lebendigkeit, sind die dramatischen Dichter, die sich in unseren Tagen um die Aufmerksamkeit des Publikums bewerben, am meisten bedacht. Weil es der Reiz einer Vorstellung ist, der sie lebhaft auffassen läßt, studiren sie darauf, durch eigen gespannte Fälle, psychologische Schrauben, überraschende Wendungen immer wieder den Zuschauer zu reizen, und wenn ihnen dies durch allerlei Mittelaufwand bis auf einen gewissen Grad gelingt, so wundert sich nicht selten beim Ende der gutmüthige Zuschauer selbst, wie es doch zugehe, daß ein Gewebe, welches ihn so mannigfaltig anzog und spannte, ihn am Schluß so unbefriedigt lasse. Da hören wir oft das Urtheil: „Kein gewöhnliches Stück; sehr interessant; nur schade, daß der Schluß nicht recht gelungen ist." Dieser mißlungene Schluß aber kommt bloß daher, daß das Ganze nichts taugt. Denn was gut gebaut ist, wird am Schluß erst recht gut. Und woran man über den Schluß zweifelt,

streitet, einen andern sucht, das war von Anfang ein Ding, von dem nicht zu sagen ist, wo es hinaus will.

Anziehung, aufdringliche Form, Widerspruch, Aufwände sind freilich Symptome von Lebendigkeit. Wenn sie aber zusammengesucht sind, statt an Einem und demselben entwickelt, wenn sie mit überkünstelter Willkür verknüpft sind, statt mit innerer Nothwendigkeit, so ist, je größer ihre Mannigfaltigkeit, um so größer die Leerheit, die sie zurücklassen. Es fehlt diesen anspruchsvollen Lebens-Anscheinen nur am Leben, denn dieses ist der Zusammenhang, die Nothwendigkeit, die von selbst gegebene geheimnißvolle Einheit, die sich nicht zusammenraffen und zetteln läßt.

Das Leben ist bei einem Kunstwerk ebenso wie bei jeder Pflanze das Ganze, welches früher ist als die Theile und in ihnen und ihren Veränderungen immer nur dasselbe organische Eins herstellt.

Leben läßt sich nicht machen durch Kalkül und Manipulation. So wie unsere Chemie wohl Stoffe scheiden und machen kann, Agentien, Gifte, künstliche Mineralwasser, aber nichts Organisches, nicht das geringste Lebendige, so bringt auch in der Kunst kluge 980 Berechnung des Reizenden, und starke Bereitung des Rührenden ihre Wirkungen immerhin und oft den Beifall der allezeit zahlreichen Schwachen, aber kein Ganzes von wahrem und dauerndem Leben hervor.

Leben kommt nur aus Leben, aus der Liebe und unwillkürlichen Wärme des Lebendigen selbst, aus dem wahren und nothwendigen Triebe des Individuums. Es ist, sagt Goethe (Br. an Reinh. S. 8), eigentlich die Synthese der Neigung, die Alles lebendig macht. Kalte und kecke Absicht kann Geschäfte machen, bleibt aber ausgeschlossen vom heiligen Gebiete der Schöpfung. Bei allen großen Dichtern liegt daher den Werken ein redlicher Charakter, ein nothwendiger Beruf, ein Geist der Wahrheit, Leben und Liebe zu Grunde. Hingenommen von ihrer Schöpfung, werden wir berührt von ihrem Selbst, fühlen den Mann, wenn er auch lange Staub ist, in seinem wahrsten

eigenen Leben und müssen ihn lieben, der so in der That unsterblich ist, immer wieder auflebend in tiefbewegten Seelen.

In diesem Sinn haben Goethes Dichtungen immer ein doppeltes Interesse: das biographische, als seine wahren Erlebnisse und Erhöhungen seines Lebens, und das objektive, als Werke von Gehalt und Schönheit. Beide Bedeutungen lassen sich unterscheidend erkennen und sind innig vereinigt in seinem mythisch-allegorischen Drama: Pandorens Wiederkunft.

Lebenszustände, die Goethes Pandora vorhergingen.

Diese Dichtung ist im Spätjahr 1807 entstanden. In den letztvorhergehenden Jahren hatte der Dichter schwere Schläge und Stürme erfahren. Im Mai 1805 ward ihm der Freund entrissen, der ihm, wie kein Anderer, die Höhen und Weiten seines Berufs durch Theilnahme gegenwärtig erhielt. Der Bund dieser Auserwählten war dahin gediehen, daß sie bei ihrer gegenseitigen Ergänzung und Erwärmung wohl hoffen konnten, eine Kunst im Großen aufzurichten, die ins Allgemeine durch reiche, gehaltvolle Werke in Hauptgattungen der Poesie eine erhöhte Bildungsklarheit verbreite und befestige. „Alle meine Wünsche und Hoffnungen", sagt Goethe, „übertraf das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller; es war ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit — für mich ein neuer Frühling, in welchem Alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging." — Der vorzeitige Verlust eines solchen Gefährten war nicht nur eine Wunde für das Freundesherz, er war ein Riß in den Lebensplan; und es mußte dem zurückbleibenden älteren Manne zweifelhaft werden, ob er sich in seiner Einsamkeit den Schwung noch erhalten könne, um die vielen Anbrüche und Keimsaaten einer zusammengreifenden Schöpfung, die er langeher angelegt und die dies einzige Ver- 981 hältniß bis in Grund erwärmt hatte, noch großziehen zu können.

Goethe faßte den jugendfeurigen Gedanken, Schillers Demetrius zu vollenden. Er griff es, wie er selbst sagt, leidenschaftlich an, gerieth an Schwierigkeiten, die er in seiner Auf-

regung vermehrte, gab's plötzlich auf und lebte die Tage eines einsamen Kranken in unleidlichem Seelenschmerz.

Zwar Besuche von Freunden und Ausflüge in diesem Sommer, im nächsten besonders der Aufenthalt in Karlsbad besserten sein Befinden und beschäftigten seinen Geist, ohne ihn auszufüllen. Von Dichtungen entstanden ihm in diesen beiden Jahren nur der Epilog zur Glocke und wenige kleine Gelegenheitsgedichte. Auch im Wissenschaftlichen ward er bloß zu kleinen Aufsätzen verschiedener Art veranlaßt, außerdem daß er an der längst bearbeiteten Farbenlehre redigirte.

Die Zusammenstellung dieser vorhandenen Früchte seines vieljährigen Fleißes in der Farbenlehre, und die mit Cotta eingeleitete neue Ausgabe seiner Werke konnten ihm im Gegensatze zu jenem „Frühling" des Zusammenstrebens mit Schiller als herbstliche Geschäfte erscheinen. Für die neue Ausgabe brachte er den ersten Theil seines Faust zum Abschluß. Aber die hochpoetischen neuen Szenen darin waren vor fünf Jahren in jenem Lenz der Freundschaft und Geistesthätigkeit entstanden.

Nun brachen im Oktober 1806 auch noch mit der Schlacht bei Jena Schrecknisse, Gewaltzustände, dann Trauerfälle über Weimar herein. Als dennoch in diesen Bedrängnissen, sobald sie geduldet werden mußten, sich die Elastizität des Lebens und seines Geistes bewährte, als ihm hierauf im Sommer wieder Karlsbad mannigfaltige Erholungen und Anregungen bot, beschäftigten die Imagination des Dichters einige kleine Erzählungen, die später in Wilhelm Meisters Wanderjahren verarbeitet wurden.

Zuerst wieder im Herbst 1807 tritt uns Goethes volle Kraft entgegen in zwei allegorisch-dramatischen Gedichten, die bei ungewohnter gelehrter Form eine hohe Energie des Meisters nicht verkennen lassen. Es ist das Vorspiel vom 19. September 1807 nach glücklicher Wiederversammlung der herzoglichen Familie, und das Festspiel Pandora, welches mit jenem die Einführung von Ideengestalten so wie die Nachbildung griechischer Vers- und Ausdrucksformen gemein hat. Um so bewunderungswerther ist an beiden die Wärme, die Goethe jenen allgemeinen Gestalten

eingehaucht, die seelenvolle Bewegung und Schönheit, womit er die griechischen Formen ausgefüllt hat. Aus beiden spricht die Idee der Unveräußerlichkeit des Guten und Himmlischen, auch wenn es verloren und zerstört scheint, mit der Sprache einer gediegenen Weisheit und belebt sich mit Anwendungen, in die sich eine reiche Innigkeit ergießt.

982

Epoche der Pandora.

In der That erlebte der Dichter gerade damals nach einer Zeit der Verluste und Betrübnisse eine wunderbare Verjüngung seines Gemüths. Ihm war in Jena eine lebendige Erscheinung der Schönheit begegnet, hatte ihn mit tiefer und erwiederter Neigung ergriffen, und in dem Spätjahr, wo er den ersten Theil der Pandora dichtete, war es diese Leidenschaft, die er in den Aether idealer Poesie erhob.

Der Hauptinhalt der Pandora ist das Verhältniß der Seele zum Schönen, zum völlig erfaßten, aber aus der Gegenwart verschwundenen Schönen; es ist der Streit der Triebkräfte zum Vollkommenen, der durch Schmerz und Kampf gegen sich selbst gewendet, ein neues Leben erweckt, mit welchem sich die neue Wiederkehr des Schönen ankündigt. Auch diese Wiederkehr selbst wollte Goethe ausführen; weshalb der ursprüngliche Titel ist „Pandorens Wiederkunft". Denn wie damals in seinem persönlichen Leben das überraschende Finden wirklicher Schönheit und Seligkeit, und die Aneignung im Verlieren, ihm den Drang und die Wärme gab, Nach- und Vorgefühl des Seligen, Erinnern und Hoffen, Sehnen, Verzweifeln, Ringen mit unmittelbarer Wahrheit auszudrücken, so sollte ihm die symbolische Dichtung, in die er diese Gemüthsbewegungen ergoß, auch die künftige Erneuerung seines Glücks verheißen, die Wiederkehr der Geliebten besiegeln.*)

Daß ihm mit dieser Liebe die Fülle der Poesie plötzlich aufgewacht, daß ihm die Schöne in einer überraschenden Hoheit erschienen, ihre Neigung ihm allbelebend, die Entsagung selbst zur Neuverklärung geworden war, all diese Momente, wie sie

*) Zur Genesis der Pandora s. auch Briefwechsel mit Knebel Mai 1808.

in seiner Pandora sich wiederfinden, bezeugen uns die Denkblätter dieses innigen Verhältnisses unter seinen lyrischen Gedichten, 17 Sonette, deren letztes in einer Charade den Namen der Geliebten enthält.

Das erste dieser Sonette, überschrieben „Mächtiges Ueberraschen“, schildert, wie ein ruhelos entfließender Strom, plötzlich aufgehalten durch einen Bergsturz, in sich zurückgetrieben zum Wasserstrudel schwillt und dann sich in seiner Beschränkung zum See vertieft und ebnet, in dem sich die Gestirne des Himmels bespiegeln.

Der Strom ist die Seele des Dichters, die unterschiedlos von der Zeit hingenommen durch die entgegentretende Macht der Leidenschaft in sich zurückgetrieben wird und sich zu einer neuen Lebensform gestaltet, in deren erfülltem Rund sich ewige Gesetze abbilden.

Dies ist ebenso sehr das Gesammtbild dieses anmuthig-heftigen Lebensereignisses, als es die Entstehung seiner Pandora bezeichnet.

Die übrigen Sonette vergegenwärtigen einzelne Momente und Austausche dieser Liebe vom ersten Erkennen, welches wahrscheinlich im ersten Frühjahr 1807 zu denken ist, bis zu Trennung und Abschied, zum zarten Verkehr in die Ferne, Spielen der Dichtung mit dem Gefühl und Ueberschwung des Gefühls über die Kunst. Die Geliebte erscheint in einer Vollbeseelung und Würde, die sie zum lebendigen Vorbilde für des Dichters Pandora wohl eignen. So heißt es gleich in jenem Sonett, welches das erste Erkennen ausdrückt, wie der Dichter vom Felsenweg hernieder ging 983

zu winterhaften Auen,
Unruhigen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.
Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft, wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt — mein Sehnen war gestillet.

Im fünften Sonett: „Wachsthum“, erfahren wir, daß die Verherrlichte schon als kleines Kind so manchen Frühlingsmorgen

mit dem Dichter nach Feld und Flur gesprungen, wo er sich sie zum Töchterchen gewünscht, daß er sie dann gesehen, wie sie anfing in die Welt zu schauen und häusliches Besorgen ihre Freude war, wo er solch eine Schwester gewünscht. Nun aber, fährt er fort,

Nun kann den schönen Wachsthum Nichts beschränken:
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfaſſ' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?
Doch ach, nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben:
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Völlig aber spricht die Bedeutung, auf die wir achten, das der Namens-Charade vorhergehende Sonett aus, mit der Ueberschrift „Epoche“:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust vor allen andern Tagen
Charfreitag: ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundert sieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarcas Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag;

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

1001

Verklärung durch Entsagung.

Diese Epoche, wo der Dichter nicht anfing, aber in hohem Sinne fortfuhr zu lieben, fiel mitten in die Entstehung von Pandorens erstem Theil. Advent war 1807 am 29. November. Von diesem Tag an war es, daß Goethe in Jena Riemern, dem er den Anfang der Pandora am 19. November vorgelesen, mehrere Tage daran weiter diktirte (Riemers Mittheil. II, 596 f.). Diesen Tag, den er mit Petrarcas vorbedeutendem Char-

freitag zusammenstellt, bezeichnete nach den Worten selbst, in welchen er ihn so hoch feiert, kein anmuthig flüchtiges Abenteuer, sondern ein begeisternder Moment, der nur im Schwung der Seele fortblühte.

Daß der „ewige Maitag" diesen Sinn habe und die Entsagung in der Wirklichkeit nicht ausschließe, bestätigt die Art, 1002 wie Goethe in den Tag- und Jahresheften seine Pandora mit den Wahlverwandtschaften zusammenstellt, mit diesem tragischen Roman, von dem er selbst sagte, „niemand verkenne darin eine tiefleidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheue, ein Herz, das zu genesen fürchte" (Tag- und Jahreshefte 1809). Die Entstehung dieses Romans verknüpft er an früherer Stelle (Tag- und Jahreshefte 1807) mit der von Pandorens Wiederkunft, indem er sagt: „Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also neben einander gar wohl gedeihen. Pandoras erster Theil gelangte gegen Ende 1807 an den Druckort, das Schema der Wahlverwandtschaften war weit gediehen und manche Vorarbeiten theilweise vollbracht."

Die Szenen der Pandora bis wo Elpore verschwindet, kamen in der Wiener Zeitschrift Prometheus von Seckendorf und Stoll in den beiden ersten Heften bis Frühjahr 1808 heraus. Ganz erschien sodann der erste Theil als Taschenbuch für das Jahr 1810, nachdem die Wahlverwandtschaften 1809 herausgegeben waren.

Die Macht einer nothwendig getrennten Untrennbarkeit, welche sich in den Wahlverwandtschaften in tragischer Wirklichkeit erschöpft, sollte sich in Pandorens Wiederkunft, die der Titel als Festspiel bezeichnet, in heitere Idealität verklären. Der allein fertig gewordene erste Theil freilich, der nur erst mit der Eröffnung dieser hohen Aussicht schließt, gibt noch den größeren Raum, wie der Dichter sagt, dem schmerzlichen Gefühl der Entbehrung; und wir finden Akkorde der Sehnsucht, der darstellenden Erinnerung, der leidenschaftlichen Treue in diesen Szenen, die ohne Zweifel den eigensten Gemüthsbewegungen Goethes noch unmittelbarer als selbst jene Sonette angehören.

Idee.

Ein so wahres Leben ist in diesem dramatischen Gedicht, aber aufgenommen in eine schöpferische Richtung auf ewige Ideen. Denn dies eben macht den Dichter, daß ihm seine Erlebnisse, seine Leidenschaften zu Lichtern des Geistes werden, zur Enthüllung unsterblicher Gedanken. Es bewährt sich an dem poetischen Ertrag dieser Epoche in Goethes Leben ebenso sehr, wie die Wahrhaftigkeit der Empfindung, jene philosophische Ausbildung, die er als einen Zug seines Zusammenstrebens mit Schiller bezeichnet hat. Denn nur wer die Grundbedingungen im Prozeß des Schönen sich tief entwickelt hatte, konnte ein solches Gedicht gestalten, welches keinen besondern Vorgang, sondern den Mythus vom Schönen selbst als Handlung darstellt.

Der Gegenstand dieses Festspiels ist sowohl der innere Entwicklungsgang des Schönen im Gemüth und Leben des einzelnen Menschen als der Kulturprozeß desselben in der menschlichen Gesellschaft. Denn es wird das Schöne nach den allgemeinen und bleibenden Seiten seines Verhältnisses zur 1003 Wirklichkeit symbolisch in Szene geführt. In Prometheus und Epimetheus treten zwei entgegengesetzte Stellungen und Strebungen zum Vollkommenen auf, die beide sich als Grundanlagen in jedes Menschen Wesen finden, beide als unterschiedene Hauptrichtungen durch die Geschichte jeder Kulturperiode der Menschheit sich hindurchziehen. Und in der Liebe und dem Kampfe der Kinder jener Beiden drückt sich der Uebergang dieser einseitigen Strebungen zu der Umtauschung und Totalerhebung aus, in welcher das Schöne zur Gegenwart, das Vollkommene zur Anschauung kommt.

Wie die alten Griechen das allgemein im Menschenleben Wesende und Wirkende in den Idealgestalten ihrer Titanen und Heroen anschauten, und weil das Allgemeine, Wesentliche jedem besondern Lebensmomente vorausliegt, sich das Thun und Leiden dieser göttlichen Wesen als ein vorzeitlich vorbestimmendes darstellten, welches die Grundformen gegeben für das Leben der wirklichen Geschlechter, so ergibt sich gleichfalls in dieser Dichtung

Goethes dasjenige als Pathos und Handlung eines Titanengeschlechts, was als Offenbarungsgeschichte des Schönen in der Menschlichkeit immer wiederkehrt.

Prometheus

hat bei Goethe so ziemlich den Charakter, den schon die Griechen in ihm dachten. Er ist dem Wort nach der Vordenkende, der praktische Verstand und werkthätige Wille. Weil diese Zweckthätigkeit das äußere Menschenleben gründet und gestaltet, heißt er der Bildner der Menschen aus Erde. Weil erst das Feuer des Herdes die rechte Wohnung und Nahrung, erst das Feuer der Esse die rechten Werkzeuge zum Haus- und Feldbau, zu Schutz und Trutz gewährt, heißt dieser praktische Vorsorger der Feuergeber, der es zuerst den Menschen gebracht und Vater zweckdienlicher Künste geworden. Er ist daher in der Goetheschen Szene umwohnt von einem Schmiedevolk, das in Berghöhlen sich Wohnungen und Feuer-Essen zugerichtet, auch durch Mauern und Thorgatter, Pfade und Treppen die Wohnungen befestigt und unter einander verbunden hat. Diese Schmiede schaffen auch den Hirten, Bauern, Kriegern Geräthe zum Nutzen, zur Vertheidigung, zur Lust. Mit ihrer Technik kommen sie der Musik, sofern sie ihr Instrumente machen, entgegen, treiben aber alles in bloßer Handwerkskunst, ohne alle Absicht auf das Schöne, nur auf die nutzbaren und genießbaren Lebenszwecke. Während bei den Griechen Prometheus auch schon Patron der Künstler ist, faßt Goethe hier das Volk des Prometheus noch rein auf der Stufe der primitiven Werkthätigkeit und bemerkt demgemäß im Szenar, daß die Wohnungsanlagen dieser Sippschaft ohne alle Symmetrie sich darstellen. Anders ist es mit

Epimetheus

und seinem Volk. Epimetheus, der Nachbedacht, hat bei den Griechen eine geringe Rolle, indem er nur in einer Fabel und wenigen Sprichwörtern im Gegensatze zum vordenkenden Prometheus den hinterher erst denkenden Unbedacht vorstellt. Viel tiefsinniger faßt und entwickelt ihn Goethe. 1004

Mit dem Geiste, dem Odem des allumfassenden göttlichen Wesens, ist es dem Menschen angeboren, daß alles einzelne

Wirkliche, dessen er sich verständigen, alles besondere Zweckliche, dessen er sich bemächtigen kann, sein Wesen nicht ausfüllt, sondern er zum Vorhandenen das Nichtvorhandene, zum Bestimmten das Entgegengesetzte, zum Wirklichen das Mögliche denken und über jeden sinnlich zufälligen Zusammenhang und allen gegebenen Zweckwechsel hinaus ein in sich selbst Vollkommenes, durch sich Gutes, Frei-Seliges ahnen und suchen kann. So natürlich daher der Mensch den praktischen Verstand entwickelt, um zu existiren und in ermittelten wirklichen Zuständen seine Bedürfnisse zu stillen, ein Denken, um sich in der Realität zu behaupten: so natürlich ist ihm auch ein Denken, um zu denken, ins Allgemeine zu schließen, und losgemacht von der Mechanik der Zwecke, sich in freie Betrachtung zu heben: ein ideales Denken.

Gleichwie aber der werkschaffende Verstand zunächst nicht hinauskommt über den immer erneuten Kampf um das Nothdürftige, den Dienst des Wirklichen, so kommt der frei sinnende zunächst nicht hinaus über eine Freiheit nur im Unwirklichen. Er kann alles ihm Dagewesene sammeln, aber bloß im Traum der Vorstellung, Künftiges heranziehen, aber nur in der Einbildung, Gewünschtes ausmalen, aber nicht festhalten. So schildert gleich im Eingang sich Goethes Epimetheus:

> Nicht sondert mir entschieden Tag und Nacht sich ab,
> Und meines Namens altes Unheil trag' ich fort;
> Denn Epimetheus nannten mich die Zeugenden:
> Vergangnem nachzusinnen, Raschgeschehendes
> Zurückzuführen, mühsamen Gedankenspiels,
> Zum trüben Reich gestaltenmischender Möglichkeit.

Gleichwohl ist in dieser Richtung des frei reflektirenden Geistes das schon enthalten, was dem zweckthätigen fehlte: das Vollkommene als Gemüthsbedürfniß, das Ganze als Mögliches, das Allbefriedende als Vermißtes, daher auch ein Sinn für Unterscheidung und Ergänzung, die nicht dem einzelnen Triebe, sondern dem Begreifen und Betrachten genügen soll, ein Sinn für Ordnung, abgesehen vom Nutzen, für Harmonie über den wirklichen Bedarf hinaus, um reiner Anschauung willen. Deswegen gibt Goethe im Szenar dem Epimetheus zur Wohnung

ein gefügtes Holzgebäude und seinem Volk um ähnliche Wohnungen her abgrenzende Planken und Hecken, wohlbestellte Gärten mit Fruchtbäumen: was auf eine friedlichsinnige, mit Naturbetrachtung und Beschaulichkeit verbundene Beschäftigung deutet.

Nachdem der Eingang des Dramas uns mit Epimetheus 1025 und seinem schlummerlosen Sinnen bekannt gemacht hat, tritt

Phileros,

d. h. der Liebeseifrige, auf, der junge Sohn des Prometheus. Sein Lied spricht die frohmuthige Unruhe aus, mit der er die Geliebte aufsucht. In des Vaters Art strebt er zuversichtlich dem zu, was ihm gemäß ist. Da aber sein Verlangen nicht auf ein Dingliches, sondern ein in sich ganzes, beseeltes Wesen gerichtet ist, kann er es nicht mit äußerlich prometheischer Vermittlung und Bemeisterung, sondern nur in der Hingebung seiner Seele sich wahrhaft aneignen, und so ist er unbewußt bereits aus dem Kreise seines Vaters hinüber in den des Epimetheus, aus dem mechanischen Zweckleben in das Reich der Seele und Seelen-Entwicklung hinüber gezogen. Epimetheus nimmt auch gleich Theil an der Stimmung des bewegten Sängers, fragt nach dem Ziel seines frühen Ausgangs, spricht sein Vertrauen an: der Liebende bedürfe des Rathes. Weil sich dem die Ungeduld des Phileros entzieht, der Namen und Stamm seiner Geliebten nicht zu kennen gesteht, befürchtet Epimetheus, der Bedenker des Möglichen, Gefahr für ihn. Indem jedoch Phileros mit feuriger Anrufung des morgendlichen Wiedersehens, das ihn erwartet, und mit den Schlußworten: „So wie ich zu Dir, so strebst Du zu mir!" davon eilt, preist Epimetheus ihn als beglückt durch das wahre Heil, und wär's auch nur für die schnell vorüberziehende Stunde. Dies führt den seelenvollen Alten in die Erinnerung seines Jugendglücks, wie ihm damals

Pandora

vom Olymp hernieder kam als der Inbegriff aller Schönheit und aller Gaben. Damals, hören wir, wies Prometheus, der strenge Bruder, die Himmlische weg; Epimetheus aber, im Tiefsten erregt, empfing sie als Braut.

seinem Leben, — und doch ist auch ihm, wie wir gleich erfahren, Pandora wieder entschwunden. Wie konnte er sie, warum mußte er sie verlieren?

Pandora entzog sich dem Epimetheus, weil ihrer Natur nach die Schönheit nicht der bleibende Zustand natürlicher Menschlichkeit sein kann.

Wie immer es komme, daß ein Mensch von ganzer Seele ergriffen und in ganzer Seele befriedigt wird, sei es im Naturentzücken des Frühlings oder im begeisterten Zusammenfassen gehaltvoller Wahrheit, im glücklich wagenden Jugendmuth, im Seelen-Austausch völliger Liebe: in solchen Momenten ist ihm, weil er harmonisch und seine Seele ihm Bildniß für die Welt ist, die ganze Welt harmonisch, die Schönheit allgegenwärtig. Unnöthig aber zu sagen, daß solche Momente in der raschen Veränderung des Lebens unter den Widersprüchen, die zum Grundcharakter der Wirklichkeit gehören, keinen Bestand haben können, und die Hauptkette unserer Tage aus Kämpfen und Entsagen, Trachten und Verlieren besteht.

Wenn aber immer auch verschwunden, bleiben die Momente genossener Schönheit dem seelenvollen Menschen, wie der Dichter sagt, seine süße Lebensfabel. Er hat darin erfahren, daß ein Vollkommenes ist und daß es Grund und Höhe seines Wesens ist. Dieser höchste Anspruch bleibt ihm, und es muß ihm die wandelnde Wirklichkeit zur immer wieder nachklingenden Erinnerung und verheißenden Mahnung daran werden; wie das Lied, mit welchem Epimetheus entschlummert, so wunderschön ausdrückt:

Jener Kranz, Pandorens Locken
Eingedrückt von Götterhänden,
Wie er ihre Stirn umschattet,
Ihrer Augen Gluth gedämpfet,
Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen,
Schwebt, da sie sich längst entzogen,
Wie ein Sternbild über mir.

Doch er hält nicht mehr zusammen;
Er zerfließt, zerfällt und streuet
Ueber alle frischen Fluren
Reichlich seine Gaben aus.

(Schlummernd:) 1028
O, wie gerne bänd' ich wieder
Diesen Kranz! Wie gern verknüpft' ich,
Wär's zum Kranze, wär's zum Strauße,
Flora-Cypris, deine Gaben!
Doch mir bleiben Kranz und Sträuße
Nicht beisammen. Alles löst sich.
Einzeln schafft sich Blum' und Blume
Durch das Grüne Raum und Platz.
Pflückend geh' ich und verliere
Das Gepflückte. Schnell entschwindet's.
Rose, brech' ich deine Schöne,
Lilie, du bist schon dahin.

Wie die Titanen natürliche und sittliche Elementarwesen sind, so drückt sich hierin sehr wohl der Charakter des Epimetheus als elementares Wesen der Schönheit aus, welches zur Gestaltung und Vollblüthe strebt, ohne sie binden zu können.

Ist so die Unbefriedigung des Epimetheus aus dem Grunde, weil er der ganzen und freien Befriedigung nicht vergessen kann, uns deutlich geworden, so stellt sich gegentheils eine Befriedigung durch entschlossene Einseitigkeit in Prometheus dar, und in dem Triumphlied seiner

Schmiede.

Sie achten das Wirkliche nicht an sich, sondern wie sie es brauchen können, am höchsten das Feuer, als Hauptmittel der Arbeit, in deren Dienst und Beschränkung sich ihr Verstand und ihre Thatkraft behagen. Der Gesang der Hirten schließt sich an, die gleichfalls auf ihre Art das Natürliche nützen. Sie lassen sich von den Schmieden das Messer zum Rohrschneiden, den Speer gegen Wolf und Feind, die Metallflöte zum Zeitvertreib fertigen. Dies Leben ist tüchtig, aber seine Befriedigung immer ans Aeußere gebunden, durch Mittel und Hindernisse getheilt und gestört. Daß in diesem Kreise der werkthätigen Selbstbehauptung niemals Friede werde, daß die Kraft, die sich zur Erhaltung ihres animalischen Lebens an der Natur übt, auch zum Kraft- und Uebermachtversuch aneinander, zum Krieg führe, spricht Prometheus bewußt aus. Ueberall ist neben der Nahrungs-Arbeit der Krieg die erste Schule zweckthätiger Kultur. Schon hegt Prome-

theus in seiner Sippschaft einen solchen Stamm, dem es hier zu eng, und der entschlossen ist auf Eroberung auszuziehn. Für diese sollen, gebeut er, seine Schmiede jetzt vor Allem die Waffen fördern, die sie noch brauchen, um dann sofort aufzubrechen. Mit einem Blick auf den Bruder, den gedanken- und sorgenvollen, gesteht er, daß dieser nicht allein, sondern ebensowohl der nach außen Thätige in seinem Kreise zu dulden und zu leiden habe.

Nun folgt die höchst anmuthige Szene, wo dem Epimetheus die eine seiner Töchter, ein Ausfluß seines Bundes mit Pandora und eine schwebende Mittlerin zwischen ihm und der Getrennten, tröstlich in seinem Halbtraum erscheint:

1045 Elpore,

die Hoffnung, den Morgenstern auf dem Haupte, steigt vorglänzend unter Sternen am Hügel herauf. So von weitem erkennt sie der Vater, verlangend ruft er sie, die ihm Kühle fächelt, näher und näher; sie dürfe nicht, sagt sie; und als er sie doch ganz herangerufen hat, erkennt er sie nicht mehr. Entfernter erkennt er sie wieder, und abermals genaht, haucht sie ihren Kuß auf seine Stirne, rasch entschwebend. Wohin? fragt er. „Nach Liebenden zu blicken; denn sie bedürfen's, und Niemand mehr." So dringt ihr denn auch der Vater das Versprechen seines Glückes, die Wiederkehr Pandorens, ab. Nun wendet sie, die freundlich Zusagende, den Zuschauern sich zu, deren wildbewegte Wünsche ihr entgegentosen. „Reichthum", sagt sie, „Macht, Ehre — die kann das Mädchen euch nicht verleihen: hoffe Niemand solche Güter; wer sie will, ergreife sie." Aber dem Lispeln und Seufzen der Liebe horcht sie, da läßt sie fragen und bejaht, sehnlich weiterfragen und immer wieder fragen, und: Ja gewiß! ruft sie, Ja doch, ja! und Echo, da sie verschwindet, wiederholt noch: Ja doch, Ja!

Zwischen der Allvollkommenheit und dem Urbedürfniß der Seele, zwischen Pandora und Epimetheus fließt von selbst die reine Hoffnung, die himmlische Elpore. Für die Liebenden ist sie da, von ihnen wird sie empfunden; denn ihr Verlangen geht von Seele zu Seele im Zug und Geleise der Wesenverbindung selbst. Wessen Sinn aber auf Dinge gerichtet ist, auf mecha-

nische Macht und Vorrang — wie sollte er die harmonische Bestimmung der Seele empfinden, da die seinige entäußert ist in Gier und Absicht, Hochmuth und Neid.

Aus der Erquickung durch sein eigenes himmlisches Kind 1046 wird Epimetheus aufgeschreckt von einem durchdringenden Angstgeschrei. Es ist seine andere, an seiner Seite aufgewachsene Tochter, die mit diesen Jammertönen heraneilt.

Epimeleia

übersteigt den Gartenzaun, um Hilfe rufend gegen den Mörder. Phileros stürzt ihr nach und bedroht ihren Nacken mit dem Beil. Epimetheus ruft die Tochter an sich und deckt sie, Phileros wehrt ihm, eine Verworfene zu schützen, dringt heftig ein auf die hin und her bewegte, und verwundet sie im Nacken, daß sie blutet. Verdoppeltes Hilfegeschrei ruft den Prometheus herzu, der den immer noch rachgierigen Sohn strafend erfaßt. Er nennt ihn Uebelthäter, der Ketten werth. — „Doch was bedarf's der Ketten? Dort ragen Felsen, von welchen wir die übermüthig Tobenden hinabstürzen — Jetzt lös' ich dich: hinaus mit dir ins Weite fort! Bereuen magst du oder dich bestrafen selbst."

Nun erklärt die leidenschaftliche Rede des Phileros, daß er unglücklich genug sei, die durch seine Hand bluten zu sehen, die ja seine Geliebte sei und die ihn, wie er glaubt, durch Untreue grenzenlos beleidigt. Die Macht der Schönheit, die sie noch immer auf ihn übt und von deren Geständniß er überfließt, erscheint ihm als böse Zaubergewalt. „Ich eile", schließt er, „zu scheiden, ich suche den Tod: Sie zog mir mein Leben ins ihre hinein: Ich habe nichts mehr, um lebendig zu sein."

Nun befragen die Väter Epimeleia. Ehe sie Aufschluß gibt, bricht sie in Klagen aus, in Klagen, die ihr ganzes Wesen ausdrücken, das Wesen der Sehnsucht, einer erschöpfenden Sehnsucht nach ewiger Harmonie. Gewiß hören wir die selbstempfundene Wehmuth des liebenden Dichters, wenn sie klagt:

Einig, unverrückt zusammen wandern,
Leuchten ewig sie herab, die Sterne,
Mondlicht überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauschet Windesfächeln,

Und im Fächeln athmet Philomele,
Athmet froh mit ihr der junge Busen,
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume,
Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, Alles, endlich unser Glück nur!
 Sternenglanz und Mondes Ueberschimmer,
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Und nun die Schilderung, wie Jüngling und Jungfrau einander gewahr werden, belauschen, erkennen, umschlingen —

— ein heil'ger Bund ist,
Jubelt nun das Herz, er ist geschlossen.
Ach, warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, Alles, endlich unser Glück nur!
1047 Sternenglanz, ein liebereich Betheuern,
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnsucht' wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Jetzt gesteht Epimeleia, daß sie noch im Hasse des Phileros seine Liebe erkenne und liebe, und von ihm verkannt zu sein doppelt beklage. Da sie seiner harrend die Gartenthür offen gelassen, war ein Hirte hereingetreten und ward in eben dem Augenblick, wo er Epimeleia überfallend umschlang, von Phileros überrascht und tödtlich verfolgt, worauf der eifersüchtige sich eben so wüthend gegen sie wandte. Nach dem, was jetzt geschehen, fürchtet sie ihn nie wiederzusehn. Sie verbirgt sich, um zu weinen: „Ach! wie fühl' ich's! ach, das schmerzt unendlich, wohlerworbne Liebe zu vermissen!"

So zeigt sich zuvörderst in der Leidenschaft selbst, wie diese getrennt Erwachsenen für einander bestimmt sind. Die beiden Titanen konnten sich sondern, aber die Blüthe ihres Wesens in ihren Kindern muß sich verbinden und vertauschen.

Phileros, der so muthig, so herrschsüchtig bis zur Gewaltthat das Wirkliche für sich begehrt, verliert sein ganzes Wesen an die Geliebte, und Epimeleia, deren Sehnsucht in den Alltraum der Natur zerfloß, begehrt nun friedlos des einen Jünglings. Sie hat seinen kühnen Lebensmuth in unendliche Sehnsucht, er

ihren weichen Tiefsinn in das wirklichste Verlangen hineingezogen.

Die Väter, deren Erzeugte so im Wesen-Umtausch entzündet 1055 und getrennt verbunden sind, empfinden jetzt in Lage und Rührung ihr eigenes Zusammengehören. Zum erstenmal seit ihrer Entzweiung über Pandora erfolgt eine

Verständigung der Titanenbrüder.

Prometheus, unwillkürlich ergriffen von Epimeleias Innigkeit, fragt, wer das Götterkind sei. Natürlich konnte er bisher, vollbegnügt am Endlichen, ein solches Hinsehnen ins Unendliche nicht kennen. Er fragt, warum der Bruder sein Vaterglück ihm verborgen, und erfährt, daß es aus Entfremdung des Epimetheus und um Streit zu meiden geschehen, da er sich mit Pandora, welcher der Bruder ungünstig war, verbunden. Prometheus vermuthet, daß ihm Pandora nicht geblieben, wundert sich, daß er in Verlust und Schmerzen sie noch für das höchste Gut achten könne, und wird doch unvermerkt in die Erinnerung des Bruders an ihre Vollkommenheit hineingezogen. Miteinander erneuen sie die Vorstellung ihrer hinnehmenden Erscheinung; aber, sehr sinnig, ist, was Prometheus hervorhebt, ihr kunstreich gediegener, gebildeter und gewirkter Schmuck, die Schönheit von der Handwerkseite gesehen, während Epimetheus in allem diesem nur die Einheit und Herrlichkeit der lebendigen Gestalt, die persönliche Hoheit, den Liebreiz, die Beseligung preist und sich zu einem Hymnus von der unverlierbaren Allbedeutung der Schönheit erhebt. „Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden! Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden" — und wie die begeisterte Schilderung ihrer Macht sich weiter entwickelt.

Prometheus hält wieder die Unmöglichkeit des Verweilens auf einem solchen Gipfel des Glücks entgegen, und dies führt den Bruder darauf, wie Pandora von ihm geschieden ist.

Sie nahte ihm damals in veränderter Anmuth, die Gestalt verschleiert, das allein enthüllte Antlitz desto seelenvoller, zutraulicher, geheimnißvoll gesprächiger. Trefflich ist hiermit die Vertiefung der Schönheit ins Gemüth bezeichnet, die in wachsender Vereinfachung immer mit der höheren Klarheit auch Ahnung und

1056 Geheimniß erhöht. So verschleiert, erzählt Epimetheus, sei sie ihm am blühendsten Tage im Garten entgegengetreten, auf jedem Arm eine Tochter, auf daß er eine davon wähle· bei sich zu behalten, die andere ihrer Pflege überlasse. Die eine (Elpore) lächelte schalkhaft herüber vom Schleiersaum, erhaschte seinen Blick und barg sich rasch an der Mutterbrust. Die andere, die ihn durchdringend innig, liebedürftig, herüberstrebend ansah, nahm er an sein Herz. Als er mit ihr der schon entfernten Gattin nacheilte, warf sie ihm mit der Hand noch ein Lebewohl zurück, hob ihm das Kleine, das unerreichbar seine Händchen reichte, im Wenden hoch empor und verschwand Augenblicks hinter vollwüchsigen Cypressen.

Prometheus fängt an, des Bruders Gemüthslage zu verstehen: „Wer glücklich war, der wiederholt sein Glück im Schmerz." Ja, erwiedert Epimetheus, immer sei sein Weg nach jenen Cypressen gewesen, ob sie von dort vielleicht noch wiederkehre, und er habe quellweise geweint, jenes Kind an sich drückend, das mitweinte, seine Epimeleia, die bisher mit zartbesorgtem Sinn ihn getröstet. Dann erzählt er auch die Weise, wie die andere Tochter als Morgentraum ihm kosend nahe und fliehend seinen Kummer täusche mit dem Versprechen von Pandorens Wiederkehr. Um so mehr Milde gewinnt Prometheus für die Schwermuth des Bruders. Denn schon im Widerspruch mit jener Strenge, womit er einst die Menschenkinder zurückrief von der Verfolgung der Ideale, gesteht er, daß ihm Elpore wohlbekannt und lieb sei wegen der unschuldigen Täuschung, mit welcher sie, entbehrlich keinem Erdensohn, seinem Volk wohlthue. Er spricht nun dem Bruder zu, sich und Epimeleia aufzurichten.

Aber Epimetheus klagt nun die Unerträglichkeit getrennter Liebe mit einer Gluth, wie sie dem Dichter selbst nur die gleiche persönliche Empfindung eingeben konnte:

> Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
> Fliehe mit abgewendetem Blick!
> Wie er sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
> Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück.

Frage dich nicht in der Nähe der Süßen:
Scheidet sie? scheid' ich? Ein grimmiger Schmerz
Fasset im Krampf dich, du liegst ihr zu Füßen
Und die Verzweiflung zerreißt dir das Herz.

Kannst du dann weinen und siehst sie durch Thränen,
Fernende Thränen, als wäre sie fern:
Bleib! Noch ist's möglich! Der Liebe, dem Sehnen
Neigt sich der Nacht unbeweglichster Stern.

Fasse sie wieder! Empfindet selbander
Euer Besitzen und euren Verlust!
Schlägt nicht ein Wetterstrahl euch auseinander,
Inniger dränget sich Brust nur an Brust.

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist, 1057
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück!

Noch einmal mißbilligt Prometheus ein solches Glück, das in seiner Gegenwart jedes andere, in seiner Abwesenheit jeden Trost ausschließe. Da ihm Epimetheus betheuern will, diese Trostlosigkeit sei des Liebenden schönster Trost, geht ihm der Erinnerungsversuch selbst in das Geständniß der Unzulänglichkeit des bloßen Erinnerns und sein Gefühl wieder in den auflösenden Schmerz über. Völlig gerührt sucht Prometheus den Thränen des Bruders zu wehren; und sofort zeigt sich die Gegenseitigkeit der beiden Grundrichtungen, welche diese Titanen vertreten, noch näher.

Wechselseitigkeit der Titanenbrüder im Lebenskampf.

Der dem Idealen sinnend und sehnend hingegebene Geist verliert Haltung und Boden, wenn nicht mit ihm und für ihn der Brudergeist sorgt, der thatsinnig auf das Wirkliche gerichtet ist. Prometheus macht den Bruder aufmerksam auf eine am Südhimmel aufschlagende Gluth, einen Waldbrand, der seine Wohnungen bedrohe. Ganz als unbekümmerter Idealist antwortet Epimetheus: „Was hab' ich zu verlieren, da Pandora floh! Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf." Prometheus entgegnet, das Ungenügende möge man mit Willen

einreißen: Zufall bleibe verhaßt. Er treibt den Bruder an, seine Männer zu sammeln, und will jene Schaar seines Volks aufbieten, die versammelt lagert, weil sie auf Eroberungen auswandern wollte.

In diesem Augenblick tritt Epimeleia hervor in hoher Aufregung wegen des Verderbens, das über ihres Vaters Volk in dem Brande hereinbricht. Ihn hat der Hirtenstamm entzündet, der an ihrer ganzen Sippschaft jenen Hirten rächen will, den Phileros erschlagen hat, weil er sie in seinen Armen fand. Als die zwar unschuldige Ursache dieses ganzen Aufruhrs klagt sie sich selbst an, nimmt die Schuld des Phileros auf sich und beut sich entschlossen zum Opfer. Sie weiß, daß Phileros den Tod in den Wellen sucht. „Die er liebt, soll seiner werth sein!" ruft sie und eilt, sich in die Flamme zu stürzen, die aus rasender Liebesgluth aufquoll.

Sofort erwacht Epimetheus zur Thatkraft, die Tochter zu retten und mit seiner Hausmacht die sengenden Feinde zu dämpfen. Gegen diese heischt auch Prometheus jene wilde Schaar der Seinigen heran. Und diese Krieger, deren heroisch leichtsinniges Lied eine alles fortreißende Gewaltlust malt, leisten hier den Epimetheischen gute brüderliche Hilfe. Der Brand wird gelöscht, der Angriff zurückgetrieben.

Solch eine unbändige, unaufhaltsam die Welt durchfegende Horde, wie sie das Lied schildert, hatte Goethe nahe genug ein 1058 Jahr zuvor an den Schlachthaufen kennen gelernt, die sich vom Sieg bei Jena über Weimar wälzten und auch an seiner Thür anpochten.

Mit echtem Dichterwitz aber hat Goethe diese Schilderung allzeit schlagfertigen, rücksichtslosen Kriegsgeistes gerade in diesem Moment der dramatischen Entwicklung angewendet, wo die beiden Vertreter der verschiedenen menschlichen Grundstrebungen aneinander theilzunehmen beginnen, Prometheus Achtung gewonnen hat für die Ideale des Bruders, Epimetheus in des Bruders Sinne thatrüstig um die Erhaltung der Seinigen kämpft.

Der Krieg als faktischer Vermittler.

In Wahrheit ist es der Krieg, mit welchem die prometheische Lebensthätigkeit, Zweckmechanik und Realistik sich gegen sich selbst kehrt und ins Ideale umschlägt.

Derselbe Verstand und Wille, der sich der wirklichen Lebensmittel, Werkzeuge und Zwecke bemächtigt, nährt Wetteifer, Habsucht, Besitzstreit. Dieselbe Mechanik, welche die Naturnoth bezwingt, wendet sich auf die eigene Gattung mit Stoß gegen Stoß, mit Uebergewichtstreben und steigert sich zur Herrschgier, Eroberung, Kampfslust. Hierin aber vernichtet die prometheische Welt sich selbst. Sie war feste Herdgründung, der Krieg aber ist überall und nirgends zu Hause. Sie war Arbeit zur Erhaltung, der Krieg ist Zerstörungsarbeit. Sie schuf das Reich der Dinge und Kräfte zu einem System der Nutzbarkeit, der Krieg wirft dieses System übern Haufen, er ist Verschwendung der Dinge und Kräfte, verzehrt was nicht sein ist, erobert was er nicht gearbeitet, verbraucht was er selbst nicht braucht und macht die erbaute Menschenschöpfung wieder zur wilden Natur.

Der Krieg ist der handgreifliche Beweis, daß nichts Irdisches haltbaren Werth hat. Er heißt das eigene wirkliche Leben, um das aller prometheische Witz und Fleiß geht, für nichts achten. Durch Mühsal und bittere Noth erzwingt er vom Realisten die Unbefriedigung, mit welcher der Idealist über alles einzelne Wirkliche und Aeußerliche wegsah. Der Krieg ist hochkühne Opferung alles Stofflichen, Nützlichen, Zweckbehaglichen; er treibt den Menschen aus allen Verschanzungen, in welchen er sich ans Allerlei der Wirklichkeit befestigt hat, in seine alleinfreie Seele zurück. Für alle Kulturwendungen in der Völkergeschichte macht daher der Krieg den Vorläufer.

Also, wie in unserm Drama im besondern Fall, hilft im Allgemeinen der Krieg, von der Sphäre des Prometheus herkommend, dem Kreise des Epimetheus. Aber auch in sich bereitet er dem Epimetheussinn die ihm heilsame Wendung. Dieser lernt umgekehrt jetzt das Irdische und die nöthige Sorge ums Wirkliche schätzen, wenn der Krieg, der ihn heraustreibt aus seinem grenzen-

losen Sinnen, an den Herd herandringt, der ihm die Ruhe zum Sinnen gewährte, die Ordnung und Harmonie der Heimath entstellt und bricht, die seiner Erinnerung Ausdruck und Wiege seiner Betrachtung war, und wenn der Ungestüm die zu entreißen droht, in welchen seine Sehnsucht und Innigkeit sich liebend spiegelte. Da gewinnt dem anspruchsvollen Innern die mechanische Klugheit und Stärke, das Werkzeug und jedes dienende Mittel Bedeutung und Werth, da nur Krieg den Krieg ersticken, nur List und Thatkraft dem thätigen Verderben wehren kann. Der primitive Werth der Existenz als solcher, ohne die auch die allgemeine geistige Natur des Menschen weder Gegenwart gewinnen noch ihre Entwicklung behaupten kann, wird unabweislich klar und für den Geist bestimmend im Kriege. Der Trieb freier Erhebung tritt mit dem Triebe wirklicher Selbstbehauptung in Bund, Prometheus und Epimetheus wirken für einander, und diesem Zusammenstreben der Brüder entblüht ein Fortschritt der Menschheit.

Neuer Tag.

Kaum hat Prometheus die Niederlegung des Brandes und Krieges ausgesprochen, so sieht er die Göttin der Morgenröthe prächtig emporsteigen. Sie ruft die Fischer auf, von allen Ufern herzueilen zur Rettung des Jünglings, den Liebe, Rache, Vorwurf getrieben, sich in die Fluthen zu stürzen; und aus diesem Rufe erfährt Prometheus erst, daß sein Eingehen auf die Wonnen und Leiden des Bruders ihn gewohnter Umsicht und Vorsorge hat vergessen und nicht verhindern lassen, daß der Sohn die Strafe, die er drohend ihm gezeigt, wirklich an sich vollziehe. Noch ihn dem Tode zu entreißen, will er fortstürzen; aber „diesmal, sagt ihm die Göttin, bringt ihn nicht deine Klugheit: diesmal bringt der Götter Wille, seines Lebens eignes, reines, unverwüstliches Bestreben neugeboren ihn zurück."

Es folgt aus dem Munde der Morgengöttin die phantasievolle Schilderung, wie Phileros auftaucht aus den Fluthen, von hüpfenden Wellen umspielt sich selbst emporhält, wie die Fischer ihn umschwimmen, nicht um ihn zu retten, sondern mitfreudig zu umgaukeln, Delphine sich hinzudrängen und so ein fröhlich wachsendes Geleite mit dem schönerfrischten Jüngling dem Lande

zueilt. Alle Hügel, alle Klippen füllen sich mit Theilnehmenden, die Winzer aus ihren Keltern reichen Schal' um Schale, Krug um Krüge dem heraufstrebenden Schwarm; Becken klirren, erzne Flöten ertönen um den vergötterten Jüngling, den schon Pantherfelle um die Hüften und der Thyrsus in der Hand als Bakchos darstellen, als den Führer berauschender, entzückender, phantasievoll schwärmender Festfreude.

Prometheus in seiner zweck- und arbeitseifrigen Denkart erklärt sich gegen solche Feste; genug Erholung gebe dem Werkmüden der Schlaf jede Nacht, des Mannes echte Feier sei die That. Die Göttin erwiedert:

Manches Gute ward gemein den Stunden;
Doch die gottgewählte festlich werde diese!
Eos blicket auf in Himmelsräume,
Ihr enthüllt sich das Geschick des Tages. 1060
Nieder senkt sich Würdiges und Schönes,
Erst verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar, um wieder sich zu bergen.
Aus den Fluthen schreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia;
Sie begegnen sich und eins im andern
Fühlt sich ganz und fühlet ganz das andre.
So vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und That sich segnend nieder,
Gabe senkt sich, ungeahnet vormals.

Prometheus will entgegenhalten, daß nichts Neues vonnöthen, das Erdegeschlecht genug ausgestattet sei, gesteht aber unwillkürlich, es entgehe den Menschen in seinem Kreise des immer getheilten, immer zweckhaften Bewußtseins das rechte Erinnern, das freie Besinnen, das höhere zusammenfassende Denken. Die Göttin, der tagenden Sonne weichend, spricht im Scheiden:

Fahre wohl, du Menschenvater! — Merke:
Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren.

Dies der Schluß des nur vollendeten Ersten Theils: er führt die Entwicklung bis zur Ankündigung und Vorweihe der Kunst, in welcher allein die Schönheit Bestand im Menschenleben gewinnen kann. Wir können jetzt alle Momente dieser Entwicklung übersehen.

Grundbedingungen des Schönen.

Daß innerhalb des mechanischen Erhaltungslebens des Prometheus eine reine Befriedigung des ganzen Menschen, ein Dasein der Schönheit nicht stattfinde, hat sich an seiner Wegweisung der Pandora und der Unerreichbarkeit der Ideale für sein Volk, aber auch an seinen Zugeständnissen gegen den Bruder und die Morgengöttin dargethan.

Epimetheus, der innige, hat die Schönheit ergriffen; sie hat ihn als eine Himmlische erquickt in der Liebe. Denn Liebe ist es allein, die den Menschen sein ganzes Selbst wirklich befriedigt fühlen läßt, und sie kommt immer vom Himmel. Denn wie könnte eine Seele in der andern sich selbst finden, wären sie nicht schon von Ursprung eins durch das göttliche Wesen, an dem sie hängen? Wie könnte einer Seele die Natur schön sein, wäre nicht der Begriff der Seele in Wahrheit gleich dem der Natur; weil Sinn und Verstand des Menschen von demselben Schöpfer ausfließt, der Gesetz und Friede des Naturlebens ist.

1061 Weil aber in der Verkettung der Wirklichkeit auch die Liebe nur Moment und alles Leben Kampf der Veränderung ist, mußte Epimetheus die Himmlische scheiden sehen. Er hat im unmittelbar Schönen den unendlichen Werth erfaßt, besitzt ihn aber, da die Zeit alles Unmittelbare trennt, nur im Erinnern und Hoffen, in grenzenloser Sehnsucht und unfaßbarer Verheißung, diesen Pfändern seines Glücks, Epimeleia und Elpore, die ihn umgeben, während alle Wirklichkeit ihm Traum wird.

Prometheus entwickelt, daß die Behauptung der Wirklichkeit Schönheit ausschließe; wie wir die ernsthafte Wirklichkeit die prosaische, die Prosa des Lebens nennen. Epimetheus entwickelt, daß die Behauptung der Schönheit die Wirklichkeit ausschließe; wie wir das Paradies nur als den Morgentraum der Menschheit,

nur als verlorenes kennen. Hieraus folgt schon, daß das Wirkliche nur schön sein kann, sofern es sich nicht behauptet, sondern sich auflöst in freie Seele, das Schöne nur wirklich sein kann, sofern es seine Selbstbehauptung hingibt in die Auflösung des Wirklichen. Und dies ist es, was in Phileros und Epimeleia sich darstellt.

Phileros ist der volle Strebemuth aus der Kraft des Prometheus. Genußvertrauen, die Selbstbehauptung des Wirklichen ist sein Charakter. Indem ihn die seelenvolle Tochter des Epimetheus anzieht, weiß er nicht anders als daß sie sein eigen sei. So muß er sie aber verkennen und verwunden. Denn wer in der Liebe eben so mittelmäßig sich beruhigen will, wie in der Bestreitung äußerer Arbeits- und Genußzwecke, verkennt die Tiefe der Seele, die Selbstzweck ist, und verletzt die freie, indem er gewaltsam sie seiner Selbstsucht zueignet. An dieser Schuld jedoch wird Phileros dieses Unterschiedes wirklich inne; die erreichte Rache, statt ihn zu befriedigen, läßt ihn erst ganz empfinden, daß er mit Leben und Seele hingegeben sei an die liebend Gehaßte. Die brennende Reue wendet sein Wesen in das ihrige, in diese Sehnsucht, welcher das Theuerste im lebhaften Gefühl des Verlustes gegenwärtig und um so theurer wird. Er entschlägt sich so ganz der Selbstsucht, daß er seinen Tod will. Hier haben wir die Selbstaufhebung des Wirklichen, eine Grundbedingung des Schönen.

Hinwieder tritt Epimeleia in der Liebe zu dem thatfeurigen Jüngling heraus aus ihrer reinen unendlichen Sehnsucht; sie nimmt die fortwuchernde Schuld des geliebten Gegners auf sich; nicht um ihn zu besitzen, sondern seine Schuld zu sühnen und ihm gleich zu sein in Selbstaufopferung. Hier haben wir die Seele, die ihre Reinheit hingibt in die Auflösung des Wirklichen.

So bewährt sich die Göttlichkeit beider Naturen. In der Lebens-Entsagung aus Uebermacht der Seele gewinnt Phileros eine neue Wirklichkeit: er steigt verjüngt aus den Wellen als ein Gott festlichen Entzückens. Aus den beruhigten Verderbensflammen wiedergeboren gesellt sich Epimeleia dem Herrlichen als eine Vermittlerin seliger Gaben, deren Niedersenkung vom Himmel 1062

die Tagesgöttin verheißt. Hierin stellt sich die Erhebung der Wirklichkeit zur Schönheit, der Eintritt der Schönheit in die Wirklichkeit, d. i. die Kunst in ihrer wesentlichen Entstehung dar.

Genesis der Kunst.

1) In Phileros.

Das Wirkliche ist überall ein Bindend-Gebundenes, ein unaufhaltsamer Verlauf von Veränderung, dessen Grenze rückwärts und vorwärts unabsehlich und innerhalb dessen ein selbständiges, unabhängiges, vollkommenes Ganze nicht vorhanden ist. Und doch soll das Wirkliche vollkommen erscheinen, als Ganzes genügen, um schön zu sein. Diese Totalität findet das Wirkliche nur in der Seele des Menschen. In was sich eine Menschenseele betrachtend, empfindend, wiedererzeugend versenkt, das wird reine Thätigkeit und vollkommener Zustand dieser Seele und als solcher ein Ganzes, da die Seele von Natur ein Ganzes ist.

In diesem Prozeß aber des Schönen wird das Wirkliche seiner äußern Wirklichkeit entkleidet. Nicht nach seinem Bestand im Naturprozeß und in der praktischen Oekonomie des Menschenlebens wird es schön, sondern wie es übertragen ist in die Seele als reine Anschauung und erfüllte Empfindung. Es ist nicht mehr die Stoffwirkung, mit der es in Raum und Zeit seine Geltung hat, nicht mehr die Naturbestimmung, mit der es Moment äußerer Zusammenhänge und Kollisionen ist, nicht mehr der diesen gemäße Gebrauch, was dem Wirklichen beiwohnt, wenn es schön ist, sondern hier gilt es nur als bewußte Erscheinung, als Form, die nach dem Vorstellungsinhalt wirklich, nach der Wirklichkeit aber bloß Dasein in der Seele und für die Seele ist. Es ist die Wiedergeburt des Wirklichen, die wir Phantasie, Poesie nennen.

In dieser Phantasie jedoch, in dieser Poesie hat das so seiner Aeußerlichkeit entkleidete Wirkliche gleichwohl als Vorstellung, als Empfindungsinhalt den Ausdruck seiner Räumlichkeit und Zeitlichkeit, seines Stoffes, seiner momentanen Eigenheit, es hat die Form der Gegenwart und seiner Besonderheit leb-

hafter und bedeutender als in der Realität selbst, dadurch, daß es ganz der Einheit und dem Selbstgefühl der Seele einvermählt, jeder Moment dieser Besonderheit ganz Seelenthätigkeit ist. Wie wäre das nun möglich, daß ein Aeußeres nach seiner Erscheinungsform zugleich ganz Inneres, ein Wirkliches nach seiner Bedeutung zugleich reine Seelenentfaltung, ein Momentanes bewußte Totalität sei, wenn nicht in der schöpferischen Ursprünglichkeit und Grundwesenheit Natur und Seele wirklich Eins, die Bestimmtheit der Seele durch Natur zugleich Selbstbestimmung, eine Entfaltungs- und Besinnungsform des Wesens wäre, welches die Wahrheit und Allgemeinheit des Aeußern und Innern, der Seele und des Wirklichen immerdar ist? — Es ist 1063 also das allgemeine Wesen, die Ureinheit des Wirklichen und Geistigen, kraft welcher im Schönen das der Aeußerlichkeit entkleidete Wirkliche erhalten und verjüngt, zur Gegenwart des Vollkommenen, zur freien Seelenthätigkeit wird. Es ist nicht der Werkverstand, nicht die Klugheit des Prometheus, die den seine Existenz aufgebenden Phileros erhält und wiederbringt, es ist der Götter Wille, der zugleich sein ursprüngliches Wesen ist, „seines Lebens eignes, reines, unverwüstliches Bestreben", was ihn wieder heraufführt in einer neuen, allgemein bedeutenden Gestalt.

Nicht anders ist der geschichtliche Ursprung der Kunst. Immer geht sie aus Religion hervor, aus göttlicher Begeisterung als einer Selbstanschauung der Einheit von Natur und Seele. Begeisterung hebt das Wirkliche aus der Oekonomie des Daseins herauf zur freien Darstellung des allgemeinen Wesens, des wesentlichsten Seins. Die Natur erscheint in der Begeisterung mit dem Werthe nicht des äußern Verhaltens, sondern dem, daß sie, als solche, Leben des Bewußtseins ist. Die Griechen drückten dies vollkommen aus in ihrem Gott Dionysos Bakchos. Sein Wesen hebt an bei dem Natürlich-Begeisternden, beim Wein. Am Weine wird in momentaner Unmittelbarkeit die Einheit von Seele und Natur erfahren. Der genossene Wein ist Entzücken des Menschen, erhöhte Seelenthätigkeit, Weltverschönung durch energisches Bewußtsein. In der sinnlichen Erfahrung wallt die

höhere, daß das Natürliche Geistesleben sein kann, der äußere Genuß Selbstgefühl ist, das Dasein göttlich. Der Wein wird nicht nur genossen, sondern gefeiert als Gottesgegenwart, als naturversöhnender Dionysos. Ihn verkünden die Menschen in der Begeisterung der Naturfreude. Sie arbeiten nicht, sie schwärmen in Berg und Wald, sie spielen selbstvertrauensvoll mit allem Blühenden und Lebenden um sie her, füllen die Flur mit tanzendem Gewimmel, die Luft mit Jubel und äußern ihr Bewußtsein der Natur als Seligkeit. Dieselbe Begeisterung ist Quelle der Kunst. Indem der Mensch das Wirkliche zu ergreifen vermag in der allgemeinen Bedeutung der Selbsterfahrung des Geistes, tritt mit dieser Anschauung des Wirklichen die ursprüngliche Einheit des Gegenständlichen und des Wesengrundes ins unmittelbare Bewußtsein und die Anschauung selbst erscheint als Ausfluß und Gegenwart des allbestimmenden Wesens, als Inspiration. In diesem Sinn bezeichnen wir durchaus die Künstlerthätigkeit als Genius und fassen in diesem Wort das angeborene eigenste Wesen des Menschen mit der göttlichen Begabung und Eingebung in Eins zusammen. Genie ist göttliche Begeisterung, und Genie ist, wer es ist, von Natur. Diese Einheit des Wirklichen im Genius mit dem ewigen Bewußtsein ist Anfang der Kunst. So ist es, daß Phileros wiederkehrt aus der Hingabe seiner Existenz, in seiner Wirklichkeit, aber vergöttlicht als Macht der Begeisterung. Sein Sinn war von Anfang das naive Selbstvertrauen in die Vollkommenheit des Wirklichen. Als er 1064 im Kampf der Bemächtigung sich selbst verlor, gab er sein Fürsichsein auf und fand sich wieder, das Selbstvertrauen in die Vollkommenheit des Wirklichen wieder als sein reines Wesen in göttlichoffener Begeisterung. Völlig als Dionysos Bakchos tritt er auf, indem die Natur um ihn her aufstrahlt zum Festmorgen der Menschen, die Werkmenschen um ihn her sich wandeln zum Jubelchor naturfrohen Bewußtseins, gottfrohen Sinnens. So tagt in Wahrheit Poesie. Denn das ist Poesie, daß der Mensch sein Selbstbewußtsein als Naturanschauung und in dieser Einheit des Wirklichen mit dem Selbstbewußtsein die Gegenwart des ewigen Bewußtseins ausdrückt.

2) In Epimeleia.

Derselbe Prozeß wie in Phileros geht in Epimeleia von 1079 der entgegengesetzten Seite aus. Phileros war der naive Muth des Wirklichen und reinigt sich zur geistbewußten Natur. Epimeleia war die Sehnsucht der Seele, das sentimentale Bewußtsein, und wird in ihrer Selbstaufopferung zur reinen Versinnlichung der Seele. Was sich von Anfang in Epimeleia darstellte, die Vollkommenheit, welche die Seele an sich hat, weil sie ein Ganzes, ein Einigbewußtes ist, muß mit der Wirklichkeit in Widerspruch kommen, weil es der Charakter der Wirklichkeit ist, das Ganze als ein Anderes um Anderes durch Raum und Zeit ins Unendliche zu zerstreuen. In dieser allseitig unaufhaltsamen Entwickelung ist jedes besondere Wirkliche, das die Seele sich aneignet, Zusammenstößen in Raum und Zeit preisgegeben, die der Bedeutung nicht achten, in der es die Seele für sich ergriff, sondern diese Bedeutung stören, entstellen, verkehren, entreißen, und obzwar immer an ihrer Stelle natürlich und nothwendig im Zusammenhang der Verkettung, doch für die Richtung der Seele nur widrige Zufälle sind. So 1080 wird der Trieb des Vollkommenen, der die Seele selbst ist, nur wirklich am Widerspruch und Leiden, als Sehnsucht, Klage, Reue, die den Anspruch um so tiefer erneut, je weniger sie befriedigt ist.

Diese Verfassung der sentimentalen, der unglücklichen schönen Seele fanden wir in der Epimetheustochter Epimeleia. Der Zufall mit dem Hirten hat ihren Frieden gestört, dem geliebten Phileros ihre Unschuld entstellt, seine Liebe in Haß verkehrt, ihn selbst ihr entrissen. Ihre Klage spricht die Schönheit und die Seligkeit aus, wie sie durchs All verbreitet ist, und doch der Seele verloren. „Alles ist unendlich, endlich unser Glück nur!" Die peinvolle Störung wächst fort in der unaufhaltsamen Verkettung des Wirklichen zur Empörung der Hirten, zu Brand und Krieg. Aber Epimeleia zieht sich nicht zurück aus diesen stürmischen Folgen. Sie rechnet sich den ungewollten Zufall, sich die Leidenschaft des Geliebten, von

der sie blutet, und den wachsenden Unfrieden sich zu. Unschuldig geht sie ein in die wirkliche Schuld, rein in die Befleckung, liebend in den Zwiespalt. Sie opfert dem allgemeinen Frieden ihr Recht an die wirkliche Befriedigung; ihre unveräußerliche Einigkeit wirft sie in den äußersten Streit, so daß seine Flamme verlischt in der Morgenröthe eines neuen Weltalters und die göttliche Jungfrau versöhnend dem erneuten Phileros entgegenwallt; sie, die durch den Zwiespalt und verwickelten Kampf des Wirklichen rein hindurchbrechende Seele, er, die geistvoll aufjubelnde Natur: beide die gleiche thätige Einheit des Wirklichen und der Seele, die Gegenwart des ewigen Bewußtseins: die Poesie; wie es der Dichter sagt: „Sie begegnen sich und eins im andern fühlt sich ganz und fühlet ganz das Andre. So, vereint in Liebe, doppelt herrlich, nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel senket Wort und That sich segnend nieder, Gabe senkt sich, ungeahnet vormals." Die Schönheit tritt durch die Kunst in die Welt.

Zum Bestand in der Welt kann die Schönheit nicht anders kommen als auf dem Wege, den der Dichter als Gesinnung und That der Titanentochter vorstellt. Die Seele, die sich auf ihre Reinheit zurückzieht, versinkt in inhaltslose Askese und läßt die Wirklichkeit im Unfrieden. Die Seele, die sich an ein besonderes Wirkliche heftet, um es für sich zu haben, verfällt der Zufälligkeit, Verwundung, Theilung. So ist sie Leidenschaft, und im ganzen Reich menschlicher Wirklichkeit sind überall die Leidenschaften, die an den Lebens-Kollisionen entzündeten Erhaltungs- und Erhebungstriebe der Seelen, die bewegenden und unterhaltenden Motive. Sie haben immer die Befriedigung und alles, was für vollkommen gilt, hinter sich und vor sich, getheilt in Raum und Zeit, ins Gegeneinander und Uebereinander, nirgends in bleibender Gegenwart. Der Zufall ist aber durchaus untrennbar vom Wirklichen. Kein wirkliches Ding bleibt unberührt und unbeeinträchtigt von dem, was neben ihm ist und 1081 beziehungsweise nicht zu ihm gehört. Kein Zweck kann anders verwirklicht werden, als daß er eingeführt wird in gegebene Räume, Stoffe und Verläufe, die ihn von außen mannigfaltig

mitbedingen, und so hindurchgeführt wird durch Momente, die mit ihm und an ihm auch das Unbeabsichtigte und Absichtswidrige ins Dasein setzen. Da dies durchaus die Wirklichkeit der Wirklichkeit und die Betheiligung der Seele daran Leidenschaft ist, so kann kein Seelen-Anspruch, auch nicht der der Schönheit, Wirklichkeit gewinnen ohne einzugehen in Zufälligkeit und in Leidenschaft; eben wie Epimeleia den ungewollten Zusammenstoß, die Veränderung des Geliebten und die Empörung seiner beleidigten Gegner sich zurechnet und mit tiefster Bewegung empfindet. Verhält nun die Seele bei dieser Verwickelung in Zufall und Leidenschaft sich einseitig, so daß sie Partei nimmt für ein Wirkliches gegen das andere, sich ihre Befriedigung an ihm zum Ziel setzt und dahin die Verkettung des Wirklichen zu zwingen und zu sprengen trachtet, so unterliegt sie entweder unbefriedigt oder sieht in der Befriedigung selbst sich aufs Neue in Theilung und Kampf gerissen, weil das Wirkliche als solches immer Veränderung ist. Hier gibt es keinen Stillstand, keinen letzten Frieden. Verhält sich jedoch im Gegentheil die Seele am Wirklichen rein und parteilos, in der Leidenschaft unselbstisch und geht der Verkettung des Wirklichen, ohne sich ihr zu widersetzen, ausdauernd selbstthätig nach, dann hebt sie mit der Verkettung, mit der Folgerichtigkeit des Wirklichen, sich selbst in vollkommene Gegenwart und befreiende Schönheit. So schreitet Epimeleia schuldlos ein in die Schuld, liebebewußt in den Zwiespalt, rein sich hingebend in den Fortschritt des Kampfes und erhebt sich frei aus ihm als Friede der wirklichen Gegensätze und wirkliches Bild der ungetheilten Seele.

Nachweisung in den bestimmten Künsten.

An Zufall und Leidenschaft entzündet sich die Kunst. Jedes Kunstwerk ist individuell, völlig sinnlich bestimmt. Die Poesie entwickelt sich in sinnlichen, gänzlich besondern Vorstellungen, die Musik in individuellen Lautfolgen, bauende und bildende Kunst in sonderwirklicher Raumbegrenzung und Erfüllung durch äußerlich gegebene Stoffe und Körper, die Malerei im Schein, in den gegenständlichen Lichteindrücken ganz bestimmter Stand-

punkte. Da gleichwohl jedes Kunstwerk Gegenwart des Vollkommenen, ganz Seele ist, muß die Seele ans Besondere, gegeben Stoffliche, Aeußerliche, an sich Zufällige ihren ganzen Werth gegeben haben, was immer Leidenschaft ist. Ohne einen Anstoß und Empfindungsreiz, der die ganze Seele aufregt und in sinnliche Selbstäußerung drängt, bricht kein Gesang hervor, ohne Erschütterung, Rührung, Pathos durch Gegenständliches und Zuständliches keine dichtende Einbildung, ohne Bedürfniß kein Bauen und Bilden. Die Leidenschaft aber, wodurch diese wirklichen Anstöße und Anlässe zu Poesie und Kunstthätigkeit werden, ist willkürfrei und unselbstisch. Die Seele verhält sich darin 1082 nicht getheilt, wie wenn sie das Wirkliche will, um darüber hinaus zu wollen, sondern sie faßt und vollendet es als Ausdruck der Totalität. Nicht für die Oekonomie ihrer Lebenszwecke braucht und verbraucht sie dieses Wirkliche, sondern geht frei ein in seine Gesetzmäßigkeit, versenkt sich in seine Folgerichtigkeit als Selbstzweck und entfaltet mit ihr sich selbst.

Musik.

Die unwillkürlichen Affektäußerungen des Menschen, die Empfindungslaute der Seele, so lange er mit ihnen über sie hinausstrebt, so daß sie ihn nur des Affekts entledigen oder den Affekt auf Andere überpflanzen oder sonst als Mittel einer Absicht dienen sollen, sind so entweder bloß Aufschreie, sei es der Lust, sei es der Klage, der Furcht, des Uebermuths, der Begehrung, der Drohung, oder sie artikuliren sich zu Mittheilungen, die als Uebergangsmomente zu einem Bezweckten ihren Werth außer sich haben. Wenn aber die Seele im Empfindungslaute selbst verweilt, ihm als der Wirklichkeit des Bewußseins lauscht und so ihn als Selbstzweck schwellend zum Ton erhebt, dann gibt dem organischen Falle seiner Schwingung die in der Wandlung dauernde Einheit der Seele seine Ergänzung zum Akkord, in der rhythmisch-melodischen Bewegung der Töne entwickelt sich die Harmonie als wirkliche Zeitfolge, im Verhältniß der Töne wird ihre harmonische Folgerichtigkeit unmittelbar meßbar und gegenwärtig, und da sie durchaus organische

Empfindung und Selbstthätigkeit der Seele sind, so wird die Seele mit ihrer Entäußerung in dieses Sonderwirkliche, mit dieser Melodie, in der Folgerichtigkeit derselben ihrer eigenen Harmonie, ihrer im Unterschied unveräußerlichen Einheit lebendig inne und es entsteht Musik als reine Versinnlichung der Seele.

Architektur.

So lange der Mensch baut aus Noth, aus Wohn- und Schutzbedürfniß, sind ihm die schweren und festen Stoffe, die er vorfindet, und die Gebäude selbst, nur werth als Mittel, nicht als Selbstzweck. Wenn aber das Bauen sich als Grundthätigkeit der Gemeindebefestigung und Volksverbindung zu dem Kulturakt steigert, der auf Gesammtverband zielt und schon als Arbeit einmüthiges Zusammentreten und ausdauerndes Zusammenwirken ist, dann ist es die Aeußerung und Verwirklichung des höchsten Bewußtseins. In dieser Epoche weiß der einzelne Mensch seinen Werth und seine Stärke nur in der Gesammtheit, sein fester Verband mit den Andern ist sein Selbstgefühl, der Zusammenhang und Bestand der Gemeinde seine vollkommene Befriedigung. Diese setzt sich ins Werk durch Bauen, und so wird nun mit ganzer Seele gebaut. Da die Seele in dieser Sittlichkeit hindrängt auf Macht durch Abhängigkeit, Aufrichtung durch Zusammenschluß, Behauptung durch vertheiltes Gleichgewicht, hat sie den schärfsten Sinn für die statische Verbindung schwerer Massen, und das höchste Behagen an ihrer völligen Gegenseitigkeit des Tragens und Getragenwerdens. Sie fühlt und liebt 1083 dieses Einheitsgesetz der Baumassen als ihre wirkliche Sittlichkeit und führt das Gebäude aus nicht nur als Gebrauchsmittel der Gemeinde, sondern als erhabenes und erwogenes Gleichgewicht, das sich selbst ausspricht. So wird das Gebäude Selbstzweck. Daß es groß und mächtig feststehe, ist seine Aufgabe und ist sinnenfällig an ihm selbst. Je mehr jedes Glied in seiner Körperlichkeit seine Leistung und seine Verbindung mit den andern, je mehr der Zusammenhang unmittelbar die Vollendung des Ganzen darstellt, um so mehr ist mit den Massen der Bauverstand, mit dem Gleichgewicht das Gefühl des Gleich-

gewichts, mit der ausgebreiteten Einheit das Bewußtsein derselben ausgebreitet. So ist das Gebäude schön und ist reine Versinnlichung der Seele, die in ihm die Allgemeingültigkeit ihres eigenen Einheitsgesetzes erschaut.

Plastik.

Es ist auch in der Bildnerkunst ein Einzelwirkliches, auf das die ganze Selbstthätigkeit der Seele geht: die organische Gestalt in ihrer geschlossenen Form und individuellen Vollkommenheit, vornehmlich die menschliche. Die Leidenschaft des Bildners fühlt ganz die Selbständigkeit der Einzelgestalt, die Zusammenstimmung ihrer Glieder, ihr selbstlebend in sich beruhendes Dasein, und arbeitet aus todtem Stoff diese organisch einige Form in allen Wellen ihres in sich begrenzten animalen Lebens. In dieser reinen Form stellt sich der Leib unmittelbar als ein in seiner Eigenheit vollkommenes Ganze, ein durchaus Beseeltes dar; und so schaut die Seele an dieser aus ihrer Freithätigkeit hervorgegangenen naturgemäßen Gestalt in vollkommener Aeußerlichkeit die Totalität, welche sie selbst ist.

Malerei.

Dem Maler behagt die bloße Erscheinung im Licht. Von dem, was ein und derselbe Gesichtskreis auf der Fläche des Auges vereint, verfolgt der Maler die perspektivischen Linien, verfolgt Licht und Schatten, die Farben, die Abstufungen der Töne von Näherem und Fernerem, alle Unterschiede und ihre Verschmelzung mit so reiner Aufmerksamkeit, so völliger Einbildung, so zusammenfassendem Bewußtsein, daß er mit Tinten, die er auf einer Fläche zusammenstreicht, einen wirklichen Erscheinungsgrund in voller Scheinbarkeit zu entwickeln vermag. Jeder zarteste Eindruck in diesem Scheinbild ist die Unmittelbarkeit eines scharfen Wahrnehmens, jede Tonwandlung die Bewegung eines stetigen Erkennens, die ganze Bildeinheit ein bewußtvoller Blick. Diese Schönheit des Gemäldes ist reine Versinnlichung der Seele in befriedigter Anschauung.

Dichtung.

Die Dichtkunst geht ein auf alles Wirkliche, auf das Natürliche in Gestalten und Wandlungen, die Zwecke des Einzelnen und der Gesellschaft, die Zufälle, die Leidenschaften, den unendlichen Kampf des Daseins. Aber nicht in der stofflichen und faktischen Aeußerlichkeit aller dieser Momente und Absichten bewegt sie sich, nicht mit den individuellen Existenztrieben des Dichters und für sein persönliches Dasein tritt sie ein in den wirklichen Genuß und Anstoß, Zwiespalt und Kampf, sondern ihr Stoff und ihre Entwickelung ist die Sprache: die Sprache, die zwar alles Wirkliche und Mögliche umfaßt und ausdrückt, aber als aufgenommen ins reine Bewußtsein und wiedererzeugt nur als Bewußtseinsmoment. Die Sprache der Dichtkunst gibt unmittelbar Vorstellungen, die das Gepräge der Wirklichkeit haben, sei es in einbildender Erinnerung, sei es in gegenwärtiger Empfindung, sei es in Reden handelnd gedachter Personen. Durch diesen Ausdruck der Wirklichkeit haben ihre Vorstellungen eine ähnliche reizend und bewegend hinnehmende Macht für das Gemüth, wie die natürliche und lebendige Erfahrung sie mit sich bringt. Während aber in der letzteren, in der reellen Erfahrung, die Seele des Menschen, insofern sie an Realität gebunden ist und auf reelle Zwecke sich einläßt, nothwendig ein bedingtes Moment übergreifender Naturverläufe und sittlicher Prozesse wird und als solches in immer neue Widersprüche mit ihrer Selbstheit und Ganzheit sich verwickelt, ist in der Dichtung die ganze Bedingtheit, Rührung und Pathologie des Wirklichen ebenso nur freie Selbstthätigkeit der Seele, wie überhaupt das Hervorbringen des Gedichts Entschließung und Energie der Seele selbst und die erzeugte Vorstellung bewußte Einbildung ist. Gleichwohl ist echte Dichtung nie willkürlich. Sie stellt das Wirkliche nach seinem Charakter, das Pathos nach seiner Natur, die reellen Motive und sittlichen Mächte nach ihren wahren Stärken und Verhältnissen vor, und wenn sie das Phantastische nicht ausschließt, bildet sie auch dieses den Gesetzen der Seelen gemäß, in welchen es sich erzeugt. In

dieser Wahrheit offenbart sie an den Grenzen ihrer Vorstellungen und an ihren Verläufen das Wesen des Wirklichen, die Gründe des Lebens, die allgemeine Natur und das allgemeine Schicksal. Indem aber die Seele dies alles aus dem Vermögen des Bewußtseins erzeugt, entwickelt sie nicht allein die Bedeutung des Wirklichen aus sich, sondern zugleich die Selbsterfahrung, daß die Unterschiede des Wirklichen gleich ihren Empfindungen, die Grundverhältnisse der Natur gleich den Kategorien ihres Verstandes, Zusammenhang und Wesen des Daseins dem Wesen ihres Selbstdenkens gleich sei. So wird die Welt einig in ihrer Selbstthätigkeit und die Seele frei in rein erschöpfter Sinnlichkeit.

Weihe der Kunst.

Es geht also durch alle Künste, was Kant das uninteressirte Interesse genannt hat, der Grundakt reiner Leidenschaft, uneigennütziger Hingebung in die Unterschiede des Wirklichen, wie Epimeleia ihn augenscheinlich macht. Immer vereinigt sich im 1085 Schönen, wie es die Kunst zum Dasein bringt, die Bestimmtheit des Wirklichen mit der Selbstbestimmung der Seele. Was das Körperliche und Natürliche schön macht, ist, daß es ganz Seele sein kann; es muß also die Seele schon zu seinem Gesetz und Wesen haben. Was die Seele schön macht, ist, daß sie sich ganz verwirklichen kann, sie muß also schon das Wirkliche zum Inhalt ihrer selbst haben. Der Lebensmoment der Kunst ist die Einheit der Doppelanschauung, daß das Wirkliche sich vergeistigt, und daß der Geist sich verwirklicht. So begegnen sich Phileros und Epimeleia, jedes sich ganz fühlend und ganz im Andern fühlend, so nehmen sie die Welt auf und senkt die Schönheit, senkt die Himmelsgabe der Kunst sich nieder.

In diesem Schluß bezeichnet unser Drama den Eintritt der Schönheit in die Welt als eine Offenbarung und ihre Wirkung als ein Fest der Menschen. Die Gabe senkt sich nieder als eine himmlische, die Stunde ist „gottgewählt", die Menschen umher sind schon in festlicher Bewegung. Dies ist in Wahrheit die Wirkung der Kunst im System des Lebens. Sie führt das allgemeine Bewußtsein herab ins zeitliche. Indem in

ihr der Mensch seinen Geist sinnlich entfaltet und seine Sinnlichkeit geistig umfaßt, wird er ganzer Mensch und erholt sich selbst in seinem ganzen Wesen. Es kann immer nur ein Feiertag sein. Die Kunst tritt auf die Erde, bleibt aber himmlisch; die Kunst ist wirklich, aber indem sie, als Kunst, Befreiung von der Wirklichkeit ist, hebt sie die ihrige mit auf.

Die Musik ist körperliche Schallwelle und wirkliche Empfindung; aber so, wie sie sich vollendet, verhallt sie, und nur im Verhallen ist sie wirklich. Die Dichtung ist körperlich in der Sprache; aber nur als selbthätige Wandlung der Vorstellung ist sie da, und indem sie mit dieser alles Wirkliche, das sie vorbringt, in ein Spiel des Geistes verwandelt, endigt mit dem Spiel ihre Wirklichkeit. Das Gemälde ist vorhanden, aber nur wirklich als ein Schein. Nur so oft ein Menschenauge feiernd davor weilt, ist es wirklich schön; wenden sich die Blicke, beschäftigen sich anders, ist die Schönheit vorüber. So sind Bildwerk und Statue greiflich, Tempel und Prachtbau massiv und mächtig. Aber Erz und Stein des Bildwerks ist gleichgültig für die Schönheit, die Masse gilt nur als Form, die Form nur als Einheit, als beseelte Gestalt. Die Masse enthält diese Seele nicht, wenn nicht das Gefühl einer lebenden Seele sich in ihre Gestalt versenkt. Ohne diese Vermählung mit thätiger Anschauung ist das Bildwerk todt. Und nicht anders ist das feste Gebäude erhaben und würdig nur, wenn das ungetheilte Bewußtsein des Anschauenden seine Wucht und Höhe in den reinen Empfindungsfluß verstandenen Wohlmaßes aufhebt.

Die Kunstwerke behaupten eine äußere Wirklichkeit: Gebäude und Bildsäulen dauern im Raum, Gemälde erhalten sich, Musik und Poesie können im Gedächtniß, in Schrift und Uebung bewahrt werden. In dieser Form sind die Kunstwerke festgehaltene 1086 Möglichkeiten des Schönen. Da sie aber wirklich schön nur dann sind, wenn die ganze Seele mit reiner Hingebung sich auf sie konzentrirt, kann das immer nur in festlichen Momenten von vorübergehender Dauer eintreten. Es bleibt der Charakter des Lebens, durch Bedürfnisse, nothwendige Zwecke, Unruhen der Abhängigkeit und mühselige Aufgaben das Bewußtsein immer

wieder zu theilen. Eine so gedrängte, arbeitende Seele, wenn sie sich auch auf ihrem Wege mit einem Kunstwerk kreuzt, beut ihm keinen Raum oder nimmt es nur mit halben und abgezogenen Sinnen auf, so daß seine Schönheit keinen Boden findet. Nur in Seelen, die im Stande sind Feierabend zu machen, kann das Kunstwerk zum Leben kommen.

Bauwerk, Bildwerk und Gemälde, weil sie sich räumlich darstellen, jene ganz körperlich, die Gemälde mit ganz wirklicher Scheinbarkeit, drängen sich leicht den Sinnen auf und erzeugen eine mühelose Anschauung. Deutlich finden wir es hier, was wir als Grunderforderniß der Schönheit erkannten, daß das Wirkliche, um die ganze Seele einzunehmen, die Seele schon zu seinem Wesen haben muß. Jedes solche Werk ist in seiner ganzen Form hervorgegangen aus der Künstlerseele, die in allen Theilen desselben ihre Begeisterung und Besonnenheit ausgeprägt und auf die Oberfläche getrieben hat. Die Seele des Beschauers findet also im bloßen Schauen Seele. Je verwandter sie in Anlage und Bildung der Begeisterung des Künstlers ist, um so rascher und völliger wird in ihr die Schönheit des Werkes aufstrahlen. Ist sie aber verdunkelt oder verbildet, so wird sich ihr die Schönheit nicht offenbaren, und auch bei genügender Fähigkeit dann gleichwohl nicht, wenn der augenblickliche Zustand, den sie mitbringt, keine Freiheit und Ruhe gestattet. So fordert Musik, wenn sie schon die laut in Harmonie sich ausströmende Seele des Komponisten und mit energisch gleicher Empfindung der Ausführenden vorgetragen ist, die stille Sammlung und reine Offenheit der Hörer. Sie müssen ganz Ohr sein können. Und was für die Dichtung, sie werde gelesen oder gespielt, ein Vortheil scheinen kann, daß ihr Material, die Sprache, schon im Allgemeinen das eigentlichste und geübteste Verständnißmittel der Zuhörer oder Leser ist, eben das ist von der andern Seite eine beschränkende Bedingung. Die Sprache des Dichters kann sinnlich nur durch Sympathie der Einbildung und gehaltvoll nur durch Energie des Verstandes werden. Die Worte jedoch, die er dazu verwenden muß, sind in den Aufnehmenden schon geläufige Gebrauchspfänder, mit welchen gewohnte Weisen der

Empfindung, Vorurtheile und Neigungen der Verknüpfung, wohl auch leidenschaftliche Befangenheiten wach gerufen werden, die auf die bestimmte Geltung, wie die Worte sie im Gedicht haben könnten und sollten, abstumpfend oder zerstreuend, mißnehmend und widerspenstig einfließen können. Je reicher daher und tiefer ein Gedicht ist, um so mehr fordert es gleiche Bildung oder 1087 unbefangene Sinnigkeit des Empfängers. Nur dann erhöht das schon Gekannte in neuer Macht und Seelenfülle das Bewußtsein und gewinnt das Spiel der Einbildung allseitige Wahrheit mit Stoffen, die im wirklichen Leben nothwendig immer wieder nur einseitige Wahrheit haben.

Nach allen diesen Bezügen ist das Dasein der Schönheit ein Ausnahmezustand im System der Wirklichkeit, die Muse, wie Schiller sie zeichnet, ein Mädchen aus der Fremde, dessen beseligende Nähe wunderbar kommt und schwindet, oder, wie mit gleicher Wahrheit in unserem Festspiel Goethe sagt, „erst verborgen, offenbar zu werden, offenbar, um wieder sich zu bergen".

Man sollte meinen, in den Künstlern wenigstens müsse die Schönheit eine bleibende Wirklichkeit haben. Allein der Künstler ist es nur dadurch, daß er nicht wie Beschauer und Empfänger die Begeisterung schon verwirklicht, das Wirkliche schon vergeistigt vor sich hat, sondern sich ganz daran gibt, durch seine Thätigkeit das Begeisternde erst zu verwirklichen, das Wirkliche zu beseelen. So ringt er um die Schönheit eben weil sie ihm noch nicht da ist. Seine Begeisterung aber muß unwillkürlich sein, da sie ja Schönes erzeugen soll, das immer nur ausgeführtes Bewußtsein dessen ist, was in sich schon Grundwesenheit hat. Darum ist zunächst die Begeisterung gleich jenem Zauber, in welchem Phileros sein Leben hingenommen fühlt, gleich jener Reue, in welcher Epimeleia das Angehörigste vermißt. An dieses unwillkürliche Pathos muß der Künstler Willen und Vermögen geben und bei jedem Schritte sich der Willkür, die das Leben täglich und stündlich hervorreizt, enthalten und entschlagen. Indem er so auf die Stoffe und Bedingungen der Verwirklichung geleitet wird, muß er in ihnen seine Kräfte versammeln. So, wie sie ihm wirklich gegeben sind, als be-

grenzter Boden und Spielraum, vorhandenes Material und Mittel, muß er in ihre Natur sich einverstehen, nach ihrer Natur sie behandeln, weil sie einer widersinnigen Anwendung und Verknüpfung sich nothwendig entfremden würden, und erwächst ihm hieran eine Kette von Bedingungen, durch die er mit standhaftem Vertrauen und besinnungsvoller Hingebung die Einheit der ursprünglichen Begeisterung durchzuführen hat. Auf diesem Wege liegen Schwierigkeiten, Zweifel, Mühen, die um so nothwendiger die Befriedigung der Künstlerseele aufhalten, als gerade der Mangel der Befriedigung die Probe ist, die den Sinn im Werke weiter leitet und Maß und Fülle der Vollendung finden läßt. Erst im Augenblick des Gelingens ist der Künstler frei und sieht seine Selbstthätigkeit vollkommen wirklich. Dies ist die Feierstunde seiner erfüllten Begeisterung. Damit ist sie aber auch ganz entäußert ins Werk, und im Behagen des fertigen Werkes kann der Meister, so lang er noch Künstler ist, nicht verharren: Beruf und Begeisterung legen ihm neue Kämpfe auf.

Auch der Künstler hat also die Kunst nicht weiter zum Eigenthum, als daß er, so lang ihn sein Genius führt, sie 1088 immer von Neuem erringt. Aber die Kunst kann Bildung und Sitte bei einem Volke werden, so daß sie in Künstlerschulen und im öffentlichen Leben, in dauernden Werken, neuen Schöpfungen, wiederkehrenden Festen Verbreitung durch Landschaft und Bevölkerung, Bestand in Raum und Brauch, und eine fortlaufende Geschichte gewinnt.

Daß eine solche Welt des Schönen erwachse, dazu ist im Aufkommen des Volks ein Uebereinwirken von Reizen und Bedingnissen des Naturgrundes mit geselligen Lebensthätigkeiten, von Kämpfen und Verkehrsbewegungen mit inneren Kulturabsichten und eine fortschreitende sittliche Entwickelung nöthig, wie sie kein einzelner Held und Sieg erwerben, kein emsiges Geschlecht ins Ganze sichern, keine Politik und Gesetzgebung verbürgen kann. Hier ist alles, was Willensthätigkeit und Zweck des Volkes heißen mag, ebensowohl Natur, Schicksal, Führung. Wie schon als die wahre Ursache des einzelnen Kunstwerks der

Genius erkannt werden muß, die Einheit von Geist und Natur im ewigen Bewußtsein, so ist es in umfassendem Sinn einzig das schöpferisch allgemeine Bewußtsein, aus welchem sich die Befähigung von Menschengattungen und Zeitaltern zu einer anhaltenden Kunstentfaltung erklärt, und auf welches diese sich überall zurückführt. Das ist es, was bei Goethe die Göttin des Morgenlichts dem Menschenvater sagt: „Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es; was zu geben sei, die wissen's droben. Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten zu dem ewig Guten, ewig Schönen ist der Götter Werk, die laßt gewähren."

Daß die Götter walten, daß der Mensch die Götter gewähren läßt, wo Schönes hervorgebracht und lebendig aufgenommen wird, das ist die Weihe der Kunst. Sie heischt im Allgemeinen wie im Einzelnen eine göttliche Liebe: die Leidenschaft zum Wirklichen mit Opferung der Willkür, die thätigste Erregung und Erfüllung mit der reinsten Entsagung von der Aeußerlichkeit des Besitzens und Gebrauchens: und so, nur so ist sie Gegenwart des Vollkommenen.

In dieser allgemeinsten Wahrheit des Gedichtes von Goethe kehrt die persönliche Geschichte seiner Entstehung zurück. Wie es belebt ward von einer Leidenschaft, deren Gluth wir an dem achtundfünfzigjährigen Dichter bewundern müssen, so feiert darin die Entsagung, in welcher diese Leidenschaft sich erhöhte, ihre Wiedergeburt als schöpferische Liebe der Kunst in Gestalten, die mit tiefsinniger Anmuth die Wiege jeder Kunst beleuchten.





IX.

Goethe und die französische Revolution.

(Aus einem Vortrage „Gesinnungen und Urtheile unserer Klassiker über die französische Revolution" 1871.)

Goethes bedeutende Betheiligung an der Wirkung der französischen Revolution und ihren zeitgeschichtlichen Resultaten ist durch sein Leben hingebreitet, Goethe stand an den Kreuzwegen der Umwälzungskrise, bei Valmy und vor Mainz persönlich so bescheiden als würdig, und Urtheile über Revolutionen als solche, über die französische und ihre Parteien, wie über den deutschen Liberalismus sind in seinen Gedichten und Bekenntnissen zahlreich niedergelegt. Rein aber verstehen kann sie nur, wer sich durch Goethes Poesie selbst in Goethes Wesen und Charakter hat einweihen lassen.

Goethe war Dichter in eminentem Sinn, d. h. das Ineinander von Geist und Natur in der Energie des Lebens, wo sich das Ideale und das Gemeine in der innigsten Verbindung, wahrsten Unterscheidung und verwickeltsten Wechselseitigkeit offenbaren, war seine natürliche Anschauung und schöpferische Selbstbestimmung. Dieser Grundakt seiner Anschauung hielt ihm in allen Auffassungen des Lebens, der Geschichte, der Wirklichkeit die Untrennbarkeit von Freiheit und Nothwendigkeit, von Selbstbestimmung und Abhängigkeit, die eben so furchtbare als heilsame Berührungsnähe des Guten und Bösen gegenwärtig.

Angewandt auf seine Auffassung des Volks- und Staatslebens ergab sich ihm, daß das Gute von der Selbstbestimmung

ausgehen müsse, aber von festbeschränkter Selbstbestimmung, weil nur eine solche bildend und verbindend wirken kann und ohne zweckmäßige Grenzen das Gute bös, das Edle unglücklich wird. Man kann sich das an Goethes Götz entwickeln, an der wackern Selbsthilfe des Ritters, die innerhalb eines lockeren Staatswesens bis zum bösen Trotze kommt bei innerlich bedeutender Güte und Rechtschaffenheit, die aber unter der Schrankenwandlung des Staates nothwendig erliegt.

Feiner und tragischer ist Egmont das Opfer seiner Genialität, Popularität und Loyalität.

Goethes politisch-praktische Konfession war also, daß alle Reform, um gedeihlich zu sein, den bestehenden Staat respektiren und ohne Sprünge sich an die geschichtlich gegebene wirkliche Sittlichkeit des Volks eng anknüpfen müsse. Denn der Wille eines jeden Standes wird nur energisch dadurch, daß er ein bestimmtes Geleise zu seinem Vortheil findet, nur verständig und wohlgeübt dadurch, daß dies Geleise zum festen Bestandtheil der sittlichen Landesart wird, und gut nur dadurch, daß dieser gebildete Wille nicht über den Kreis hinausgreift, in welchem er seinen zulänglichen Verstand und die tüchtige Gewöhnung hat. Innerhalb dieses Kreises muß ihm Strebsamkeit und Selbstbehagen gesichert, bei all seinem übrigen Antheil am Staat Botmäßigkeit und Subordination eingeprägt sein.

Ich erinnere hier an Goethes Groß-Kophtha, wo der Betrüger, der die Schwächen der Gesellschaft ausbeutete, als die Soldaten, die er auch benebeln will, ohne ihn zu hören, ihn festnehmen, ausruft: „Habt ihr Leute denn gar keine Vernunft?“ und sie antworten: „Die hat der, der uns kommandirt.“

Aus diesem Prinzip, das alles staatliche Gedeihen beruhen sieht auf der Uebereinstimmung der volksthümlich sittlichen Rührigkeit mit wohlabgegrenzten Schranken fester Ordnung, folgt von selbst, daß ein Staat, wo diese Abgrenzungen aus jeder naturgemäßen Proportion verrückt, die sittliche Willensbildung in Ausschweifung und Konvulsion aufgelöst, alle Schranken hin und her zerfressen sind — daß, sage ich, ein Staat, wie der fran-

zösische von 1787 nicht besteht, sondern zerfällt, also nach Goethes Anschauung die französische Revolution weder berechtigt noch unberechtigt, aber ein naturnothwendiges großes Unheil war. Goethe sah von vornherein, daß das Reformproblem der National-Versammlung unlösbar war. Diese zwölfhundert Vertreter, und wären sie alle nur Atome einer einigen Vernunftpolitik gewesen — statt, wie nothwendig, zwölfhundert von den widersprechendsten Sittenelementen bewegte Franzosen — hätten doch nur konstituirt, was in der Gährung der Nation Schaum und Gischt werden mußte. Goethe sah, daß die eingehendste Erörterung ihrer Beschlüsse, wie sie Wieland in seinem Merkur in Berichten und Auszügen aus dem procès verbal, in Abhandlungen und Erläuterungen, in Dialogen und Göttergesprächen gab, ihnen nichts helfen, nicht einmal in Deutschland zwischen der leidenschaftlichen Sympathie und leidenschaftlichen Reaktion ein ruhiges Gehör finden könne. Statt einer solchen Fischpredigt beschäftigte sich Goethe im Lager vor Mainz mit seinem Reineke Fuchs, dieser, nach seinem eigenen treffenden Ausdruck „unheiligen Weltbibel", in welcher die Talente, Kavalierkühnheiten, hypokritischen Schliche und nobeldrapirten Schelmenstreiche, die in der Welt, wie sie ist, Glück machen, sich zierlich und hell im Thierkostüm auf einem Phantasieboden darstellen, wo in den Anzüglichkeiten keine Bitterkeit aufkommt.

Goethe wußte die Poesie berufen, nicht, mithinabzutauchen in die Leidenschaften und furchtbaren Anfechtungen des Tages, sondern die abgemühte und beunruhigte Seele mit zarter Hand wie zum Abendspaziergang und reinen Luftbade in ein ganz neutrales Gebiet zu führen, in geistige Interessen ohne praktische Schwere, sinnige Träume, psychologische Räthsel, Mährchen. Dies war, gleichzeitig mit Reineke Fuchs, der Plan seiner Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter. Nur die Einleitung hat die Revolutionszustände zur Grundlage; sie führt die von dem Unglück Leidenden und Verletzten verschiedener Grade und von verschiedener Parteigesinnung in einem kleinen Kreise zusammen, beiderseits gute, treffliche, ja edle Menschen, und zeigt an ihrem geselligen Konflikt klar und rührend, daß

selbst Solche unter den Einflüssen einer Umwälzung der ganzen Gesellschaft nichts weniger haben und behalten können als Selbstbeherrschung — eben die Eigenschaft, welche die stärkste und verbreitetste sein müßte da, wo die bürgerliche Freiheit aus dem Willen Aller fließen soll.

Zuletzt nur noch die Erinnerung, wie Goethe dachte über Herstellung des zerstörend erschütterten Gemeinwohls durch bürgerliche Selbstbestimmung und Staatsmacht.

Als nach der Ueberfluthung des Landes vom Franzosensturm und der Plünderung Weimars die erste Beruhigung eingetreten und die herzogliche Familie wieder vereinigt war, ließ Goethe im Festspiel der öffentlichen Bühne nach den Donnern der Kriegsgöttin und den Angstklagen einer aus den rauchenden Trümmern ihrer Friedenshütte Geflüchteten die Majestät auftreten und sprechen:

Sicher tret' ich auf und glanzumgeben;
Jedes Auge freut sich meines Kommens,
Jedes Herz erhebt sich gleich zur Hoffnung,
Jeder Geist, schon schwelget er in Wünschen.
Denn die Weisheit, wandelt sie bescheiden
Unter Menschen, lehrend, rathend, scheltend,
Wenig achtet sie der Haufe, leider öfters
Wird sie wohl verachtet und verstoßen;
Aber wenn sie sich zur Macht gesellet,
Neiget gleich sich die erstaunte Menge
Freudig, ehrfurchtsvoll und hoffend nieder;
Und wie vor Gewalt sich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen.
— — — — — — — —
Sieh! da dringt heran des edlen Menschen
Meisterhand; sie darf es unternehmen,
Darf zerstören tausendjähr'ge Schöpfung.
Schallet nun das Beil im tiefsten Walde,
Klingt das Eisen an den schroffen Felsen,
Und in Stämmen, Splittern, Massen, Trümmern
Liegt zu unbegreiflich neuem Schaffen
Ein Zerstörtes gräßlich durcheinander.
Aber bald dem Winkelmaß, der Schnur nach
Reihen sich die Steine, wachsen höher;
Neue Form entspringt an ihnen, herrlich

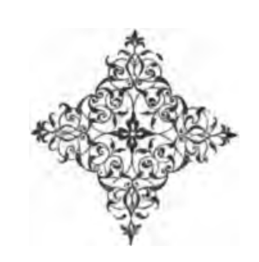
Bildet mit der Ordnung sich die Zierde.

— — — — — — — —

So vermag's ein jeder. Nicht der König
Hat das Vorrecht: Allen ist's verliehen.
Wer das Rechte kann: der soll es wollen:
Wer das Rechte will, der sollt' es können,
Und ein jeder kann's — der sich bescheidet,
Schöpfer seines Glücks zu sein im Kleinen.

— — — — — — — —

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt erleuchtet.
Und so grüße jedes Land den Fürsten,
Jede Stadt den Aeltesten, der Haushalt
Grüße seinen Herrn und Vater jauchzend,
Wenn sie wiederkehren als die Meister,
Zu erbauen oder herzustellen.





X.

Dichter und Eroberer.

(Illustrirtes Familienjournal 1863 Nr. 10, S. 139—143.)

Die weltgeschichtliche Unterredung Napoleons mit unserm universellsten Dichter war eine Episode jenes Kongresses, der 1808 nach Mitte September Erfurt, die altbischöfliche, damals mit dem größten Theile Deutschlands unter französische Herrlichkeit gefallene Stadt, plötzlich zum Schauplatze eines glänzenden Getümmels machte. General Oudinot war als Gouverneur vorausgekommen, kaiserliche Hoffouriere richteten Quartiere ein, Bagagewagen, Couriere, französische Militärs, deutsche und ausländische Diplomaten und Offiziere strömten zu. Am 26. September traf Kaiser Napoleon ein und bezog das Statthaltereigebäude. Mit einem Gefolge von Prinzen und Marschällen ritt er desselben Tages dem Kaiser Alexander entgegen, der mit dem Großfürsten Konstantin und einer gleich reichen Begleitung von Weimar herangeritten kam. Den russischen Kaiser nahm ein stattliches Haus des großes Platzes (Anger) auf. Unmittelbar hinter Napoleon waren der Obermarschall Duroc, die Prinzen von Benevent und von Neufchatel, die Minister Champagny und Maret, die Kanzleien des Kaisers und der Minister, auch das ganze Pariser Hoftheater angekommen. Und nun sammelten sich zu den zwei Kaisern vier Könige, vierunddreißig Fürsten und Prinzen und eine Unzahl Generale, Minister, Hofleute.

Jeden Morgen um neun Uhr war großes Lever bei Napoleon, zu dem Fürsten und Großwürden eintraten, indeß alle Anderen im Vorgemach von seinen Chargen unterhalten wurden. Um zehn Uhr begannen die Aufwartungen bei Kaiser Alexander, Audienzen oder Frühstücke bei den anderen anwesenden Regenten. Zur Mittagstunde und den nächstfolgenden konnten Geschäftsbesuche gemacht werden. Um fünf speiste bei Napoleon der russische Kaiser und gewöhnlich nur fünf, sechs andere Fürsten. Etwas später ward bei Napoleons Marschällen, Ministern, wohl auch bei dem oder jenem deutschen Herrn getafelt. Um sieben begann der Strom nach dem französischen Theater. Die Gardegrenadierwache am Eingange rührte bei Anfahrt der zwei Kaiser dreimal die Trommel; überschritt sie aber bei einem königlichen Wagen den ersten Trommelgruß, so schrie der Offizier: 140 „Still! es ist bloß ein König!“ Vorn im Parquet hatten die beiden Kaiser ihre Lehnstühle, hinter ihnen saßen die anderen regierenden Fürsten und Erbprinzen; die verschiedensten Uniformen und Cordons füllten das Parterre. In der oberen Hauptloge fanden die Fürstinnen, zu Seiten die anderen Damen, in den Parterrelogen Stabsoffiziere und hohe Kanzleibeamte Platz.

Nach dem Theater, das oft bis elf Uhr währte, fuhr Napoleon mit Alexander in dessen Hotel und blieb gewöhnlich bis über Mitternacht bei ihm allein. Nur diese Beiden waren bei dem großen Schaugepränge die Acteurs, die hinter den Coulissen vor einander spielten. Ihre eigenen Minister und die anderen Souveräne und Diplomaten konnten wohl schließen, daß es um eine freundschaftliche Theilung der Beiden in die Herrschaft der Welt sich handle; mit welchen Verfügungen aber über diejenigen politischen Mächte, die außer ihnen noch selbständig dastanden, und über die verkleinerten alten und die frisch gebildeten innerhalb ihrer Machtsysteme, das blieb zu rathen für alle übrigen Anwesenden, welche nur zum Paradebilde der Herrlichkeit Jener herangezogen, nicht zur Verhandlung zugelassen waren.

Goethes Herzog, der, in Folge seiner Theilnahme an Preußens Kriegsunglück, nun ins zweite Jahr als gezwungenes Glied des Rheinbundes zu Napoleons Vasallen zählte, war auch

passiver Zeuge dieses Kongresses nebst seinem Erbprinzen, und erhielt, obschon der letztere die Schwester Kaiser Alexanders zur Gemahlin hatte, zwar Freundlichkeitsbezeigungen von dem französischen Kaiser, aber keinen Vorschub in den Angelegenheiten, für welche er schon ein Jahr lang der Entscheidung Napoleons harrte. Auch verzichtete er auf persönliche Schritte in diesen Sachen, und was sein Diplomat, der Geheimrath von Müller, zur Förderung dieser Anbringen sich bei französischen Ministern und Staatsräthen holte, war nur die Versicherung: von unfehlbarem Erfolge würde ein fürsprechendes Wort des Kaisers von Rußland sein. Allein der Herzog wollte nicht die Zurückhaltung stören, mit welcher sich Alexander merklich auf ganz andere Zugeständnisse, die er mit dem Kaiser der Franzosen tauschte, zu beschränken nöthig fand.

So war es denn auch zu keinem politischen Geschäft, daß der Herzog Karl August seinen Minister Goethe nach Erfurt einlud. Der Herzog wohnte dort in seinem erbeigenen weimarischen Geleitshause, ganz nahe der Statthalterei, wo er vor und nach den Levers bei Napoleon manche befreundete Fürsten und Gäste bei sich sah. Für Goethe ward, um einige Tage in diesem Kreise zu weilen, eine bequeme Wohnung in der Nähe gefunden. Er kam den 29. September an, sah gleich des Abends im französischen Theater Andromaque und Tags darauf Britannicus von Racine, später Voltaires Oedipe, und hatte an diesen Vorstellungen durch Talma, Lafond, St. Prix, die Duchesnois, Reaucourt, Bourgoing vollkommene Proben des Théâtre français.

Uebrigens traf er in der Stadt und am 1. Oktober bei dem Lever, das er mitmachte, viele alte und neue Bekannte. Marschall Lannes, der 1806, wo die Sieger von Jena so böse Gäste in Weimar waren, sich in Goethes Haus ihm gemüthlich befreundet hatte, begrüßte und bewirthete den Dichter mit Wärme. Der Präsident von der Recke und seine anmuthige, geistreiche Gemahlin, beide sehr gut preußisch gesinnt, hatten jetzt unter französischer Hoheit offenes Haus für ihre gebeugten Landsleute und für die kaiserlichen Würdenträger, die besonders nach dem

Theater zum Thee sich in großer Anzahl bis tief in die Nacht um die edle Wirthin zusammenfanden. Voll Verehrung für ihre Vorzüge war der bei dem Präsidenten einquartierte Minister-Staatssekretär Maret. Auf diesen machte Goethes Bekanntschaft großen Eindruck, der, mit von der Recke längst in freundlichem Verhältniß, nach der Vorstellung des Britannicus hier eingesprochen hatte. Am 1. Oktober zog der Minister Champagny Goethe zur Tafel und gab ihm Bourgoing, den französischen Gesandten in Dresden, zum Tischnachbar. Am 2. Oktober wurde der Dichter auf 11 Uhr Vormittags zum Kaiser Napoleon bestellt.

Da sollten nun allerdings zwei große Männer einander in die Augen sehen: freilich Größen sehr ungleicher Art und Herkunft. Sie waren zwar beide in dem Sommermonate geboren, der seinen Namen von dem ersten Kaiser der Römer hat, Goethe am 28sten, Napoleon in der Mitte des Monats, — Goethe einem kaiserlichen Rath in der deutschen Krönungsstadt, Napoleon einem Patrizier zu Ajaccio und Kampfgenossen Paolis. Als aber dem Korsen dieser sein zweiter Sohn im Jahre 1769 geboren wurde, hatte Goethe, bereits zwanzigjährig, seine erste Universität absolvirt und von ihr einige Enttäuschung seiner jugendlichen Leidenschaften und außer einer Anzahl Lieder ein Lustspiel nach Hause gebracht, welches von einem nüchternen Blick in die Zweideutigkeit der Gesellschaft zeugte. Als zehn Jahre später der Knabe Napoleon in der Militärschule zu Brienne sich in der Mathematik auszuzeichnen begann, ward Goethe eben mit dem dreißigsten Jahre geheimer Rath bei dem Herzoge zu Weimar und verbreitete sich mit seinem vor fünf Jahren geschriebenen Werther sein Ruf schon über die ganze gebildete Welt. Im September 1785, in welchem Napoleon seine Kriegerlaufbahn als Unterlieutenant antrat, hatte der Staatsdiener Goethe eine Periode administrativer Erfahrung durchgemacht und bereitete sich heimlich für das nächste Jahr mit Künstlersehnsucht zur Reise nach Italien. In diesem nächsten Jahre war es, daß der siebzehnjährige Napoleon als Premierlieutenant eines Artillerieregiments mit einem philanthropischen Schriftsteller-

versuch über die Maximen, durch deren Einprägung die Menschen zu möglichstem Glück zu fördern seien, den Preis der Lyoner Akademie gewann, während Goethe bereits eine Herausgabe seiner gesammelten Werke eröffnete.

Die Jahre 1790 bis 93 gaben dem Artillerieoffizier Gelegenheit, sich bei den politischen Bewegungen seiner Heimathinsel und dem französischen Angriff der sardinischen Küste thätig der Demokratenpartei und, nach blutigem Durchbruch der pariser Revolution, mit der Feder dem Schreckenssystem anzuschließen. Gleichzeitig unterwarf Goethe, dessen Geist sich auf Naturbetrachtung zurückzog, den Rausch der Revolution und Schwindel des Demokratismus einer nüchternen Ironie in einigen poetischen Skizzen, war seinem Herzog 1792 auf dem unglücklichen Feldzuge in der Champagne und im Frühling 1793 bei der Wiedereinnahme von Mainz, nicht als Soldat, aber als theilnehmender Weltweiser gesellt, spiegelte im Reineke Fuchs die weltläufige Politik und nahm sich bei Mainz der Demokraten gegen die Mißhandlungslust des Pöbels an.

Während Goethe in Wirksamkeit und Anerkennung schon damals auf dem Gipfel seiner Auszeichnung zu weilen schien, nahm jetzt das Aufsteigen des so viel jüngeren, genialen Korsen seinen Anfang. Im Spätjahre 1793 leuchtete sein Belagerungsgeschick bei Toulon hervor, und 1794 bleibt von der Thätigkeit des fünfundzwanzigjährigen Brigadegenerals bei der italienischen Armee jene Nachwirkung im Konvent, die ihn im Herbst 1795 dazu ausersehen läßt, durch Niederschmetterung der Sektionen den Konvent zu erhalten, im Februar 1796 aber an die Spitze der italienischen Armee stellt.

Hier war es, daß Napoleons kriegerisches Heldenthum sich rascher, staunenswerther, hinreißender als je zeigte, und in einer Folge von Siegen und Eroberungen, Staatenumgestaltungen ebenso energisch sein politisches Talent, der pathetische Schwung der Thaten und der Proklamationen, womit er das Heer an sich fesselte, die Fesseln der Organisation, worin er die Eroberten band, die Beuteerhebung von Geldströmen und Kunstschätzen, die das französische Volk begeisterte, und die imperatorische

Hoheit entwickelte, die dem Direktorium entwuchs. Diese Art von Machtäußerung einer Willenskraft, die, unbezwinglich überlegen, sich an Hunderttausenden von Mitlebenden geltend macht, wird in jeder Gegenwart eine aufgeregtere und weiter zündende Bewunderung wecken, als dem populärsten Weisen, dem produktivsten Künstler zu Theil werden mag.

In dem Maße jedoch, wie auch ein solcher mehr geistiger Heros seine Macht in der Gegenwart erhöhen und verbreiten kann, vermochte in eben dieser Periode Goethe die weite Bewunderung, die er schon vor zwei Jahrzehnten erobert hatte, jetzt in den vierziger Jahren seines Alters in einer neuen Kulmination zu steigern. Denn damals trat bei seiner Wechselwirkung und Verbindung mit Schiller sein Dichtergenius in klassischen Episteln, Elegien, Epigrammen, Novellen und Märchen und in der Vollendung von Wilhelm Meisters Lehrjahren mit einer Freiheit und Größe an den Tag, die sich in Deutschland der strebsamsten Geister bemeisterte. Während die französischen Kriegswetter 1796 Goethes beabsichtigte zweite Reise in Italien mit Meyer vereitelten, gab das literarische Kriegsgewitter, welches er im Bunde mit Schiller durch die rings einschlagenden Xenien erregte, eine Erschütterung in der Republik der gebildeten Welt, deren nächste Folgen tumultuarisch, die nachhaltigen unhemmbar erhebend waren.

Blicken wir wieder auf den siebenundzwanzigjährigen republikanischen General, so wächst er und wandelt sich in den drei letzten Jahren jenes und den vier ersten dieses Jahrhunderts auf unerhörte Weise. Sein Feldzug in Aegypten und Syrien umgibt ihn vor Europas Augen mit dem Nimbus antiker und orientalischer Helden. Die Flucht von dort und heimlich rasche Rückkehr in das außen bedrängte, innen durch Spaltung unmächtige Frankreich liefert in seine macchiavellistische Hand den Ausschlag, mit dem er zugleich das Direktorium und die bisher ihm verbundenen Republikaner überschleicht und überwältigt, Ende 1799 Konsul des neu gebundenen Staats, mit Hofpracht und Polizeikrallen, Hersteller des Heers und der Finanzen, Gesetzgeber und ausgleichender Bändiger der Parteien und Verwaltungsmeister

aller mechanischen und materiellen Kräfte wird. Nach dem Uebergang über die Alpengipfel, der auch Hannibals Heldenruhm auf 141 sein Haupt sammelte, den neuen Wunderthaten in Italien und Frankreichs Vergrößerung durch Oesterreichs Niederlage, ist er im Sommer 1802 lebenslänglicher Konsul mit noch stärker geschnürter Staatsverfassung, im Mai 1804 „durch Gottes Gnade und die Konstitutionen der Republik Kaiser der Franzosen", im Dezember gekrönt und vom Papste gesalbt, im Frühjahre darauf König von Italien und Verfüger über dortige Dynastien für Frankreich und seine Familie, und im Herbst und Winter nach abermaligem Zertrümmern der österreichischen, wie auch russischen Streitmacht bereits Bildner jenes Rheinbundes, der ihm auch Deutschland mehr und mehr knechten sollte.

Was will gegen eine solche Erhebung auf Sturmflügeln über Heersäulen und Völkergruppen der Minister eines Kleinstaats und Heros idealer Pflanzungen, was in dieser Periode bis zu seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre der Dichter Goethe gegen den sechsunddreißigjährigen Kaiser besagen!

Und doch, seine Stellung in der geistig thätigen Gesellschaft angesehen, war sie gerade damals die bedeutendste, die je ein deutscher Schriftsteller eingenommen, und diese Epoche seines Zusammenwirkens mit Schiller in ästhetischen Studien und Dichtungen jeder Gattung die größte, welche die Jahrbücher unserer Literatur kennen.

Während Frankreichs produktive Literatur, so wuchernd und einflußreich bis in den Anfang der Revolution, unter dem Kaiser nur hohle Masken erzeugte, waren Schillers mächtige Dramen, von 1799 bis 1804 auf Goethes Theater aufgeführt, diejenigen Flügelschläge eines hohen Geistes, welche mehr als irgend etwas unserer Nation in den äußerlich niederschlagendsten Zuständen ein gehaltvolles Selbstgefühl einhauchten.

Und unter den gleichzeitigen epischen und lyrischen Gesängen der beiden Meister, dem Wirken Goethes mit Nachfolgern Winckelmanns auf Betrachtung und Förderung bildender Kunst; mit Musikern, die ihm sich anschlossen, auf Erweiterung der Lyrik; mit Philosophen und Naturgelehrten auf Erleuchtung der

Schöpfungsreiche; mit Philologen und begeisterten Kritikern auf Durchdringung antiker und moderner Poesie — stellte dazumal Goethe den Fürsten der Bildung wirklich dar, als welchen, um ihn gedrängt, die Fichte, Schelling, Humboldt, Wolf, Schlegel ihn erkannten, priesen, verkündigten. In demselben Märzmonat, in welchem sich Napoleon von seinem Senat zum Erbkaiser befördern ließ, war in Weimar von der ersten Darstellung des Tell jene Französin begeistert, die (ein Dorn im Auge des mächtigen Kaisers) zuerst den Kulturstolz ihrer Landsleute mit dem Eröffnen störte: daß dem deutschen Geiste eine von ihnen ungeahnte Bildung eigen sei und Goethes Genius ein unvergängliches Reich umfasse.

Noch war inzwischen die französische Größe des Usurpators im Anschwellen zur europäischen. Er verband seine Adoptivkinder süddeutschen Regenten und setzte seine Schwestern und Brüder auf italienische Throne, auf einen niederdeutschen, auf den holländischen, den spanischen. Als 1806 dem Protektor des Rheinbundes auch Preußen reif zur Beute war, erlebte es im Oktober unser großer Dichter, seinen Herzog als preußischen Kriegsgenossen und das Land als Schlachtfeld in des Eroberers Hand und, nach Plünderung und Kontribution, dem Rheinbunde einverleibt zu sehen.

Nach den grimmen Schlachten an der Weichsel in diesem Winter und dem Frühjahr 1807, nach Alexanders bewundernder Friedensbitte und Preußens harter Demüthigung, der Einsetzung des Königreichs Westfalen und Zueignung des ganzen Rheins, hing Goethes gesammtes Vaterland an dem einzigen Willen des Autokraten, der nun vor des Dichters Augen zu Erfurt sich im Anfang seines vierzigsten Lebensjahrs der Freundschaft des jungen Russenkaisers versicherte, um durch Ueberlassung des Ostens und Nordens an diesen, seinerseits als Gebieter im Herzen Europas demnächst auch Spanien und Portugal an sich zu reißen und England zu bezwingen.

Goethe sah in dieser Ueberstürmung der herkömmlichen Zustände ein unwidersprechliches Schicksal. Von der deutschen Reichsverfassung hatte er längst genugsam erfahren, daß sie zu

einem staatsrechtlichen Leichnam, zum unbeholfenen System einander stützender und hemmender Privatrechte herabgekommen, — von der Politik der Einzelstaaten gegen Frankreich, daß ihre schwankenden Koalitionen mit nicht minderer Schädigung und Erschöpfung des Vaterlandes weder die Revolution noch den Kaiser zu bändigen fähig waren. Ueberall fehlte es hier an Einverständniß und Verstand, Entschlossenheit und Verläßlichkeit in Zwecken und Mitteln.

Mit aufrichtiger Bewunderung hatte er daher auf den Gewaltigen geblickt, der schonungslos, klar und unaufhaltsam entschieden in Absichten und Ausführungen die Revolution zu schließen, Frankreich auf die Füße zu stellen, die Unmacht der Kabinette darzulegen vermocht. Selbst in den Schreckenstagen, welche Napoleons Heerhaufen über Weimar gebracht, hatte er die feindlichen Krieger würdiger und verbindlicher im Benehmen gefunden, als kurz zuvor die als Freunde eingelagerten, hochmüthig rohen preußischen Offiziere. Die Erhaltung und Wiederbelebung seiner besonderen Wirkungskreise, die Dichterproduktivität war nicht eben mehr behindert, als in den früheren Zeitläufen. Und die Anerkennung, die er bei Heimischen hatte, theilten bereits die Franzosen. Gleich dem Marschall Lannes bezeigte ihm der kunstgelehrte Dénon Hochachtung und Freundschaft, der Minister Maret Verehrung.

Und wie der Dichter die praktische Virtuosität respektirte, mit der sich Napoleon binnen fünfzehn Jahren vom Hauptmann einer Kompagnie zum Herrn der Könige aufgeschwungen, so mußte er eine Rücksicht auf seine eigene Auszeichnung darin erkennen, wenn der Imperator mitten im Weltgeschäft und Fürstenpomp des Kongresses nach einer Unterhaltung mit ihm verlangte.

Welches das Interesse Napoleons dabei gewesen, läßt sich auch denken. Er war ja immer bedacht, die öffentliche Meinung zu betäuben und zu beherrschen, nicht nur durch Preßzwang, Polizei, Gewaltjustiz, Pulver und Blei, durch das Pathos der Dekrete und Bulletins, den Glanz der Trophäen und Feste, — auch indem er Kunsttalente in sein Gefolge zog. So nahm er

nun auch den guten Eindruck mit, den es immerhin machen mußte, wenn er den berühmten deutschen Dichter ehrte. Sodann hatte das romanische Genie bei seiner Virtuosität, sich der Welt mechanisch aufzudringen, immer auch das Bedürfniß, ihr persönlich und ästhetisch zu imponiren und im Spiegel bezauberter Augen das Gefühl seiner Größe zu genießen.

Goethe ward von einem dicken Kammerherrn, einem Polen, angekündigt, während die Menge im Vorsaal sich vom Lever entfernte und nur Berthier, Savary und der Herzog von Benevent (Talleyrand) zu Goethes Begrüßung, den der Geheimrath Müller ihnen vorstellte, zurückblieben. Sofort wurde Goethe zum Eintritt ins Kabinet gerufen und in demselben Augenblick der Generalintendant Daru gemeldet. Gegen diesen Geschäftsmann, den Weimar bei den Kriegsforderungen nichts weniger als glimpflich gefunden, glaubte Goethe zurücktreten zu sollen, ward aber gleich wieder zum Eintritt aufgefordert. Denn Daru war um seinetwillen bestellt, weil er etwas mehr von deutscher Literatur wußte, als der Kaiser, und weil die Unterhaltung mit ihm in seiner Amtseigenschaft, welche Napoleon zwischen die mit Goethe einstreute, indem sie jene Absicht seiner Bestellung maskirte, zugleich die immer vielseitig thätige Geistesgegenwart des Kaisers dem Dichter zu illustriren diente.

Als dieser daher eintrat, fand er schon neben dem großen runden Tische, an dem der Kaiser frühstückend saß, zu seiner Rechten in einiger Entfernung Talleyrand, näher aber zu seiner Linken Daru stehen, mit dem er bereits von der preußischen Kontribution sprach. Er winkte nun Goethe, heranzukommen, blickte ihn aufmerksam an und sagte:

„Vous êtes un homme!“ wofür sich Goethe verbeugte. „Wie alt sind Sie?“

„Sechzig Jahre.“

„Sie haben sich gut erhalten.“

Da auf die gleich folgende Erwähnung Napoleons: „Sie haben Tragödien geschrieben?“ der Dichter in bescheidener Kürze antwortete, nahm Daru das Wort und sprach über seine Poesie und ihren Werth mit einer Schätzung, in deren Ausdrücken

Goethe die Gesinnungen seiner Verehrer zu Berlin wiedererkannte, mit welchen Daru, von Haus aus ein Literaturgelehrter, Umgang gehabt. Als derselbe ferner erinnerte, daß Goethe auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaires „Mahomet", versetzte der Kaiser: „Das ist kein gutes Stück", und führte aus, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Nun ging Napoleon auf Werthers Leiden über, die er sieben Mal gelesen zu haben versicherte. Nach treffenden Urtheilen über das Ganze hob er eine einzelne Stelle heraus, die er nicht naturgemäß finden könne, wie er umständlich auseinandersetzte.

Wir wissen jetzt durch die „Erinnerungen" des Geheimraths von Müller, die 1851 erschienen, daß Napoleon (wie Müllern Goethe selbst anvertraut) von der „Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe" sprach. Das sei nicht naturgemäß und schwäche bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt.

Dem schmeichelhaften Bekenntniß, daß der französische Kriegsherr Goethes hinreißendes Jugendwerk so eingehend, wie schwerlich irgend ein deutscher Fürst, aufgenommen und studirt, konnte der Dichter nicht umhin, mit dem Zugeständniß der einzelnen Ausstellung zu erwidern. Er hörte mit heiterm Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln, daß er zwar nicht wisse, ob ihm irgend jemand denselben Vorwurf gemacht, ihn aber ganz richtig finde. Er gebe zu, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. Indessen wäre es dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.

Der Kaiser war wohlzufrieden mit der Art, wie der Dichter, dem er auf seinem Gebiete gehuldigt, auch auf diesem seine Kompetenz gelten ließ, und führte die Unterhaltung zum Drama zurück. Er machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer, der

die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. Auch die Schicksalsstücke mißbilligte er. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. „Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal."

Hiermit hatte der Held die Spitze des ästhetischen Gesprächs auf die Person gesammelt, die er dem Dichter darstellte. Der Zusatz war auszusprechen unnöthig: „Dies Schicksal, die Politik bin Ich." Er zeigte es jetzt, indem er sich an Daru wandte und ihm wieder von Kontributionen sprach, von den 120 Millionen Francs, die er, als Schicksal, von Preußen einforderte.

Währenddem sich etwas zurückziehend, kam Goethe gerade an den Erker zu stehen, wo er vor zwei und drei Jahrzehnten so manche Stunde bald in Begleitung seines Herzogs, bald ohne ihn als gern gesehener Gast des Statthalters Dalberg gesellig und vertraulich zugebracht. Wie hatte sich die Welt verändert gegen damals, wo dieser strebsame Freund ihm von Oesterreichs drohendem Uebergewicht im Reich, den nöthigen Gegenanstalten der geistlichen und weltlichen Stände, dem Anschluß an Friedrich den Großen gesprochen! War doch Dalberg selbst von dem kaiserlichen Schicksal aus dem Kur-Erzkanzler des Reichs zum souveränen Fürstprimas des Rheinbundes verwandelt, abhängig.

Marschall Soult ward gemeldet. Die große Gestalt mit stark behaartem Haupte trat herein, und da der Kaiser, mit ihm sich einlassend, über einige unangenehme Vorfälle in Polen scherzte, blieb der Dichter an seinem Platze, unweit Berthier und Savary, die sich nahe am Eingange hielten, in stiller Betrachtung. Im Anblick der alten wohlbekannten Tapeten des Saals erinnerte er sich all der Bildnisse von Statthaltern und ihren Familiengliedern, die hier gehangen. Sie waren jetzt entfernt und mit ihnen das Bildniß, welches Dalberg von der Herzogin Anna Amalie besaß, das, als ein Pfand der zwischen ihnen bestehenden nachbarlichen Geselligkeit in heiteren Festen, die Fürstin im Redoutenanzuge, eine schwarze Halbmaske in der der Hand, vorstellte.

Das Andenken der Fürstin selbst, der Goethe ein Menschenalter lang verbunden gewesen, hatte er vor einem Jahre bei ihrem Hingange im schönen Charakterbild gesammelt. Sie hatte lange ausgedauert in geselliger Güte und Geistesmunterkeit. Ihr Tod war dem Fall des Landes gefolgt und dem erschütternden Loose ihres Bruders, jenes Herzogs von Braunschweig, der, so gepriesen als Fürst und Feldherr, einst auf seines Neffen jungen Minister Goethe nicht eben günstig herabgesehen, dann den Mann auf dem schauerlichen Rückzuge aus der Champagne zum Zeugen angerufen, daß nicht Waffen, sondern grausame Witterung seine Heerführung vereitelt, und der nun vor zwei Jahren, so nah an des Dichters Wohnsitz, unter dem zertrümmernden Kaiserschwert seinen alten Ruhm und Feldherrnstab, sein Herzogthum, sein Augenlicht und Leben eingebüßt hatte.

Jetzt stand der Kaiser auf, ging auf Goethe los und schnitt ihn durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in welcher er stand. Indem er Jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu ihm sprach, fragte er, ob er verheirathet sei, Kinder habe und was sonst Persönliches zu interessiren pflegt. Ebenso auch über Goethes Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach der Herzogin Amalie, dem Fürsten, der Fürstin und sonst.

Goethe antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Napoleon schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als Goethe sich hatte ausdrücken können. Dabei hatte der Dichter Gelegenheit, die Mannigfaltigkeit von Napoleons Beifallsäußerungen zu bewundern. Selten hörte er unbeweglich zu; entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe und sagte „Oui“, oder „C'est bien“, oder dergleichen. Und wenn er selbst sich ausgesprochen hatte, schloß er gewöhnlich: Qu'en dit Mr. Göt?“

Auch in dieser gesteigerten Vertraulichkeit kam der Kaiser wieder auf das Drama.

„Das Trauerspiel“, sagte er, „sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie zum Beispiel sollten den Tod

Cäsars auf eine vollwürdige großartige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen."

So sprach der Cäsar Frankreichs, dem die Höllenmaschine nicht tödtlich, nur nützlich geworden war, die Welt ganz anders zu machen, und den keines Verschwörers Dolch aufhalten konnte, seine Riesenpläne weiterzuführen.

„Kommen Sie", fuhr er fort, „kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen; dort gibt es eine größere Weltanschauung. Dort werden Sie reichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Auf diesem zweiten Gipfel des Gesprächs fühlte der Dichter, daß ihn der Kaiser höher nicht, und nicht enger mit seiner eigenen Heldenehre verbunden, ehren könne, als durch diese prägnante Aufforderung. Er ließ also seinen dankenden Blick mit schicklicher Wendung zur Seite in den fragenden an den Kammerherrn, ob er sich beurlauben könne, übergehen, und nahm auf die bejahende Erwiderung unmittelbar seinen Abschied.

Dies war Goethes Konferenz mit Napoleon zu Erfurt, und ihr Eindruck auf den Dichter nicht vorübergehend.

Auf den Wunsch Napoleons war von Goethes Herzog bereits Einleitung verfügt, die Kaiser und Fürsten des Kongresses gastlich in Weimar zu feiern. Am Tage nach dem Gespräch hatte Goethe mancherlei Beredung, besonders wegen der Schauspielvorstellung dieser nahen Fête, wozu der Kaiser sein französisches Theater nach Weimar beorderte; am folgenden begab er sich voraus, die Bühneneinrichtung in Weimar zu treffen.

Zwei Tage darauf, am 6. Oktober, kam der glänzende Zug von Erfurt zu einer großen Hirschjagd, die ihm der Herzog im Ettersberger Walde in reicher Szenerie veranstaltete. Um fünf Uhr zogen von der beendigten Jagd die Kaiser unter Glockengeläute in Weimar ein, um sechs Uhr war große Tafel, worauf nach kurzer Cour, aus dem Schloßhofe (den ein sechzig Fuß

hoher Obelisk illuminirte), und durch erleuchtete Straßen nach dem Theater gefahren wurde.

Die Aufführung, die der Kaiser befohlen hatte, war Cäsars Tod von Voltaire. Talma spielte den Brutus, und Niemand ahnte, daß etliche preußische Offiziere an dem zuschauenden Cäsar den Brutus und Cassius zu spielen entschlossen und vorbereitet waren. Ein Zufall vereitelte den Anschlag, der lange nachher erst bekannt geworden ist.

Nach dem Theater auf dem prächtigen Ball unterhielt Napoleon in einfacher Gardejägeruniform sich liebenswürdig mit Damen, dann mit Goethe, verlangte hierauf nach Wieland und pflog auch mit diesem eines interessanten Gesprächs (über Geschichte), ohne jedoch eine Aufforderung, wie die an Goethe, anzuknüpfen.

Des andern Morgens führte die zweite große Jagd zwischen Apolda und Jena die Kaiser auf das Plateau des Landgrafenbergs unter eine Tempeldekoration, von wo Napoleon dem Kaiser Alexander das Schlachtfeld bei Jena wies und in den Lustgezelten eine Deputation der Universität und der Stadt empfing, was eine nachträgliche Entschädigung der Stadt Jena mit 300 000 Francs aus seiner Schatulle zur Folge hatte, auch Orden an den Bürgermeister, den Geistlichen und den Professor, der sich hilfreich der Verwundeten angenommen.

Goethe hatte in diesen Tagen den Minister Maret nebst dessen Angehörigen im Hause. Dieser und Marschall Lannes sprachen ihm viel von der bevorstehenden spanischen Expedition, wo Napoleons Eroberungsglück so nachhaltigen Abbruch leiden sollte.

Vor Ablauf des Kongresses ward Goethe noch einmal, wie auch Wieland, vor den Frühstückstisch des Kaisers gerufen zu freundlicher Unterredung.

Am 13. Oktober, nach der Schlußvorstellung des französischen Theaters in Erfurt (Bajazet), behändigte Maret dem Geheimrath von Müller die Insignien der Ehrenlegion, die der Kaiser an Goethe und an Wieland verlieh, begleitet mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben vom Staatssekretär.

Daß ihm das Zwiegespräch mit dem Welterschütterer von Bedeutung war, zeigte sich bei Goethe an der Diskretion, womit er den Inhalt desselben bewahrte. Gleich, als er von der Audienz kam, wußte er den Fragen des Herzogs auszuweichen; nur spät und allmählich erfuhren seine Vertrautesten Einzelnheiten der Unterredung; und es war auf wiederholtes Zureden, daß der Dichter erst kurz vor seinem Tode die Skizze dieses Vorganges niederschrieb, die in seinen nachgelassenen Werken (Bd. 20) zuerst erschien und immer noch Mehreres zurückhielt.

Den Scharfsinn, womit Napoleon in seinem Werther eine Stelle für nicht naturgemäß erkannte, hatte er in gelegentlicher Erinnerung Manchem gerühmt, ohne die Stelle selbst zu bezeichnen. So seinem kritischen Verehrer Schubarth, auf dessen Bitte, ihm doch die Stelle zu nennen, Goethe nur erwiderte, er wolle ihm nicht vorgreifen; denn Schubarth sei bereits durch das, was er über Werther in seiner Beurtheilung gesagt, auf bestem Wege, es selbst zu finden. Auch Eckermann fragte umsonst danach. „Rathen Sie's!" sagte Goethe mit einem geheimnißvollen Lächeln; und Eckermann meinte, es könnte am Ende die Stelle sein, wo Lotte Werthern die Pistolen schicke, ohne gegen Albert ein Wort zu sagen, wie es doch eigentlich die Ahnung und Furcht um des Freundes Leben ihr nothwendig abdringen mußte.

Goethe, anstatt, wie es leicht war, die Natürlichkeit dieses Schweigens zu zeigen, sagte darauf: „Ihre Bemerkung ist freilich nicht schlecht. Ob aber Napoleon dieselbe Stelle gemeint hat oder eine andere, halte ich für gut, nicht zu verrathen. Uebrigens, wie gesagt, Ihre Bemerkung ist ebenso richtig wie die seinige."

Da Goethes Notiz über das Gespräch, die nach seinem Hintritt erschien, ebenso wenig jene Stelle angab, rieth noch der Alles besser wissende Düntzer sogar auf zwei Stellen für eine, auf die „unnatürlich überspannte Beschreibung von Werthers letztem Besuch bei Lotten", da jede solche „sentimentale Schwärmerei dem Sinne Napoleons fremd gewesen", oder auf „Werthers

Entschluß, in den Krieg zu gehen.“ Auch dies ist so fein, wie Herrn Düntzers Geschmack überall.

Goethe hätte sich gegen Napoleon mit psychologischen Gründen wohl verantworten können. Zudem kannte Napoleon den Werther (den Bourrienne auch in seiner Reisebibliothek auf der ägyptischen Expedition erwähnt) nur aus der französischen Uebersetzung der ersten Ausgabe.

Goethe hätte ihm sagen können, schon Herder habe ihm Bemerkungen über die Haltung der Motive gemacht, die er bei seiner Umarbeitung berücksichtigt und dabei solche Stellen, an welchen Napoleons Auffassung anstoßen konnte, verändert und sichtlicher in den Hauptprozeß der Leidenschaft aufgelöst habe. Allein er zog es vor, die strikte Einheitsforderung Napoleons gelten zu lassen, und dann durch dieses Geheimhalten ihres bestimmten Bezugs, indem es den Scharfsinn der Interessirten reizte und auf ganz verschiedene Urtheile fallen ließ, den faktischen Beweis zu erheben, wie unsicher und uneinig die wirkliche Anwendung solcher Einheitsforderung auf lebensvolle Dichtung bleibe.

Mit dieser heitern Mystifikation hielt Goethe die Neugierigen hin und verrieth noch weniger von der persönlichen und praktischen Spitze des Gesprächs, von jener Aufforderung an ihn, Voltaires Cäsar zu überbieten und als Dramendichter Fürsten und Völker zu belehren.

Auch dies übergeht die Notiz in den nachgelassenen Werken, und ist ebenfalls nur durch Müllers Aufzeichnung zu unserer Kenntniß gekommen. Denn diesem war es Goethe zu entdecken veranlaßt, weil die mit jener Aufforderung verbundene Einladung nach Paris den Dichter noch eine Zeit lang beschäftigte und ihn veranlaßte, an Müller, der Paris und den kaiserlichen Hof kannte, Fragen zu richten über den ungefähren Aufwand von Reise und Aufenthalt, die zweckmäßigen Einrichtungen, die Tagesordnung in Paris.

Rasch, wie der Held sein Lebensdrama weiter spielte, sah ihn der Dichter nach einem Jahre der österreichischen Kaiserstochter vermählt, im Frühjahr darauf mit einem Erben, dem König von Rom, beglückt. Im Sommer 1812 gab der jungen

kaiserlichen Mutter Besuch des Karlsbades Goethe Gelegenheit, in dem Festgedichte, das ihr die Bürgerschaft von Karlsbad entgegenbrachte, einer großartigen Schilderung des Kriegsmonarchen, mit dem Preise seines Glücks im Sohne, die Hoffnung auf befestigte Zustände anzureihen: „Der Alles wollen kann, will auch den Frieden."

Das Drama jedoch, das zwei Jahre darauf die Epoche vom Dichter heischte, war die Feier des Völkersieges über den Eroberer, die mit den Worten anhob: „Das Wollen kann den Frieden nicht bereiten."





XI.

Zu Goethes Stella.

„Wenn es begründet ist, daß alle Goetheschen Dichtungen auf äußeren Veranlassungen beruhen, die mit seinen inneren Erlebnissen stimmen — und bei den meisten seiner Schöpfungen ist dies überzeugend nachzuweisen — so bleibt doch bei Stella, die in den ersten Monaten des Jahres 1775 entstand und zu Ende des Jahrs in Berlin erschien, ein solcher Zusammenhang äußerer und innerer Umstände noch aufzufinden." (Goedeke, Goethes L. u. Schr. S. 117.) So richtig bis vor Kurzem diese Bemerkung war, so gewiß wird nun der Literaturgelehrte, der sie machen mußte, in dem Artikel der deutschen Rundschau vom Jahre 1875 „Zu Goethes Stella" die Hindeutung auf solchen Zusammenhang, wie sie L. Urlichs durch seine Kombination sorgfältig erläuterter urkundlicher Spuren gibt, mit uns einleuchtend gefunden haben.

Das Licht, welches diese interessanten Aufschlüsse auf die Bewegung in Goethes und Fr. Jacobis Freundschaftsverhältniß werfen, ist noch bestimmter und reicht noch weiter als Urlichs ausgeführt. Urlichs hat nicht nur gezeigt, daß der Dichter Motive der Abfassung seiner Stella aus Fritzens Verhältniß zu Johanna Fahlmer und seiner Frau Betty genommen, sondern auch, daß er in der poetischen Ausgestaltung der Konzeption nichts weniger als einfache Abdrücke dieser beiden weiblichen Charaktere gegeben,

vielmehr mit Vertauschung von Zügen und Motiven eigens für seine Handlungsanlage gebildete und ausgemalte Rollen, so auch den Liebhaber frei erfunden und nach Art eines Weislingen und Clavigo charakterisirt hat. Damit war zwischen dieser Uebertragung sympathetischer Erlebnisse in das Schauspiel für Liebende und jener Uebertragung der in Wetzlar durchgemachten des Dichters in den Werther allerdings Aehnlichkeit, noch mehr aber ein erheblicher Unterschied aufgedeckt. Dieser ist vom Entdecker nicht genug veranschlagt. „Sehr begreiflich", sagt er, „ist es, daß der cholerische Jacobi über die elende Rolle, welche Fernando spielt, erzürnt, über die Profanation eines rein sittlichen Verhältnisses entrüstet wurde. Goethe ging es gerade so, wie beim Werther; sein Erstaunen über die unerwartete Wirkung drücken beide Briefwechsel aus, und wenn wir Jacobis Briefe hätten, würden wir den pathetischen Ausdruck seines Unwillens mit der erzürnten Prosa des nüchternen Kestner vergleichen können." Diese Voraussetzung und Erklärung ist begründet und richtig, so weit sie Jacobis Auffassung, Gesinnung und Affekt betrifft, nicht aber darin, daß sie dieser Empörung Jacobis gleiche Berechtigung mit jener Kestners zu geben, und das Erstaunen Goethes über Fritzens Entrüstung in gleichem Sinn wie jenes, das er Kestnern über seine Beschwerde geäußert, zu fassen und für den Dichter charakteristisch zu finden scheint. Die Bezüge der Stella-Produktion auf Jacobis Herzensverhältnisse waren bloß ihm und seinen trautesten Angehörigen kund und merklich geworden, die ganze weitere Gesellschaft hatte von ihnen keine Ahnung, geschweige Veranlassung zu der falschen Annahme, daß dies Drama im Sinne des Dichters und nach Gestalt und Inhalt eine Reproduktion dieser Jacobischen Herzensverhältnisse und Profanirung ihrer wirklichen Geschichte sei. Wie anders beim Werther! Da dieser zur Hälfte helles Abbild von Goethes Verkehr mit dem Amthause, Werthers Lotte unverkennbar Lotte Buff, somit Albert als ihr Verlobter und Gatte Kestner war, mußte ganz Wetzlar und weit in die Runde des Amthauses und Kestners ganzer Bekanntenkreis unwillkürlich den Roman in der stärksten Anzüglichkeit auf diese wirklichen Personen auffassen, und dies

mit um so größerer Aufregung als im Verlauf der Dichtung die Kombination dieser Wetzlarschen Lebensbilder mit den gleichsehr der Wirklichkeit entnommenen Zügen von Jerusalems daselbst vorgegangener trauriger Geschichte und erschütternder Katastrophe das Ganze räthselhaft machte, und die Kenntlichkeit der besondern Figuren durch den Kontrast mit dieser höchstbefremdlichen Verknüpfung noch auffälliger, ihre Aufrückung in der theilnehmenden und Umrüttelung in der klatschsüchtigen Gesellschaft leidenschaftlich wurde. Schon beim stillen Lesen des Romans konnten Kestner und Lotte nicht ohne starken Anstoß wahrnehmen, wie der Dichter, nachdem er sie erst so warm und hell nach der Natur geschildert, ihr Wesen und Verhältniß mit der höchsten Scheinbarkeit identischer Darstellung in ein der Wirklichkeit widersprechendes, ihre Gesinnung, Liebe und Treue mit verfänglichen Zügen und Schatten verdüsterndes Gemälde ausgeführt. Indem sie nun gar ihren Namen und moralischen Charakter in den Strudel des neugierigen und enthusiastischen und hinwieder des zornwüthig inkriminirenden Lärms, der sofort über die gewaltige Dichtung aufgeschlagen ward, in öffentliche Kontroversen, Berichtigungen, Pamphlete hineingerissen sahen, Kestner mit Aergernissen und Skrupeln von nahen Bekannten, mit mißverständlichen Angst- und Trostbriefen entfernter Freunde beunruhigt wurde, hatte fürwahr der ehrliche Mann reellen Anlaß, über den poetischen Gebrauch, den der vertraute Freund von ihm und seinem reinen Weibe zu machen sich erlaubt, als eine arglizenziöse gefährliche Prostitution Klage zu erheben. Hingegen der Bezug der Stella auf Jacobis Doppelliebe — wie gar nicht der durch ihre Erscheinung und Aufnahme im Publikum zu einer ähnlichen Prostitution Jacobis ausschlagen konnte, spricht sich darin sattsam aus, daß er öffentlich erst jetzt, hundert Jahre nach der Dichtung der Stella uns bekannt wird durch Urlichs, der ihn aus Andeutungen spät entsiegelter Privatpapiere nur eben mit Scharfsinn errathen konnte. Nicht einmal beim stillen Lesen des Schauspiels war Fritz berechtigt, darin die Profanation seiner Herzenskollisionen und in Fernandos Charakter die Entstellung des seinigen zu finden. Die ähnliche Verwicklung war im Schau-

spiel viel stärker und gefährlicher, Fernando von dämonisch reizbarer, stürmisch einnehmender, stürmisch hingenommener Männlichkeit, Stella ein Herz von unendlich schwungvoller Empfindung, Fernandos Vergehen schuldvoll. Ein Vergehen war es auch von Jacobi gewesen, als er neben seiner trefflichen Gattin Betty in der warmen Atmosphäre der jungen Ehe sich der Traulichkeit und Innigkeit mit seiner Jugendgespielin, der inzwischen zur Jungfrau herangeblühten, von Bildung und Gemüth zartbeweglichen Johanna so lebhaft überließ, daß er sie unvermerkt zu einer Neigung stimmte, deren leidenschaftlichen Zug sie als Verstoß gegen die Rechte der theuern Betty mit schmerzlicher Unruhe empfand, so daß sie im Kampfe mit der in sich verschlossenen Flamme gemüthsleidend wurde. Ihre Unschuld hatte der exaltirte Freund freilich nicht entweiht, aber mit den Wallungen seiner Zärtlichkeit den Blüthenstaub des Jugendglücks von ihrer Seele so versengend abgestreift, daß er die Krankheit, die sie dem Tode nahe brachte, seinem Leichtsinn zur Schuld rechnen konnte. Ein anderer Exzeß doch der Leidenschaft und eine vollendete Schuld ist es, wenn Fernando, der edeln Cäcilie in glücklicher, gesegneter Ehe angehörig, gleichwohl der arglos entflammten rührenden Liebe Stellas zu versagen unvermögend, auch ihr Gatte geworden ist und nun zwischen dem gebrochenen und doch unverbrüchlich theuern Bunde mit Cäcilie und dem brennenden Gefühl der Verstrickung mit der seligschwärmenden Stella, die von dem enttäuschenden Trennungsgebot den Tod haben würde, in Verzweiflung ringt. Nun läßt aber der kühne Dichter in der seelenvollen Anhänglichkeit beider Weiber Fernandos liebenswürdige Männlichkeit sich eindrucksvoll abspiegeln und aus Beider Entsagungswillen bei gleich starker Unmöglichkeit des Verzichts sich die Anerkennung der nach beiden Seiten unlöslichen Verbindung herausringen, die den Treubruch in Doppeltreue umschwingt und die peinlichgekreuzten Gefühle im Glück ungetheilter Einigung versöhnt. Es war dies von der Konfession des jugendmuthigen Stürmers Goethe eine Ausführung in unglaublich heitern Triumph, mit dem das Schauspiel wirklich über den Widerspruch nüchterner Zeitgenossen hinweg, aus dem Buch und von der Bühne in dem

Rührungsbedürfniß der empfindsamen Seelen durchdrang, wenn auch nicht mit so nachhaltiger Macht wie die vorhergegangene Wertherdichtung, die unwiderstehlich erschöpfend dasselbe Prinzip in tragischer Konsequenz entwickelt hatte. Denn von Grund aus drang Goethes Dichterberuf auf die Totalität der Liebesleidenschaft, die, als Gipfel der sinnlichgeistigen Menschlichkeit die mächtigste und tiefste Ausholung und Verwirklichung der ganzen Individualität, die Entwicklung der Selbstempfindung zu der völligen Selbstentäußerung sei, mit welcher Stärke und Schwäche, Gut und Bös in einer höheren Nothwendigkeit vertauscht und ausgeglichen werden.

Nachträglich noch zu Urlichs Beleuchtung der von Jacobi im Allwill geübten Vergeltung ein Scholion. „Als Jacobi", sagt Urlichs, „Gleiches mit Gleichem vergalt und seinem Allwill unverkennbare Züge des Bildes, welches er sich jetzt von Goethe machte, beigab, war es schwerlich bloß ästhetisches Mißbehagen, das dieser bei der Lektüre empfand."

In der That war's doch ästhetisches Mißbehagen. Denn, wie Goethe bei der Erscheinung Allwills über diesen sich gegen vertraute Freunde geäußert hat, war, was ihn ärgerte, der Mangel künstlerischer Ausbildung der Stoffe und Gedanken, das Anfahren und Aufschütten des edlen Materials — des Marmors, wie er sich ausdrückt — in Bruchsteinen und zerklopften Brocken, unverarbeitet und formlos. Sich im Allwill in Jacobis Sinn spezifizirt zu sehen, verstimmte ihn darum, weil es so stoffartig und crude geschah, ohne daß die kumulirte Vorstellung durch Entwicklung ihrer inneren Wahrheit anschauungswürdig wurde.

Aber auch Goethes Kreuzigung des Woldemar wird viel bestimmter verständlich durch Urlichs Aufschluß der Beziehung der Stella auf die Situation Jacobis und der Verstimmung, die zwischen ihm und dem Dichter die nächste Folge war. Woldemars Inhalt ist wesentlich die Darstellung eben der Doppelliebe, welche Goethe in der Stella zum Aergerniß Ja-

cobis transponirt hatte, in der seinem Gefühl gemäßen Fassung, also das Gegenstück zur Stella. Es ist mehr Fleiß auf die Ausführung verwendet, als im Allwill, aber die überspannte Freundschaftsempfindlichkeit kann auch keine abschließende Lösung finden, und die sublimirte Idealität dehnt sich aus in leere Qual für den Leser. Jeder empfindet „den Geruch von Prätension", den Goethe spezifischer in dieser veredelten Stella empfinden mußte als jeder Andere.





XII.

Ein verlornes Zauberspiel von Goethe.

(Morgenblatt 1863, S. 156—160. 179—184.)

Goethe war ein guter Haushalter, er hat nicht leicht etwas von seinen Niederschriften umkommen lassen. Zwar berichtet er uns aus seiner Studentenzeit von Hauptautodafés, worin er angefangene oder in einige Akte fortgeführte Stücke nebst vielen einzelnen Gedichten, Briefen u. a. vom Feuer verzehren ließ. Gleichwohl haben sich außer den verschonten Dichtungen, die er selbst nennt, einige Ueberreste jener Flammenopfer noch unter Papieren, die er bewahrt hatte, gefunden. So hat er auch in späterer Periode von dem Leichtsinn gesprochen, mit dem er einzelnes Hingeworfene aus den Händen gegeben und wohl nicht wiedergesehen. In der That hatte Goethe die Gewohnheit, vorläufig Ausgeführtes oder frisch Angefangenes, bei dem seine mannigfaltige Thätigkeit und Bewegung ihn vorerst nicht weilen ließ, befreundeten Händen anzuvertrauen, damit ihm der plötzliche Uebergang zu anderem leichter werde und das nach erstem Wurf bei Seite Geschobene nicht auf seinem Schreibtisch eintrockne, sondern, von einem Theilnehmenden bewahrt, ihm dann beim Wiederfordern zur weiteren Ausführung noch mit dem Eindruck der ersten Wärme vor Hand und Seele komme. Bei diesem gewiß zweckmäßigen Verfahren konnte ihm natürlich auch einmal etwas verloren gehen. Daß er in Erinnerung von Solchem sich Leichtsinn vorwarf, beweist gerade, wie wenig Leichtsinn in seiner

Art und Regel war. Es sind eben die guten Oekonomen, die einzelne Verstöße und Vorkommnisse, wie sie der besten Verwaltung nicht erlassen sind, sich lebhaft empfindend zu Fehlern rechnen. Und Goethe ist auf sein eigenes Eingeständniß so und nicht anders für leichtsinnig zu achten, als der musterhafte Philolog Lobeck für unfleißig, der bei einer höchst pünktlichen und höchst ausdauernden Arbeitsamkeit behauptete, er hätte mehr leisten können, wenn er seine Zeit so gut zu Rathe gehalten hätte wie andere.

Von den vielen Saaten, Trieben, Keimen, die in Goethes großer Produktivität einander folgten und nebeneinander anschossen, hat er bei weitem das meiste erhalten; aber herausgegeben ist allerdings noch nicht alles, was er bewahrt hatte. Wir wissen z. B. von Elegien, die er den herausgegebenen beizugesellen wiederholt in Ueberlegung nahm und nach Berathung mit Freunden sich doch enthielt. Aufbehalten hat er sie gewiß; ob mit der Bestimmung, daß sie ungedruckt bleiben, weiß ich nicht. Indessen ist handschriftlich ein Gedicht von Goethe mir bekannt geworden*), welches nach der darstellenden Form den römischen Elegien wesentlich verwandt ist. Es gibt eine Situation erotischer Natur als Wirklichkeit reflektirter Empfindung und treibt in einem anmuthig heitern Verlauf den Affekt zum lauteren Selbstverständniß. Uebrigens hat es weder Rom zum poetischen Hintergrunde, noch die antike Versform jener Elegien, sondern trägt sich als eine Reiseepisode, unfern der Heimath, in gereimten Strophen vor. Ob es daher unter jenen Elegien war, die in gelegentlichen Erwähnungen als zurückzuhaltende vorkommen, oder im Verborgenen gebliebenen Gedichten, als eines mehr, hinzuzuzählen ist, bleibt noch fraglich.

Ganz verloren gegangen ist wohl am meisten von jenen Schwänken und Balletkomödien, die Goethe in den ersten fünf Jahren zu Weimar für das Liebhabertheater des Hofes gemacht hat. Selbst von den Stücken dieser Art, die er in seine Werke aufgenommen, mußte die Ueberarbeitung manches ausscheiden, was von ganz einzelnem augenblicklichen und örtlichen Bezug

*) [Das seitdem erschienene „Tagebuch“.]

war; bei andern beruhte der ganze Witz auf solchen Momenten, oder sie waren so eilig veranstaltet und mit Improvisationen ausgeführt worden, daß das Handschriftliche davon bloß abgerissene Skizze sein konnte. Ein Brief Goethes vom 3. November 1778 sagt: „Gestern waren Herders da und der Herzog und Seckendorf. Bis acht Uhr Musik, nachher aßen wir und zum Nachtisch las ich was, das zu lachen machte und verdauen half. Ich habe wieder eine Scheere zugerichtet, um eine große Heerde zu scheeren und gelegentlich zu schinden."

Hievon ist uns nichts geblieben. Wenn ferner die Berichte über die damaligen Vorstellungen sich eines Narrenschneidens nach Hans Sachs erinnern, wo Goethe als Wunderdoktor den Kranken zierlich geschnitzte Narren aus dem Leibe zog, so hat von den eigenen Anwendungen, die er ohne Zweifel von diesem Motiv des Meistersängers auf Zeitläufiges und Nahes gemacht, kein Blatt uns etwas erhalten. Mehr ist doch, wenn auch wenig genug, von dem Zauberspiel übrig geblieben, dessen ich hier gedenken will.

Eine frühere Angabe darüber ist mir nicht bekannt, als im Weimarischen Buchdruckerfest-Album vom Jahr 1840 in dem Aufsatze „Das Liebhabertheater u. s. w." (S. 66) die irrige, aus den dort mitgetheilten Anfangsversen geschöpfte, es sei ein Seitenstück zum Faust gewesen. Dieser Anfang und überhaupt die [157] Prologe zu den vier Akten sind im elften Stück des Tiefurter Journals (der bekannten handschriftlichen Zeitschrift des Kreises der Herzogin Anna Amalie) erhalten und haben da freilich nur die einfache Ueberschrift „Zauberspiel." Gleich die Ankündigung zum ersten Akt bezeichnet aber mit klaren Worten als Inhalt der Vorstellung das Urtheil des Midas.

Da das zehnte Stück des Tiefurter Journals um den Anfang Novembers 1781, das elfte also in diesen Monat fiel, hab' ich aus einer Aeußerung Goethes an Frau von Stein (Briefe Bd. II, S. 115) entnehmen können, daß der Aufführungsabend der des 24. Novembers 1781 und Goethe allerdings mitwirkend war, obgleich er weder zu den Prologen im Tiefurter Journal (wo die Beiträge überhaupt anonym gegeben wurden) noch von

der Herzogin Amalie bei der Mittheilung an Knebel in ihrem Schreiben vom 7. Dezember 1781 genannt ist, wo sie nur sagt: „Ich habe mit einem Schattenspiel das Theater eröffnet, welches die Geschichte des Königs Midas repräsentirt."

Ihr Ausdruck „Schattenspiel" ergibt, daß die Weise der Vorstellung eben die war, womit am 28. August desselben Jahrs in der Mooshütte des Tiefurter Parks der Anfang gemacht worden, als zu Goethes Geburtstagsfeier „Minervens Geburt" aufgeführt wurde. Die Vortragenden befanden sich hinter einem Tuche, auf dem nur die Schatten ihrer Gestalten und Bewegungen, bald verkleinert, bald vergrößert, durch verschiedenen Abstand und Apparat, in komischem und phantastischem Wechsel erschienen. Solche chinesische Schatten boten sich denn auch leicht zu dem Vorgeben dar, welches wir im Prologe zum Midasurtheil finden, daß die Vorstellung eine magische sei, die Aufführenden dienstbare Geister, der Direktor ein Zauberer, der sie regiere. Diese diesmalige Einkleidung rührt von Goethe her, und die Voranmeldung der Personen und Szenen für die im Dunkeln sitzenden Zuschauer, ehe die Schattenbilder sich rasch, bald sprechend, bald stumm bewegten, erhielt dabei die Form, daß der Magus den Geistern befahl, was sie demnächst zur Vorstellung bringen sollten. Wie viel etwa noch außerdem Goethes Angabe gewesen *), und ob ursprünglich der ganze Vorwurf und die Wahl der Fabel von ihm ausgegangen, bleibt fraglich.

Bei dem Schattenspiel „Minervens Geburt" waren Reime und Musik von Seckendorf, und die Maschinerie desselben war ohne Zweifel von dem mitspielenden Maler Kraus angegeben und geleitet. Auch bei dem Midasurtheil kam es zum guten Theil auf Musik und auf komische Phantasmen an. Gleich der erste Akt beginnt mit musikalischen Uebungen des Apoll und des Pan, und im dritten mußte sich ihr Wettspiel vor Midas' Richterstuhl hören lassen. Diese Produktionen waren in Erfindung und Ausführung höchst wahrscheinlich Seckendorfs oder Einsiedels oder beider Partie. Ebenso wahrscheinlich war von

*) [Siehe die Schlußbemerkung S. 516.]

Kraus das Maschinenmäßige bereitet: Merkurs Heranflug im ersten Akt, im zweiten die Toilette des Midas, der Zug der Götter, dann des Pan mit seinem Bacchantengefolge, besonders aber im dritten die Art, wie das Attribut, das Midas am Kopfe davonträgt, sichtbar ward, sich hin- und herlegte, sich einzog und ins Riesenhafte wuchs: eine Linien- und Metamorphosenkomik, worin ja die eigentlichen Stärken des Schattenspiels liegen.

Von diesen Hauptorganen der scherzhaften Vorstellung und obligaten Musik könnte wohl die Fabel selbst gewählt und meist auch schon ihre Fassung ausgeführt gewesen sein, als Goethe darum angegangen ward, ihr die letzte Form und die Ergänzung mit seinem Vortrag zu geben. Daß Goethe, indem er sich zum Ehrenhold und Direktor hergab, sowohl dem Humor der Andern als seiner eigenen Bequemlichkeit Raum ließ, zeigt die flüchtige Ausführung der Vor- und Zwischenreden, die in das Tiefurter Journal abgeschrieben wurden. Man darf bei diesen hingeworfenen Zeilen, die ich nun mittheile, nicht vergessen, daß sie dem anschaulich Komischen nur zur läßlichen Einleitung und Umrahmung dienen und für diese seine Rolle selbst eine Skizze bieten sollten, die er im Augenblick des Vortrags nach Zufall und Laune aus dem Stegreif ausfüllen mochte. Was an ihnen für uns noch Interesse hat, ist die besondere persönliche Stimmung des Dichters, die sich merklich darin ausläßt.

Zauberspiel.

Prologus.

Es ist dunkel und Nacht,
Habt Acht! Habt Acht!
Bald wird mein Zauber beginnen.
  Schon hört mein Ohr
  Der Geister Chor,
Sie spuken schon da drinnen.
  Doch scherzt mir nicht!
  Kommt ein Gesicht
  Zu früh mir angestochen,
  Seng' ich fürwahr
  Ihm Haut und Haar
  Von seinen dürren Knochen. —

Ich bin der alten Späße satt;
Man hext den ganzen Tag sich matt
Und läßt doch nichts den Erben,
Als leeren Dunst;
Die schwarze Kunst
Nutzt wenig zum Erwerben.
Drum hab' ich's klüger ausgedacht,
Was mir selbst keine Freude macht,
Das laſſ' ich wacker bleiben.

Sonst war ich ein so guter Tropf
Und zerstudirte mir den Kopf,
Die Welt zu amüsiren:
Ja, saubern Lohn für meine Müh!
Halb gähnte man, halb schliefen sie;
Dank thät ich niemals spüren.

Das ist der Lauf der leid'gen Welt:
Sobald man uns für nöthig hält,
Zieht jeder uns zu Rathe;
Allein hat man uns recht genutzt
Und sich in unserm Glanz geputzt,
So flieht man uns, gerade
Als wär's für's Danken schade.

Zum Glück lebt noch mein Zauberstab,
Sonst läg' ich wahrlich längst im Grab,
Doch der thut mich noch stärken;
Denn wenn ich noch so Unmuths bin,
Ergötz' ich mich an Phantasien
Und leb' in meinen Werken.

Magie ist's, die durch ihre Kraft
Mir aufthut jede Wissenschaft;
Ja, die geheimsten Falten
Der Wesen und Gestalten
Entdeckt mein Auge sonnenklar;
Sie macht mir alles offenbar,
Was ist, was werden wird und war.
(Pause.)
Doch wie? Dort unten regt sich was
(Zum Diener)
Lang' mir herauf mein Zauberglas!
(Er sieht hinein.)

Was seh' ich? Täuscht mich Phantasie?
Nein, nein; sie sind's; ich irre nie.
(Mit einer Verbeugung gegen die Herrschaften)
Willkommen, ihr sterblichen Götter, allhier!
(Zu den Andern)
Und auch willkommen ihr andern mir!
Beglückt ist meine Zaubergruft
Durch eure Gegenwart.
(Die Uhr schlägt.)
Die Stunde ruft:
Gleich wird mein Geisterspiel beginnen.
(Nach dem Vorhang)
Hallo, ihr Gesellen, regt euch da drinnen!
(Leises Gemurmel der Geister.)
Natera tattera, Selaki abraka,
Lalika teraki, natera tattera.
Ist alles bereit? Ist alles vollbracht?
(Lautes Gemurmel.)
Wohl!
(Zum Parterre)
Jetzt kommt der Prologus: gebt Acht!

Erster Akt.

Dieweil es öfters geschehen thut,
Daß Mancher aus häßlichem Uebermuth
Mit Künsten, von denen er wenig versteht,
Gerade sich am meisten bläht;
Und solch ein lächerlicher Stolz
Weder auf Kupfer, Papier, noch Holz,
So sehr das Uebel auch um sich frißt,
Bisher geschildert worden ist;
Item weil gleichfalls oft sich's fügt,
Daß Mancher, so ganz in sich selbst vergnügt,
Mit einem entsetzlichen Meistergesicht
Von diesem und jenem sein Urtheil spricht,
Da doch von dem Wissen, worauf er sich steift,
Er kaum die Elementa begreift,
Und solch ein zwergartiger Riesenzwist
Ein gar zu possierlich Schauspiel ist:
So hab' ich durch magische Zauberkraft
Ein ähnlich Blendwerk mir heute verschafft.
Den Gegenstand, den ich mir ausgewählt,
Hat mir in der Jugend mein Präzeptor erzählt,
Auf daß ich bescheiden Obacht hätt',

Wenn ein ähnlicher Fall sich ereignen thät',
Damit ich nicht zu Spott und Hohn
Auch ein Paar Ohren trüge davon.
Wie er mir's beschrieben, so sollt ihr's sehn.
Im ersten Akt wird ein Streit entstehn
Zwischen Apoll, dem Gott der Dichter,
Und Pan, dem Stümper in der Musik.
Es wird jeder phantasiren ein Stück.
Weil aber es mangelt an einem Richter,
Der ihren Streit aus dem Fundament
Erwägen und entscheiden könnt',
So kommt Merkur zu der Zänkerei,
Als wär' er gerufen, flugs herbei.
Er fragt und sie sagen, warum sie begann;
Doch weil er die Sache nicht schlichten kann,
Und Pan auf ein Urtheil provozirt,
So wird Midas zum Richter choisirt,
Damit über beider Virtuosität
Er richte und spreche, so gut er's versteht.
Sobald man darüber vereinigt ist,
Geht alles ab und der Aktus schließt.

(Zu den Geistern)

Ihr habt nunmehr meinen Willen vernommen:
Sobald euch mein Zauberstab winkt, könnt ihr kommen.

(Er schlägt an den Vorhang: Schattenspiel des ersten Aktes.)

159

Zweiter Akt.

(Zu den Geistern)

Ihr habt meinen Willen gehorsam vollbracht;
Nehmt euch auch fernerhin wohl in Acht,
Damit mir keiner 'nen Pudel macht.

Vors Erste erscheint in eigner Person
Midas, und bald darauf Ampon.
Der Erste ist eben erstanden vom Bett
Und sitzt im Negligé vor seiner Toilett';
Sein Bart wird säuberlich ausgekämmt,
Und dann bekommt er ein frisches Hemd.

(Zu den Geistern)

Hört ihr's?
Sein Kammerdiener Ampon
Reicht ihm Perücke, Scepter und Kron',
Und kurz, er wird so herausstaffirt,
Daß er für einen honetten König passirt.

Drauf kommt Merkur, von Apoll gesandt,
Und macht ihm den wichtigen Streit bekannt,
In welchem nach dem, was vorgegangen,
Sie Seine Majestät zum Richter verlangen.
Durch die Wage, die er mit sich führt,
Wird die Justiz personificirt.
(Zu den Geistern)
Versteht ihr's?
Midas, der großen Ehr' entzückt,
Sogleich zur Audienz sich schickt,
Begiebt sich fort nach seinem Palast,
Und nach ein paar Minuten Rast
Ziehn Amor, die Muse, Apoll und Merkur
Vorüber, und es erscheint auf ihrer Spur
Pan an der Spitze vom Faunenchor
Mit wedelndem Schweif und gespitztem Ohr.
Sie freuen sich ihres Triumphs voraus
Und leeren um die Wett' ihren Weinschlauch aus.
(Zu den Geistern)
Befleißt euch, gelenker und komisch zu sein.
Sobald ich euch winke, so kommt ihr herein.
(Schattenspiel des zweiten Aktes.)

Dritter Akt.

(Zu den Geistern)
Da auf dem Akt das meiste beruht,
So seht euch wohl vor, was ihr thut!
Ihr braucht dazu keine Anleitung nicht,
Weil, was ihr zeigen sollt, täglich geschicht;
Und wär's ein Fall wie keiner ist,
Wenn ich's erst expliciren müßt'.
Macht's recht, so bleiben wir gute Freund':
Sobald mein Zauberstab winkt, so erscheint.
(Schattenspiel des dritten Aktes.)

Vierter Akt.

Seiner des Herrn Midas Hochwohlgeboren
Gratuliren wir zu seinen paar Ohren!
Er spanne nun seine Klugheit an,
Wie er davon sich befreien kann.
Vielleicht, wenn Ihro Majestät es leiden,
Geht's an, sie vorderhand wegzuschneiden.
Oder man kann eine Perücke wählen,
Sie vor den Augen der Welt zu verhehlen;

Denn das ist am Ende nicht übel gethan,
Wenn einer seine Schande verbergen kann.
Doch wie wird's ihm mit der Muse ergehn?
Denn die will durchaus seine Ohren besehn,
Und lädt ihn expreß durch ein Billet-doux
Zu einem vertraulichen Rendez-vous.
Da wird sie nun freilich ihm proponiren,
Vor allen Dingen die Perücke zu quittiren.
(Zu den Geistern)
Das macht ja recht komisch, ich sage es euch!
Im Uebrigen gilt mir alles gleich.
Wenn den Amyon sein Geheimniß drückt,
So befrei' er sich davon geschickt,
Damit durch irgend einen lustigen Streich
Das Stück eine fröhliche Endschaft erreich'.
(Schattenspiel des vierten Akts.)

Epilogus.
(Zu den Geistern)
Ihr habt eure Sache passabel gemacht;
Nun wünscht auch dem Publikum gute Nacht.
(Lautes Gemurmel.)
Ende.

Durch das was sie nicht enthalten, deuten uns diese Prologe das Mehr oder Weniger dessen an, was hinter dem Vorhang den Agirenden vorzutragen blieb. Verhältnißmäßig am bestimmtesten geben die Prologe der beiden ersten Akte den Inhalt und parodischen Sinn derselben voraus an, und es konnte dann im Schattenspiele selbst diese Exposition im ersten Akt, nach ein paar musikalischen Kontrasten und burleskem Streit, sich durch Merkurs agile Dienstbeflissenheit rasch zur Freude des Uebereinkommens auf Midas wenden, im zweiten Akt mit pantomimischer Gründlichkeit bei der Morgentoilette des Königs und bei der gesteigerten Feierlichkeit seiner Erscheinung nach erhaltenem Ehrenantrage der Götter mit der großen schiefen Wage der Gerechtigkeit verweilen.

Am einsilbigsten ist die Ankündigung des dritten Akts, eben weil im Vorstellen selbst, wie sie sagt, „auf ihm das meiste beruht." Weder dem Wettstreit der Töne, der hier Eindruck zu machen hatte, war in Worten vorzugreifen, noch weniger der anschaulichen Bestrafung des thörichten Richters, welche als

bekannte Fabel, deren Witz in der stracken Versinnlichung der Metapher liegt, durch Sprechen darüber nur platt würde. Die bloße Versicherung, daß der Fall, als ein alltäglicher, keiner 160 Erklärung bedürfe, bleibt dagegen in richtigem parodischen Verhältniß zu dem frappanten Effekt, den dieser Fabelwitz, sobald er sich augenfällig vollzieht, immerhin dem Zuschauer aufdringt.

Die Einleitung endlich zum Schlußakt zieht in treffender Kürze die nächsten Konsequenzen des statuirten Exempels. Sie weist hin auf die Abhilfe der Verlegenheit durch die Perücke, als das eigentliche Mittel für Würdenträger, den Defekt ihrer Qualität nicht allein zu verstecken, sondern sogar sich der Welt in gleichem Verhältniß mit der Größe des bedeckten Mangels imposanter darzustellen. Aber sofort nach der Bezeichnung dieses ähnlich schon in der alten Fabel gegebenen Motivs folgt die Ankündigung der vertraulichen Einladung der Muse, eine originelle Wendung, die in der tröstlichen Perücke vielmehr die Bewahrung des Uebels und ihr Ablegen als nöthigen Anfang einer gründlichen Kur zu verstehen gibt. In der Ausführung muß diese freundliche Anmuthung der schönen Göttin, die dem schlimmen Gewissen und höflichen Sträuben des Königs immer heißere Noth machte, neckisch genug, und bis zu seinem endlichen Verzweiflungsentschlusse zur Aufrichtigkeit ergiebig an tüchtig parodischen Zügen gewesen sein. Diese lustige Ausführung entbehren wir nun freilich; und ich mußte dieses komische Zauberspiel, obschon ich des Dichters Vorreden dazu hier mittheilen konnte, ein verlornes von Goethe nennen, weil ich Grund zu der Annahme habe, daß gerade diese eigenthümliche Ausbeutung der Fabel zum Schlusse, die uns fehlt, von Goethe verfaßt gewesen ist.*) An die Andeutung dieser Weiterbildung des alten Fabelmotivs durch die Inquisition der Muse reiht sich die einer andern und letzten Anwendung in den Worten, mit welchen der Prolog dieses Schlußaktes endet:

Wenn den Amyon sein Geheimniß drückt,
So befrei' er sich davon geschickt,
Damit durch irgend einen lustigen Streich
Das Stück eine fröhliche Endschaft erreich'.

*) [Vgl. die Schlußbemerkung S. 516.]

Hier sollte man zwar glauben, gar nichts anderes angemeldet zu hören, als was die antike Fabel von dem Haar- und Bartscherer des Midas erzählt. Nämlich als der einzige Mensch, der die Langöhrigkeit seines Königs zu sehen Gelegenheit und darüber reinen Mund zu halten den strengsten Befehl hatte, sei er darauf gekommen, in der scheinbar unverfänglichsten Weise seinem Herzen Luft zu machen. Im freien Felde habe er ein Loch gegraben und leise in die Erde hinabgesprochen, was er wußte. So seien aber seine warmen Worte in der Erde in Samenkeime gefallen, im Frühjahr in den Stengeln und Blättern mit heraufgewachsen, und als nun der Wind durch die Halme ging, säuselte es laut das Feld entlang: „König Midas hat Eselsohren", und wußte es bald das ganze Land. — Allein, daß im Tiefurter Schattenspiel sich der Streich Amyons hierauf nicht beschränkte, das auszuschwatzen, was für die Zuschauer vorher kein Geheimniß war, sondern daß er in andere Betheurungen sich ausließ, die ihm von Goethe selbst vertraut waren, erhellt aus den Zeilen, die Goethe am Morgen nach der Vorstellung an seine Freundin schrieb:

„Die Schwüre des Barbiers gestern waren ernsthafter, als man denken mochte; er durfte das anvertraute Geheimniß wohl verschwatzen, denn sie waren nicht darauf gerichtet."

Läßt sich nun auch nicht mehr errathen, wie diese Schwüre lauteten und wodurch sie ein lustiges Ende machten, so sagt doch das Geständniß an die Freundin entschieden, daß sie etwas enthielten, das Goethes eigene ernstliche Meinung und Gesinnung und für den zuhörenden Hof anzüglich war, ohne daß dieser in der flüchtigen Aufmerksamkeit auf den leichten Ablauf der Vorstellung es merkte. Goethe muß durch Amyons Mund die innere Kenntniß von seinem Publikum und die feste Entschließung zu einem Verhalten gegen dasselbe, wie sie ihm aus dieser nähern Kenntniß hervorgehe, kecklich betheuert haben. Darum führte er auch die Erlaubniß an Amyon, sich geschickt von seinem Geheimniß zu befreien, von sich aus, mit der Versicherung ein: „Im Uebrigen gilt mir alles gleich."

Amyons Herzenserleichterung kann der Fabel nach nur auf 179 seinen Dienst beim König, als geheimer Mitwisser des Schadens und Beschönigungsrath mittelst der Perücke sich bezogen haben. Hatte ihm vielleicht nach der Enthüllung durch die Muse der König Vorwürfe gemacht: da sie es gemerkt, sei seine Perücke nicht solid genug oder der Mitwissende nicht verschwiegen genug gewesen? Oder war der Haarkünstler, nachdem endlich der König selbst sich der Muse entlarvt hatte, verdrießlich über diese Haltungslosigkeit des Herrn, durch die sein kluger Rath, all seine Kunst und Mühe, sammt allem Zwang der Verschwiegenheit, nun doch umsonst gewesen und ihn für nichts geplagt? Immerhin gab dieses Vorangegangene Anlaß zu lebhaften Klagen, was für ein undankbares Geschäft die Reinlichkeitspflege, Anstandsrettung und Verschönerung solcher unachtsamen Herrn sei, und zu Schwüren, künftig solle es ihn wenig anfechten, wenn sein Gebieter sich durchaus bloßstellen wolle, und werde er das Lachen nicht mehr verbeißen.

Insofern wir diese kecken Schwüre als eine Einkleidung der damaligen eigenen Stimmung Goethes anzusehen haben, fehlt es nicht an gleichzeitigen vertraulichen Aeußerungen, welche die Erfahrung, die er in seinen Sorgen und Bestrebungen als Mentor, als Rath im Staat, als Vermittler des Guten und Schönen für Land und Hof zu machen hatte, nachdrücklich von Seiten der Ironie betonen. Diese Einsicht bildete die andere Hälfte seiner steigenden Zufriedenheit mit dem stillen Fortschritt seines inneren Lebens und seiner poetischen Vorstellungskraft. In den praktischen und geselligen Verhältnissen, in welchen er sich bewegen und, um nothdürftig zu fördern, zu mäßigen, zu begütigen, auf Hoffnungen, die er erst für sie gehegt, auf Plane, Ziele verzichten mußte, fand er durch diese resignirte Theilnahme seine Anschauung gereinigt, die Freiheit seines Geistes und tiefe Klarheit der Betrachtung gehoben. So wurde ihm das Unerfreuliche und Unzulängliche, das er in der Wirklichkeit auszuhalten hatte, zu einem bereichernden Umwege für sein angeborenes Talent, das in neue Gebiete eintrat, in Stoffen und Mitteln zunahm.

In diesem Sinn sagte er damals von wenig erquicklichen Berührungen, die aber seine Imagination scharf erfaßte: „Ich kann nicht verderben, da ich aus Steinen und Erde Brod machen kann“; von Vorgängen, die er nicht billigen und nicht hindern konnte: „Ich habe nichts damit zu schaffen; außer daß ich von dem Aufwand nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke“; und nach Erwägung schwer zu lösender Dissonanzen: „In dieser Welt hat niemand eine reichere Ernte als der dramatische Schriftsteller.“

Haben an diesen muthigen Unmuth des Dichters in jenem Schattenspiel Amyons Betheurungen angeklungen, wie er sich über die Nutzlosigkeit seiner Dienste lustig zu trösten wisse, so stimmte dieser Schluß zum Eingange, wo der Monolog des Magus ebenfalls einen Hauch von des Dichters eigener Stimmung hat.

Zum Glück lebt noch mein Zauberstab,
Sonst läg' ich wahrlich längst im Grab,
Doch der thut mich noch stärken;
Denn wenn ich noch so Unmuths bin, 180
Ergötz' ich mich in Phantasien
Und leb' in meinen Werken.

Hier ist es nun aber nicht die Unersprießlichkeit praktischer Dienste, über die der Dichtermuth sich hinwegsetzt, sondern die äußere Danklosigkeit der Poesie selbst.

Ich bin der alten Späße satt;
Man hext den ganzen Tag sich matt
Und läßt doch nichts den Erben
Als leeren Dunst:
Die schwarze Kunst
Nutzt wenig zum Erwerben.
Drum hab' ich's klüger ausgedacht:
Was mir selbst keine Freude macht,
Das lass' ich wacker bleiben.

Sonst war ich ein so guter Tropf
Und zerstudirte mir den Kopf,
Die Welt zu amüsiren.
Ja, saubern Lohn für meine Müh!
Halb gähnte man, halb schliefen sie;
Dank thät ich niemals spüren.

Das ist der Lauf der leid'gen Welt:
Sobald man uns für nöthig hält,
Zieht jeder uns zu Rathe;
Allein hat man uns recht genutzt
Und sich in unserm Glanz geputzt,
So flieht man uns, gerade
Als wär's fürs Danken schade.

Goethe macht bei diesem Geständniß die Fiktion, es sei ein einsames Selbstgespräch, indem er erst nachher die Anwesenheit des Hofes im Parterre merkt, und im komischen Widerspruch mit dieser Weltverachtung Herrschaften und Gefolge höflich willkommen heißt und seine Zaubergruft durch ihre Gegenwart beglückt erklärt. Er konnte jedoch jenen Monolog vor ihnen sprechen, weil sie in eigentlichem Sinn sich solchen Undanks mit nichten schuldig fühlen und Angesichts des Vertrauens und der Auszeichnungen, die ihm fortwährend zu Theil wurden, die Klage nur auf die übrige Welt beziehen konnten. Ganz unbetheiligt an derselben waren sie gleichwohl in Goethes Empfindung nicht. Die Vertrauensgeschäfte und amtlichen Auszeichnungen, wie er sie mannigfach erhielt, theilten und verzögerten seine Muße und Sammlung für größere poetische Vorwürfe. Und die poetischen Aufträge selbst, zu welchen er immer wieder aufgefordert und dafür geehrt wurde, hatten zu ihren Motiven mehr die Flucht der Langeweile, den Muthwillen des Augenblicks oder die Vertuschung geselliger Verstimmungen als eine dauernde Sympathie für die tieferen Anlagen der Dichtung Goethes. Wenn er nun gleich durch diese äußere Laufbahn, worin er fortging, sich erweiterter Anschauung und fruchtbaren Einblicks in Natur und Gesellschaft erfreute, entging ihm von der andern Seite doch nicht, daß er durch dieselbe dem größeren deutschen Publikum gegen frühere Eindrücke seiner Genialität merklich ferner gerückt, und wegen der Hofgunst selber, wie sie ihn stellte, nicht Wenigen aus noch platteren Motiven entfrembet sei.

Diese Ansicht scheint in den Worten durch, die Goethe, vierzehn Tage nach der Aufführung des Midasurtheils, von Gotha aus schrieb: „Die Gunst, die man mir in Gotha gönnt,

macht viel Aufsehen; es ist mir lieb um meinetwillen und um der guten Sache willen. Es ist auch billig, daß ich durch einen Hof wiedererhalte, was ich durch einen Hof verloren habe. Denn mein passiv Wesen bisher war nicht genug, und die öffentliche Gleichgültigkeit der Unsrigen gegen mich, bei meiner Eingezogenheit, hat, wie ich merke, im Publiko auch die nothwendige Sensation gemacht. Es bleibt immer gewiß, dieses so geehrte und verachtete Publikum betrügt sich über das Einzelne fast immer und über das Ganze fast nie."

Was war es nun aber, was gerade in dieser Zeit Goethen die Ueberzeugung besonders nahe legte, das große Publikum sei undankbar gegen ihn, und er habe nach eigenstem Trieb seinem Wege nachzugehen, ohne auf den Beifall damaliger Lesewelt es anzulegen?

Was denn anders, mein' ich, als Friedrichs des Großen Schrift: „Ueber die deutsche Literatur, ihre Mängel, die Ursachen derselben, und die Mittel, sie zu bessern", die der König gegen Ende des vorigen Jahres französisch und in Dohms deutscher Uebersetzung hatte erscheinen lassen. Seit Anfang dieses Jahres war eine ganze Reihe Erwiderungsschriften ihr gefolgt, und sie bildeten zusammen ein Dokument der ästhetischen Mitwelt, das in der That Goethes Urtheil über ihr Mißverhalten gegen ihn und den bewußten Humor seiner unabhängigen Selbstbildung zu rechtfertigen geeignet war.

Die Schrift selbst des großen Königs konnte dem Dichter durchaus nicht imponiren. Ohne Zweifel dachte er von dieser Exhibition der alten Majestät gleich damals nicht anders, als worauf noch jetzt nach allem, was zu ihrer Erklärung, Entschuldigung, Rühmung beigebracht ist, ein gerader Sinn doch am Ende hinauskommt: Si tacuisses, philosophus mansisses. Daß der König die Sprache und Literatur, über die er abzusprechen geruhte, unerlaubt wenig verstand und kannte, das konnte nun freilich gleich damals niemand sich verhehlen. Wenn
181 aber außerdem die Gesichtspunkte und Normen seiner Kritik, ihre Forderungen, Lehren, Rathschläge mit nichten selbständig, sondern die überkommenen Einsichten, Vorurtheile und Remi-

niszenzen seiner französischen Jugendschule waren, so verhielt sich zu diesen die Mehrzahl der Erwiderungsschriften so vorzugsweise anerkennend, einstimmend, mitabhängig, daß ein gebildetes Gefühl für heimathliche, naturwüchsige, selbstlebendige Poesie nur allzusehr vermißt wurde. Als ob von einer solchen echten, dem akademischen Produziren so ungleichen Lebensdarstellung keine Erfahrung in die deutschen Gemüther durch Goethes Jugenddichtungen gekommen wäre, die doch vor sechs, sieben Jahren eine so warme Aufregung hervorgerufen hatten! Von dieser Wärme war nun so gut wie nichts zu merken in dem breiten Hin- und Widerreden über Stand und Hoffnung der deutschen Literatur, das der königlichen Besprechung folgte. Bekanntlich hatte sich diese gerade gegen die eine jener Jugenddichtungen Goethes höchst verächtlich ausgelassen. Ich setze die oft angezogene Stelle wörtlich her. Nachdem der Beifall getadelt worden, welchen auf deutschen Bühnen Shakespeares „abscheuliche Stücke" finden, die der „Wilden von Canada" werth seien, da sie gegen die Einheit des Orts und der Zeit verstoßen, folgt die Wendung: „Man kann Shakespeare diese abenteuerlichen Mißgriffe verzeihen; denn die Geburt der Künste ist niemals der Moment ihrer Reife. Aber nun erscheint gar noch ein Götz von Berlichingen auf unserer Bühne, diese detestable Nachahmung jener schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung dieser ekelhaften Albernheiten."

Mit dem für einen Anfänger geachteten Shakespeare in solchen Konversationstermen sich verurtheilt zu sehen, darüber wird Goethe sich zu fassen vermocht haben. Uebrigens wußte er, daß der König, der bis vor drei Jahren bloß französische Komödianten gehalten hatte und noch seine italienische Karnevalsoper zu unterhalten fortfuhr, das deutsche Theater, das er gegen Accisezahlung erlaubte, niemals zu besuchen, noch irgend sich darum zu kümmern pflegte. Vom Götz und dessen Wirkung konnte er darum nur durch Hörensagen wissen, und nothwendig stak also hinter seinem Protest gegen Goethes Dichtung ein Theil des Berliner Publikums. Ob andere ihm besser zu danken

wissen, darüber war in den Erwiderungsschriften Zeugniß zu erwarten. Wie sah es damit aus?

Unter den „deutschgesinnten Männern, die gegen die Schrift des Königs zu Felde gezogen", nennt Preuß den Verfasser eines französischen Briefs über dieselbe, Rauquil-Lieutaud, mit der Anführung, daß er zu seinem Motto Friedrichs eigene Worte genommen: „Sie wissen, daß in der Republik der Literatur die Meinungen frei sind u. s. w." Allein weit entfernt, daß Rauquil diesen Freiheitsanspruch für eine Vertheidigung des deutschen Schriftenthums erhoben hätte, macht er ihn vielmehr lediglich für die Ehrenrettung französischer Schriftsteller gegen einige gelegentliche wegwerfende Aeußerungen des Königs geltend. Die deutsche Nation und Sprache findet er mit ihm noch sehr barbarisch, räsonnirt darüber vom Standpunkte des bornirtesten französischen Sprachmeisters, meint, daß die Deutschen nicht nur keine Literatur haben, sondern auch keine haben werden, und legt gegen Friedrichs Ausfall auf das deutsche Theater ebenso wenig Widerspruch ein.

Er ist gleichfalls empört, daß man sich zu den „monströsen Farcen von Shakespeare" so eifrig drängt, und sie nicht etwa in gereinigter Form sehen will, sondern darauf pocht, ihre Geschmacklosigkeiten treu zu wahren.

Weit freundlicher und verständiger dem Deutschen zugebildet ist der andere Verfasser französischer Briefe über die Schrift Friedrichs, der dem König auch die Herausgabe zueignen durfte und dafür ein paar anerkennende Zeilen von ihm erhielt, der damals in Danzig ansässige Gomperz. Er zeigt sich mit der älteren und ältesten deutschen Literatur und der Sprache in dazumal nicht gemeiner Weise bekannt und für die mannigfaltigen Leistungen der neueren in einer gewissen Weitherzigkeit empfänglich. Er bewundert Klopstocks Messias, rühmt Wieland und Jacobi, und neben Hinweisungen auf Ramler, Engel, Mendelssohn, Abbt, ist er auch schon berührt von den tieferen ästhetischen Eröffnungen Herders und Lessings. Ueber das Dramatische führt er an, daß man gegenwärtig in Frankreich die Stücke von Lessing und von Weiße übersetze, und daß

Mercier im Begriff stehe zu Paris Lessings Dramaturgie zu erklären, die er für das Gesetzbuch des Theaters erkenne. Wo er aber von deutschen Originalstücken spricht, die jenen von Terenz, Molière, Corneille nichts nachgeben, nennt er Cronegk, Schlegel, Brawe, Lessing, Weiße, Engel, Leisewitz; allein das Originalstück Götz von Berlichingen fällt ihm nicht ein, und so viele Neuere seine Briefe bis auf Meißner, den Verfasser der Skizzen, hervorheben, Goethe kommt nirgends vor.

Nicht besser der in Breslau ans Licht getretene Verfasser der „Anmerkungen über die französische Schrift von der deutschen Sprache und Literatur", der seine Bemerkungen verknüpft hat mit einer Anzahl ausgewählter Parallelen von französischen und deutschen Poesieproben. Nach seinem Urtheil sind in den meisten Theilen der schönen Wissenschaften die Engländer den Franzosen überlegen, ausgenommen die dramatische Dichtkunst. Er sagt [182] ferner: „Unsere tragische Muse weint bei Cronegks und Schlegels Urnen über ihren frühen Tod; dennoch können wir den schönen Schauspielen des Herrn Diderot die Lessingschen und Engelschen entgegenstellen." Er hat sonst von den neueren Dichtern Gerstenberg, Thümmel, Jacobi wahrgenommen; nichts von Goethe.

Wenn an diesem Anmerker wiederum im Wesentlichen doch nur die französische Schule zu erkennen ist, so steht Affsprung in seinen „Bemerkungen über die Abhandlung von der deutschen Literatur" ganz wacker auf eigenen deutschen Füßen. Gegen des Königs Verkennung des deutschen Sprachcharakters und Zustandes, wie die irrige historische Herleitung der Literaturschwäche macht er tüchtige Erinnerungen mit treffenden Belegen. Weder müsse es unserer Nation an Genien fehlen, noch fehle es. Und doch hat auch dieser freimüthige Patriot, der das „Urhafte" unseres Sprachwesens festhält, kein Wort zur Vertheidigung eines so kerndeutschen Sittengemäldes wie der Götz. Indem er Jerusalems Aufzählung von Literaturgrößen zu ergänzen findet, trägt er ihr Uz und Göckingk, Zimmermann und Sonnenfels nach, ohne Goethes Namen zu vermissen. Und vom Theater sagt er nur: „Welche benachbarte Nation hat

solch ein Meisterstück von Dichtung und Sprache aufzuweisen, wie Lessings Nathan ist?"

Allen diesen vorangegangen und eigens von der Veranlasserin und Vermittlerin, der Herzogin Wittwe von Braunschweig, zu einer devoten Berichtigung der Ansichten des Königs bestimmt, war des alten Jerusalem Aufsatz „über die deutsche Sprache und Literatur", den Friedrich noch im Dezember 1780, wenige Wochen nach Erscheinung seiner Schrift erhielt und Anfangs Januar 1781 in französischer Uebersetzung einen Tag bei sich liegen hatte, worauf er ihn — ob gelesen, steht dahin — dem Minister zurückschickte. Dieser erlesene Vertheidiger hatte gleich damit angefangen, alle Fahnen zu senken. Des Königs Aufstellungen über geschichtliche und gesellschaftliche Hindernisse deutscher Geistesbildung räumte er nicht bloß ein, er verschlimmerte sie noch mit kläglichen Farben. Nur daß doch neuerdings in verschiedenen Literaturfächern gar manches geleistet worden, suchte er durch namentliche Anführungen zu beweisen. Einzelne von diesen setzen ein sehr geringes Anfordern an die Form der Darstellung voraus. Eine Zurechtstellung aber über Goethes Götz war von einem Kritiker nicht zu erwarten, der sich zwar jetzt der edeln und sanften Stücke von Engel getröstete, auch Lessings Dramen nebst einigen Szenen aus Leisewitzens Julius von Tarent den ersten Leistungen des Pariser und Londoner Theaters gleich schätzte, jedoch die Reinigung des deutschen Theaters von den Uebersetzungen aus dem Französischen herschrieb und diese Anlehnung an fremde Meisterstücke nöthig hielt, weil „Deutschland keinen Nationalcharakter hat."

Statt der Papierpoesie, die alte schulmäßige Formen oder moderne Nachbarmuster nachschnitzt, hatte Goethe im Werther aus dem heimathlichen Leben und den eigenen Tiefen der Brust, im Götz aus dem Gehalt des Lebens der Nation seine wahrheitsvolle Poesie geschöpft und große Bewegung erregt. Dies und nur dies war der Weg zu einer selbständigen deutschen Literatur. Wenn nun der König, nach seiner ganzen festgeschlossenen Bildung der vorausliegenden Periode angehörig, über deutsche Formbildung in der Weise urtheilte und Rath gab

die alles von Geschmacksdisziplin und Schuldressur erwartet, ohne Ahnung einer solchen Originalpoesie, die aus dem natürlichen Stammgeist und wahren Lebensbewußtsein aufblüht, so konnte das den Dichter keinen Augenblick verwundern. Wohl aber erwartete er billig auf eine solche Herausforderung aus dem Kreise der Gebildeten Antwortstimmen, in welchen sich jene Wirkung nicht ganz verleugne, wie sie, nach und zwischen wenigen Anregungen und Bestrebungen verwandten Geistes, er am produktivsten geübt, sich nicht ganz die Erfahrung verleugne, die man damit über die eigentlichen Wurzeln und Sprossen einer nationalen Literatur, im Gegensatze eines solchen Abklatschens von Schriftenthum aus Schriftenthum, eines solchen Pfropfens von Büchermanier auf Büchermanier gewonnen haben mußte. Wie gar nicht die genannten Erwiderungsschriften dieser natürlichen, im allgemeinen Interesse begründeten Erwartung entsprachen, haben wir gesehen.

Bekanntlich hatte Goethe, als ihm die Schrift des Königs zu Gesicht gekommen, sich selber zu einem Aufsatz über die Sache veranlaßt gefühlt. Schon am 6. Januar 1781 diktirte er an diesem „Gespräch über die deutsche Literatur", das er zwischen vielen andern Obliegenheiten im Februar weiter ausführte und von dem er nun das erste Stück im nächsten vertrauten Kreise, nach einiger Zeit auch seiner Mutter und durch sie andern Freunden mittheilte.

Dies ist nun auch ein kleines Werk von Goethe, das wir noch zu vermissen haben; wenigstens ist mir nicht bekannt, daß es irgendwo gedruckt worden. Und doch war es, da und dorthin mitgetheilt, wohl in mehr als einer Niederschrift vorhanden, und ist das Manuskript gewiß nicht verloren. Wie mäßig man sich seinen Umfang und Inhalt vorstellen mag, es vor sich zu bekommen wäre von erheblichem Werth für die sichere Auffassung von Goethes Entwicklungsgeschichte. Wir hätten daran ein Dokument der Gesichtspunkte, unter welchen unser damals 183 in ernstlicher Selbstbildung begriffener Dichter sich über seinen angeborenen Beruf im Großen und Ganzen verständigte.

Ruhig kann man annehmen, daß Goethe dieses kritische

Gespräch gewiß nicht darum verfaßt hat, um Friedrichs Ausfall auf seinen Götz zu pariren, sondern um objektiv der französischen Theorie des Königs die wahren Schwierigkeiten vaterländischer Literaturentwicklung und wahren Lebensbedingungen gegenüber zu stellen, die von jener Theorie nur schief gestreift, aber nicht begriffen werden können. Ob nun auch anderwärts in Deutschland von dieser Einsicht ins Wesentliche bei dem Anlaß etwas verlaute, konnte ihm nicht gleichgültig sein. Da war denn gleich der erste Widerhall von Braunschweig aus unerbaulich genug. „Jerusalems deutsche Literatur ist da", (schreibt Goethe am 19. Februar 1781) „wohlgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, kalt und arm". Und die Mehrzahl nachfolgender Berichtigungen war, wie gesagt, nicht tiefer aufklärend, nicht entscheidender durchschlagend.

Zwar von der andern Seite blieb für Goethe die Genugthuung nicht aus, daß das Rechte völlig zur Sprache kam durch einen Mann, dessen positiven Patriotismus und Charakterwürde er seit Jahren besonders verehrte. Nach jener Herausgabe Jerusalems ließ Justus Möser sein Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Literatur in den Osnabrückischen Beiträgen erscheinen, dessen Sonderabdruck mit einem Briefe seiner Tochter Goethen im Juni 1781 zukam. Die Trefflichkeit dieser Erörterung Mösers kann kein Auszug, kann genügend bloß das völlige Durchlesen zeigen, dessen sie für alle Zeit würdig bleibt. Bewunderungswürdig ist in der Haltung der Anstand, wie er vor einem solchen König geboten war, mit männlich geradem und geistesheiterem Freimuth vereinigt. Des Königs Vorschläge sind von der verständigsten, seine Absichten von der edelsten Seite gefaßt, und ihre ungerechte und mißverständliche Anwendung tritt bei schonender Nachhilfe um so heller hervor. Von allen Seiten wird auf den Kernpunkt der nationalen Charakter- und Empfindungswahrheit hingetrieben, und wo dieser sich andeutet, dann schärfer, dann völlig aufleuchtet, kommt Möser jedesmal auf Goethes Götz zu sprechen und führt seine Rechtfertigung gründlich, witzig, glänzend. Auch auf andere Dichter und Regungen der neuesten Literatur wies

hier Möser gelegentlich hin, deren die andern Chorusmacher um die königliche Schrift sich gar nicht erinnerten.

Ohne Zweifel gereichte Goethen dieses Manifest zu lebhafter Befriedigung. Hier sah er doch Einen Mann, einen reifen, ganzen, gediegenen Mann, der einen Seherblick hatte in den aufgehenden Tag, dessen Morgenluft der Dichter um Haupt und Busen fühlte.

Unter dieser Bestärkung und den Anlässen, sich das Thema ferner zu beleuchten, die ihm von entgegengesetzter Seite her fortwährende schiefe Kritiken geben mochten, fühlte Goethe kein Bedürfniß mehr, das zweite Stück seines Gesprächs über die Literatur auszuführen. Seine oben berührten Aeußerungen in demselben Jahre über die Gleichgültigkeit des größeren Publikums gegen ihn zeigen aber, daß der Kontrast seiner heitern Selbstgewißheit mit der Unterschätzung seiner Bestimmung, welcher manche damalige Wortführer des Schriftenwesens mit kleinlichem Behagen sich überließen, ihm noch immer gegenwärtig blieb. Unausbleiblich wurde er dabei wiederholt an die Schrift des Königs erinnert. Und wenn er sie ohne Zweifel frei von aller Bitterkeit zu nehmen wußte, so darf man darum nicht glauben, er habe sich enthalten, ihre ganze Einseitigkeit und unleugbare Anmaßlichkeit (welche selbst die von seinem Minister mit unendlicher Bescheidenheit dem König vorgehaltenen thatsächlichen Berichtigungen mit despotischer Kürze von der Hand gewiesen hatte) durchaus mit herzhaftem Humor zu verwerfen. Irrthümlich haben neuere Literaturhistoriker des Dichters Verhalten zu den Meinungen und Absichten des Königs bloß als ein anerkennendes fassen und dieses Zugeständniß zum Theil sogar in der Unzufriedenheit begründen wollen, die der Dichter jetzt selbst mit der Form seines Götz empfunden. Hier vermischt man, was nicht zusammengehört.

Goethe fand in seinem Götz gewisse Jugendlichkeiten der Sprache und Farbe zu verbessern. Das ist keine Unzufriedenheit mit der ganzen Form der Dichtung. Wenn er außerdem in späteren Jahren, wo seine Freunde den Götz auf die Weimarische Bühne zu bringen verlangten, eine reine Lösung dieses Unter-

nehmens für unmöglich erklärte, so ist das wiederum keine Unzufriedenheit mit der ursprünglichen Form der Dichtung. Ob sie ein bequemes Theaterstück sein oder werden könne, war keineswegs für ihre Beurtheilung der entscheidende Begriff. Was der Götz geleistet hat und immer leisten wird, vollführt er besser in seiner frei und rasch bewegten episch-dramatischen Form, als wenn er nach den beschränkten Maßgaben unserer Bretter-gerüste zugeschnitten wäre. Das wußte sein Dichter wohl, und eben so völlig wußte er, daß der König der Kritiker nicht war, von dem er Lehre anzunehmen hatte. Man muß unterscheiden.

Allerdings hat Goethe sowohl mit ganzer Anerkennung das mittelbare Verdienst des großen Königs um die Hebung deutscher 184 Literatur ausgesprochen, als die Beschränktheit seines Urtheils über dieselbe billig erklärt. Wer kennt nicht die schöne Stelle in Goethes „Aus meinem Leben": „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie —" u. s. w. In dieser treffenden Zeichnung der fruchtbaren Bewegung, und besonderer poetischen Erscheinungen derselben, ist denn auch die Erklärung enthalten: „Man that alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen; denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen?" Mit Recht hat man dieses verständige Wort zu Buch genommen. Nun verhehle man sich auch nicht die einfache Konsequenz. Unmöglich kann man des Königs natürliche Berechtigung, um die deutsche Literatur sich nicht zu kümmern, so gründlich einsehen, ohne zugleich seinen Anspruch, über eine Sache, von der er also nichts wissen wollte noch konnte, Aburtheilung und Anleitung zu geben, entschieden lächerlich zu finden. Hierfür kann keine Rechtfertigung weiter kommen,

als daß zugegeben wird, praktisch bedeutende Männer können und müssen einseitig sein, ohne daß diese Einseitigkeit für etwas anderes zu erkennen wäre als für die Schwäche, die als Kehrseite mit der Stärke verbunden ist. Und dieses bedingte Zugeständniß, das den Tadel unausgesprochen, aber nothwendig mitenthält, liegt in der andern Aeußerung von Goethe, worin man ebenfalls nur seine Nachgiebigkeit zu sehen gemeint hat.

Es war in dem Dankschreiben an Mösers Tochter für die Uebersendung von dessen meisterlicher Schutzschrift, daß Goethe sagte: „Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Szepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme."

Kann denn Goethe, wenn er sie immerhin einem Führer des Eisenszepters angemessen fand, darum diese Intoleranz für Gerechtigkeit, diesen exklusiven Sinn für freie Bildung gehalten haben? Ueber denselben Zusammenhang von Friedrichs politischer Gewalt und Regierungsenergie mit einem Autokrateneigensinn, der auf den Gebieten freier Geistesbildung nur eine ungünstige Figur machen konnte, sprach sich Goethe bald darauf noch schärfer aus in einem Brief an Merck (Briefe an und von Merck Seite 258): „Es hätte sich kein Mensch über die Schrift des alten Königs gewundert, wenn man ihn kennte, wie er ist. Wenn das Publikum von einem Helden hört, der große Thaten gethan hat, so malt es sich ihn gleich, nach der Bequemlichkeit einer allgemeinen Vorstellung, fein, hoch und wohlgebildet. Ebenso pflegt man auch einem Menschen, der sonst viel gewirkt hat, die Reinheit, Klarheit und Richtigkeit des Verstandes zuzuschreiben. Man pflegt sich ihn ohne Vorurtheile unterrichtet und gerecht zu denken. Dies ist der Fall mit dem Könige, und wie er in seinem verschabten blauen Rocke und mit seiner buck-

lichten Gestalt große Thaten gethan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizirlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen."

Von jedem andern verfaßt, wäre jene königliche Schrift über die Literatur, verspätet, unorientirt, unzulänglich, kurzsinnig zuversichtlich, wie sie war, eben nur unbedeutend gewesen. Da sie aber ausging vom Helden seines Jahrhunderts, der seinen mächtigen eigenen Charakter der Mitwelt so tief eingeprägt hatte, daß sie jeder seiner Mienen und Aeußerungen einen unwillkürlichen Respekt entgegenbrachte, so erzeugte dieses ihm anhaftende Imposante, im Zusammenfallen mit dem Eindrucke des Kleinlichen und Ungeschickten der plötzlichen ästhetischen Auslassung, natürlich den Kontrast des Lächerlichen.

Einen Nachklang auch dieses Eindrucks enthält wohl der ungenirte Prolog des leichtfertigen Zauberspiels:

Dieweil es öfters geschehen thut,
Daß mancher aus häßlichem Uebermuth
Mit Künsten, von denen er wenig versteht,
Gerade sich am meisten bläht — —
— Item, weil gleichfalls oft sich's fügt,
Daß mancher, so ganz in sich selbst vergnügt,
Mit einem entsetzlichen Meistergesicht
Von diesem und jenem das Urtheil spricht,
Da doch von dem Wissen, worauf er sich steift,
Er kaum die Elementa begreift,
Und solch ein zwergartiger Riesenzwist
Ein gar zu possierlich Schauspiel ist — —

„Zwergartiger Riesenzwist" finde ich sehr zutreffend.

[Bemerkung. Durch das neuerdings aufgefundene Originalmanuskript der S. 495 ff. veröffentlichten Prologe, welches von der Hand v. Seckendorfs herrührt und mit Korrekturen v. Einsiedels versehen ist, wird der Antheil Goethes an diesen Prologen in Frage gestellt und die oben (S. 494) vermuthete Rolle jener Beiden noch weiter ausgedehnt (s. Grenzboten 1871 II S. 289). Goethes Mitwirkung aber bleibt sicher bezeugt (S. 502), und schon darum schien die unveränderte Wiedergabe der ersten Mittheilung über das Zauberspiel gerechtfertigt.]





XIII.

Ueber Goethes Das Neueste von Plundersweilern.

Ein Beitrag zur Kritik des Goethe-Textes.*)

(Grenzboten 1870 II S. 344—355.)

Die folgende Mittheilung über authentische Lesarten des Neuesten von Plundersweilern und über die erste Vorstellung dieses guten Schwanks denke ich nicht unschicklich in die Hände der Grenzboten zu legen, die uns von Zeit zu Zeit mit erheblichen Nachträgen zur Goethe-Literatur aus Handschriften zu erfreuen pflegen.

Das Bild, nach Goethes Angaben gezeichnet und in Aquarell gemalt von Kraus, welches das Neueste von Plundersweilern

*) Mit einem, wenn noch so bescheidenen Beitrag zur Goethe-Textkritik in diesen Blättern aufzutreten, bin ich lange schon aus besonderem Anlaß verlangend. Als nämlich im Frühjahr 1867 meine Anzeige und Vertheidigung der Monographie von M. Bernays „über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes" in den Grenzboten erschien, folgten im nächsten Hefte „ein Beitrag zur Textkritik des Goetheschen Clavigo" und im ferneren „ein Beitrag zur Kritik des Wilhelm Meister", welche zusammen eine Reihe Erinnerungen gegen Textherstellungen von Bernays und Rechtfertigungen der beseitigten Lesarten enthielten. Was mich hierbei anfocht, war nur, daß das S. unter beiden Aufsätzen für Unterzeichnung meiner Wenigkeit mit dem Anfangsbuchstaben meines Namens genommen werden konnte. Wer von meiner Anzeige nur flüchtig Notiz genommen, konnte glauben, meine Vertheidigung der Methode

zu sehen gab, wie es die Marktschreier-Verse des Gedichts hören lassen, blieb (versteht sich, im Nachlaß der Herzogin Amalie, der es verehrt war) wohlerhalten, wie fünfunddreißig Jahre nach seiner Entstehung Goethe am Schluß des einleitenden Vorberichts bezeugte, mit welchem er das Gedicht zum erstenmal in der zwanzigbändigen Ausgabe der Werke (im neunten Bande 1817) im Druck erscheinen ließ. Unter Großherzog Karl Friedrich war es im Schlößchen zu Tiefurt in einem Zimmer, das noch andere verwandte Bilder aus dem Kunstnachlaß Amaliens enthielt, aufgehängt, wo es von Vielen oft gesehen wurde und noch gegenwärtig in unveränderter Umgebung zu sehen ist. Damals wurde Diezmann darauf aufmerksam gemacht und erhielt Erlaubniß, das Bild kopiren zu lassen. So hat er es, verkleinert, 345 in der Modezeitung herausgegeben, was er aber vom Text des Gedichtes beifügte, der Druckausgabe von Goethes Werken entnommen.

Allein in jenem Zimmer zu Tiefurt lag und liegt unter dem von Diezmann vervielfältigten Original des Bildes auch noch eine Handschrift des Gedichtes, die füglich ein Original-Manuskript heißen kann. Die Verse zwar und das kurze Vorwort (kürzer als jenes 1816 der Druckausgabe vorausgeschickte) sind nicht eigenhändig vom Dichter geschrieben, sondern von seinem Schreiber, aber die Unterschrift unter dem Vorwort: J. W. v. Goethe ist eigenhändig und bezeugt mit dem Datum

von Bernays schließe im einzelnen Falle der Anwendung eine Meinungsverschiedenheit nicht aus. Daß diese Annahme nicht eitel war, bewies bald darauf die Beurtheilung der Schrift von Bernays, die mein Freund Sauppe in den Göttinger Gelehrten Anzeigen gab. Er bezog sich auf die Gegenbemerkungen meines mir unbekannten Doppelgängers mit dem Ausdruck, er könne „seinem lieben Freunde S." nicht Recht geben. Das Mißverständniß aber, das zwischen uns beiden sich heiter löste, erwies mir denn doch die Nothwendigkeit, das Autorrecht jenes mir unbekannten Verfassers wenigstens insoweit sicher zu stellen, als ich meinerseits an seinem Artikel auch nicht den geringsten Theil zu haben behaupten kann. Indessen versparte ich diese Berichtigung, da sie zur Kritik des Goethe-Textes nur mittelbar gehört, auf eine Gelegenheit, wo ich etwas diesen unmittelbar Betreffendes mitzutheilen im Falle sein würde.

daneben: Weimar, den 6. Dezember 1827, daß Goethe selbst, noch in Karl Augusts Tagen (im letzten Lebensjahr seines fürstlichen Freundes), die Handschrift als eine Festgabe an den Hof gesandt hat, etwa dem Erbprinzen Karl Friedrich zu einer Erlustigung am Nikolaustage, der ja auf den 6. Dezember fällt und stets von Karl Friedrich mit seiner hohen Gemahlin durch eine heitere Feier bezeichnet wurde. Als eine Festgabe, geschmückt von des greisen Dichters eigener Hand, giebt sich das Manuskript auch äußerlich zu erkennen. Es ist nämlich in Karton-Futteral ein Quartheft, in Pappe gebunden, und der Deckel hat auf beiden Außenseiten eine gezeichnete, leicht mit Farben ausgeführte Arabeske zur Verzierung. Zwei ovale Guirlandenringe liegen übers Kreuz in Diagonale, so daß ihre Enden auf die Ecken des Deckels zugehen, da, wo sie einander durchschneiden, in der Mitte ein vierseitig begrenztes Feld entsteht, und um dasselbe in den vier Enden der beiden Guirlanden bogenförmige Felderchen. In den letzteren schweben Schmetterlinge, in dem mittleren Feld aber lacht ein Satyrkopf, und die Deckel-Ecken füllen vier Masken aus, durch deren Augenlöcher die Guirlanden hindurchgezogen sind. Was nun in dieser Handschrift das Authentische des Gedichttextes betrifft, so hat Goethe diesen nicht etwa vom Schreiber nach dem seit zehn Jahren vorhandenen gedruckten kopiren lassen, sondern ihm denselben aus seinem Original diktirt.

Das ergibt sich mit Sicherheit aus den Varianten und den Ergänzungen, wie sie dieser geschriebene Text, gegen den gedruckten gehalten, darbeut. Die Handschrift ergibt hiernach für die philologische Textkritik die ältesten, der Quelle nächsten Lesarten.

Diese Nähe am Original verräth sich in unserer Handschrift zum Theil schon an der sprachlichen Form. So heißt es an der Stelle, wo von der Frau Kritik die Rede ist, die in ihrem gemächerreichen Serail allerart Leute aufnimmt, Zeile 85 „Doch läßt aus Furcht für Neidesflammen Sie ihre Freunde nie zusammen“: eine Anwendung der Präposition für, die im vorigen Jahrhundert zur Zeit der Entstehung des Gedichts noch guter deutscher Sprachgebrauch war, während in unserem Jahrhundert

in solchen Bezügen immer ausschließlicher vor an ihre Stelle trat und so auch beim Druck unseres Gedichtes gleich von der
346 ersten Ausgabe 1817 an. Einen andern bezüglichen Archaismus haben die älteren der Druckausgaben noch mit unserer Handschrift gemein. Am Schluß der Schilderung von dem Siegesjubel der Knaben in der Freundschaftslaube lesen wir, wie unter der Löwenhaut, auf der sie sitzen, ein Murmelkasten vorgucke: „Daraus denn bald ein Jedermann (Z. 156) Ihre hohe Ankunft errathen kann." Erst die Ausgabe von 1840, wie dann auch die neueste Cottasche (Ausgew. W. Bd. 16, Stuttgart 1867) hat Abkunft. Daß dieses ganz sinngemäß sei, unterliegt keinem Zweifel. Da aber Luther und überhaupt die Sprache des 16. Jahrhunderts, die sich der jugendliche Goethe so mannigfach angeeignet hat, Ankunft in dem Sinne gebrauchte, in welchem wir jetzt nur Herkunft oder Abkunft sagen, und da in unserem Gedicht an dieser Stelle alle bei Goethes Leben erschienenen Druckausgaben und die von ihm diktirte Tiefurter Handschrift Ankunft haben, so ist zuverlässig, daß er hier dieses Wort gesetzt und nicht Abkunft. Auch in Goethes Iphigenie findet sich, beiläufig bemerkt, eben diese Variante, worüber unlängst Sauppe (Göttinger Sommerprogramm 1870, S. 7f.) gesprochen hat. An einer Stelle, wo zwei von den ältesten Bearbeitungen, wie auch die Festausgabe von 1825 und von der des Jahres 1828 an alle folgenden Ausgaben die Lesart: „das Geheimniß deiner Ankunft" geben, hat man aus anderen Rezensionen Abkunft als allein passend vorziehen wollen. Dies beseitigt Sauppe durch den Nachweis, daß Iphigeniens Verschweigen ihrer Herkunft und Vergangenheit untrennbar sei von dem Schweigen über Art und Weg ihrer Ankunft im taurischen Heiligthum, welche sie und Thoas einfach als unmittelbare Handlung der Göttin und Einsetzung zu ihrer Priesterin anzunehmen haben. Zugleich bemerkt Sauppe, der Dichter brauche wiederholt in diesem Drama den Ausdruck Herkunft, niemals Abkunft. Hierzu kann der Zusatz gemacht werden, daß auf Grund des älteren Sprachgebrauchs (den Grimms Wörterbuch auch noch bei Opitz und noch bei Schriftstellern des 18. Jahrhunderts nachweist) und

kraft der Stelle unseres Gedichts, wo der Ausdruck Ankunft jene Deutung, die in der Iphigenie ihm gegeben werden kann, nicht zuläßt, unleugbar Goethe zur Zeit der Abfassung seiner Iphigenie Ankunft gleichbedeutend mit Herkunft gebraucht hat. Dieses sei für die Quellnähe der Tiefurter Handschrift angeführt, nicht um es zu tadeln, wenn man für neuere Leser „Abkunft" drucken läßt. Dergleichen Aenderungen in das zur Zeit Kurrentere hat Goethe bei Leben Korrektoren und Revisoren zugestanden, auch wohl einmal selbst vorgenommen. Es ist etwas Aehnliches, daß er die ursprünglich gebrauchte mundartliche Wortform für den Druck in die schriftdeutsche hat ändern lassen Z. 218 unseres Gedichtes, wo in der Tiefurter Handschrift die Epigrammendichter mit „Lettichkugeln" schießen, schon im ersten Druck aber hochdeutsch mit „Lettenkugeln". Diese ursprüngliche Lesart 347 führe ich noch weniger deshalb an, um den Goethe-Philologen ihre Herstellung im jetzigen Text zur Pflicht zu machen, wiewohl ich gestehe, daß für mein Ohr die mundartliche Form euphonischer ist. Streng diplomatische Kritik ist für die Textreinheit unerläßliche Grundlage, nicht letzte Instanz. Daher könnt' ich es nur billigen, wenn die neuste kritische Ausgabe des Neuesten v. Pl. in dem Passus von der Bühnenkatastrophe Z. 276 anstatt „Und bringt den Alten fast den Tod" „dem Alten" gesetzt hätte, obgleich gegen alle Druckausgaben und gegen die Tiefurter Handschrift. Die einzig richtige Sinnbezeichnung geht doch nur auf den einen Alten zurück, der unmittelbar vorher in Vorstellung gebracht ist (Z. 271 „Ein Mann, der droben im Reifrock steht, deutet auf hohe Gravität"), und das textlich ursprüngliche den ist provinziellsächsischer Dativ der Einzahl, nicht der schriftdeutsche der Mehrzahl, für welchen ihn der Leser nimmt. In den Text ist er wahrscheinlich nur durch den Schreiber gekommen. Dies gilt auch von dem Fehler in der letzten Zeile: „Und dieser Lärm dient auf einmal Auf unserm Schauspiel zum Final." Die nothwendige Verbesserung „Auch unsrem Schauspiel" hat gegen alle vorausgegangenen Ausgaben erst die von 1840 gemacht. Diese wird nun aber auch diplomatisch bestätigt durch unsere Tiefurter Handschrift.

Wenden wir uns nun zu den Varianten derselben, die für künftige Druckausgaben zur Textherstellung gereichen. Z. 251 haben bisher die letzteren alle: „Im Vordergrund sind zwei feine Knaben", die Tiefurter Handschrift: „Im Vorgrund", was dem Verse besser ansteht. Ebenso gibt höher oben Z. 135 die Vulgata „Wie denn nun fast jede Stadt (Ihren eignen Mondschein nöthig hat)" einen lahmeren, dem munter trollenden Marktschreier-Vortrag minder gemäßen Vers als in der Tiefurter Handschrift: „Wie denn nun fast eine jede Stadt."

Erheblicher und nicht ohne Räthselreiz für die Erklärung ist eine Dittographie am Schluß der ausgezeichneten Versinnbildlichung Wielands. Man muß von ihrem Anfang ausholen, um in dem Schwung der Vorstellung die parodische Schwebe zu empfinden.

V. 189 Ihr kennt den himmlischen Merkur:
Ein Gott ist er zwar von Natur,
Doch sind ihm Stelzen zum irdischen Leben
Als wie ein Pfahl ins Fleisch gegeben;
Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterschritte.

Die Stelzen also, die ihn so hoch heben und so weit ausgreifen lassen, sind doch als eine schlimme Mitgabe seines Götterberufs bezeichnet. Sie sind auch im Bilde von ungemeiner Höhe; 348 es fällt ihre unverhältnißmäßige Länge zu der persönlichen des zierlich schlanken Götterboten ins Auge, der, indem er sich ihrer bedient, seine Glieder an sie klemmen muß und zu vorsichtig gebückter Haltung gezwungen ist. An dieser Entfernung, aus welcher der an Haupt und Knöcheln beflügelte Gott durch die hölzerne Maschine sich so angelegentlich mit dem platten Boden in Berührung setzt und auf ihm behauptet, fühlt sich um so komischer der Widerspruch, daß der, dessen Flug nach den Attributen seiner eigenen Figur hochhin und freiweg über die Erde gehen könnte und sollte, seinen Hochstand und Fortschritt von diesem beschwerlichen mechanischen Kontakt mit dem gemeinen Erdboden abhängig macht. Nun folgt das, worin er unter dieser Komplikation seine Genugthuung finden mag:

Auf seinen Scepter und seine Ruthe
Thut er sich öfters was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens sägst du, thöricht Kind!
Die Stelzen, wie er, unsterblich sind.

Die Insignien der Strafmacht giebt das Gemälde gar wohl zu schauen, weniger, wie sie so weit hinabreichen mögen, und wie die nothwendig an die Stelze geklammerte Hand, um mit ihnen zu wirken, sich soll frei machen können. Natürlicher läßt der Augenschein von der Bethätigung aggressiver Jugend an dem hölzernen Pedal schlimmen Erfolg erwarten, so daß die Versicherung seiner Unsterblichkeit nicht überflüssig ist. Für den Inhalt dieser sechs Verse kann der Kommentator ein belegendes Beispiel finden im dritten Anhang bei O. Jahn, Goethes Briefe an Ch. G. v. Voigt, Leipzig 1868, S. 453 ff. Es war in den ersten Monaten des Jahres, in dessen letztem das parodische Bild aufgestellt wurde, daß Wieland, auf eine im Merkur hingeworfene Herausforderung in kampfrichterlichem Tone, mit anonymer Einsendung sie aufnehmender poetischer Proben von Voigt und Herder mystifizirt ward. Er hielt sie für Versuche grüner Knaben, ließ den ersten im Merkur erscheinen mit magisterlicher Zensur und fertigte dann darin den zweiten, unaufgenommen, noch magisterlicher ab. „Dem noch sehr jungen und bescheidenen Musensohn habe er vor der Hand nichts zu sagen, als daß es ganz gut ist, allerlei exercitia stili zu versuchen, aber daß man solche Uebungen nicht drucken läßt. Uebrigens ist bei ihm jetzt die Zeit, wo Horazens Rath eintritt: Vos exemplaria Graeca — —, ingleichen das bekannte Multa tulit fecitque puer — — extimuitque magistrum. Die jungen Herren stellen sich die Sache zu leicht vor; aber darum reussiren sie auch so gut! — Also: Scribite, pueri, scribite!“ Diese Ermahnung, das Dichten doch mit mehr Mühsamkeit und Angst zu betreiben, machte den Schluß einer Klage, daß die Gewogenheit, in der seit Anfang 349 des Jahres verschiedene, meist ungenannte Korrespondenten den Merkur mit Beiträgen beschenken, ihn in Verlegenheit setze. Aehnlich die nächsten Verse der Bildererklärung:

Es schaut zu ihm ein großer Hauf
Von mancherlei Bewunderern auf;
Doch diesen Pack, so schwer und groß,
Wird er wohl schwerlich jemals los.

Und nun die Vision:

Wie ist mir? wie erscheint ein Engel
In Wolken mit dem Lilienstengel!
Er bringt einen Lorbeerkranz hernieder;
V. 208 Er sieht sich um und sucht sich Brüder.

Hier weiß auch der Zuhörer und Zuschauer nicht recht, wie ihm ist. Er fühlt sich im Horizont von Plundersweilern, empor an dem hochschreitenden Merkur hinaufgeklommen in die oberste Region und feinste Luft. Es liegt ihm am nächsten, daß hier das Erscheinen des anmuthigen Kindgenius (zumal er auch auf dem Bilde gerade im Zenith des gebückten Flügelbotenkopfes hervortritt) dem himmlisch-irdischen Merkurius gelte. Dieser, dem vor einem Jahr für seinen Oberon Goethe einen Lorbeerkranz gesandt — dieser ist es doch wohl, für den der holde Knabe seinen Lorbeerkranz herniederbringt. Aber was thut er? Er hängt ja doch den Kranz nicht an der Stelzenspitze auf, sondern: er sieht sich um und sucht sich Brüder. Wäre etwa sein Lilienstengel nicht der des Engelgrußes, sondern gäbe ihn als den schönen Zwerg Oberon zu erkennen, kommend mit dem Lorbeerkranz, den er vor einem Jahr davon getragen, und sich umsehend nach einem heurigen seines Gleichen? Allein als Oberon hätten billig ihn Bild und Vers — wie es leicht war — kenntlicher gezeichnet. Gesagt wird nur, daß der lieblich grüßende, ruhmverheißende Engel sucht, nicht, daß er gefunden. Der unmittelbare Uebergang zu den ferneren Dichterkranzbewerbern scheint vielmehr den im Suchen verlassenen Genius einfach auf die Bedeutung eines reineren und höheren Himmelsboten und Kampfrichters als der bestelzte mit Szepter und Ruthe ist, zu beschränken, der mit seiner schönen Neigung in der Schwebe bleibt. Nun steht aber in der Tiefurter Handschrift statt dieses: „Er sieht sich um und sucht sich Brüder“:

Er bringt einen Lorbeerkranz hernieder
Und kehrt betrübt zum Himmel wieder.

In dieser Form — auf welchen Theil der angeregten Vorstellungen man auch die Absicht des Engels beziehe — auf den Bewunderer-Pack, den Wieland nicht los wird — auf die Knaben, die ihn vergeblich aus seiner Richterhöhe werfen wollen — auf seinen eigenen verdienten Preis, oder endlich ganz allgemein auf die bisher gezeigten und die ferner vorzuführenden Prätendenten 350 des Parnasses von Plundersweilern: immer bleibt es verfänglich parodisch, daß unmittelbar nach der Feier von Wielands göttlicher und pfalzgräflich kritischer Bedeutung der himmelentschwebende Ruhmesgenius mit seinem Lorbeerkranz nur ankommt, um sofort betrübt wieder umzukehren.

Daß Wieland, der unter den Weihnachtskindern der Herzogin Amalie anwesend zu denken ist, schon an der Aufdeckung der Maienlaube seiner Halberstädter Freunde sich schlecht erbaut und nun nach der barocken Vorstellung seiner eigenen Mission in dem leisen elegischen Zug der himmlischen Ceremonie ein böses Lüftchen gespürt, das ihm Husten zuzog, darf man muthmaßlich unter der Zeile des Goetheschen Vorberichts lesen, wo er sagt: „Dieser Scherz gelang zur Ergötzung der höchsten Gönnerin, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich getroffen fühlen mochten." Da die hohe Gönnerin das Vergnügen an diesem Bild und seiner gereimten Auslegung nicht auf den Kreis dieses Abends beschränkt wissen, sondern wiederholt und noch mit andern Vertrauten genießen wollte, kann sich der Dichter sehr bald veranlaßt gesehen haben, den Vers 208 zu mildern. An die Stelle der betrübten Umkehr zum Himmel hat er vielleicht schon damals das nicht so entschieden hoffnungslose Verweilen des Genius im Umsehen und Suchen nach Brüdern gesetzt, wie es der betreffende Vers in der Druckausgabe des Gedichtes ausspricht. Aber die nach aller Wahrscheinlichkeit erste Fassung des Verses, die er in die Tiefurter Handschrift übergehen ließ, ist doch der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens werth genug, um künftig in jeder sorgfältig hergestellten Ausgabe dem Leser als Originalvariante unter dem Text mitgetheilt zu werden.

In den Text aber ist die Lesart des Tiefurter Manuskripts, mit der ich nun die Erhebungen aus ihm beschließe, aufzunehmen

ganz nothwendig. Denn an ihrer Stelle hat schon die erste Druckausgabe keine Variante, sondern bloß eine Lücke, die auszufüllen der Dichter auch in allen späteren dem Scharfsinn der Leser überlassen und ihnen dazu kein weiteres Mittel geboten hat, als daß es nur Ortsnamen sein können, die zu errathen einerseits die im Nächstfolgenden angegebene Lokal-Industrie dienen muß, andererseits der geforderte Reim der Ortsnamen-Endung auf das seyn der vorhergehenden Zeile. Ebenso nothwendig setzt man dabei voraus, daß der berührten Lokal-Industrie etwas Ehrenrühriges anhängen müsse; weil sonst die Unterdrückung der speziellen Ortsbezeichnung ganz unmotivirt bleibt. Es ist vielmehr für die Einführung dieser Lücke V. 8 schon in den Erstdruck dieselbe vorausgegangene Rücksicht, Verfängliches zu verschleiern, wie für die der Variante in V. 208 als Ursache anzunehmen. Zunächst scheint es sich freilich nur um eine Gegend zu handeln, wo viele Vogelbauer für den Verkauf von Vögeln produzirt werden. Faßt man bloß dies ins Auge, so ist die 351 Schwierigkeit nicht, daß sich solcher Orte keine, sondern daß sich zu viele nennen ließen. In dieser Hinsicht war der einzige mir bekannt gewordene Versuch — ich weiß nicht mehr, welches Kommentators —, die Lücke mit zwei deutschen Strömen auszufüllen, umfassend genug. Er meinte, es sei zu lesen: „zwischen Donau und dem Rhein." Kein Zweifel, daß in diesem weitgegriffenen Bereich Vogelbauerverfertiger und Vogelverkäufer mehrfach anzutreffen waren und sind. Freilich nicht minder in sehr vielen andern Länderstrichen. Vor allem aber, wenn der Dichter so geschrieben, was konnte ihn bewegen, eine so unbestimmt weite, harmlose Grenzenbezeichnung in der Ausgabe für den Druck zu streichen? — Anzüglich kann nur das speziell Bezeichnete sein. In der That sind die Ortsnamen, welche die Tiefurter Handschrift gibt, ganz spezielle:

Und zwar mag es nicht etwa seyn,
V. 8 Wie zwischen Kassel und Weißenstein;

und sobald ich sie vor Augen bekam (es war vor vielen Jahren), warfen sie mir ein scharfes Licht über den treffenden Sinn der an sie geknüpften Vorstellung. Er leuchtete mir ein unabhängig

von der Bestätigung, die ich erst vor kurzem von einem Eingeborenen Kassels erhielt, daß zwischen Kassel und Weißenstein (wie bekanntlich der Hügel heißt, an welchem die Wilhelmshöhe liegt) das Strafarbeitshaus gelegen sei, in welchem bis in die neuere Zeit die Sträflinge mit Verfertigung von Vogelbauern sich nützlich machen müssen.*) Dies kongruente Accidens macht die Anführung des Dichters verantwortlicher und neckischer zugleich. Es erschöpft aber keineswegs die Anwendung und erklärt auch nicht das Zurückziehen der Ortsbenennung aus dem zur Verbreitung bestimmten Text. Denn wenn weiter nichts gemeint war, als eine so glimpfliche Anstrengung und mäßige Verwerthung der Arbeitskräfte von Sträflingen, so durfte laut gesagt werden, wo diese löbliche Einrichtung bestehe. Aber es ist ein ungleich Schlimmeres, was aus dem Zusammenhang hervorblitzt. Der Zusammenhang ist dieser. Gleich im Eingang wird auf die Erweiterung von Plundersweilern durch neue Gebäude aufmerksam gemacht. Und dabei gehe es nicht etwa so, wie zwischen Kassel und Weißenstein, wo man rastlos Vogelbauer auf den Kauf mache und die Vögel in die weite Welt verkaufe, sondern in die neuen Häuser von Plundersweilern drängen sich die Leute, um für ihr Geld sich einzumiethen zum Lesen, zum Hinausschauen auf die öffentlichen Vorläufe und um, wie es nachher weiter ausgeführt wird, als Autoren ihre Werke unter Dach zu bringen, als Rezensenten im Serail der Kritik zu hausen u. s. w. Die Vogelbauer sind also das kontrastirende Gegenbild der Literatur-Institute, die Vögel Gegenbild der literaturdurstigen und von der Literatur Fach machenden Leute. Die Letzteren werden nach eigener Begierde und Bestrebung in den Salons, Gemächern und Hallen von Plundersweilern aufgenommen und ergötzt, untergebracht und beschäftigt, etablirt und kultivirt, die Vögel in 352 Kassel wider Willen in die Käfige gebracht, nicht um hier Gemach und Ergötzen zu finden, sondern um gefangen gehalten und weitweg verkauft zu werden. Indem Plundersweilern mit der Zu-

*) [Siehe hierzu die Notiz in dem „Sendschreiben an Doktor Hirzel in Leipzig“ S. 537.]

nahme seiner Wohnhäuser und Gassen und der in ihnen sich häufenden Bevölkerung den gehäuften Vogelbauern der kleinen am stärksten mit Militärgebäuden versehenen Residenz und ihrer Entleerung von den zur Veräußerung bestimmten Käfigbewohnern entgegengesetzt wird, ist gleich zu merken, daß hier Logis-Gäste anderer Art als die kleinen Flügelthiere gemeint und sie Vögel nur darum, weil sie gleich mitleidslos allerwege eingefangen werden, ihre Quartiere gehäufte Vogelbauer nur darum genannt sind, weil die vielen dichten, engen Behälter sie, der Freiheit beraubt, für den gezwungenen Export in der Ferne zusammenhalten. Dem harmlosen Unfug, mit dem die Plundersweiler Ideal-Gebäude und Apparate ihre immer wachsende Bevölkerung anziehen, verführen, unterhalten, gefangen nehmen, rasiren, bürsten, ausklopfen, der Stempelgebühr unterziehen und ihren Schwärmereien, Magisteransprüchen und Narrenspielen die mannigfaltigsten Tummelplätze öffnen, wird als totalverschieden der ernsthafte Unfug der landgräflichen Residenz vorausgeschickt,

> Als wo man emsig und zu Hauf
> Macht Vogelbauer auf den Kauf
> Und sendet gegen fremdes Geld
> Die Vöglein in die weite Welt.

Daß Goethe von seinem lieben Puppenspielflecken das Neueste aufs Tapet brachte, war fünf Jahre nach dem Subsidientraktat des Landgrafen von Hessen mit Großbritannien, infolge dessen der Soldatenfürst die mit Werbernetzen und Zwangstricken eingefangenen freien Wandervögel und kasernirten Unterthanen für das liebe englische Geld (ihren Transport mit höchsteigener gegen Desertion geladener Flinte überwachend) in die weite neue Welt zu dem Krieg entsendet hatte, der noch fortdauerte. In dieser Zeit war der Seitenblick auf den blühenden Vogelmarkt verständlich genug und war im Beginn des Vortrags ein Pritschenschlag auf denselben Zwangskommandozopf, dessen gravitätischer Repräsentant auf der Theaterbühne am Schluß dieses Vortrags dem Triumph der muthigen über Souffleur und Konfident hinwegstürmenden Jungen unterliegt. Dieses rauschende Finale der neuesten Plundersweiler Ausgelassenheit schlug in

einen der Kontroverspunkte ein, die durch Friedrichs des Großen Schrift de la littérature allemande auf die Tagesordnung gebracht, ebendamals die schönen Geister Deutschlands in Bewegung setzten, im Anfang des Jahrs auch die Dialektik unseres Dichters zu einem „Gespräch über die deutsche Literatur" erweckt hatten und noch vor einem Monat bei dem Schattenspiel des 353 „Midas-Urtheils" von seiner reagirenden Laune mit einem improvisirten Ausfall gestreift worden waren.

Ich rede hier immer von dem Jahre 1781. Dies ist allerdings im Widerspruch mit Goethes eigener über ein Menschenalter später gemachten Angabe im Vorbericht sowohl zur Druckausgabe als in dem zur Tiefurter Handschrift, der die Weihnachtsaufstellung ein Jahr früher setzt. Allein schon Riemer hat richtig bemerkt, daß auf dieses Maler- und Dichterwerk die Aeußerung der Göchhausen im Brief an Merck vom 11. Februar 1782 zu beziehen ist: „Noch etwas ist diesen Winter zu Stande gekommen, wovon ich aber nichts schreibe, weil ich's vielleicht bald selbst schicken kann und wahre Essenz für dero Magen sein wird." Ebenso richtig hat Düntzer den Brief der Herzogin Amalie an Knebel vom 15. Januar 1782 angezogen, wo es heißt: „Sie werden aus dem Brief der Göchhausen und aus der Beilage gesehen haben, wie wir unser Leben hinbringen; das Tableau muß man mit Augen sehen, um sich eine lebendige Vorstellung davon zu machen. Ich bin ganz stolz, so einen Schatz zu besitzen." Es ist also unwidersprechlich, wenn Düntzer die Entstehung des Gedichtes erst im Winter 1781, wie in diesen Briefstellen, so in Goethes Billet an Frau v. Stein vom 20. Dezember 1781 bezeugt findet: „Meine Verse zu der Zeichnung sind bald fertig. Gestern Abend ging's ganz frisch." Allerdings berechtigt die Ankündigung der Göchhausen an Merck, und dann wieder der lebensvolle Brief von Goethes Mutter, den der Sohn im Februar oder März der Frau v. Stein (II. S. 156) mittheilte, auch zu dem Schluß, daß das Neueste von Plunderswweilern im ersten Vierteljahr 1782 der Frau Rath und den Vertrauten in ihrer Nähe zur Kenntnißnahme übersendet worden. Mir ist urkundlich

bekannt, daß Bild und Verse gegen Ende Februar der Frau Rath zugingen und daß damit von ihr zu Anfang März Bölling, Riese und Merck bewirthet wurden — Merck, der Nichts von der Rezitation nachschreiben und Nichts vom Bild abzeichnen durfte, aber mit lebhafter Ueberraschung in dem Manne, der auf dem Söller der Kritik die Kleider ausklopft, sich selbst erkannte.

Dies wäre denn für Goethes Zeitangabe die Berichtigung, die ich vorausschicken mußte, indem ich aus dem Tiefurter Manuskript nun auch den Vorbericht als eine Original-Variante von jenem der Druckausgabe beigefügten hier mittheilen will. Wenn der gedruckte die neckischen Anzüglichkeiten der Weihnachtsaufstellung im Gemach der Herzogin Mutter mit der Einrichtung dieses Bescherungsabends bei der Fürstin selbst insofern motivirt, als er sagt, auf den mannigfach bebauten Tischen und Gestellen habe von den Personen des nächsten Kreises der Fürstin „jeder Einzelne solche Gaben gefunden, die ihn theils für seine Verdienste um die Gesellschaft belohnen und 354 erfreuen, theils auch wegen einiger Unarten, Angewohnheiten und Mißgriffe bestrafen und vermahnen sollten“: so ist die Motivirung des Tiefurter Arguments einfacher. Auch ist in dem letzteren nicht von „Mehreren dieses Vereins“ die Rede, „die sich der Fürstin eine Gabe darzubringen verbunden“, sondern nur von den eigentlichen Produzenten, dem Maler und dem Dichter. Das Ganze lautet:

Nachdem in den letzten siebziger Jahren das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ mehrmals mit vorzüglichem Beifall in Ettersburg aufgeführt worden, so gab das in der Folge Gelegenheit zu scherzhafter Frage, ob von diesem vielbesprochenen Orte nicht irgend etwas Neues zu vernehmen sei. Unterzeichneter beredete sich deshalb mit dem immer bereitwilligen Künstler Rath Krause [schr. Kraus], und man verfaßte gemeinschaftlich ein allegorisch satirisches Bild, welches zu Weihnachten 1780 [schr. 1781] Ihro Durchlaucht der Frau Herzogin Amalie in wundersamem Goldrahmen von zwei bekannten Masken, dem Marktschreier und Hannswurst, wie

man sie auf dem Theater gesehen, vorgestellt und von Ersterem das nachstehende Gedicht emphatisch recitirt wurde.

Weimar, den 6. Dezember 1827.

J. W. v. Goethe.

Der Hannswurst (im gedruckten Vorbericht: die lustige Person) wurde in den Ettersburger Aufführungen des „Jahrmarktsfestes“ und bei der Vorstellung des Bildes im Palais zu Weimar von dem Hoftanzmeister Aulhorn gespielt. Dieser war es auch, den die Herzogin beauftragte, den Eröffnungsvorgang der Bildvorstellung zu beschreiben, als sie im Januar nach derselben dem in seiner fränkischen Heimath abwesenden Knebel durch Fräulein von Göchhausen von dem Scherzgedicht Mittheilung machen ließ. Diese „Beilage“ von Aulhorn zum Schreiben der Göchhausen, auf welche sich die Herzogin in der oben angeführten Briefstelle bezieht, ist auch noch vorhanden. Aus Knebels Nachlaß ist sie an die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar gekommen. Da dieser Bericht der lustigen Person ein gleichzeitiger, somit viel älterer als der des Dichters ist, und da er den letzteren mit den Zügen der unmittelbaren Darstellung ergänzt, so sei mir vergönnt, mein kritisches Referat mit der genauen Wiedergabe auch dieser Urkunde zu krönen:

„Der Rath Krauße hatte auf Angeben des Geheimenraths Göte ein Gemählde gemacht, welches das Neuste zu Plundersweilen vorstellte. Es war ein großer Mischmasch von menschlichen Thorheiten, welche sich an den genanten Ort zutrugen und schien zugleich eine Anspielung auf die Literatur unserer Zeiten zu seyn. Der Gh. G. hatte Verse verfertigt, welche die Beschäftigung und Würde einer ieden Gestalt dieses Gemähldes an's Licht stellten. Das Gemählde, welches in einen über Manneshohen, Ellipsenförmigen, mit Satyrsköpfen und vergulbeten Schnitzwerke verzierten Rahm gefaßt war, stand in dem schmalen Sälgen, gegen die Thür gewendet, worinne man in den Aufenthalt der Medizäischen Venus hineingehet. Es war mit 14 Lichtern erleuchtet und darhinter war ein grünes Tuch angeschlagen, welches die nehmlichen Dienste that als bei einem 355

Gemählde der Grund. Die Musik war im Saal. Die Kleidung des Gh. Götens war rothe Strümpfe, welche über die Knie giengen, eine große Bürgermeistersweste, dergleichen Manschetten, Schapeau und Halskrauße, Rock mit großen Aufschlägen, und eine schwartze Perruque. Als der Hertzogin zu wißen gethan worden war, daß alles bereit sei, gieng der Gh. G. mit mir, der ich die nehmliche Kleidung anhatte als auf dem Jahrmarkt zu Plundersweilen und eine Masque vor dem Gesicht, der Hertzogin entgegen; er sagte ihr, er hofte, Jhro Durchl. würden denen Vornehmen zu Plund. die hohe Ehre nicht abschlagen, sie ein wenig im Vorbeigehen zu besuchen, da ihnen diese hohe Gnade an den vorigen Jahrmarkt schon einmahl widerfahren sei; doch ließe sich der dasige Senat entschuldigen, daß er nicht selbst gekommen sey, Jhro Durchl. zu bewillkommen, weil seine Glieder alle verheirathet und Kinder hätten und sich also des Vergnügens ohnmöglich berauben könnten, ihren kleinen Zöglingen heute Abend Heiligen Christ zu bescheeren; derowegen hätten sie ihn armen Hagestoltz abgeschickt Jhro Durchl. einzuladen. Damit war die Anrede aus, ich gab das Zeichen, daß die Musik angieng und die Hertzogin trat in den Aufenthalt der Medizäischen Venus hinein; sie besah mit Fr. v. Jöchhauß das Gemählde. Wie die Musik aus war, setzte sie sich, wobei ich ihr den Stuhl schieben mußte; der Gh. G. nahm die Verse und einen Stab in die Hand, deklamirte sie und wieß mit dem Stab auf die Sachen im Gemählde, welche die Verse erklärten. Da dieses vorbei war wünschte ich, daß das Gemählde noch einmal so groß wäre, auf daß mein Verstand noch länger auf so eine angenehme Weise ergözt würde: doch iedes Ding hat sein Ende und meine Beschreibung hat das ihrige auch erreicht."

(Ohne Unterschrift.)





XIV.

Sendbrief an Doktor Hirzel in Leipzig (1871).

Ihre diesjährige Spende „zur Hausandacht für die stille Gemeinde am 28. August", erbaulich wie immer durch die Authentizität, mit welcher sie die Erinnerung an das Dichterleben aus dessen eigenen Aeußerungen und urkundlichen Zeugnissen ergänzt und erfrischt, hat mich aufs angenehmste beschäftigt. Da ich endlich Muße finde, diesen frohen Empfang auszusprechen, sei mir erlaubt etliche Bemerkungen an diese Anekdota anzuknüpfen, die für die Goethe-Gemeinde von einigem Interesse sein können.

Die zwei Briefe Goethes an Lavater (Januar und März 1776), die u. a. wieder vergegenwärtigen, wie in dieser Zeit des Einstandes in Weimar Goethe in Wielands Stube sein Arbeitsmuseum hatte, weiß jeder zu schätzen, der des Dichters Korrespondenz mit Lavater als den bedeutenden Beitrag für die Einsicht in seine Entwicklung, den sie gibt, gewürdigt und um so mehr beklagt hat, daß diese Korrespondenz uns nur lückenhaft und auch in herausgegebenen Theilen fragmentarisch und beschnitten erhalten ist. Jedes Supplement, jede treuere Kopie ist um so erwünschter, als ohnehin die eigenartige Ausdrucksweise, wie sie gerade in diesen Briefen an Lavater vorwaltet, wenn daraus Lage, Sinn und Gesinnung des Schreibenden verstanden und beurtheilt werden will, einer unbefangen um-

sichtigen Hermeneutik bedarf, deren Verdienst die Kritik der neueren Literaturhistoriker noch nicht erschöpft hat. In der inhaltreichen und nach verschiedenen Richtungen sehr dankenswerthen „Schweizerischen Literatur des 18. Jahrhunderts" von Mörikofer ist das Erkenntniß, das er über dieses Freundschaftsverhältniß Goethes, die Bewegung und Wandlung desselben aus des Dichters Aeußerungen ungleichen Bezuges und getrennter Zeitpunkte zu erheben sich berechtigt glaubt, nachweisbar unrichtig, und Goethe wird an mehreren Stellen dieses Geschichtwerks mit strengen, rundest ausgesprochnen Tadel-Prädikaten bedacht, die, gegenüber den reichlichen Beurkundungen seines Charakters in jungen und alten Tagen, in Denkart und praktischem Verhalten, unverantwortlich sind.

Freilich zeigt sich auch an gewissen Ecken der Mörikoferschen Charakteristik Bodmers und anderer seiner Landsleute, daß ein reines Verständniß von Gesinnungstiefen und Geisteskonsequenzen da nicht gefordert werden darf, wo das Baseler Missionsbekenntniß die oberste Instanz aller Menschenbeurtheilung bildet.

Der kurze Brief Goethes an den Herzog, der im herausgegebenen Briefwechsel zwischen Carl August und Goethe fehlt, am 26. März 1776 in Leipzig geschrieben, trifft mit Briefen an Fr. von Stein (I S. 19—21) nach Zeitpunkt, Stimmung und insbesondere dem Bezug auf Corona Schröter zusammen. An diese selbst, nachdem sie Goethe in den Weimarischen Kreis gezogen hatte, ist das gar merkwürdige Blatt, welches Sie jenen Zeilen an den Herzog folgen lassen, ohne Zweifel gerichtet. Nicht nur die Bleistift-Note am untern Rand bezeugt es, sondern die Bestimmtheit, mit welcher der ganze Inhalt und namentlich der Schluß zu jener Stelle in Goethes Tagebuch paßt, die Riemer hervorgezogen und mit der Bemerkung kommentirt hat, daß die ersten Jahre von Goethes Aufsteigen in Weimar durch ein leidenschaftliches Verhältniß zu Corona beunruhigt gewesen. Ich habe vorlängst Verschiedenes in Erinnerung gebracht, was gegen die Ausdehnung und Gefährlichkeit dieser Leidenschaft spricht. Darauf will ich hier nicht zurückkommen; nur etwas Neues zur Illustration der äußern Persönlichkeit Coronas Ihnen mittheilen.

Es ist nämlich ein bisher unbemerktes, wohlbeglaubigtes Bildniß der schönen Mimin und Sängerin kürzlich in Weimar zum Vorschein gekommen und der Großherzoglichen Bibliothek geschenkt worden. Dieses ist das fünfte, von dem ich Autopsie habe. Das von ihr selbst gezeichnete nämlich, welches W. Hemsen zur Berliner Ausstellung 1861 gegeben, sah ich noch nicht; zu Weimar gesehen hab' ich aber, außer jenem Ihnen, verehrter Doktor, bestens bekannten getuschten Blatt von Kraus (1791), welches die Künstlerin in ganzer Figur sitzend profilirt, drei lebensgroße Brustbilder Coronas: ein Pastellbild in Oval (der Großherzogl. Kunstsammlung), das jedoch in Augenstellung und Wangen-Umriß etwas verzeichnet, nicht den Eindruck macht wohlgetroffen zu sein; ein anderes, besser gezeichnetes Pastellbild (unter den in Tiefurt befindlichen Gemälden), jenem wenig ähnlich, von weicheren Formen und wärmerem Ausdruck; womit übrigens das dritte (ebendort bewahrte) Brustbild, in Oel gemalt von Christian Tischbein, wiederum nicht auffällig in den Lineamenten übereinstimmt, die ein Haupt und Gesicht von schönen Verhältnissen, aber nicht so recht individueller Belebung zeigen. Das jetzt in die Galerie der Großherzogl. Bibliothek gestiftete gibt fühlbarer einen individuell beseelten Kopf in bedeutend bestimmten Zügen wieder. Es ist, wie es scheint, in einer spätern Zeit als das Tischbeinsche Portrait, in Oel auf Papier gemalt, en face, rund eingefaßt, nicht völlig ausgeführt, von einer unbekannten, aber energischen Malerhand. Das Antlitz ist athmend bewegt, der Blick hat Geist, die wohlgebildeten Züge sprechen in einem erregten Momente warm an. Corona selbst hat dies ihr Bildniß der Familie des Kaufmanns Henniger, Besitzers des Hauses am Markt, in welchem sie wohnte, vermacht; in dieser Familie ist es als Andenken geblieben und jetzt als Geschenk von ihr in die Bibliotheksgalerie übergegangen.*)

*) Seit ich dies geschrieben, hab' ich mich erst wieder erinnert, daß ich längst durch Hemsens Güte die Photographie nach der Zeichnung besitze, in der Corona ihr eigenes Brustbild en face aus dem Spiegel genommen hat. Nachdem ich die sehr gute Photographie hervorgeholt, ergibt sich, daß Haupt und Antlitz bei planerer Haltung, mehr fleischigem und minder geist-

Nun aber wend' ich mich zu dem ersten Artikel Ihrer Festspende, dem Briefe von Henry Crabb Robinson, den dieser „Missionär für die deutsche Poesie in England“ und grundehrliche Vertreter humaner Kultur in Staat, Kirche und Gesellschaft, in seinem siebenundachzigsten Lebensjahr (Juni 1862, fünf Jahre vor seinem Tod) an Ihren Sohn geschrieben hat. Er stellt Ihnen darin jene von ihm zu Weimar 1804 und 1805 nach den Autographen kopirten Disticha zu: 1) die aus dem Stammbuch von August Goethe, die Robinson bei Frau von Staël zu sehen bekam, 2) das an Herzogin Amalie, das er bei der Fürstin selbst in dem von Goethe ihr verehrten Exemplar seines „Winckelmann“ fand. Von jenen aus Augusts Album waren die von Schiller schon in der Abendzeitung 1825, von Hoffmeister (wie Sie anmerken) 1840, und korrekter von Joachim Meyer 1858 herausgegeben, hingegen Goethes Distichen an der Stirn dieses Stammbuchs seines Sohnes und sein Zueignungsepigramm an die Herzogin waren in Deutschland noch ganz unbekannt, als der treue britische Hüter des Dichtergedächtnisses diese Perlen Ihnen, seinem besten deutschen Kollegen in dieser Eigenschaft überlieferte. Seitdem sind sie in dem englischen Werk Diary, Reminiscences and Correspondence of H. Crabb Robinson, sel. & ed. by Th. Sadler (3 Bde. London 1869) zum ersten Mal

belebtem Aussehen doch dem der Bibliothek geschenkten Oelbilde, das allerdings eine meisterhaftere Hand hingeworfen hat, in den Zügen ähnlicher ist als irgend eines der andern Bildnisse. Von dem Tiefurter Oelbilde, dem angeblichen Portrait der Schröter von Tischbein hat inzwischen die auf dem Großherz. Museum veranstaltete Vergleichung sämmtlicher hier befindlichen Abbilder, die für Corona gegeben wurden, sichergestellt, daß es bloße Kopie eines Oelgemäldes von Graff ist, welches letztere bei Einrichtung unseres neuen Museums in dessen Galerie aus dem Fürstenhause gekommen ist, und zwar mit der Tradition, die Freiin von der Recke vorzustellen. Es ist ein sehr jugendlich heiteres, mit Graffscher Eleganz gemaltes, graziös emporgerichtetes, kokettlächelndes Wesen. Die individuellen Züge stimmen ebenso wenig als mit jenen Coronas, mit den aus Bildnissen bekannten Zügen Elisas von der Recke, noch der Ausdruck mit dem Charakter dieser hohen Freundin Tiedges überein. Auch ist auf dem Rücken dieses Oelbildes mit dem Pinsel deutlich geschrieben: Fräulein von der Recke.

veröffentlicht worden und in der trefflichen deutschen Bearbeitung dieses Werks von K. Eitner „Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts, Weimar 1871" enthalten, welches gleichzeitig mit der Versendung Ihrer Spende aus der Presse kam. Den letzteren Aufzeichnungen aber nicht, sondern ausschließlich dem von Ihnen mitgetheilten Schreiben Robinsons verdanken wir noch eine Erinnerung an die Goethesche Poesie, die Darstellung einer bisher nirgends erwähnten Variante seiner Konzeption des Neuesten von Plundersweilern, welche die Entstehungsgeschichte dieser Humoreske bereichert und eine Sicherheit mehr für ihre Zeitbestimmung gibt.

Die Erläuterung dieser Robinsonschen Reminiszenz bietet mir einen willkommenen Nachtrag zu meinem Aufsatz „Ueber das Neueste von Plundersweilern" (im vorigen Jahrgang der „Grenzboten" Heft 22 [oben S. 517 ff.]). Schon der Nachtrag von Braun zu einer Stelle desselben (das. Heft 40), noch gründlicher neuerdings (in derselben Zeitschrift) ausgeführt von O. Gerland, war mir ganz erwünscht als Bestätigung der von mir zuerst gegebenen Erklärung in ihrem Hauptbezug und entschiedene Berichtigung in einem Nebenzug, durch welche der Witz fruchtbarer und im Ausdruck des Widerspruchs, den er aufrückt, präziser ins Licht tritt. Nachdem nun das Textverständniß des Gedichtes ganz im Reinen ist, erfahren wir durch Robinson, daß es noch einen andern Entwurf desselben gegeben, der ebenfalls bildlich von Kraus ausgeführt war.

Dies Pendant zum Tiefurter Bilde sah Robinson im Jahr 1800 zu Frankfurt bei dem Kaufmann Aldebert, der ihn nach Deutschland geleitet hatte, und dessen Frau, eine geborne Mylius, des Malers Kraus Nichte war. Die komische Literaturschilderung in dieser Zeichnung des Weimarischen Akademiedirektors hatte sich dem empfänglichen Robinson wohl eingeprägt. Er sprach nachmals von ihr seinem Freunde Knebel, der ihm lachend bemerkte, daß sie wohl von der Hand des genannten Zeichners, nicht aber aus dessen Kopf herrühre, sondern Goethes Erfindung gewesen. In dem hierdurch gesteigerten Interesse, womit Robinson die Vorstellung festhielt, veranlaßte er späterhin

Nachsuchungen nach der Zeichnung unter Albeberts Papieren. Sie wurde jedoch nicht mehr gefunden. „Ich habe", fügt er dieser Mittheilung bei, „eine schwache Erinnerung, daß ich von einem dies Bild erklärenden Gedichte Goethes gelesen oder gehört; indeß war es eins von denen, deren Erhaltung dem Dichter nicht sehr angelegen sein konnte."

Wahrscheinlich hatte er auch dies von Knebel oder sonst einem seiner Freunde in Jena oder Weimar vor dem Jahre 1817 gehört, in welchem Goethe zuerst das Neueste von Plundersweilern der Ausgabe seiner Werke einverleibte.

Gerade diese Unbekanntschaft Robinsons mit dem Gedichte beweist, daß der andere Entwurf desselben in der Zeichnung, die nach Frankfurt gekommen, wirklich von ihm gesehen und keine Gedächtnißirrung ist. Denn Robinsons Beschreibung der Zeichnung gibt und erklärt ein gleichartiges Gemälde mit dem der Herzogin Amalie präsentirten und der poetischen Erklärung in Goethes Versen, enthält jedoch besondere Partien in einer abweichenden Fassung, die schließen läßt, daß das der Herzogin vor Augen gestellte und deklamirte Bild ein zweiter verbesserter Ausdruck der parodischen Vorstellung war.

Die Schilderung, die Robinson macht, beschränkt sich auf drei Momente der parodischen Literatur: den Wertherschweif, die Stolberge und den Klopstock-Kultus, die ja Goethes Bild-Vortrag auch enthält. Das Jugendgefolge von Werthers Leichenkondukt, das Robinson zuerst nennt, kann man sich ganz wie im Tiefurter Bilde und in der Beschreibung des Gedichts V. 109—140 denken. Das zweite Moment führt er so auf: „Dann war da eine heroische Szene. Zwei deutsche Barone bestiegen stolzgebäumte Rosse, die aber näher besehen statt der Hinterbeine nur Holzschleifen hatten. Das waren die zwei Stolberge." So kommen die Stolberge in der erhaltenen Bild-Burleske nicht vor; sondern sie können in der Ausmalung der Freundschaftslaube (V. 141 ff.) zum Hainbund unter den (151 ff.) angereihten jungen Heldensängern, die auf der Löwenhaut sitzen, an der ein Murmelkasten hervorsieht, gefunden werden, und noch bestimmter in den „zwei feinen Knaben"

V. 251—260. Wer in der Zeichnung, die Robinsons Worte wiedergeben, keinen anderen Entwurf als den in der malerischen und dichterischen uns noch vorliegenden erkennen wollte, müßte eine Konfusion der Erinnerung voraussetzen: insofern ein Ritter der beschriebenen Art sich auch im Tiefurter Bilde und im Gedicht V. 225 ff. darstellt. Allein hier ist es nur Einer, kein Steckenreiterpaar, wie es auf die gräflichen Brüder paßt; und dieser wird nicht auf die Freiheitsbarden, sondern auf die Poeten von Ritterstücken bezogen und steht in der Mitte des Sturms, der die Bühne umwälzt V. 223 bis Ende. Entschieden ausgeschlossen wird aber die Hypothese einer konfusen Erinnerung durch die spezifische Angabe desjenigen Theils der Zeichnung, den Robinson a squib on Klopstock and his idolators nennt.

„Auf einem deutschen Eichbaum saß eine Eule, und was aus ihrem Leib herunterfiel, ward begierig von einer Ente verschlungen. Die Tropfen aber, die man noch herabfallen sah, reichten hin, die Worte Er und über ihn zu bilden, den Titel eines im Lobe Klopstocks ausschweifenden Buches von .... (C. F. Cramer)."

Dem Gegenstand und dem Gedanken nach haben wir hier genau dieselbe parodische Vorstellung, die das komische Gedicht V. 163—182 ausführt. Während aber dieses und das Tiefurter Bild den heiligen Epiker in Prophetengestalt auf den Häuptern der ihm erlegenen Vorgänger erhöht, seine schwärmerischen Verehrer in menschlicher Figur und den Interpreten Cramer in der weltbeglückenden Geschäftigkeit zeigt, zu offenbaren, daß der Hohepriester Strümpf' und Schuh', auch Hosen, ja sogar — wer hätte es denken können? — einen Steiß habe, faßt die Frankfurter Zeichnung dieselbe drastische Kritik im Thierfabelkostüm einfacher und, was den Hinweis auf Cramer betrifft, mittelst der getropften Lettern seines Buchtitels ausdrücklicher bestimmt zusammen.

Hierdurch beglaubigt sich die in Robinsons Gedächtniß erhaltene Zeichnung als ein unterscheidender Entwurf zu dem launigen Literaturgemälde, das Goethe im Neuesten von Plundersweilern entrollte; und da in diesem Entwurf die letztverglichene

Partie figürlich derber und, zumal wenn sie in laut zu rezitirenden Versen soll beschrieben werden, cynischer im Ausdruck erscheint, dagegen die Darstellung des Tiefurter Bildes und des Gedichtes säuberlicher keck und in dieser Partie sowohl als im Ganzen viel reicher ausgeführt ist, können wir nicht anstehen, in der Frankfurter Zeichnung einen früheren Entwurf zu erkennen.

In der besondern Form seines Hinweises auf Cramer dient dieser frühere Entwurf auch zur Fixirung der Entstehungszeit der Bild-Burleske. Daß sie nicht, wie der Dichter selbst spätnachträglich angegeben hat, im Dezember 1780, sondern 1781 in Szene gesetzt wurde, ließ sich zwar aus brieflichen Zeugnissen der Jahre 1781 und 1782 (in meinem oben erwähnten Aufsatz zusammengestellt) mit Sicherheit, nicht aber dem Inhalt des Gedichtes und der Karikirung Cramers entnehmen. Cramer hatte seine selbstgefällige Schilderung Klopstocks in der Beschwatzung unbedeutender Züge, wie sein begeistertes Auge und Ohr sie erhascht, mit wichtigthuendem plattem Urtheil zuerst in dem Buche „Klopstock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa“ ausgebreitet, das im Jahr 1777 erschien. Und schon an dieser Lobschrift des anspruchsvollen Schülers hatte Goethe mit gründlichem Mißfallen wahrgenommen, wie sie den Gefeierten nicht in seiner echten persönlichen Bedeutung, sondern zur Entstellung dieser, in emphatischer Aufbauschung seiner gewöhnlichen Seiten und unerheblichen Gehabungen vorstelle. Die Aufdringlichkeit, mit welcher Cramer den literarischen Männern da und dort in Deutschland eine Anzahl Exemplare seines Buchs in Kommission überschickte, erhöhte noch diesen Eindruck eines geckenhaften Mißbrauchs von Klopstocks Ruhm. Dies drückte Goethe am 7. November 1777, indem er ein Exemplar an Frau von Stein sandte, lakonisch aus: „Lieber Engel, ich schick' Ihnen einen großen Namen auf einem Buche.“ Und Tags darauf klagte Wieland an Merck über den Pack Kommissions-Exemplare von dem „großen opus des jungen Cramers“ und hatte die große Bitte „von Goethen und mir gemeinschaftlich“, daß Merck eine Rezension darüber gebe, wie nur er sie machen könne.

„Goethe sagt, Sie sollen nicht bloß die Seide draus ausbrennen, sondern das Metall selbst so lange durchs Feuer gehen lassen und so lange schmelzen, scheiden und läutern, bis vom ganzen Werk nichts als der Titel Klopstock übrig bleibe." Man kann also Goethen durch seine Nachgefühle von dieser ersten, geschmacklos feierlichen Lobschrift Cramers genugsam veranlaßt und gestimmt glauben, schon 1780 den geistbeschränkten schwärmerischen Klopstock-Kultus so lustig ausführlich in seinem Neuesten aus Plundersweilern zu persifliren. Nun deutete aber der frühere Entwurf zu diesem Bildgedichte, den uns Robinson kennen lehrt, ausdrücklich hin auf Cramers maßlose Erweiterung und Vervollständigung der biographisch panegyrischen und ästhetisch exegetischen Abschilderung des Odendichters und Messiassängers in dem Werke Klopstock, Er und über ihn, herausgegeben von C. F. Cramer, dessen erster Theil erst im Jahre 1780 (Klopstocks Leben von 1724—47 beschauend) in Hamburg ans Licht kam, der zweite (die Periode von 1748 bis 1750 beleuchtend) in Dessau 1781, der dritte (von 1751—54 fortschreitend) 1782, der vierte und fünfte (welche beide auf dem Jahr 1755 verweilten) gar erst 1790 und 1792 in Leipzig und Altona nachfolgten. Der mit Eulenexkrementen geschriebene Titel dieses Werks in der Frankfurter Zeichnung, der das Bild direkt auf ein Literaturprodukt bezieht, welches 1780 erst anfing zu erscheinen, zeigt, daß in der Ueberschrift der Zeichnung, wie sie Robinson angibt: „Die deutsche Literatur im Jahr 1775" die Jahreszahl fünf Jahre zu früh gegriffen ist, sei es durch irrige Schreibung von Kraus, sei es, daß Robinson die Zeichnung, die er in Frankfurt als Werk des Frankfurter Kraus kennen gelernt, ursprünglich als eben dort entstanden aufgefaßt und dies festhaltend, auch nachdem er erfahren, sie sei Goethes Erfindung gewesen, die irrige Vorstellung gewann, daß sie im letzten Jahre da Goethe in der Vaterstadt hauste, in welchem ihn wirklich auch Kraus dort besucht hat, entstanden sein müsse. Da dieser frühere Bild-Entwurf nothwendig die Entenleckerbissen als notorisch in der Form voraussetzt, wie sie erst 1780 zu träufeln begannen, so rückt die Umarbeitung und reichere

Ausführung zum Neuesten von Plundersweilern um so gewisser ins Jahr 1781.

Von so artiger Ergiebigkeit ist das Goethesche Anekdoton des Engländers, das wir Ihnen verdanken. Schade, daß die Zeichnung abhanden gekommen! Aber wie manches verlorene, vergessene, weltunbekannte Goethianum haben Sie, verehrter Doktor, gleichwohl aufgetrieben und gerettet. Auch diese Zeichnung doch noch aufzufinden — wem könnte man es lieber wünschen, wem besser zutrauen, wem den unverhofft überraschenden ergötzlichen Fund gebührender zuerkennen, als Ihnen, lieber Priester und Epopt des Dichterheros!

Weimar, November 1871.

A. Schöll.





XV.

Ueber Goethe-Autographen.

Ein Vortrag.

Da ich die Ehre habe Beamter der Großherzogl. Bibliothek zu sein, glaube ich dem nächsten Kreise gelegentliche Mittheilungen über den Besitz derselben insbesondere an Handschriften schuldig zu sein, und darum hoffte ich diesmal für einige rhapsodische Bemerkungen über Autographen um Ihre Aufmerksamkeit bitten zu dürfen.

Im Hinblick auf den Umfang, in welchem der Sinn für Autographen in der Mitwelt verbreitet, durch den Erwerb öffentlicher Anstalten und die Sammellust von Privaten bezeugt ist, kann ich den Gegenstand als einen interessanten, und mit Rücksicht auf den Widerspruch gegen die Leidenschaft des Sammelns, der auch nicht ausgeblieben ist, als einen kontroversen bezeichnen. Ich muß für die Wichtigkeit der Autographen sprechen.

Die Gegner finden es lächerlich, daß der Liebhaber die unbedeutendsten Zettelchen, ja bloße Namensunterschriften sich theuer zu stehen kommen läßt und glauben kann, die bloße Handschrift zeige den Charakter. Dieser Aberglaube sei noch größer als die Anmaßung der Physiognomik, in den Gesichtszügen den Charakter zu lesen.

Auf dies Beispiel eingehend können wir behaupten: die Physiognomik wird nothwendig und mit natürlichem Recht immer wieder geübt, so oft auch die Versuche, sie als System und

exakte Wissenschaft zu fassen, dahingefallen sind. Die Eigenthümlichkeiten der Gesichter, welche die Charakterqualitäten reflektiren, lassen sich nicht nach einem typischen Schema auf eine Skala bringen, deren Grade diese Charaktereigenschaften nur etwa so bestimmen könnten, wie die Witterungsqualitäten an der Barometer-Skala ermessen werden. Die meßbaren Linien, Winkel, Kurven der Gesichtszüge sind es nicht, deren Größen-Unterschiede unmittelbar Charakterzügen entsprächen. Es sind mit ihnen und innerhalb ihrer feinere und bewegtere Linienschwünge und Lichttonwellen, die vom Leben, vom Empfinden und Wollen aus durch Blutlauf und Muskelthätigkeit, durch das Athmen, durch Sehen und Blicken, Hören und Sprechen den Gesichtstheilen sich anbilden und als ihre leisesten Grenzen verlaufen. Und diese feinen Verhältnisse in Stellung und Richtungswechsel der Augen und der Flächenbewegung des Untergesichts sind auch nicht an sich Faktoren des Charakterausdrucks, so daß wir aus ihrer Aufnahme den Charakter herauskalkulirten, sondern sie sind es durch dasjenige Zusammenspiel und diejenige Einheit, die ihnen als Formen der Sinnenorgane, der Empfindungs- und Lebensäußerungsorgane die in diesen als Einheit gegenwärtige Seele gibt. Erst diese individuelle Einheit ist der Charakter im Gesicht. Und wir nehmen ihn durch keinen Proportionen-Kalkul, sondern durch das sympathische Selbstgefühl unseres gleichartigen Sinnen- und Lebensorganismus und unsere in demselben gleichfalls als Einheit gegenwärtige Seele wahr. So richtig wir also jeden abweisen, der uns diese wesentliche Einheit des Ausdrucks und Eindrucks durch Zersetzung erklären, das untheilbar-bestimmte nach Theilen bestimmen und die Maße und Verhältnisse der Gesichtstheile als eben so viele verschiedene Charakter-Bestandtheile klassifiziren will, so richtig und natürlich werden wir nie aufhören, von Menschen, die uns interessiren, nach ihren Bildnissen, als dem bestimmten Ausdruck ihres eigenthümlichen Charakters, zu verlangen und aus den Gesichtern aller Personen, mit welchen wir ernsthaft und gemüthlich umgehen, das volle Verständniß ihres Charakters zu lesen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Charakteristischen der Handschrift.

Wenn in unsern Tagen eine Publizistensorte mit dem Vorgeben systematischer Entzifferung der Charaktere aus den Schriftzügen ein Gewerbe daraus macht, sich pseudonyme Briefe schreiben zu lassen und den unbekannten Einsendern die Spezifikation ihrer aus der Handschrift der Briefe exakt erkannten moralischen Eigenschaften zu verkaufen: so wissen wir, was von diesen Marktpropheten zu halten ist. Das hindert uns aber nicht im geringsten, in dem Handzuge bedeutender Menschen einen der Ausdrücke ihres Charakters zu sehen: so gewiß jede Handschrift selbständiger Personen in den Formen der Schriftarten ihrer Zeit und jeweiligen Schreibschule ihre sichtlichen Eigenthümlichkeiten hat, und ununterscheidbar gleiche Schriftzüge Verschiedener nur zwischen mechanischen Schreibern und unbedeutenden Personen mögen gefunden werden.

Dies wahrnehmbar Charakteristische der Handschrift gilt ganz besonders bei Dichtern und Schriftstellern von Beruf, deren Schreiben, wie ihr Sprechen, sich im unmittelbaren Zusammenhang mit der Thätigkeit ihrer auszeichnenden Denkweise und Charakterart, als wirklicher und fixirender Ausfluß ihrer eminenten Individualität gebildet hat. Wer könnte das leugnen Angesichts der Blätter von den produktiven Schriftstellern, an die der deutsche Autographensammler und der Weimarische Patriot vor allen andern denkt.

Was die Handschriften Wielands, Herders, Schillers, Goethes gemein haben, ist einmal, daß sie alle in ihrer Art schön, sodann, daß sie von der Jugendzeit bis in die höheren Mannesjahre sich merkwürdig gleich bleiben. Sie verrathen also wirklich vorzügliche Individualitäten und Charaktere von geborner fester Eigenthümlichkeit.

Was das Besondere betrifft, so ist die Schrift Wielands sehr sauber, zierlich, dicht und leicht gruppirt, elegant. Man sieht einen sehr geübten, sehr gewandten Schreiber vor sich, der viel und anhaltend, aber in dieser reichlichen Auslassung immer mit Sorgfalt, immer mit dem Anliegen schreibt, durch seinen Ausdruck angenehm zu sein, für ihn einzunehmen, mit ihm zu gefallen.

In anderer Weise ist Herders Hand sichtlich die eines pro-

duktiven Gelehrten. Nach ihrer Führung ist sie gleich sehr geeignet, bei einer geflissenen Niederschrift von angenehmer Rundung, als bei raschem und abgekürztem Hinwurf noch bestimmt geordnet und deutlich zu sein. Sie ist durch Sauberkeit gefällig, wie Wielands, aber nicht so elegant geschlungen, sondern gemessen wechselnd in zarten und nachdrücklichen Linien trägt sie die Spur eines lebhaftbestimmten Geistes, der sich eindringlich äußert.

Die Schriftzüge Schillers erscheinen rhythmisch, energisch geführt, frei ausgeladen. Sie haben den imposanten Schwung eines mächtigen Willens, der sich mit edlem Selbstbewußtsein darstellt.

Der Charakter von Goethes Handschrift ist der einer Anmuth, die Größe hat. Weit entfernt von den kalligraphischen Anläufen und Auskräuslungen, die einem zeremoniösen Vortrag entsprechen, gleicht diese Schrift der einfachen Mittheilungsrede, insofern die Züge der einzelnen Buchstaben auf ihr Unterscheidendes in einer Fassung reduzirt sind, die sich zugleich zu leichtester Verbindung eines mit dem andern eignet. In dieser bequemen Hinschreibung aber entwickeln sie sich räumig, symmetrisch, harmonisch zu schöner Form: eben wie die Sprache dieses Dichters ohne rhetorischen Aufwand und ohne Mühsamkeit das fühlbar Bedeutende sagt. Ein gewisser Schwung geht, wie bei Schiller, durch die Zeilen, aber ein minder sich ausladender, mehr in die liegende Neigung der Lettern zurückbiegender.

Solche Beobachtungen also dienen zur Ueberzeugung, daß der bloßen Form der Autographen ihr Werth nicht abzusprechen ist. Der Sammel-Eifer muß indessen außerdem sich häufig vorwerfen lassen, daß er zu einer lächerlichen Ueberschätzung auch des Inhalts handschriftlicher Ueberbleibsel führe. Dieser Götzendienst mit jeder, auch der gehaltlosesten Reliquie berühmter Personen habe unsere Literatur mit den Schnitzeln ihrer Papierkörbe, Notizen und Billeten von ganz momentaner, vergänglicher Beziehung, Privatbriefen, die nur Geschwätz und Klatsch enthalten, überschwemmt, und diese an Autographen genährte Liebe zum Unbedeutenden das Bild der Vergangenheit nur entstellt und den Sinn und Geschmack für sie verdorben. Dieser Anklage

gegenüber will ich nicht der Schätzbarkeit jeder Reliquie das Wort reden, nicht der Bettstelle zu Rudolstadt, von der nachgewiesen wird, daß Luther einmal eine Nacht darin geschlafen, nicht den Haaren, die der Katze Petrarcas zu Arqua von reisenden Petrarca-verehrern ausgerauft und, wenn sie alle geworden, zu gleichem Zweck durch eine neu ausgebälgte Katze ersetzt werden; so auch nicht dem Inhalt oder Bezug jedes Zettelchens, das ein großer Mann geschrieben.

Aber das darf doch erinnert werden, daß der größere oder geringere Werth eines Schriftstücks nicht so einfach an ihm zu lesen ist, wie an einem Papiergeldstück. Alles Bedeutende ist es nur für den, der es versteht. Christliche Mönche haben klassische Handschriften, weil sie ihnen keine Bedeutung hatten, abgeschabt und ihnen Bedeutendes darüber geschrieben, was jetzt für uns nur die fatale Bedeutung eines Erschwernisses der Wiedererkennung jener darunterliegenden uns ungleich wertheren Handschriften ist. So haben in unsern Tagen Leser, die ihren Geschmack an moderner Belletristik und Feuilletonisten-Unterhaltung gebildet hatten, die Briefwechsel Goethes, deren Herausgabe er veranstaltet hat, für pedantisch, langweilig, die Stücke aus verschiedenen Tagebüchern von ihm, die nach seinem Hintritt an's Licht gekommen, für inhaltsarm, die nach und nach immer zahlreicheren Erscheinungen von Brieffolgen Goethes aus verschiedenen Lebensepochen für überlästig und unbedeutend nur darum erklärt, weil sie das Verständniß für ihren reichen Werth nicht hatten.

Was für eine aufschließende Bedeutung der Briefwechsel Goethes und Schillers habe, wird man in jeder seitdem erschienenen erheblichen Historie der neueren Literatur und Aesthetik an der ihm eingeräumten Betrachtnahme und an den ihm entlehnten Gesichtspunkten bezeugt finden.

Jenen Tagebüchern sodann und jenen Brieffolgen, die vom Umfang vertrauter Freundschaftsverhältnisse und von Verbindungen zu besonderen Zwecken die unmittelbaren, lebenhauchenden Zeugnisse sind, verdanken wir eine Tiefe und Nähe der Einsicht in den Entwicklungsgang des großen Dichters, in seine originelle geistige Diät, in die Radien seiner produktiven Anschauung, in

den Zusammenhang seines wirklichen Lebens mit dem idealen Schaffen, wie wir sie ohne diese Blätter und Briefe nur ungleich lückenhafter, unsicherer, beschatteter haben würden. Und was das Einzelne betrifft, so haben diese Tage- und Briefblätter uns für viele merkwürdige Lebensmomente des Dichters die richtige Zeitordnung und authentische Gestalt statt verschobener und verschwommener Erinnerung, ferner für eine Anzahl der schönsten Gedichte die wahren Daten statt der verzeichneten falschen, die ursprüngliche Form derselben und die Konstellationen ihrer Entstehung, sie haben uns außerdem eine Anzahl anmuthiger, nur hier erhaltener Epigramme, Scherze und Lieder, endlich Erwähnungen von Aufsätzen und Kenntniß von Studien und poetischen Entwürfen gegeben, von welchen allen wir aus den Werken und übrigen Quellen nicht unterrichtet waren.

Wie sollte diese Berichtigung, Bereicherung und Ergänzung der Einsicht in die Dichternatur und der Uebersicht ihrer wirklichen Entfaltung nicht für den bildenden Genuß, für Kritik und Studium von Werth und fruchtbarer Bedeutung sein?

In einem solchen Zusammenhang nun kann auch gar manches an sich inhaltsarme Zettelchen, indem es für ein theilweise bekanntes Erlebniß oder Verhältniß, auf das es nur hindeutet, eine nähere Zeitbestimmung oder sonst ein Ingrediens der Vorstellung liefert, von unverächtlichem Werthe sein.

Je mehr Liebe, je mehr Verständniß, je mehr Bildung, um so mehr Schätzung findet das Urkundliche, sei es auch klein und leicht. Denn die Liebe sucht das Individuelle, das Verständniß bringt viele Anknüpfungen mit sich, die das Leichte einem wichtigen Zusammenhang einreihen können, die Bildung schätzt das Authentische in jedem Maßstab: wie z. B. ein paar gleichgültige Zeilen von bestimmtem Verfasser und Datum durch einen einzigen Wortgebrauch oder die Schreibart eines Wortes für den Sprachgelehrten Belang haben können als Beleg für die Geschichte der Sprache in gewissen Formwandlungen. Wie Lichtenberg sagt: in dem Atelier des Chemikers gibt es keinen Staub, so hat und gewinnt für den Forscher, für den Historiker Bedeutung, was dem Laien Spreu und Kehricht ist.

So sind wir denn schon bei dem Werthe der Autographen angekommen, der sie zu wesentlichen Bestandtheilen der Erwerbung und Sorgfalt öffentlicher Bibliotheken als der Sammel- und Bewahr-Anstalten authentischer Literatur-Akten macht.

Dieser Werth steigert sich aber mehr als jeder glaubt, der nicht spezielle Erfahrung darin hat, wenn es sich um Originalhandschriften von eigentlichen Literaturprodukten, Dichtungen und Schriftstellerwerken handelt. Die Frage klingt sehr natürlich: was liegt daran, ob man die Manuskripte von Gedichten, Reden, Kunst- und Wissenschaftswerken besitze, von welchen man die Druckausgaben, die von den Verfassern selbst veranstaltet oder doch aus ihren Manuskripten genommen worden sind, im Besitz und auf dem ständigen Büchermarkte hat? Und seltsam klingt die Antwort des Philologen: sehr viel liegt daran: die Reinheit und Vollständigkeit der Literatur, die Richtigkeit ihres Verständnisses, die wissenschaftliche Tüchtigkeit ihres Studiums.

Dem Philologen ist es ein ausgemachter Satz, daß das Fundament aller Literatur-Bewahrung, Erklärung und Ausbeutung die sogenannte diplomatische Kritik ist, welche die Texte aus den ursprünglichen Quellen konstatirt oder wenigstens so nahe den Quellen sie abfaßt, als der Stammbaum der erhaltenen Kopien zurückzugehen verstattet. Denn das wissenschaftliche Literaturstudium hat die umfassende Erfahrung gegeben, daß jeder Text in der Vervielfältigung und Fortpflanzung mannigfaltige Entstellungen erleidet. Kleinere und größere Schreibfehler reißen ein, Lücken und Weglassungen; in weiteren Abschriften wird oft von jenen das Störende beseitigt, von diesen das Klaffende ergänzt, aber ohne das Ursprüngliche zu treffen; und doch ist es diese glättere, obschon unrichtige Redaktion, die sich dann fortpflanzt. Aehnlich ergeht es mit Stellen-Verrückungen und zufällig entstandenen Ordnungs-Verkehrungen. Außerdem erhalten durch fremde Einschiebungen vermehrte Exemplare als scheinbar vollständigere ein Uebergewicht der Autorität, und dringen auch ganze Werke, die unecht sind, in die Sammlungen der echten ein. Dies, zusammen mit den Irrungen, die aus Sprachform-Aenderungen in Sinn-Aenderungen übergehen, ergibt zuletzt eine im Einzelnen höchst

entstellende, im Ganzen leidige Textverderbniß. Alsdann ist authentische Reinigung und Herstellung nur durch genaues Vergleichen der Mutterhandschriften und, im besten Fall, des Originalmanuskripts möglich.

Daher sind Handschriften der Fundamentalschatz der Literatur und kostbarste Bestandtheil der Bibliotheken, die Barren dieser geistigen Banken.

Aber — hör' ich mir entgegnen — dies gilt nur von der alten Literatur, deren sprachliche Reste durch viele Jahrhunderte schriftlich fortgepflanzt und durch die Hände von Abschreibern, die mit der nicht mehr lebenden Sprache immer weniger und immer mittelbarer vertraut waren, mangelhaft fortgepflanzt, natürlich einer vielfachen Verderbniß und Abweichung von der Urgestalt anheimfielen. Bei den Texten unserer Autoren, die durch den Bücher-Druck gleich in erster Erscheinung in zahlreichen Exemplaren verbreitet, sich viel sicherer in ihrer Erstgestalt erhalten, und deren Wiederauflagen Setzer und Revisoren derselben Nation und Sprache bewerkstelligen, können doch keine solchen Entstellungen einreißen, keine unechten Zuthaten und Fälschungen vorkommen. In welchem Grade gleichwohl auch hier die Entstellungen aufgelaufen sind, wollen wir nachher sehen. Zunächst bemerk' ich, daß auch Einmischung von Unechtem allerdings vorgekommen ist und Platz gegriffen hätte, wenn es keine aufmerkende Quellenkritik gäbe.

Nach Schillers Tod ist ein Gedicht auf Napoleon als von ihm herrührend im Morgenblatt veröffentlicht und anderwärts einige Jahre lang mit Schillers Namen in Umlauf gesetzt worden, bis der selige Langbein es gewahr wurde und sich als den Verfasser und die Broschüre, worin er es zuerst drucken lassen, nachwies. — Die Redaktoren der Werke Goethes, die von ihm bestellt waren, haben unter seine Gedichte ein Lied aufgenommen, das sie in einer Zeitschrift gefunden, welche lyrische Gedichte Verschiedener, ohne Namen, nur mit Chiffern unterzeichnet, enthielt, darunter einige bekannte von Goethe. Dies Mailied aber, das noch in der zweibändigen Großoktavausgabe von Goethes Werken steht, war von Jacobi und stand längst unter

den Gedichten, die er herausgegeben. Unter den Reflexionen und Maximen Goethes gehen als seine Gedanken einige geistreiche Sätze, von welchen erst vor wenigen Jahren bemerkt worden ist, daß sie wörtlich dem englischen Humoristen Sterne (Yorik) entnommen sind. Dies freilich ist nur eine scheinbare Fälschung, sofern die Revisoren versäumt haben, diese Sätze mit Anführungszeichen einzufassen. Denn Goethe hat weiter oben in derselben Gedankenreihe von dem Geist und Verdienst Yoriks gesprochen und war diese sinnigen Sätze als Aushebungen aus Yorik zu empfehlen gemeint.

Immerhin zeigen diese Beispiele, daß die diplomatische Kritik auch für unsere Klassiker-Ausgaben nicht überflüssig ist. Noch weit mehr aber ist in der Anwendung auf den ganzen Zustand unserer Klassikertexte, wie sie geworden, die Nothwendigkeit dieser methodischen Kritik ins Licht getreten durch die Nachweise, die in den letzten Jahrzehnten einige wenige Gelehrte in freiwilliger Thätigkeit, zunächst ohne Einfluß auf die Klassiker-Verlagshandlung gefördert haben. Unglaublich sind die privilegirten Cottaschen Ausgaben der Werke Schillers und Goethes von Anfang durch schlimme Druckfehler entstellt und fortwährend verderbt worden.

Den Schillertext hat der verstorbene Nürnberger Professor Joachim Meyer sorgfältig untersucht und an problematischen Stellen mit vielem Fleiß die älteren Ausgaben sowohl der Gedichte, als der Prosaschriften und der Dramen, auch ein Gedichtmanuskript aus dem Nachlasse Schillers verglichen. Damit ist erhärtet worden, daß die Cottaschen Ausgaben der Werke in den Gedichten sehr störende Druckfehler fortschleppten, in den Prosaschriften den Sinn verderbter Stellen durch falsche Korrekturen verändert, in den Dramen nicht nur Fehler in einzelnen Worten, sondern Auslassungen von ganzen Versgruppen im Dialog und unrichtige Verknüpfungen haben.

Die Leidensgeschichte des Goethe-Textes in den gesammelten Werken ist zuerst durch Hirzels Kritik auffällig und kürzlich durch eine Schrift von Michael Bernays ganz übersichtlich geworden.

Gleich der ersten Sammlung von Goethes Werken, der Göschenschen, sind nicht die Erstausgaben der Dichtungen zu Grund gelegt worden, sondern die Himburgschen Nachdrucke in der einen oder andern Auflage, die sie inzwischen gehabt, und aus ihnen sind viele kleine Aenderungen und schädliche Druckfehler schon in diese erste, vom Dichter selbst nur da, wo er Neues einfügte, revidirte Sammlung der Werke gekommen. Von dieser achtbändigen Ausgabe ließ Göschen sofort einen vierbändigen Nachdruck so sorglos absetzen, daß darin die Fehler des Textes noch beträchtlich vermehrt wurden. Und diese schlechte Ausgabe war es, die in die erste Cottasche Sammlung der Werke übergegangen ist.

Die erste Cottasche Sammlung hat aber außerdem neue Irrungen hinzugefügt, nicht minder die zweite Cottasche Gesammtausgabe diese fortgepflanzten Schäden durch andere Setzer- und Korrektoren-Mißgriffe noch erweitert. Wenn dann schon in der Ausgabe letzter Hand und in den vermehrten nach des Dichters Hintritt einzelne der neueren und der älteren Druckfehler verbessert wurden, obwohl keineswegs alle, so kamen dafür in diesen späteren Ausgaben allen bis zur letzterschienenen immer wieder andere Nachlässigkeiten, grobe Revisionsfehler und Redaktionsgewaltthätigkeiten neu hinzu: so daß also die privilegirte Verlagshandlung den Goethetext fortwährend mannigfach verwahrlost und in einer unwürdigen Entstellung verbreitet hat.

Wie sehr er der Reinigung und Herstellung bedürfe, hat Bernays an verderbten Stellen in den Mitschuldigen, im Werther, Götz, Clavigo, Elpenor, der Stella, der Iphigenie, der natürlichen Tochter, den Lehrjahren, Wanderjahren, Wahlverwandtschaften, den Briefen aus der Schweiz, Dichtung und Wahrheit, den guten Weibern aufgezeigt.

Man kann da sehen, daß es sich nicht eben um Kleinigkeiten und Silbenstechereien handelt, sondern die Darstellung des Dichters durch Ausdrucksverderb, Verwischung seiner Nüancen, Störung des Zusammenhangs eben solche Beeinträchtigungen erleidet wie ein Gemälde durch falsche Konturen und fremde, die Harmonie zerstörende Tinten.

Nicht nur der Genuß des Schönen wird abgeschwächt, sondern der Totalsinn entfremdet, das Verständniß des Dichtergeistes in Mißverständniß verkehrt.

Erlauben Sie mir ein paar Beispiele.

Goethes unvergleichlicher Ode Harzreise im Winter liegt ganz das eigenthümliche Abenteuer seines Rittes in den Harz im Dezember 1777 zu Grunde. Er begab sich dahin, von einer fürstlichen Jagd seitabwärts reitend, in der Absicht, incognito Einsichten in das Bergwerkwesen zu gewinnen, nebstdem, gleichfalls incognito, den gemüthskranken jungen Plessing in wohlthuender Weise zu besuchen, der in wiederholten Briefen den Dichter des Werther um Rath und Aufrichtung gebeten, dann auch um trotz der ungünstigen Jahreszeit den Gipfel des Brocken zu ersteigen. Dies alles, was ihm unter den größten Unbilden der Witterung und rauhesten Eindrücken von der Lebensnothdurft glücklich und mit dem heitersten Ende gelang, war von ihm als eine Orakelfrage an seinen Genius gemeint, der ihn durch Strapazen und Gefahren, durch Winterschauer und Menschennoth mit Duldermuth, Abhärtung, Gottvertrauen auf den Gipfel des Lebens heben sollte. Dieser Schwung, der die wirkliche Szenerie der Situation in großartiger Kürze abrollt, macht die Einheit der ganzen Ode. Da ihre andeutende Kürze etwas reizend Räthselhaftes hat, versuchte Kannegießer 1820 eine Erklärung derselben, die dem Dichter gefiel und ihn zu einer bestimmteren Eröffnung des Sinnes aus seiner Erinnerung veranlaßte. Gleich im Eingang stellt sich die Ode zwischen die Glücklichen und Unglücklichen und setzt dabei den auf Kampf angewiesenen Naturen, als den Kräftigern, die Wohlhabenden entgegen, die sich weichlich in Niederungen einnisten:

> In Dickichtschauer
> Drängt sich das rauhe Wild:
> Und mit den Sperlingen
> Haben längst die Reichen
> In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Als Goethe im Erklären an diese von Kannegießer nicht bemerkte Wendung kam, ward er beim Lesen des Gedichts in

der zweiten Cottaschen Gesammtausgabe zu seiner Ueberraschung gewahr, wie unkenntlich sie diese Wendung gemacht: indem, wie er sagt, „ein wunderlicher Druckfehler daher entstanden, daß Setzer oder Korrektor die Reichen, die ihm keinen Sinn zu geben schienen, in Reiher verwandelte, welche doch auf einiges Verhältniß zu den Rohrsperlingen hindeuten mochten. In der vorletzten Ausgabe stehen jene (die Reichen), diese (die Reiher) in der letzten."

Diese Verderbniß der echten älteren Lesart, welche, ohne diese Zwischenkunft des Dichters, die Cottaschen Redaktoren leicht, wie andere Druckfehler der spätern Auflagen, für eine nachträgliche Korrektur von ihm selbst würden ausgegeben haben, hat also durch einen glücklichen Zufall dazu gedient, die Lesung festzustellen und das rechte Verständniß des Gedichts zu erhöhen.

Aber andere, vom Dichter nicht wahrgenommene Abweichungen sind Grundlagen für ein ausgeführtes Mißverständniß geworden.

Goethes Faust, da, wo ihn Gretchen um seinen Glauben fragt, endet seine Flammenworte über die Unaussprechlichkeit des Gottgefühls:

Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür: Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Dafür setzte aber die zweite Cottasche Gesammtausgabe:

Natur ist Schall und Rauch.

In dieser Fassung hat ein berühmter akademischer Gemüthsphilosoph die Worte als tiefsinnigen Dichterausspruch zum Thema eines beredten Vortrags genommen und darin mit Begeisterung Ansichten entwickelt und für Goethes Bekenntniß gegeben, die mit dessen energischer ethischer Naturanschauung im stärksten Widerspruch stehen.

Noch ganz vor Kurzem hat ein einziger falscher Buchstabe eine gelehrte Exegese veranlaßt, die dem Dichterjüngling Goethe

einen unwillkürlich hervorleuchtenden sehr hohen Preußischen Patriotismus unterschob.

Professor Rötscher in seinen dramaturgischen Problemen vom Jahre 1865 im zweiten Heft hebt unter der Ueberschrift „Erklärung einer dunkeln Stelle in Goethes Clavigo" aus der Unterredung zwischen Clavigo und Carlos im vierten Akt die Selbstberühmung des Carlos hervor: „Nun auch! wenn ich, der ich — — dabei war, da dem Ersten unter den Menschen die Angsttropfen auf dem Gesichte stunden, wenn ich so ein Possenspiel nicht entwickeln wollte." „Wer ist hier", fragt Rötscher, „unter dem Ersten unter den Menschen verstanden? Nur eine große historische Persönlichkeit kann gemeint sein, sonst wäre die Stelle Unsinn, und muß dieselbe ein Zeitgenosse des Carlos gewesen sein. Nur Friedrich der Große ist es, den auch Carlos sehr wohl kennen konnte, und glauben wir, daß diese Worte auf den Ueberfall bei Hochkirch hindeuten sollten, wo dem großen König die hellen Angsttropfen auf dem Gesichte gestanden haben können." — Dazu folgt im dritten Hefte derselben Zeitschrift „Noch eine Bemerkung über die Stelle im Clavigo von Boumann" der gleichfalls urtheilt, der von Carlos gemeinte Erste unter den Menschen könne füglich kein anderer Zeitgenosse desselben sein sollen als Friedrich der Große, aber diese Aeußerung als in ihrem Zusammenhang nicht gleich verständlich und in Carlos Munde ungehörig mit der Absicht rügt, dramatische Dichter vor dergleichen Fehlern zu warnen.

Und in der That müßte die Seele des jungen Dichters von höchster Bewunderung des königlichen Kriegshelden perennirend erfüllt gewesen sein, wenn dessen Bild im Gedränge bei Hochkirch ihm in die fremde Szene dieser Liebschaft-Tragödie und in diese ganz abliegende Rolle des frivolen Lebemanns der spanischen Gesellschaft so ohne Weiteres hereintreten und er dabei voraussetzen konnte, mit dem Ersten unter den Menschen und den einstmaligen Angsttropfen sei Friedrich II. ohne Nennung sofort jedem Hörer deutlich bezeichnet.

Die Sache ist nur die, daß Carlos ganz allgemein sich seines Mitmachens böser Händel rühmt, die den Tüchtigsten heiß

gemacht. Goethe hat an keinen gleichzeitigen Feldherrn gedacht, sondern geschrieben, wie in den fünf Originaldrucken des Clavigo steht, „der ich schon fünfundzwanzig Jahre mitlaufe und dabei war, da den ersten unter den Menschen die Angsttropfen auf dem Gesichte stunden“. Erst in zwei Auflagen des Himburgschen Nachdrucks ist die kleine Aenderung von den in dem aufgekommen, die Goethen den späten Schein einer so unzeitigen indirekten Apostrophe an den großen König und darüber die naive Boumannsche Kritik des dramatischen Fehlers — neunzig Jahre nach Abfassung des Clavigo — zugezogen hat.

Um solche nachträgliche unverdiente Zuschiebungen dem Dichter zu ersparen, ist es also nöthig, bis auf den Buchstaben den Originaltext zu hüten; und so haben sich viele sinnschädliche Entstellungen durch Zurückgehen auf die Erstausgaben abweisen lassen. Da aber auch diese, wie natürlich, nicht ohne Druckfehler sind, so behaupten den ersten kritischen Werth die Handschriften. Wenn wir mit unsern Beobachtungen bei Goethe bleiben, so kann in Betracht kommen, daß Goethe die einzeln herausgegebenen Dichtungen bei der Aufnahme in die Gesammtausgaben theilweise umgearbeitet und auch an der Revision derjenigen, an welchen er Nichts zu ändern beabsichtigte, obschon er notorisch dies Geschäft befreundeten Literaten anvertraute, doch einigen Antheil genommen hat. Man kann daher bei der Abweichung einer Lesart im spätern Text der Werke von jener der Erstausgabe die Möglichkeit nicht leugnen, daß sie eine nachträgliche Verbesserung vom Dichter selbst sein könne. Meist wird zwar eine gesunde innere Kritik, Erwägung des Zusammenhangs und Vertrautheit mit der Sprache des Dichters über ein solches Dilemma nicht lang im Zweifel bleiben. Gleichwohl hat der Redaktor der letzten Cottaschen Gesammt-Ausgabe Heinrich Düntzer die Druckfehler, die er aus den früheren Cotta-Ausgaben unbesehen aufgenommen hatte, mit diesem Vorgeben der Selbstrevision des Autors gegen dessen Schreibungen in den Erstausgaben vertheidigt, und hat auf diese Weise auch wundersam genug den vorgeschrittenen Dichter in einer ganzen Reihe seiner angeblichen Selbstverbesserungen ganz mit den vorhergegangenen Setzer-Versehen und

Korrektoren-Mißgriffen der Himburgschen Nachdrucke übereintreffen lassen. Ebenso hat er durch Erklärungsanstrengungen Lesarten in den von Goethe ausgegangenen Einzel-Ausgaben, an deren Stelle in der Sammlung der Werke andere getreten waren, für Druckfehler erklärt, die Goethe das erstemal in der Korrektur nicht wahrgenommen gehabt. Gegen solche Sophismen ist es dann von Werth, wenn man das Manuskript befragen kann. Und so war es erfreulich, daß vor Kurzem, als Düntzer in einem Passus in Wilhelm Meisters Lehrjahren die spätere Lesart „in dieser Welt" gegen die der Erstausgabe „in dieser Weste" für einzig des Dichters würdig, die letztere aber für einen lächerlichen Fehler des ersten Setzers erklären wollte, Herr v. Loeper, der im Besitz der Handschrift dieses Roman-Buches ist, versichern konnte, der Setzer habe nicht geirrt, diese Lesart sei die authentische.

Einen gleichen Schutz gegen eine willkürliche und geschmacklose innere Kritik können Handschriften da geben, wo die Erstausgaben wirklich Druckfehler haben.

So kommen in dem klassischen Gedicht Auf Miedings Tod die Verse vor:

> Und du, o Muse, rufe weit und laut
> Den Namen aus, der heut uns still erbaut! — —
> Nenn ihn der Welt, die, kriegrisch oder fein,
> Dem Schicksal dient und glaubt ihr Herr zu sein,
> Dem Rad der Zeit vergebens widersteht,
> Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht.

Die Ausführung des Bildes, des betäubten Sich-drehen-müssen, läßt hier keinen Zweifel, daß von dem vielgenannten Rade der Zeit, nicht von einem Rathe die Rede ist, den die Zeit ertheile. Obgleich daher schon in der ersten Druckausgabe von 1789 und durch alle folgenden bis zur neuesten Cottaschen dasteht: 'dem Rath der Zeit', haben vertraute Leser Goethes längst in ihrem Exemplar sich das th in d selbstverständlich berichtigt. Gegenüber der Cottaschen Redaktion, die ihren Rath mit Berufung auf den Erstdruck festhält, ist der Nachweis von Hirzel stichhaltig, daß in der handschriftlichen Niederlegung des

Gedichts im Tiefurter Journal, die sieben Jahre früher geschah als der Erstdruck, das vom Sinn geforderte d sich findet. Als herrührend aus dem Entstehungsjahre des Gedichtes selbst hat diese Manuskriptschreibung nähere Autorität. Und somit bedarf es nun wohl keiner weitern Beleuchtung, wie wichtig vollends für die Texterhaltung und Sicherung gegen Verderb und Mißverstand die Originalhandschriften der Autoren selbst, die Autographen sind.

Wegen der anerkannten Nothwendigkeit diplomatischer Kritik ist es nicht zu verwundern, wenn Gelehrte voraussetzen, von den Weimarischen Klassikern müsse die Großherzogliche Bibliothek mehr als andere Gelegenheit gehabt und genutzt haben, viele vorzügliche Autographa, namentlich auch Originalmanuskripte wenigstens von einem oder dem andern ihrer Hauptwerke zu erwerben und zu bewahren.

Des letzteren Besitzes können andere Bibliotheken, ja auch Privatsammler sich rühmen: wir leider nicht. Um so erfreulicher ist es, daß wir doch eine Anzahl schätzbarer, zum Theil sehr interessanter und werthvoller Autographen von diesen Weimarischen Heroen der Munifizenz der letztverewigten und der gegenwärtig regierenden Landesfürsten zu verdanken haben.

Wenn es angemessen sein dürfte, daß von diesem Besitz von Zeit zu Zeit einige Rechenschaft gegeben werde, so beschränk' ich mich bei gegenwärtigem Anlaß auf Bezeichnung Goethescher oder Goethe betreffender Autographa.

Zu den auf der Bibliothek bewahrten Originalbriefen Goethes an Oeser und denen an Heinrich Meyer, Dokumenten für viele Verhältnisse des Dichters, vornehmlich für seinen Zusammenhang mit den Interessen bildender Kunst, hat der Großherzog Carl Friedrich Briefe Goethes an den Oberhofmeister und Dichter von Einsiedel, Zeugnisse von Goethes Verhältniß als Theaterdirektor zu Einsiedels dramatischen Arbeiten, hinzugefügt durch die Schenkung Einsiedelscher Reliquien an die Bibliothek.

Einige auf unserer Anstalt verbliebene Akten-Blätter von Goethes Hand oder Signatur, die das Inventar oder die Ver-

waltung der Bibliothek betrafen, sind von der Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna durch sechs verschiedene Aktenstücke verwandten Inhalts vermehrt worden, die aus den Jahren 1809, 1812, 1813 und 1824 herrühren. Drei davon beziehen sich auf Bibliothek-Geschäfte, eins auf Kunstarchäologie, zwei vom Jahre 1809 und 1812 auf Goethes Verwaltung der Museen und unmittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaft.

Aus gleicher Schenkung dokumentiren ähnliche Zweckbezüge 29 Briefe Goethes an die Frau Großherzogin-Großfürstin.

An diese reiht sich ein kleines Album Goethes mit Namens-Einschrift und 4 Zeichnungs-Skizzen, ferner 2 Blätter, worauf er mit Bleistift einige Zeilen Gedicht-Brouillons hingeworfen hat.

Weit das kostbarste Autograph des Dichters aber, das die Fürstin für die Bibliothek erworben hat, ist die schöne Handschrift der Marienbader Elegie vom September 1823, dieser schwungvollen, tiefleidenschaftlichen, jünglingszarten Liebesklage des vierundsiebzigjährigen Sängers, die er mit dem Motto aus seinem Torquato Tasso überschrieben hat:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Bekanntlich hat er diese Elegie ein Jahr später mit Voraussendung eines Prologs An Werther und mit einem Epilog Aussöhnung, unter der Ueberschrift Trilogie der Leidenschaft der Jubel-Auflage seines Werther zum Eingange gegeben.

Wir besitzen sie aus der Entstehungszeit, Ueberschrift, Motto und ihre 21 sechszeiligen Strophen auf 5 Blätter Velinpapier eigenhändig mit festen, runden, freien Zügen lateinischer Cursivschrift geschrieben. —

Indem ich nun zu den neueren Bereicherungen dieses Handschriftenbesitzes übergehe, muß ich als besondere Vorzüge, die sie dem größeren Theile nach auszeichnen, einmal hervorheben, daß sie uns Rückblicke öffnen in die Anfangsperiode von Goethes Weimarischem Leben, in die Bewegungen, Spiele, Studien seiner Weiterentfaltung, so wie in die Epoche der klassischen Fassung, mit welcher er aus der italienischen Reise hervortrat; sodann daß

auch ungedrucktes Poetisches darunter ist, wonach sie als Unika zu schätzen sind.

Gleich das neuest Erlangte dieser Pretiosen vereinigt beide Vorzüge. Es ist ein Gedichtchen aus dem ersten Jahr, in welchem der Jüngling, noch von seinem Herzen nach Frankfurt zurückgezogen, Weimar angehörig wurde; und es sind diese eigenhändigen Verszeilen allen auf Goethe-Zeilen spionirenden Literaturjägern unbekannt, zu Frankfurt im Privatbesitz geblieben bis vor einem Jahr [1865]: wo sie, entdeckt von Herrn v. Beaulieu, durch unsere Fürstin für die Bibliothek acquirirt wurden.

Es ist ein Erstdruck der Stella, des Schauspiels für Liebende vom Jahre 1776, worin auf dem Blatte nach dem Titelblatt mit dem unverkennbaren Handzug des Dichters und der Unterschrift G. geschrieben steht an Lili:

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
  War stets dein Bild mir nah,
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
  Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
  Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
  Vor Liebe flieht.

Die Wege nun aber, auf welchen, von dieser reizenden und gefährlichen Leidenschaftspoesie aus, der berufsvolle geniale Vertraute des Herzogs in neue Formen überging, diese Wege, Verhältnisse, gesellige Dichtungsübungen werden mannigfach berührt von denjenigen Handschriften, die schon vor etlichen Jahren durch eine reiche Spende des jetzt regierenden Großherzogs aus dem von Knebelschen Nachlasse der Bibliothek angeeignet worden sind.

Der ganze Komplex dieser Erwerbung umfaßt zwar einen viel längeren Zeitraum. Es sind 10 poetische oder auf Poesie bezügliche Manuskripte von 1781 bis 1824, worunter 7 Unedirtes enthalten; es sind 2 Reisedokumente von 1785 und 1792, außerdem 23 Briefe und Billete von Goethe an Knebel von 1780 bis 1824, darunter 14 durchaus eigenhändige, 13 ungedruckte oder wenigstens theilweis ungedruckte.

Ich erwähne indeß zuerst ein Broschürchen, dessen 2 Blätter nicht von Goethe beschrieben, aber ein gleichzeitiger Bericht sind von der Darstellung seines Neuesten von Plundersweilern, für Knebel aufgezeichnet von dem Hoftanzmeister Aulhorn, der als lustige Person dabei gedient, als Goethe im Kostüm eines Plundersweiler Senators die Herzogin Amalia zur Besichtigung des barocken Literaturgemäldes einlud und dann das Bild mit den humoristischen Versen pathetisch erklärte.

Als eine burleske Darstellung des damaligen Literatur-Zustandes mit manchem treffenden Pritschenschlag, bei witziger Vorstellung derjenigen Durchgangs-Phasen, in welchen Goethe selbst hoch hervorgeleuchtet hatte und die jetzt Andere in's Breite trieben, während er zu neuen Bildungen ansetzte, bezeichnet dies Gedicht in heiterer Weise dieselbe Epoche, deren ernsthaftes Bewußtsein er gleichzeitig in seinem durch Friedrich des Großen Kritik veranlaßten Gespräch über die deutsche Literatur niederlegte. Und wegen dieser Bedeutung des Poems ist es angenehm, in unserm kleinen Manuskript seine dramatische Einführung im Weihnachts-Saal der Herzogin-Mutter spezieller als in Goethes eigenem späteren Bericht von einem gleichzeitigen Zeugen angegeben und vergegenwärtigt zu erhalten.*)

Einen Monat später, von der Redoute, in welcher das Geburtsfest der regierenden Herzogin Luise gefeiert wurde, datirt sich das Pantomimische Ballet, untermischt mit Gesang und Gespräch, von welchem Goethe in seinen Werken weiter Nichts herausgegeben hat als die anmuthvollen Verse, die, auf einem Bande gedruckt, von Amor am Schlusse des Zauberspiels der Herzogin überreicht wurden. Welchen freundlichen Bezug auf die Zustände der Gesellschaft die Touren des Festspiels hatten, wo eine gefesselte und geneckte Welt durch Amors Hervorgang aus dem Karfunkelstein sich in einen Freudensaal der Eintracht verwandelte, wußten wir nur aus einer brieflichen Beschreibung des Fräulein von Göchhausen an Merck. Unser Manuskript aber gibt das ganze Szenar der drei Akte, die Dialoge, die kurzen

*) Der Bericht ist oben S. 531 f. abgedruckt.

Gesangstücke und Chöre und erweist sich als authentisch durch eigenhändige Revisions-Korrekturen von Goethe und durch die Beilage der Briefzeilen desselben vom 9. März 1782, womit er dem Freunde „das Ballet zum 30. Jan." übersendet. Beiläufig bemerk' ich, daß unsere Bibliothek auch noch jenes Band mit der Huldigung an die Herzogin unter 9 andern beversten Bändern von ähnlicher Bestimmung, einem Vermächtniß von der Kammerfrau Musculus, aufbewahrt.

Mit dieser Bestrebung des Dichters, den Lebenskreis der neuen Heimat zu verschönern, stand gleichzeitig seine Richtung auf Epigramme im Zusammenhang, die nicht bloß auf dem Papier stehen, sondern auf wirklichen Inschrift- und Postamentsteinen die fürstlichen Parks, wie auch seinen eigenen Garten zieren sollten. Von dieser Dichtart sind zwei Proben auf einem unserer handschriftlichen Blätter, aus dem Jahre 1782. Goethe hat sie von seinem kleinen Zögling Fritz von Stein für Knebel schreiben lassen, der von Weimar verreist war. Die Ueberschriften sind aber von Goethes eigener Hand. Die eine heißt Deinem Schreibtisch (denn Knebel hatte Möbel und Bücher in Goethes Verwahrung gelassen). Dies ungedruckte Epigramm lautet:

> Mich erbaute zuerst ein Denker, weihte der Liebe,
> Weihte der Freundschaft mich ein, stillem Genusse der Welt.
> Doch es ward die Stadt ihm zu eng, er eilte von dannen,
> Ließ dem Freunde mich stehn, der mich nun emsig besitzt,
> Der dem schönen Gefilde, den holden Stunden entsagend,
> Sich der Mühe zu weihn, wählte die engere Stadt.

Es deutet dies auf die damals gedrängten Amtsgeschäfte des Dichters als Kammerpräsident, mit welchen gleichwohl auch wieder gesteigerte Naturstudien zusammenhingen, jene geologischen und montanistischen Umschaue, in deren Verlauf die Reise in's Fichtelgebirge im Sommer 1785 gehört. Von dieser haben wir in den Knebelschen Papieren eine eigene spezifizirende Urkunde, die ausführliche Reiserechnung für den Begleiter Knebel, eigenhändig summirt und quittirt von Goethe. Auf den Antheil aber seiner Poesie am Schmuck der nächsten Naturumgebung bezieht sich auf

dem letzterwähnten Blatte das andere Epigramm von 1782, überschrieben Die Nachtigall, die bekannte Inschrift, welche Herzogin Amalie in Tiefurt mit dem Amor, der die Nachtigall füttert, in Stein hat setzen lassen.

Daran reiht sich uns ein zierliches Oktavblättchen, auf dem eine Variante von jenen Verszeilen zu lesen ist, welche Goethe in seinen Gedichten unter dem Titel Geweihter Platz hat drucken lassen, wobei kein bestimmter Bezug in's Licht tritt. Hier aber haben wir die ältere Form, sorgfältig geschrieben von der Hand der Herzogin Amalie mit der Aufschrift Unter Wielands Büste im Garten zu Tiefurth.

So haben die Zeilen doppelten autographischen Werth, und wird durch die ausgesprochene Bestimmung derselben erst recht fühlbar, wie gefällig Wielands Dichtweise gespiegelt ist in der Wahl der Bilder von Anfang und in den Schlußworten:

Was glücklich die Erde
Reizendes hervorbringt,
Erscheint dem wachenden Träumer,
Dann erzählt er's den Musen,
Und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren ihn die Musen
Bescheiden Geheimnisse sprechen.

Ich übergehe drei andere eigenhändige Reimsprüche Goethes, von welchen zwei schnurrige zwar nicht in seinen Werken, aber anderweit gedruckt vorhanden sind, obschon in etwas abweichender Form, ein drittes, derb moralisch, unedirt ist.

Ein Distichon ferner, auf die Adresse eines Couverts für Druckmanuskript hingeschrieben, ist ein augenblicklicher Scherz, dessen bestimmter Bezug zu rathen bleibt. Es lautet:

Völligen Unsinn siegelt' ich ein, geschriebnes Geschreibe:
Oeffn' es nicht, sonst schwirrt Käfer auf Käfer heraus.

Unter diesen Hindeutungen von Goethes Neigung zur Gedankenkonzentration in Spruchweise und den mannigfaltigen Fassungen, in welchen er diese Neigung auf allen Stadien seiner Laufbahn von jungen Tagen bis in die Altersepochen bethätigt hat, macht einen engern Gegenstand nicht uninteressanter Be-

obachtung die allmähliche Ausbildung des klassischen Epigrammenrhythmus in der Distichenform.

Anfangs, als er 1782 neben jenen obenberührten poetischen Inschriften eine ganze Anzahl ähnlicher Sinnsprüche in Hexameter und Pentameter faßte, folgte er im Bau nur seinem Gefühl, und dies leitete ihn öfter sehr glücklich, ließ aber andere Versuche noch merklich mangelhaft. Da er dies selbst wahrnahm, machte er sich immer wieder ein eigenes Studium aus der rhythmischen Form als solcher. Zu den mehrfachen Spuren, daß Goethe Aufmerksamkeit darauf wandte, wie Andere vor ihm die antike daktylische Bewegung in der deutschen Sprache auszuprägen gesucht, gesellt sich von den genannten Handschriften ein bisher ungedruckter eigenhändiger Brief an Knebel vom Sommer 1789, der, abgesehen von andern darin sichtbaren Richtungen seiner lebhaften Geistesthätigkeit, Goethes Beachtung desjenigen Poeten beweist, der zuerst im Anfang des 18. Jahrhunderts deutsche Distichen geschmiedet hatte. Heräus nämlich machte auf Kaiser Carl VI. Geburtstag 1713 den sogenannten „Versuch einer neuen Teutschen Reimart", hexametrische und pentametrische Verse, die er indeß zugleich auf einander reimte. Dann gab er sie aber in einer Sammlung, die 1721 erschien, verändert und ohne Reime. In dieser Form schrieb Goethe für Knebel zwei dieser Distichen ab und den Namen Heräus darunter. „Hier," sagt sein Brief, „schicke ich Dir die Hexameter und Pentameter des Heräus, auf welche man wohl nicht eifersüchtig zu sein braucht." Dann verspricht er Knebeln beim nächsten Wiedersehn mit einigen Späßen im antiken Stil zu regaliren. „Ich kann von diesem Genre nicht lassen, ob mich gleich mein Heidenthum in wunderliche Lagen setzt."

Dieser Brief versetzt uns mitten in die Entwicklung von Goethes klassischem Stil. Ursprünglich hatte er mehr als irgend ein Moderner den Zug ins Naive, das mit der arglosesten Naturaufrichtigkeit dem momentan Wirklichen die volle Totalität der Seele gibt. Es war eben dieses, was den Jüngling in die Leidenschaftspoesie führte. Als er aber von dieser zur nüchternsten Naturanschauung, zur Weltmannsbildung und freien sittlichen Erfahrung fortschritt, ward er sich, bei dem steten Zug seines

Genius zum poetischen Abschluß des Lebens, in jeder Richtung bewußt, daß die Anschauung den vollen Wirklichkeitsgehalt und die lautere Schönheit nur gewinne, wenn ihr Ausdruck unabhängig von jedem System und jedem abstrakten Idealismus sich auf das Individuell-Wahre stellen und im konkreten Moment erschöpfen kann. Und indem er so das Naive durch die Bildung durchsetzte, gewann er seinen klassischen Stil. Er führte ihn aus in seiner episch-plastischen Roman-Prosa, welche Objektivität mit einer Einfachheit und Aetherleichtigkeit verbindet, die sonst nirgends gefunden wird, und in seinen römischen Elegien und venetianischen Epigrammen, deren individuelle Lebensfülle sich in einem rhythmischen Gleichgewicht als seinem natürlichen Puls und Athem wiegt, wie es ähnlich nur in den schönsten griechischen und römischen Mustern gegeben ist. Wie in der Antike die lauterste plastische Kunst die unverstellte Naturform fordert, so ist in Stoff und Motiv diesem klassischen Stil Goethes das natürlich Sinnliche, das momentan Konkrete, das Leichtfertige wesentlich. Es hat in seiner Romandichtung Freunden und Zeitgenossen Anstoß gegeben und gibt noch Anstoß, aber nur Solchen, die sich der Poesie nicht hinzugeben vermögen, in deren Vertiefung es in reine Anschauung und Seelenhöhe sich löst. Es hat nicht minder Anstoß erregt in seinen Elegien und Epigrammen, ohne daß man begriff, wie in diesen scheinbaren Kleinigkeiten, Leichtfertigkeiten, naiven Affekten die eminenteste Lebendigkeit mit dem anspruchslosesten Ausdruck und der frischen unaufhaltsamen Anmuth Eins ist, die Niemand leugnen kann, und daß in der vollen Familiengleichheit mit diesen heitern Abstrahlungen individuellen Genusses auch die Ausdrücke der gefaßtesten sittlichen Empfindung, die Sprüche politischer Weisheit und edeln Sinnes mit derselben Leichtigkeit hervorgehen und wirken.

Darum will ich hier aus dem Handschriftenbesitz, den wir der Munifizenz des Großherzogs danken, nur noch das Autograph der klassischen Elegie Das Wiedersehen aus dem Jahre 1800, und die Perle dieser Schenkung anführen: Goethes Brief an Knebel aus Venedig vom Frühjahr 1790. Er ist durchaus autograph, mit Adresse und dem Siegel (einem

antiken bacchischen Kopf) erhalten, und er enthält 10 seiner venetianischen Epigramme, darunter zwei ungedruckte, ein zweizeiliges und ein vierzeiliges, im Ganzen 22 Distichen; dazu 12 Zeilen erklärende Anmerkungen. Darunter stehen die Briefworte:

Hier schicke ich Dir, lieber Bruder, ein Blättchen Gedichte, alle Eines Inhalts, Herder wird ein manigfaltigeres mitgetheilt haben. Besser ist es immer, mit den Resultaten unsres Daseins die Freunde ein wenig ergötzen, als sie mit Confessionen, wie uns zu Muthe ist, wo nicht traurig, doch nachdenklich zu machen. Grüße alle. Bald send ich wieder ein Blatt. Lebe wohl. Mich verlangt sehr wieder nach Hause.

Den 23. April 1790.

Heute erhalte ich einen Brief von Frau von Kalb, das erste Wort, das ich von Haus sehe. Grüße sie und danke ihr. Ueber acht Tage erhält sie auch ein Blatt Epigramme. Sie wachsen hier wie die Pholaden. Leb wohl. Behalte mich lieb. Die Herzogin kommt den 7. Mai hier an.

Goethe.





Register.

(Die besprochenen Werke Goethes sind in alphabetischer Ordnung unter „Goethe" aufgeführt, die Berührungen und Beziehungen des Dichters mit Personen unter deren Namen.)

Aennchen (in Leipzig) 34
Afffprung 509
Amalia, Herzogin, 58. 59. 478 f.
'Anmerkungen über die französische Schrift von der deutschen Sprache und Literatur' 509
Anzeigen, Frankfurter Gelehrte, 46 f.
Arnim, A. v., 389. 392 f.
Arnim, Bettina v., 393
August, Prinz von Gotha, 199. 223 f. 230.
Aulhorn, Hoftanzmeister, 531 f. 561
Autographen 543 ff.

Baden, Markgraf von, Karl Friedrich 242
Basedow 54. 73
Baty 174. 238 f.
Behrisch 34 f.
Bernays, M. 551 f.
Bettina 393
Böttiger 367 A.
Boisserée 390. 391. 394
Branconi, Marquise, 6. 199
Braunschweig, Herzog von, Karl Wilhelm Ferdinand 244 f. 479
Brentano, C. 389. 392 f. 414 f.
Brion s. Friederike.
Bürger, G. 148. 153
Büttner 238
Buff s. Lotte.

Carl August s. Karl.
Cervantes Don Quixote 276
Cholevius 282. 284
Claudius, M. 147. 153
Constantin, Prinz von Weimar, 164. 189. 223. 241
Cotta, Verlagshandlung, 551 ff.
Cramer, C. F. 539 ff.
Creuzer 390

Dalberg, K. Th. von, 59. 241. 329 A. 478
Dante 276
Daru 476 ff.
Dénon 475
Dessau, Fürst von, Leopold III. 242. 243 ff.
Devrient, E. 280 f. 284
Drama 418 ff.
Duclos 219
Düntzer, H. 4. 482 f. 529. 556 f.

Eckermann 482
Edelsheim 137. 242. 252
Einer (Schauspieler) 292
v. Einsiedel, 6. 59. 494. 516. 558
Erfurt, Kongreß zu, 467 ff.

Fahlmer, Johanna, 485 ff.
Fichte, J. G. 383
Fouqué 389. 392 f.

Frankfurt 29. 33. 131. 134 f.
Frankfurter Gelehrte Anzeigen 46 f.
Französische Revolution 462 ff. 471
Friederike von Sesenheim 15 ff. 40 f. 45
Friedrich der Große 506 ff. 529. 555
Fürstenbund 249

Gellert, C. F. 33
Genast (Vater) 293
Gleim 367 A.
Görres 389. 415
Göschen, Verlagshandlung, 552
Goethe Knabenzeit 29 ff. Universitätsjahre 32 ff. Frankfurter Zeit (1771—1774) 45 ff. Verkehr mit geringeren Leuten 30 f. 36 f. 135. 138. 139. 179 f. Liebesleben 72 f. 185. Eintritt in Weimar 59 ff. 77 ff. 559. Als Staats- und Geschäftsmann 98 ff. 503 ff. 562. Adelung 13 f. 109. 152. 194. 213. Italienische Reise 120 f. 204 f. 209. 259 f. 263 f. 271 f. 559. Politische Anschauung 462 ff.; s. Friedrich der Große und Napoleon. Verhältniß zur französischen Revolution 329 A. 332. Patriotismus 20 ff. 42. 416. Stellung in den Literatur- und Zeitbewegungen 343 ff. 368 ff. Verhältniß zur Natur und naturwissenschaftliche Arbeiten 111. 128 ff. 169 f. 176. 200 ff. 207. 221 f. 238 ff. 257 f. 261. 378. 562 f. Verhältniß zur Kunst 36. 42. 63 f. 74. 112. 228 f. 260. 264 f. 267 ff. 379. 387. 559. Verhältniß zum Theater 263 f. 265 f. 280 ff. 328 ff. 379. Lebensbildung und Entwickelung 376 ff. 559 ff. Schriftstellerische Oekonomie 491 f. Anlage und Eigenart 16 ff. 22. 36 f. 39. 40 f. 43. 45. 47. 49 f. 53 f. 59 f. 62 ff. 68 ff. 124 ff.

Goethe
135 ff. 141. 144 f. 175. 204 ff. 210 ff. 356 f. Spinozismus s. Spinoza. Mystik 38 f. Bibelstudium 220. Volksmäßige Formen und Sprache 43 f. 48 f. 63. 148. 519 f. Dichterstil 197. 205 ff. 305 f. 331. 564 f. Handschrift 546. Sammlung seiner Werke 123. 273. 352. 421. 552. Text 551 ff.

Werke:
Abschiedsgruß der Engelhäuser Bäuerinnen 273
Ahasver 56
Die Aufgeregten 329 A.
Aus meinem Leben s. Wahrheit und Dichtung
Balladen 44. 371. 381
Balletkomödien 492 f. 561 f.
Baukunst, von deutscher, 42
Der Becher 205 f.
Biblische Fragen, zwei, 44
Brief des Pastors 40
Der Bürgergeneral 299. 329 A. 330. 335
Cäsar 56 (vgl. 479 f.)
Claudine von Villa Bella 57. 69. 71. 73. 78. 148
Clavigo 56 f. 555 f.
Egmont 56. 58. 101. 146. 148. 154. 197. 213. 217. 330 f. 337 f. 354. 370. 374. 463.
Eislebenslied 157
Elegien 492. Marienbader 559. Römische 353. 361. 371. 377. 381. 565
Elpenor 102. 111. 217 f. 335
Die Empfindsamen 67. 157
Epigramme 205 f. 208. 213. 562 ff. Ungedrucktes auf Don Carlos 309. Ungedrucktes auf Knebels Schreibtisch 562. Weiteres Ungedruckte 563. Venetianische 361. 371. 377. 381. 565 f.
Des Epimenides Erwachen 484
Epiphanias 157

Goethe
Erwin und Elmire 57. 69. 71. 73. 148
Euphrosyne 294 f.
Der Falke 73
Farbenlehre 421
Faust 39. 41. 42 f. 46. 49. 55. 56. 101. 146. 154. 337. 354. 362. 370. 374. 394 ff. 408 ff. 421. 554
Die Fischerin 157. 208. 282
Für ewig 208
Gebirgslehre 224
Gedichte, lyrische 34. 36 f. 40. 44. 48. 56. 57. 58. 65. 72 f. 103. 157 f. 165. 206. 218. 354. 362. 374. 377. 379. 381. 417
Die geflickte Braut 67. 281
Die Geheimnisse 102. 199. 208 f. 219 ff. 244. 250
Die Geschwister 65 f. 70. 73 ff. 87 ff. 157. 281. 330
Gespräch über die deutsche Literatur 213. 511 f. 529. 561
Geweihter Platz (unter Wielands Büste) 563
Götter, Helden und Wieland 49
Das Göttliche 168. 220
Götz von Berlichingen 23. 39. 41. 42 f. 44. 46 f. 69. 70. 71. 75. 130 f. 148. 335. 463. 507. 509 f. 512. 513 f. 515
Granit, über den 201 f.
Grenzen der Menschheit 168
Der Großkophta 298 f. 329 A. 330. 354. 463
Hans Sachsens poetische Sendung 63. 80. 91. 103. 157
Harzreise im Winter 67. 167. 179. 553 f.
Hermann und Dorothea 362. 367. 371. 375
Höllenfahrt Christi 30
Hofgedichte 214
Idyllen 371
Ilmenau 110. 145. 153. 164. 197. 205. 236

Goethe
Iphigenie 101. 103. 146. 157 f. 172. 282. 331 f. 354. 370. 374. 520 f.
Jahrmarktsfest zu Plundersweilern 48
Jery und Bätely 157. 335
Der Kaiserin von Frankreich im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad 483 f.
Künstlerlieder 62. 78
Künstlers Erdewallen 48
Die Laune des Verliebten 34. 335
Leiden des jungen Werther s. Werthers Leiden
An Lida 205 f.
Lieder s. Gedichte
Lila 65 f. 157
An Lili 560
Mahomet 56. nach Voltaire 385. 477
Marienbader Elegie 559
Maskenzüge 103. 157. 193. 214
Meine Göttin 167. 191
Miedings Tod 103. 145. 153. 197. 205. 213. 233. 282 f. 557 f.
Die Mitschuldigen 35. 335
Nachtgedanken 205 f.
Narrenschneiden 282
Die natürliche Tochter 332 ff. 385
Naturwissenschaftliches s. oben unter Goethe.
Nektartropfen 205 f.
Der neue Paris 30
Das Neueste von Plundersweilern 157. 213. 517 ff. 537 ff. 561
Oden 167 f. 197. 202. 205 f.; an Behrisch 34
Operndichtung 330. 379
Pandora 393 f. 421 ff.
Pater Brey 48
Planetentanz 242
Prolog zu Medon von Clodius 35 f.
Prolog zu den neuesten Offenbarungen u. s. w. 48
Prologe s. Theaterreden

